Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

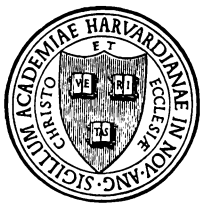
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 7995 H

Digitized by Google

KPH 9001

Harvard College Library



FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitschr. 1932, 1
Kiel
HARVARD COLLEGE SEP 15 1930 LIBRARY
Z 29 9001 1

Register.

Zweiundachtzigster Band.

Politisches und Sozialpolitisches. Seite

Adler, Dr. Max, Die südslawische Revolution 819
Corbach, Otto, Baltischport 433
Gaulke, Johannes, Milliardäre und Milliardenkultus 593
— Der sozialdemokratische Parteitag 625
Ilgenstein, Heinrich, Geizkragen Deutschland 197
— Meister Wallot 529
— Das verbrecherische Deutschland 545
— Richard Strauß als Erzieher 561
— Rauchlose Ketzerverbrennung 577
— Krieg und Frieden 611
— Das doppelte Gesicht 657
— Kreuzfahrer Ferdinand 673
— Voran, du mein tapferes Oesterreich 705
— Von der neusten Kirchenbildung 737
— Das Spiel mit dem Feuer 753
— Friede auf Erden 782
Piloty, Robert, Prof. Dr., Voraussetzungen internationaler Verständigung 578
Selten, Fritz, Fleischteuerung und Fleischeinfuhr 530
Unold, Johannes, Dr., Die soziale Demokratie oder die politische Massenherrschaft . . . 658

Militärisches.

Gaulke, Johannes, Flugtechnik und Kriegführung 481
Richardi, R., Heeresersatz und Landesbevölkerung 146

Rechtswissenschaft und -Pflege.

Benedict, Edmund, Dr., Ethik der Advokatur 675
Corbach, Otto, Der Friede des Privatlebens . 785
Wolffenstein, Alfred, Jugendgesetzgebung . . 721

Medizinisches.

Lomer, Georg, Dr. med., Die Krankheit Loyolas 788
Neumann, Otto Phillip, Dr. med., Medizinische Probleme der Gegenwart 612
Riemann, Ernst, Freie Arztwahl 706
Spier, Ike, Dr. med., Fleischnot und Eiweißverarmung 802

Religionswissenschaftliches.

Felden, Emil, Pastor, Alter und neue Tafeln 119
— Am Sylvesterabend 827
Gaulke, Johannes, Die Heilsarmee 689
Pfleiderer, Otto, Prof. D., Der Buddhismus 546
Schneidewin, Max, Prof. Dr., Die beiden Hauptvertreter der Christusmythe 435

Physik und Chemie.

Carthaus, Emil, Dr., Die Ausnutzung des Stickstoffs der Luft 450

Astronomie. Seite

Marcuse, Adolf, Prof. Dr., Neues vom Himmel und von der Erde . . . 501, 629, 738, 822

Erd- und Völkerkunde.

Adler, Max, Dr., Binnenstädter und Seefischmärkte 595
Bab, Julius, Die Mitte Europas 585

Koloniales.

Roß, Willy, Zur Mischehenfrage 562

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Budde, Prof. Dr., Die Arbeitsschule . . . 786
Corbach, Otto, Der Kampf um die freie Schulgemeinde 532
Erényi, Gustav, Schule und Elternhaus . . 615
Herholtz, Fritz, Auch eine Schulreform . . . 500

Philosophisches.

Conrad, Dr., Wilhelm Wundts Philosophie der Humanität 804
Erényi, Gustav, Die Wahrheit 149
Lipsius, Friedrich, Dr., Ueber dogmatischen und kritischen Monismus 723
Spier, Ike, Dr. med., Phrophezeiungen . . . 580
Stroem, Walter, Das Wesen des Monismus . 468

Biographisches.

Hessen, Robert, Heinrich Freiherr von Stein 514

Kulturgeschichtliches.

Bab, Julius, Die „Veredelung" des Kientopps 740
Bahr, Hermann, Frauenrecht 611
Dernburg, Bernhard, Wirtl. Geheimrat, Dr., Reformgedanken für Groß-Berlin 627
Erényi, Gustav, Filmzensur 762
Gaulke, Johannes, Reisekoller 417
— Amerikanische Heuchelei und Korruption . . 198
— Fortschritt und Erfinderschicksale 582
— Ueberspekulation und Bauschwindel 769
Ilgenstein, Heinrich, Der deutsche Akademikerbund 483
— Berliner Stil 513
— Wir Europäer 609
Koigen, David, Vom Wesen der Zeitung . . 771
Mayer, Alfred, Prof. Dr., Zur Psychologie des Kusses 534
Pieth, Willy, Dr., Die Universitätstypen der Gegenwart 421
Spier, Ike, Dr., Rennwetten, Kultur und Volk 754
Wedekind, Frank, Die Macht der Presse . . 600

Literaturgeschichtliches.

Alsberg, Friedrich, Wilhelm Schmidtbonn und die neue Dichtung 630

Digitized by Google

Seite

Bab, Erzähler . . . 727
— Otto Brahm † . . . 779
— Die Weihnachtsbücher . . . 809
Bichringer, F., Prof. Dr., Die Dichtkunst der Provence . . . 662
Conrad, Otto, Dr., Nietzsche als Conciarstudent . . . 138
Erényi, Gustav, Der neueste Gerhart Hauptmann . . . 807
Frand, Hans, Herbert Eulenberg . . . 565
Friedrich, Wilhelm, Eine neue Literaturgeschichte . . . 708
Hamecher, Peter, Romane . . . 586
Lessing, Theodor, Dramaturgisches Potpourri 616
Peters, Gustav Werner, Hermann Conradi 151
— Almanach . . . 678
- Gedanken über Otto Julius Bierbaum . . 742
Rainalter, Erwin, Schandtat als Lyriker 615
Scheller, Will, Maurice Maeterlinck . . . 550
— Johannes V. Jensen . . . 757
Sielmann, Bruno, Eduard Graf von Keyserling . . . 773
Wantoch, Hans, Dr., Hermann Bahr 185
- Peter Altenberg . . . 790

Musikwissenschaftliches.

Berliner Musikleben . . . 731
Hartmann, Georg, Herstellung einheitlicher Operntexte . . . 691
Turszinsky, Walter, Die neue Kurfürstenoper . . . 590
Kleine Opern . . . 637
Zschorlich, Paul Jules Massenet † . . . 537

Bildende Kunst und Kunstgeschichte.

Bab, Julius, Die Hellerauer Schulfeste . . . 157
- In Rembrandts Land . . . 557
— Der Präsident . . . 824
Erényi, Gustav, Die Kunst als Erwerb . . . 777
Stauff, Der Einzelne, die Menge und die Kunst . . . 171
Thoma, Eduard, Dr., Ueber Jacques Dalcroze, Rythmik und Hellerau . . . 424
— Die große Berliner Kunstausstellung . . . 609
— Die Eröffnungsausstellungen der Berliner Salons . . . 741
Urbanus, Dr., Kopenhagener Bilderbogen . . 194

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Adler, Max, Mitleid . . . 176
Almquist, Karl Jonas, Des Dichters Nacht 681
Altenberg, Peter, Bilderbogen des kleinen Lebens . . . 793
Andrejew, Leonid, Das Leben . . . 700, 712
Maupassant, Guy de, Stille Tragik . . . 508
Panli, Kurt, Ein moderner Harun al Raschid 651
Polgar, Alfred, Der Andere . . . 491
Rieß, Richard, Hans Rehbein der Dichter . . 571
Rod, Eduard, Das entfesselte Schicksal, Roman 718, 764, 781, 796, 813, 829
Straub, Harriet, Die Leich' . . . 729
Tinayre, Marcelle, Das Gespenst . . . 459
Theuriet, André, Die Pfirsiche . . . 601

Gedichte.

Conradi, Hermann, Vier Gedichte . . . 456
Csokor, F. T., Die „Gewalten" . . . 176
Heym, Georg, Umbrae Vitae . . . 503
Hiller, Kurt, Traum . . . 556
Hoensbroech, Maria, Gräfin, Zwei Gedichte 710

Seite

Lissauer, Ernst, Der Strom . . . 541
Loerke, Oskar, Wanderschaft . . . 541
Martin, Anton Karl, Griselda . . . 716
Mell, Max, Das bekränzte Jahr . . . 189
Poquet, Alfons, Heid Ramentos . . . 523
Pascoli, Giovanni, Bilder vom letzten Spaziergang . . . 619
Rieto, Rudolf, Drei Gedichte . . . 682
Schaukal, Richard, Gedichte . . . 618
Schmidtbonn, Wilhelm, Lobgesang des Lebens 527
Studen, Eduard, Romanzen und Elegien . . 189

Aus den Theatern.

Bab, Julius, Deutscher Theatersommer . . . 113
Das neue „Deutsche Schauspielhaus" . . . 573
Der traurige Anfang . . . 603
Das neue „Komödienhaus" . . . 621
Strindbergs Totenfeier . . . 636
„Zarin" und „Narrentanz" . . . 650
- Das Königsspiel . . . 682
Ludwig Thomas „Magdalena" . . . 696
Hauptmanns Haus . . . 710
Meister Anton und „Michael Kramer" . . . 760
- Schnitzler ein Agitator? . . . 795
Faltenberg, Albert, Das Passionsspiel zu Erl in Tyrol . . . 478

Aus der Hauptstadt.

Kunstzwist . . . 116
Der Boarding Palast . . . 540
Der Buchmacher . . . 557
Roald Amundsen . . . 669
Weingartner ante portas . . . 686
Die Fleischrevolte . . . 700
Georg Hartmann . . . 703
Jaurès spricht . . . 763

Randbemerkungen.

Erweckung zum Irrsinn . . . 141
Mehr Volk! . . . 145
Das Kind als Zeuge . . . 190
Ferienkolonien . . . 506
Der gefräßige Rheinfisch . . . 507
Verschämte Armut . . . 524
Die Zöllner von Binz . . . 526
Der Fall Parsifal und das Erbrecht . . . 556
Der Freispruch von Ratibor . . . 571
Ein neuer Instanzenweg . . . 590
Das Reichsgericht im Kampfe gegen die deutsche Sprache . . . 590
Der eucharistische Kongreß . . . 619
Die Gattenmörderin . . . 620
Der Fall Ungarn . . . 633
Traub und die Monisten . . . 634
Theatrum lyricum . . . 635
Amerikanismus . . . 684
Zuschrift . . . 698
Monistenbund und Kirche . . . 698
Die Schrecken des Krieges . . . 699
Der Stärkere . . . 712
Zum österreichisch-serbischen Konflikt . . . 731
Das Deutsch der Gebildeten . . . 731
Kriegshetzer Lord Roberts . . . 716
Vogelfrei! . . . 747
Der Suffragettenaufmarsch . . . 748
Am Sylvesterabend . . . 827
Parlament und internationale Verständigung . . 828

Neue Bücher.

131, 417, 469, 480, 510, 527, 543, 559, 576, 608, 623, 639, 653, 671, 688, 719, 735, 768, 783, 799, 815, 831.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 27 Berlin, den 6. Juli 1912. 41. Jahrgang Band 82

Reisekoller.

Von

Johannes Gaulke.

Alljährlich, wenn die Reisezeit beginnt, kann man in Blättern, die sich die Förderung der Fremdenindustrie angelegen sein lassen, lesen, daß wir es dank den modernen Verkehrsmitteln herrlich weit gebracht haben. Das Reisen sei ein eminent wichtiges Bildungsmittel, es schaffe Kulturwerte, erlöse die Völker aus ihrer Isolierung, dämme den Chauvinismus ein und so fort ad infinitum.

Da ich mich des Vorzugs erfreue, etliche Länder der alten und der neuen Welt bereist zu haben, kann ich in den Dithyrambus auf die Reisekultur — ich spreche von Reisekoller — nicht recht einstimmen. Zweifellos schafft die Reise Kultur, fördert das Wissen und vertieft die Persönlichkeit — jedoch nur unter besonderen Verhältnissen und Voraussetzungen, die heute nur noch höchst selten erfüllt werden. Das geschah eigentlich nur zur Zeit der Postkutsche und der fahrenden Gesellen, als die Reise selbst für den Besitzenden als ein Ereignis galt, als etwas, das mit Mühe und Arbeit verbunden war und daher köstlich war. Man lese, welche sorgfältigen Vorbereitungen Goethe für seine italienische Reise traf! Im 18. und noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts galt zunächst die Erlernung der Sprache des zu bereisenden Landes als eine unerläßliche Bedingung; der Reisende mußte schon etwas Kultur besitzen, um sich in fremden Ländern bewegen zu können. Heute kommt man mit unserer geliebten Muttersprache sozusagen durch die ganze Welt. Fragt mich nur nicht, wie!

aus einem anderen Holz geschnitzt als der moderne Reisepöbel. Zur Zeit der Postkutsche begab sich nur der auf Reisen, der etwas in seinem Beruf erlernen wollte, oder Kenntnisse sammeln und starke Eindrücke in sich aufnehmen wollte. Heute ist das Reisebedürfnis zu einer Manie geworden, man reist im allgemeinen der Mode wegen, um etwas zu sehen, das ein gebildeter Mitteleuropäer gesehen haben muß: die Alpen, die italienischen Kunststädte, Paris und, nicht zuletzt, Montecarlo. Das Reisen erfordert eigentlich keine andere Vorbedingung mehr als ein gefülltes Portemonnaie.

Wir haben es wahrlich weit gebracht! Der Schnellzug befördert den Touristen in einem Tage von Berlin bis an den Fuß der Alpen. Auf Gebirgsbahnen gelangt er, behaglich die gewohnte Zigarre rauchend, in die Gletscherwelt; auf der Veranda eines fashionablen Hotels genießt er bei einer Flasche Sekt die in den Reiseführern als lohnend geschilderten Fernblicke über die schneebedeckten Alpenriesen, und der Hausknecht sorgt schließlich dafür, daß er den Sonnenaufgang beim Klange des Alpenhorns nicht verschläft. Hier und da werden die Naturschönheiten auch gegen ein Extratrinkgeld zugänglich gemacht.

Der moderne Reisekoller hat etwas herangezüchtet, das aller Kultur Hohn spricht: die Fremdenindustrie, die einer der größten Gleichmacher unserer Zeit ist. Sie hat der Physiognomie der Großstadt ihren Stempel aufgedrückt. In Paris, Rom, Berlin, London und New York reist und logiert man ungefähr nach derselben Schablone. Jede dieser Weltstädte hat ihr Hotel Bristol, Savoy, Monopol, Zentral usw. aufzuweisen. Wer eines dieser fashionablen Riesenhotels kennt, kennt sie alle.

Digitized by Google

Großstädte tragen den Bedürfnissen der Reisefexe und Globetrotter in jeder Beziehung Rechnung, was sie natürlich nicht davon abhält, jeden Gast oder Käufer als Nummer zu behandeln und dementsprechend hochzunehmen.

Neue Industrien haben dem Reisekoller ihre Entstehung zu verdanken. Die Ansichtspostkarten-Industrie, die nachgerade zu einer Landplage geworden ist, gehört hierhin. Dann ist die Industrie der Gesellschaftsreisen à la Stangen zu nennen. Man kann ihre Wirkungen in allen Großstädten, wo die „Gesellschaftsreisenden" gleich Hammelherden von sachkundigen Führern durch Museen und „Sehenswürdigkeiten" getrieben werden, wahrnehmen. Im Schweiße ihres Angesichts laufen die heraufgekommenen Krämer und Engrosschlächter, die während ihres emsigen Erwerbsdaseins kaum ein veritables Oelgemälde gesehen haben, durch die Museen und lassen sich von ihrem Leithammel darüber belehren, wer Raphael gewesen ist. In Italien, dem unglücklichen, von der Fremdenindustrie am gründlichsten heimgesuchten Lande, wird man seines Lebens überhaupt nicht mehr froh. Ob man St. Peter betritt oder die Sixtina oder die vatikanischen Sammlungen, stets muß man vor Führern oder „Erklärern" auf der Hut sein. In Deutschland ist diese Menschensorte wenig vertreten, aber da Berlin eine Fremdenstadt par excellence ist, so ist ihre Einnistung wohl zu befürchten.

Die Fremdenindustrie hat aus den Stätten alter Kultur „Sehenswürdigkeiten" gemacht, und dadurch jedem Menschen von Kultur, wenigstens zur Reisezeit, die Lust an den alten Kunstschätzen verekelt. Jetzt ist man drum und dran, auch die Natur zeitgemäß aufzufrisieren. Früher betrat man mit heiliger Scheu die Berge und die Gestade des Meeres. Unter großen Strapazen und Gefahren mußte man sich einen Naturgenuß erkämpfen, heute läuft der Reisende, der sich abseits der großen Horde hält, der sich der üblichen Beförderungsmittel nicht bedient und nicht in fashionablen Hotels logiert, Gefahr, als Landstreicher von der heiligen Hermandad belästigt zu werden. Wir sind heute so zivilisiert, daß „wir" — gemeint ist der internationale Reisepöbel — den Komfort der Neuzeit nicht einmal auf der Reise entbehren können! Eine Ozean- oder Mittelmeerreise auf einem Lloyd- oder Hapag-Dampfer ist zu einer Spritztour geworden. Der Kajütepassagier lebt an Bord genau so komfortabel, speist Table d'hôte, raucht seine Henry Clay und blickt genau so blasiert in die Welt wie daheim im Theater oder auf der Promenade.

Ueberall, wo die Fremdenindustrie festen Fuß gefaßt hat, wickelt sich dasselbe Bild vor uns ab: Luxus-Expreßzüge, Hotels nach Schema Savoy, Table d'hôte, blasierte Globetrotter, suffisante Kellner, schnorrende Lazaroni. Das Land wird überschüttet mit den Luxuseinrichtungen der Städte. Die Natur bildet gerade noch den Hintergrund des urbanisierten Landlebens eine Kulisse, vor der sich das alberne, kulturlose Getriebe der oberen Zehntausend abspielt. Es gibt in Europa kaum noch eine Landschaft, die von den „Segnungen" der Fremdenindustrie verschont geblieben wäre. Die Natur ist mit einem jammervollen Kulturfirnis überzogen und die Landbevölkerung mit allen Schikanen korrumpiert worden. Ich kenne einige Fischerdörfer, die sich vor einem oder zwei Jahrzehnten noch einer wurzelständigen, biederen Bevölkerung erfreuten, aber dann avancierte das Fischerdorf zu einem Badeort, und aus den stiernackigen Flunderfischern wurden raffinierte Fremdenjäger.

Einen besonderen Anreiz hat der Reisekoller durch das Automobil erfahren. Galt es bis dahin als schick, fashionabel, standesgemäß, sich eines Kupees im Luxuszuge zu bedienen, so wird nunmehr der Hauptakzent auf das eigene Fahrzeug gelegt. Wer im Auto in Eilzuggeschwindigkeit die Landstraße unsicher macht, gilt als ein ganzer Kerl. Unserem Zeitalter fehlte noch gerade dies Mittel der Entindividualisierung! Der Rest von Naturgefühl, den der moderne Mensch sich noch erhalten hat, wird ihm durch die Geschwindigkeit des Fahrzeugs vollends ausgetrieben. Das Fahren in der Postkutsche und auch noch in der Eisenbahn war Mittel zum Zweck. Keinem Menschen fiel

Digitized by Google

es ein, sich zum Vergnügen von Ort zu Ort befördern zu lassen. Nach Erfindung der Kraftfahrzeuge ist das Fahren Selbstzweck geworden, die Kilometerfresserei überhaupt Zweck der Reise.

So wirken mancherlei Umstände zusammen, die das Reisen, das ein Bildungsmittel ersten Ranges sein könnte, zu einem sinnlosen, kulturzersetzenden Sport machen. Das sollte uns Anlaß zum Denken geben. Welchen Sinn hat es, wenn Menschen zum Zeitvertreib durch die Landschaften jagen, von einer kindischen Freude über den letzten Rekord erfüllt, wenn Dampfschiffe mit einem raffinierten Komfort ausgestattet werden, um einer bunt zusammengewürfelten Masse die Fortsetzung ihrer Lebensgewohnheiten an Bord zu ermöglichen, wenn Gebirge durch Bahnen, Schlaf- und Abfütterungsanstalten dem Fremdenverkehr erschlossen werden, wenn die Pyramiden Aegyptens und die Ruinen Pompejis als „Sehenswürdigkeiten" auffrisiert werden, um von einer kulturlosen Horde angestaunt zu werden! Neunundneunzig Prozent aller Reisefexe haben, wenn man ihren Bildungsgrad als Maßstab anlegt, überhaupt nicht die Berechtigung zum Reisen. Sie kommen genau so dumm von der Reise zurück, wie sie ausgezogen sind; einzelne vielleicht etwas blasierter. Die Kunst des Reisens versteht selten einer von denen, die sich unter „bewährter Führung" dem Herdenvieh gleich durch Europa treiben lassen. Aber dem Reisekoller sind sie alle im gleichen Grade verfallen.

„Alte und Neue Tafeln."

Von

Pastor Emil Felden, Bremen.

Was einst Trost und Heil der Massen,
Ward zur Satzung dumpf und schwer;
Und der Kirche Formen fassen
Dein Geheimnis, Herr, nicht mehr!

So sang einst Geibel. Damals war's schon Wahrheit, heute ist dies Wort geradezu die

die konservativen Gewalten noch so sehr sich dagegen sträuben — es fällt! Und neue Anschauungen von Gott, Welt und Leben setzen sich durch. Wohl sind sie von größter Mannigfaltigkeit. Aber in zwei Punkten sind ihre Träger sich eins. Die alten Formen der sittlichen und religiösen Unterweisung in Schule und Kirche haben sich überlebt. Als Grundlage von Religion und Sittlichkeit dienen dem modernen Menschen nicht Offenbarungen und Dogmen, sondern die gesicherten Resultate der Wissenschaft.

Das zeigt auch das Ergebnis der Rundfrage, die der Bremer radikale Pastor Steudel vor einem Jahre über die „Zehn Gebote" veranstaltet hat. Ihr Ergebnis liegt vor in dem Buche: „Alte und Neue Tafeln", in dem 52 bekanntere Theologen, Philosophen, Pädagogen und Ethiker zu Worte kommen. Die Fragen sind ausschließlich an fortschrittlich Gesinnte gerichtet worden. Merkwürdig berührt uns aber das fast vollständige Schweigen der sogenannten liberalen Kreise, die kaum durch ihre Führer vertreten sind.

Die erste Frage, ob die alttestamentlichen zehn Gebote ein ausreichendes Mittel der religiösen und sittlichen Unterweisung darstellen? wird von der überwiegenden Mehrzahl der Beantworter verneint. Am schärfsten ablehnend hat sich der Schreiber dieser Zeilen verhalten. Unbedingt bejahend haben sich nur drei geäußert: Prof. Wundt in Leipzig, Dr. Websky-Berlin, der Herausgeber der Protestantischen Monatshefte, und Heinrich Pudor. Letzterer (es klingt drollig, aber es ist so!) aus — antisemitischen Gründen! Aber die beiden anderen zählen, genau betrachtet, zu der Schar derer, die bedingt der Brauchbarkeit des Dekalogs zustimmen. Will doch Websky die zehn Gebote behandelt wissen von ausgesprochenermaßen christlichem Gesichtswinkel aus, während Wundt verlangt, daß der Dekalog „für unsere Zeit interpretiert werde", was heißt das anderes, als daß auch diese beiden, trotz ihrer gegenteiligen Versicherung, zur Erkenntnis gekommen sind, daß der Dekalog

Digitized by Google

ihn ergänzt sehen! Und es berührt einigermaßen komisch, daß der Philosoph Wundt den Theologen den Rat gibt: „Legt ihr nicht aus, so legt ihr unter". Ist es aber nicht ein Fehler, Kinder Gebote bzw. Verbote lernen zu lassen, die erst umgedeutet, in die erst noch hineingedeutet werden muß, um sie zu ihrem Zweck brauchbar zu machen? Und dann die Motivierung der zehn Gebote! Weshalb „sollen" wir oder „sollen" wir nicht? Weil der Wüstengott auf dem Sinai einstmals diese Gebote gegeben haben soll, weil dem jüdischen Volke Belohnung verheißen wird bei ihrer Befolgung, Strafe angedroht wird bei ihrer Umgehung. Nun ist diese Motivierung von der wissenschaftlichen Theologie schon längst als haltlos erwiesen. Wissen wir doch, daß die Gebote weder vom Sinaigott herrühren, noch aus den Tagen des Moses stammen, sondern aus einer viel späteren Zeit. Und Versprechen von Lohn, sowie Androhung von Strafe sind von jeher die allerschlechtesten pädagogischen Mittel gewesen! Ferner wird in den Kindern durch das Lernen einzelner Gebote die falsche Ansicht erweckt, die wahre Sittlichkeit bestehe aus äußerlichem Befolgen von Geboten, oder aus Meiden dessen, was verboten ist. Endlich aber: sind die jüdischen zehn Gebote nicht schon längst überholt durch das Christentum mit seinem „du sollst lieben?", das nicht außerhalb des Menschlichen, sondern in ihm selbst begründet liegt? Wozu in aller Welt geht die christliste Religion über das Neue Testament auf eine vorchristliche Stufe zurück?

Trotz alledem wollen wir nicht verfehlen, auch hier unserer Bewunderung für die zehn Gebote Ausdruck zu geben. Sind sie doch zweifellos eines der grandiosesten Sittengesetze aller Zeiten, ganz besonders bewundernswert für jene Tage, in denen sie entstanden sind. Man denke z. B. an ein Gebot wie dies: „Du sollst nicht begehren!" Allein, wir wollen dieses Denkmal der Vergangenheit nicht als drückendes Joch auf uns lasten haben, sondern es würdigen können als das, was es ist.

Die zweite Frage Steudels, „ob die zehn Gebote in der Form des lutherischen Katechismus eine Erklärung gefunden haben, die unseren Anforderungen an die sittliche und religiöse Erziehung genügt?" wird, bei aller Anerkennung der Schönheit der Erklärung Luthers, von der überwiegenden Mehrzahl der Beantworter verneint.

Ein buntes Durcheinander von Antworten ist das Resultat der letzten Fragen: Ob zehn andere Sätze an Stelle der zehn Gebote zu setzen, ob einige Gebote des Dekalogs beizubehalten, und wie die etwaigen neuen Gebote zu formulieren wären? Auch diese Fragen wurden vom Schreiber dieser Zeilen, im Verein mit namhaften Vertretern der modernen Pädagogik (z. B. Scharrelmann, Gansberg) scharf verneint. Sollten denn neue Gebote, die von den Kindern auswendig gelernt werden müssen, nicht auch die Gefahr in sich bergen, daß die Sittlichkeit angesehen wird als eine äußerliche Befolgung auswendiggelernter Formeln und Sätze? Und dann! Wie weit und groß ist das Leben! Tausendfache Möglichkeiten ergeben sich im religiösen und sittlichen Sein, im sozialen und individuellen. Wie könnten diese Möglichkeiten in 10 oder 20 oder auch 100 Gebote gefaßt werden? Die moralischen Vorschriften mögen noch so human empfunden, noch so tief gedacht, noch so ansprechend formuliert sein, sie werden niemals erschöpfend sein können und nur eine äußere Anweisung zum Handeln für einzelne Fälle geben. Mit Recht wurde von einem, der diesen Standpunkt vertritt, darauf hingewiesen, daß im Hause von Bildung der gute Ton auch nicht aus Handbüchern erlernt wird. Das geschieht nur im Hause des Parvenü, und zwar mit - - negativem Erfolg! Auch Goethe hat sich mit den zehn Geboten im Religionsunterricht nicht befreunden können, wie das 18. Kapitel der „Wahlverwandtschaften" deutlich erweist. Was kann durch ein Auswendiglernenlassen von Geboten und Verboten zwecks Erzeugung einer Moral auch anders erzeugt werden als Sitte und Konvention im günstigsten Falle? Was wir aber aus der heranwachsenden Generation schaffen wollen, das sind nicht Schablonenmenschen, das ist vielmehr eine sittliche Menschheit, d. h. Menschen mit autonomem Willen.

Das alles sind in der modernen Pädogogik

Digitized by Google

allgemein anerkannte Sätze. Um so verwunderlicher will es uns erscheinen, daß die Freiesten unter den Freien sich mit einem so merkwürdigen Eifer an die Konstruktion neuer Gebote herangemacht haben. Zunächst wollen einige an einzelnen Geboten aus dem Dekalog festhalten. Wenn man nun aber alle diese einzelnen Gebote, an denen festgehalten werden soll, zusammenstellt, so hat man ungefähr den ganzen Dekalog wieder hübsch beisammen. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß es nicht angeht, aus dem als Ganzes verworfenen Dekalog einzelne Stücke herauszureißen, wenn es auch klar ist, daß wir unsere Kinder so erziehen wollen, daß sie nicht stehlen, lügen (was die Kinder mit dem Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen", wohl sollen?) usw. -- Sodann aber stellen diese Freien eine ganze Anzahl neuer Gebote auf. Jeder gibt drei, zehn oder zwölf Gebote, die teilweise „Sätze" getauft werden, die er für so wichtig hält, daß sie vor allem gelernt werden sollen, und für so umfassend, daß sie das ganze religiöse und sittliche Leben der Gegenwart umschließen. Je nachdem etwas von dem einen oder andern für besonders wichtig gehalten wird, wird es in den Vordergrund gerückt. (Wie wir denn Gebote gegen den Alkoholgenuß, das Fleischessen u. dergl. m. finden!) Zusammengenommen machen diese Gebote ganze 24 Seiten des Buches aus, und ihre Zahl geht in die Hunderte. Und alle sind sie gut, wichtig und richtig, und es ist kaum eines zu nennen, das man missen möchte. Das zeigt uns aber deutlich, daß hier ein Irrweg beschritten ist, daß in der Tat einige wenige Gebote oder Sätze zu arm sind, um unser sittliches und religiöses Leben zu umfassen, wie es unmöglich ist, dieses Leben in Gebote zu fassen. Wir fallen sonst in die jüdische vorchristliche Gesetzlichkeit zurück!

Nein, wir wollen keine solchen Sätze. Wir wollen vielmehr die Kinder einführen in das Leben, wie es ist. Ihnen zeigen, daß und wie alles sich entwickelt hat — in langsamer Arbeit, durch die Aufopferung derer, die vor uns gewesen sind. Was wären wir ohne sie? Was wäre der Mensch, wenn er allein auf sich sehen lernen, daß nur die Kultur Wert hat, die eine Bereicherung unseres Innenlebens erzeugt und befördert; daß das alte Bibelwort wahr ist: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Wir wollen ihnen zeigen, daß das Böse endlich doch unterliegen muß, weil die Entwicklung sicher darüber hinweggeht.

Ja, das alles gilt's den Kindern zu zeigen. Und noch mehr. Sie müssen es erleben. Das geschieht, wenn wir sie das Leben vorbildlicher Menschen aus der Geschichte nacherleben lassen. Vor allem aber, wenn wir ihnen selber Vorbilder sind.

Die Universitätstypen der Gegenwart.

Ihre Stellung zur philosophischen Bildung.

Von Dr. Willy Pieth-Münster.

Die Stammutter aller neuzeitlichen Universitäten ist, wie bekannt, das Generalstudium des Mittelalters. Es war Internatsschule wie die heutige englische Universität; Lehrer und Schüler wohnten in den Kollegien zusammen, die gleichzeitig die Unterrichtsräume enthielten. Das Studium setzte sich aus zwei Stufen zusammen; die Vorstufe, in die der fünfzehn- bis sechzehnjährige Student meist mit recht geringen Vorkenntnissen eintrat, die „Fakultät der freien Künste", die auf die Spezialstudien vorbereitete, entwickelte sich später zur selbständigen ebenbürtigen, ja überragenden philosophischen Fakultät. Die weitaus größte Zahl der mittelalterlichen Studenten kam über diese damals noch recht primitive Vorstufe nicht hinaus; die meisten brachten es nur zum Examen als baccalareus, nur ein geringer Teil bestand die Prüfung zum magister artium.

Sehen wir uns auf dieses Urbild der Universitäten die heutigen Universitätstypen an, so erkennen wir auf den ersten Blick als die konservativsten die englischen, zumal die beiden alten Universitäten Oxford und Cam-

Digitized by Google

stufe und den Oberstufen; sie ist wie das mittelalterliche Generalstudium eine freie Körperschaft auf kirchlicher Grundlage; sie erhält sich aus eigenen Mitteln; die Staatsregierung hat mit ihrer Unterhaltung nichts zu tun. Ihr Ziel ist die Vermittelung einer gediegenen Allgemeinbildung. Die Spezialunterweisung ist Sache der Fachschulen.

Gerade das Gegenteil finden wir bei den heutigen französischen Universitäten – soweit wir diese Bezeichnung für die „Fakultäten" überhaupt gebrauchen dürfen – die historische Entwicklung der französischen Universität aus dem mittelalterlichen Generalstudium wurde durch die Revolution jäh abgebrochen. An die Stelle der alten dreiundzwanzig Universitäten setzte Napoleon ein Netz von Unterrichtsbehörden und -Anstalten, das in Paris seinen Zentralpunkt hat. Diese Anstalten sind reine Fachschulen. Sie haben lediglich die Bestimmung, auf ganz bestimmte Berufe vorzubereiten. Die wissenschaftliche Forschung ist nicht ihre Aufgabe (der einzige Punkt, in dem sie der englischen Universität an die Seite treten). Die wissenschaftlichen Untersuchungen sind Aufgabe der Akademie. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen und Forschungen werden als etwas Fertiges, nicht als etwas Gewordenes den Studenten übermittelt. Aber auch die allgemeinwissenschaftliche Ausbildung suchen wir auf den französischen facultés vergebens. Ist die Forschung dort Aufgabe der Akademie, so ist die Allgemeinbildung Aufgabe der Schule.

Die Nachteile dieser Methoden sind zu einleuchtend, als daß sie einer langen Erklärung bedürften. Am krassesten erscheinen sie uns, wenn wir die beiden Typen dem dritten Universitätstyp, dem deutschen, entgegenhalten.

In der deutschen Universität sehen wir die am weitesten historisch entwickelte Gestalt des Generalstudiums. Humanismus und Reformation hatten die ersten wichtigen Veränderungen bewirkt; das achtzehnte Jahrhundert setzte fort, was die historisch-philologische Forschung in die Wege geleitet hatte. An die dominierende Stelle der theologischen Fakultäten trat jetzt die philosophische. Naturwissenschaft und Medizin, Philosophie und historisch-philologische Forschung haben in unserer Zeit auf der deutschen Universität das Uebergewicht. Das charakteristische Gepräge aber erhält die deutsche Universität den andern Typen gegenüber vor allem durch die Einheit der Lehre und der Forschung. Wie die englische Universität hat die deutsche die alte korporative Verfassung beibehalten, sie ist ferner die einheitliche Hochschule für alle Wissenschaften, im Gegensatz zu den französischen facultés, wie diese aber ist sie andererseits Staatsanstalt und kennt wie sie die mittelalterlichen englischen Kollegien nicht mehr. Konvikte und Bursen sind gefallen. Der Student ist Staatsbürger geworden. Die wissenschaftliche Vorbereitung auf die gelehrten Berufe und die Uebermittlung einer gediegenen Allgemeinbildung ist ihre hehre Aufgabe. Ob sie ihr heute noch eben so gerecht wird wie vor fünfzig Jahren? Das Kräfteverhältnis hat sich heute nicht zum Besten der deutschen Universitäten verschoben. Wir sind heute bereits auf dem Wege zu einer losen Einheit von Fachbildungsanstalten, wenn auch nicht gerade im Sinne der facultés, die der forschenden Wissenschaftlichkeit entbehren. Die stetig steigende Spezialforschung belastet den deutschen Studenten von Jahr zu Jahr mehr und raubt ihm die Zeit dazu, sich jener anderen Seite der Studien, der philosophischen Bildung, zu widmen. Dieser Ueberbürdung durch Spezialforschung während der Studienzeit muß nachdrücklich entgegengetreten werden, wenn anders das Verständnis für die höchsten Probleme des Lebens nicht verkümmern soll. Gelehrte aller Fakultäten haben dieser Wiederbelebung der philosophischen Studien nachdrücklich das Wort geredet, ich erinnere nur an die Worte, die Leibniz den Studenten seiner Zeit, vor allem den Juristen zurief, Klagen, die der Rechtsgelehrte Jhering wieder aufnahm, an die Ausführungen Brentanos für die Nationalökonomen, an die Aeußerung Kants, der das antiphilosophische und spezialistische System einmal treffend ein geistiges Zyklopentum nannte, versehen mit einem immerhin großen Auge für ein beschränktes Gesichtsfeld, aber völlig blind und unempfänglich für alles, was jenseits desselben liegt.

Digitized by Google

Diese Trennung zunächst der Naturwissenschaftler von der Philosophie vollzog sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Man erklärte, wie ich kürzlich in Universitätskreisen, näher auszuführen Gelegenheit hatte*), daß kein Bedürfnis mehr vorhanden sei, neben den einzelnen Fachwissenschaften noch die Philosophie als besondere Fachwissenschaft zu pflegen.

Man sieht, wie gründlich man die wahre Aufgabe der Philosophie verkannte. Die Philosophie ist und will niemals Fachwissenschaft sein, sie ist die Grundwissenschaft im Gegensatz zu allen Spezialwissenschaften. Sie entspringt dem Leben und stützt sich auf das Leben; sie soll nicht lebensfremd sein, sondern lebenbefruchtend; sie ist nicht Spezialwissenschaft, sondern die Wissenschaft vom Allgemeinsten, die Wissenschaft, die allen Fachwissenschaften den Boden bereitet. Das Brotstudium freilich, der Feind aller Wissenschaft und damit auch der Philosophie, bleibt ihr fern. Sie drängt sich nicht auf, sie ist sich ihrer Aufgabe als Prinzipienwissenschaft, als unentbehrlicher Begleitwissenschaft der Fachdisziplin wohl bewußt. Der Realismus unserer Tage freilich möchte ihr diese Bestimmung als unentbehrliche Begleitwissenschaft gern streitig machen.

Utilitistisches Banausentum und Idealismus haben sich noch nie vertragen. Die Beschäftigung mit der Philosophie ist in unsern Tagen zur Liebhaberei geworden.

Nur der philosophische Geist kann Anspruch darauf erheben, allgemein-wissenschaftlich gebildet zu sein. Tiefe und Gründlichkeit, keine Halbheit, keine Einseitigkeit.

Ein Polyhistor kann heute niemand mehr sein; aber gänzliche Blindheit für andere Gebiete ist deshalb doch nicht vonnöten. Je tiefer sich der philosophische Geist in die höchsten Probleme versenkt, desto freier und größer wird auch sein Gesichtskreis werden, desto mehr wird er nicht zuletzt vor Selbstüberhebung geschützt sein.

Darum müssen wir mit allem Nachdruck dieser Schattenseite unseres heutigen deutschen Universitätstypus entgegentreten, die uns in die Gefahr bringt, unsere Universitäten dem Wesen der französischen facultés näher zu bringen, deren Fehler wir nur zu gut erkennen. Wir können hierin aus unserer Vergangenheit lernen, die sich in dem Wesen der englischen und vielfach auch der amerikanischen Universitäten in diesem Zuge erhalten hat, der Bestimmung der Universität als der Hüterin bestmöglichster Allgemeinbildung.

Wir sind stolz darauf, daß auch die fachwissenschaftliche Seite unseres deutschen Universitätsunterrichts nicht das Einpauken eines bestimmten Examenwissens bezweckt, sondern im wesentlichen die wissenschaftliche Methode übermitteln will; behalten wir dies im Auge, so wird für die Philosophie als Hüterin und Pflegerin der wissenschaftlichen Allgemeinbildung, die ständig neben den Fachstudien einhergehen muß, immer noch die nötige Zeit und die rechte Freude übrig sein.

Einer der besten Kenner europäischen Universitätswesens, der Pariser Gelehrte E. Rénan, äußerte sich einst dahin, daß eine kleine deutsche Universität mit ihren linkischen Professoren und hungernden Privatdozenten für die Wissenschaft mehr leiste als alle prunkenden Reichtümer Oxfords. Das Geheimnis dieser überragenden Bedeutung unserer deutschen Universität beruht eben, wie wir sehen, in ihrer Doppelstellung als Forschungsstätte und als Lehrinstitut für Allgemein- und Fachwissenschaften. „Unsere Universitäten sind", wie H. v. Sybel sagt, „deshalb gute Schulen, weil sie nicht bloß Lehranstalten, sondern auch Werkstätten der Wissenschaft sind, weil die fort und fort wirkende wissenschaftliche Produktion die Seele alles ihres Unterrichts sein soll." Diese Worte sollten auch den Forschungsinstituts-Bestrebungen gegenüber eine Mahnung sein!

Keiner der andern Universitätstypen, auch nicht die amerikanischen Universitäten der Vereinigten Staaten, erfüllen diese Aufgabe. Der französische, der englische und der amerikanische Dozent ist lediglich Dozent, er ist nicht Forscher zugleich in dieser Dozenteneigenschaft. Der

Digitized by Google

den colleges verpflichtet; sogar die Zeit zu etwaigem Forschen ist ihm somit genommen; die Universität wird also auch dort zu einem reinen Unterrichtsinstitut erniedrigt. Zu diesen Schattenseiten der amerikanischen Universitäten tritt ferner der Geist der Mißgunst unter den einzelnen Instituten, dem die Einheit aller Universitäten deutscher Zunge, ihre Freiheit und der ständige Austausch an Lehrern und Studenten vorteilhaft gegenübersteht.

Neue deutsche Universitäten sollten sich bemühen, diesen historisch entwickelten deutschen Universitätstypus zu bewahren unter Abstellung von heute auftretenden Mängeln, deren bedeutsamsten ich zu charakterisieren versuchte.

Ueber Jacques-Dalcroze, Rhythmik und Hellerau.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Man hat Jacques-Dalcroze das Unrecht angetan, daß man ihn mit den zeitgenössischen Tanzreformern in eine Linie stellte. Nur vorübergehend hat in seiner Genfer Zeit der Bildertanz ihn und seine Schüler gefesselt, nie waren ihm die exotischen Tänze Ruth St. Denis' ein verwendbares Vorbild, und von den „Tanzphilosophien" der Villary ist er so weit entfernt wie von den „Musikillustrationen" der Yvonne, trotzdem er in seiner sogenannten angewandten rhythmischen Gymnastik ähnliche Wege zu gehen scheint. Vor all diesen, und auch vor Isadora Duncan, welche, für die Natürlichkeit der Bewegungen eifernd, zu heftigen Ausfällen gegen das alte Ballett sich hinreißen ließ, hat Jacques-Dalcroze, um es kurz zu sagen, das Eine voraus, daß er am gründlichsten von innen nach außen arbeitet und das umfassendste Ziel vor Augen hat: Rhythmik als Grundlage der Erziehung.

Am Genfer Konservatorium für Musik hatte jener beliebte Komponist und Lehrer zu den Gehörsübungen den Takt mit den Armen schlagen lassen und dabei eine Lösung der Starrheit der Glieder und etwas wie ein Mitgehen des ganzen Körpers bei seinen Schülern wahrgenommen. In der Folge ließ er gleichzeitig mit den Armen den Takt und mit den Beinen den Rhythmus angeben — so ist die rhythmische Gymnastik entstanden, und es ist hinterher nicht zu sagen, wieviel die Beobachtungen des Lehrers, wieviel die Fragen der Schüler dazu beigetragen haben. Sie ist aus den Genfer Schulstunden herausgewachsen, und niemand hatte dort eine Ahnung von der Praxis des Brüsselers De Moore, der rhythmische Uebungen für anormale Kinder mit Erfolg bereits eingeführt hatte. Aber, muß es nun nicht auffallen, daß bei der ersten Petersburger Aufführung von Jacques-Dalcroze gerade die Aerzte am lautesten von der unberechenbaren Tragweite dieser Gymnastik gesprochen haben? — Seele und Leib — wenn ich diese Begriffe der allgemeinen Verständlichkeit halber beibehalten darf — wohnen so nahe beisammen, aber tausend Hemmungen liegen auf dem Wege vom einen zum anderen. Nur ein spezieller Fall ist es, wenn ich sage, der Takt sitzt einem im Ohr und nicht im Leibe. Dem ganzen Organismus aber soll die Möglichkeit der Resonanz wieder gegeben werden. Eine Reihe von Elementarübungen ist von Jacques-Dalcroze ersonnen worden, um den ganzen Körper beziehungsweise die verschiedenen Innervationszentren wieder einzuschulen. Eine besondere Steigerung dieses Exerzitiums liegt darin, daß die einzelnen Zentren in weitgehendem Maße isoliert werden, und z. B. der linke Arm einen anderen Takt als gleichzeitig der rechte zu schlagen hat. Eine ungeheure Geschmeidigung des Nervenapparats muß auf diese Weise erzielt werden. Die Psychologen von Fach, Stumpf-Berlin, Neumann-Hamburg, Stern-Breslau, Fischer-München, haben bis jetzt nur mit Interesse zugesehen, so sehr man sich wünschen würde, daß einer über diesen besonderen psychophysischen Parallelismus uns aufkläre. Dafür hat es nicht an praktischen Männern gefehlt, welche das System, ohne eine Autorisation desselben durch die Wissenschaft abzuwarten, in den Schulbetrieb ein-

Digitized by Google

geführt haben. Paul Boepple hat einen vereinfachten Kursus für den Mädchenunterricht an Basler Lehranstalten zusammengestellt; Dr. Karl Hagemann, Direktor des Deutschen Schauspielhauses zu Hamburg, machte an der dortigen Theaterakademie Uebungen nach der Dalcroze-Methode zu einem Hauptunterrichtsgegenstand; Generalmusikdirektor Franz Steinbach in Köln hat an seinem Konservatorium die rhythmische Erziehung als obligatorisches Fach eingeführt, und Geheimrat Kretschmar schickte einen Schüler und eine Schülerin von der Hochschule für Musik in Charlottenburg nach Dresden zur vollkommenen Ausbildung bei Jacques-Dalcroze, um später dessen Methode unter die Pflichtfächer einzureihen. Max Schillings, Draeseke und Friedrich Klose, Richard Dehmel, Gustav Falke, Hugo von Hofmannsthal, die Malerregisseure Roller und Stern, der Dresdner Intendant Graf Seebach und zahlreiche andere Männer von Ruf haben mit dem Ausdruck ihrer Sympathien nicht zurückgehalten und der Schule namentlich in jenen kritischen Tagen freudig gedient, als sie von Genf nach Dresden und nach Hellerau verpflanzt wurde.

Dr. Wolf Dohrn, der sich schon vorher um die „Deutschen Werkstätten" in Hellerau verdient gemacht, hat Jacques-Dalcroze, dem in Genf andauernd die offizielle Unterstützung versagt wurde, nach Dresden gerufen. Er kam 1910 mit sechsunddiercig seiner Schüler und Schülerinnen. Auf der höchsten Erhebung des Geländes von Hellerau wurde im Frühjahr 1911 der Grundstein zu jenem Tempel gelegt, den wir heute als erstes großes Werk des jungen Heinrich Tessenow doppelt bewundern. Wer aus dem Frieden der Gartenstadt heraufsteigt und an einer Biegung der Straße jenes hohen weißen Hauses ansichtig wird, muß sofort das Empfinden haben, sich einem heiligen Bezirke zu nähern. Diese schmucklose Front mit den vier überschlanken Pfeilern! Eine herbe Feierlichkeit. Ja, es ist eine Spur von Askese in diesem Bau, wie in dieser Schule. Man tritt durch den umder Schülerschaft. Der Festsaal mißt 49 m in der Länge, 16 in der Breite, 12 in der Höhe; darin liegt seine Schönheit. Er weist gar keinen Schmuck auf. Der Maler Alexander von Salzmann hat Decke und Wände mit weißem Stoff bespannt, hinter dem er die Beleuchtungskörper verbirgt. Er will diffuses Licht als Ersatz für das Tageslicht und kann nach einem besonders von ihm erdachten System alle möglichen Farben erzeugen. Wie muß es einen innerlich packen, von demselben Lichtmeer wie die Tanzenden überflutet zu werden! Max Reinhardt hat den Bühnenrahmen gesprengt und durch Treppen und den japanischen Blumenweg die Verbindung mit dem Zuschauerraum hergestellt; Gabriele d'Annunzio hat in Paris den Bühnenhimmel über das Parkett herausgezogen und das geschaffen, was er den unendlichen Horizont nannte; hier ist auch eine letzte Möglichkeit probiert: wir stehen auf demselben Boden und unter demselben Himmel wie die Tanzenden, und nun faßt uns alle jenes farbige Licht zusammen, in welchem die Stimmung der halblauten Musik, die aus dem Orchesterschlunde tönt, sich am besten symbolisiert. - - In den Tagen vom 28. Juni bis 11. Juli wird die Hellerauer Anstalt bei ihren Schulfesten einer staunenden Menge zum ersten Male Zeugnis ablegen von dem Fleiße dieser zwei Jahre und von ihren hohen Zielen. Einige haben schon einen Vorgeschmack des Programms gehabt, das neben Uebungen der reinen und angewandten rhythmischen Gymnastik den zweiten Akt des „Orpheus" von Gluck, Fugen und Inventionen von Johann Sebastian Bach und eine Pantomime von Jacques-Dalcroze, „Narziß und Echo", bringen wird. Die Zeitungen haben begeisterte Worte über die Pfingstproben geschrieben. Wer des tiefen Eindrucks sich noch erinnert, den eine Aufführung des Hellerauer Meisters trotz der halbfertigen Schulräume, trotz der abstoßenden Konzertsäle auf ihn machte, kann den heidnisch-frommen Schauer vorausahnen, der über den kommenden Hellerauer Festtagen

Digitized by Google

Der junge Kainz.

Von

Julius Bab.

Als Joseph Kainz gestorben war, da rief dieser berühmtesten Person der deutschen Schaubühne ein bedeutender Kollege die Worte nach: „Er hätte Feldherr sein und Schlachten gewinnen können.“ Und das war im Pathos der Todesstunde, in Erinnerung an den blendend vielseitigen Geist des großen Kainz und vor allem im Munde eines Schauspielers ein schönes und starkes Wort. Es zeigt sich aber, daß die Verehrer des großen Toten diesen Ausspruch etwas schwerer und tiefer zu nehmen geneigt sind, als für eine reinliche Bildung der Begriffe gut ist, und auch der größte Mann soll uns doch zuletzt und vor allem ein Mittel reineren Weltbegreifens werden. Selbst die taktvolle Klugheit des im allgemeinen bis zur Nüchternheit ruhigen Arthur Eloesser läßt sich jetzt (in einer Vorrede) von wehmütigen Freundschaftsgefühlen zu der Behauptung hinreißen, daß in Kainz wirklich noch Zeug genug zu einem Schriftsteller, Maler, Musiker, Literaturprofessor usw. usw. gesteckt habe. Mit dieser Ueberschätzung tut man aber dem Wesen des Joseph Kainz unrecht, und deshalb ist es eigentlich eine Unterstützung. Er war kein Polyphistor und kein Universalgenie, er hätte nicht auch irgend etwas anderes „tun“ können; er war ganz und gar Schauspieler und hätte nie irgendwo anders wirklich produktiv werden können als auf dem Theater. Man weiß, daß denen, die die Bühne lieben, alle Dinge zum Theater dienen. Es ist eben das Einzige und Charakteristische dieses Schauspielers, wie viele Gebiete des Denkens, Erfahrens, Fühlens er schließlich in seine höchst individuelle Schauspielkunst hineingearbeitet hat. Aber nur das Auge persönlichster Freundschaft kann verkennen, daß seine direkten Versuche auf all diesen Gebieten nirgends das Dilettantische überragen: seine hinterlassenen Dramenfragmente sind bei mancher Feinheit und mancher derben Theatralik doch nur typische Geschmacksprodukte aus zweiter Hand; sein literarisches Urteil ging (dafür gibt es viele Proben) bei aller Veredlung durch Bildung und Wissen in entscheidenden Punkten doch durchaus nicht über den charakteristischen Schauspielergeschmack hinaus; die Auktion des Nachlasses zeigte, daß sein künstlerischer Geschmack erstaunlich geringe Tiefe hatte – im Gegensatz zu dem auf begrenztem Gebiet durch und durch gediegenen Nachlaß Matkowskys gab es ein buntes Vielerlei mit sehr viel Schlechtem. Und wenn so auf den theaternächsten Gebieten der Dilettantismus Kainz' offenbar wurde, so würde sicherlich das Urteil wirklicher Kenner über seine astronomischen und technischen Versuche nicht anders lauten. Dies alles aber ist nicht im mindesten eine Herabsetzung dieses allseitig schwärmenden, frei hinspielenden Geistes; es zeigt nur mit Energie an, wo sein Zentrum lag, es zeigt, daß er, der Theatermann, im letzten, feinsten Grunde doch alle Dinge für ihren Schauwert brauchte — daß (wenn auch viel verborgener, als bei gröberen Komödianten) ihm die Dichtung Text, die bildende Kunst Dekoration, die Sternenwelt Anregung einer wundervoll ausgreifenden Geste war! Die dämonische Macht der Schauspielkunst illustriert vielleicht nichts stärker, als das Leben dieses Kainz, dem das leidenschaftliche Umfassen unserer ganzen Kultur doch lediglich dazu frommte, eben ein ganz kultivierter Schauspieler zu werden. Nur in der Körpersprache, in Ton und Geberde wurde er all dieser Dinge Herr.

Wie sehr dieser geistfunkelnde Sprecher, dieser distanzreiche Skeptiker dennoch ein Vollblutkomödiant war, wie er die Bühne nur bändigte, weil doch ein ganz gewaltiger Kern naivster Spielfreudigkeit, primitivster Theaterlust in ihm steckte, das dokumentiert uns jetzt ein prachtvolles Buch, dessen Vorrede ich oben schon erwähnt habe: Arthur Eloesser gibt unter dem Titel: „Der junge Kainz“ bei S. Fischer einen Band heraus, der die Briefe des aufstrebenden Künstlers an seine Eltern enthält. Von der ersten Ausfahrt in Kassel und an der mächtigen Schmiere zu Marburg in der Steiermark, über Leipzig (wo Förster seinen Protegé zunächst enttäuschte und wieder ziehen

Digitized by Google

ließ), über Meiningen und das Münchener Abenteuer mit König Ludwig bis zur Schwelle der Berliner Triumphe.

Das ist zunächst ganz einfach ein entzückendes, liebes, lustiges Buch, das jeder Mensch mit innigstem Behagen lesen muß. Dieser achtzehnjährige Bengel, der, strahlend vor Selbstvertrauen auf die Welt der Bretter läuft, der den Faust und den Jason hinschmettert, bei schwierigeren Briefen aber doch lieber die Hilfe der Mama erbittet, der in liebenswürdigster Jungensmanier die Eltern mit Zärtlichkeiten überschüttet, mit drolligster Altklugheit die schlechte Welt verachtet, mit kritikloser Leidenschaft bald Begeisterungen, bald Schmähungen hervorsprudelt, immer aber fröhlich, zuversichtlich und in einem wirbelnden Tempo sein Leben hinplaudert — das ist ein ungewöhnlich entzückendes Schauspiel. Das Interessante aber ist, aus einer wie durch und durch naiven Wiener Theaterluft dieser junge Komödiant heraustritt. Schon die Eltern sind ganz echte Kinder der Theaterstadt, sie leben im Kultus der „Burg", und der Weg ihres Jungen zur Bühne scheint ihnen nicht wie guten Bürgern ein Sturz ins Elend, sondern Aufstieg zu allen Herrlichkeiten. Und ihr höchst wienerischer Joseph zeigt überhaupt kaum irgendeinen Blick für irgend etwas, was nicht Theater ist. Und für Theater im allerderbsten Sinne des Wortes. Die Schönheit der Kostüme steht breit im Vordergrund, und ohne volles Bewußtsein einer Komik schreibt der junge Faust: „Die Hauptsache ist, daß ich gut aussehe und alt genug bin; gehe daher zum Perückenmacher G. und frage . . ." Die Geschichte der Wattons spielt eine ungeheure Rolle. Ueber die Applause werden jedesmal ganze Register angelegt; herausgerufen während des Spiels, an den Aktschlüssen, beim Stückschluß und im Ganzen. Der Durchfall gastierender Fachkollegen wird mit völlig unverhülltem Behagen berichtet, und nach jeder neuen Rolle heißt es mit naivster Gleichmäßigkeit: „Diesmal bin ich aber wirklich auf die Rezension begierig". — Das nenne ich Theaterblut! Kann man ein Talent besser dokumentieren? Und man möge mich nicht fälscher verstehen, als wenn man meinte, mit dieser Feststellung etwas gegen die Bedeutung des glänzendsten deutschen Bühnenkünstlers der letzten Epoche gesagt zu haben. Ganz im Gegenteil! Joseph Kainz war bis zur letzten Möglichkeit des Theaters Geist: so sehr, daß man ihn in seiner letzten Zeit nur noch für einen Grenzfall des Schauspielers, und fast schon mehr für einen hinreißenden Vortragskünstler halten mochte. Und doch zeigte sich, daß auch dieser äußerste Fall von Vergeistigung auf der Bühne nur möglich war, weil ein ganz gewaltiger Feuerkern körperlichster Theaterlust in diesem Manne rumorte. Denn Theater ist Verleiblichung und ist ohne die elementare Freude an allem Sichtbaren und Hörbaren in keiner Weise möglich. Die kindliche Begeisterung für das bunte Kostüm, den schallenden Applaus gehört unbedingt dazu: und wenn die Blasiertheit reiferer Jahre auch diese ursprünglichen Regungen sehr verdeckt hat, wir wissen doch, daß sie in Kainz gesteckt haben! Dergleichen Dinge verschwinden nicht über Nacht! Nicht an sich, aber als Symptom für das Wesentlichste aller Schauspielkunst: für eine ungewöhnlich starke und mutige Sinnlichkeit sind diese Aeußerlichkeiten wichtig und vielleicht sogar unerläßlich. Und so leistet dieses im übrigen so wunderhübsche Buch noch nebenher einen wichtigen Dienst, wenn es blaßblütige Klügler, die da glauben, man könne ohne elementares Körpergefühl Theater machen, überführt, daß der große Kainz nicht ihresgleichen war.

Der Spielzeit Anfang und Ende.

Vier Briefe vom jungen Kainz.

Mit den amüsantesten Teil des in dieser Nummer besprochenen Buches „Der junge Kainz" (S. Fischer Verlag, Berlin 1912) bilden die Briefe, die der achtzehnjährige „erste Liebhaber" aus Marburg in der Steiermark nach Hause schrieb. Es war das erste richtige Engagement, das Kainz einen ganzen Winter durchhielt. Die strahlende Begeisterung, mit der

Digitized by Google

Grau erblickt, das ist nicht nur sehr amüsant – diese Entwicklung der Stimmung während eines langen Theaterwinters hat, wie alle Kenner der Bühne bestätigen werden, etwas bedauerlich Typisches an sich. Und vielleicht ist diese Umfärbung einer Situation durch zu lange dauernde Bekanntschaft nicht nur fürs Theater charakteristisch! – Wir lassen hier zwei Briefe vom Beginn und zwei vom Ende der Spielzeit folgen.

Marburg, den 16. X. 75

Liebe gute Eltern!

Gestern hatte ich mein Debüt als Bugslaff. Der Erfolg war durchschlagend. Schon nach dem ersten Akte wurde ich gerufen, im 2. Akte hatte ich auf offener Scene Applaus während ich sprach. Dann gleich darauf beim Abgang wieder und zum Aktschluß wurde ich zweimal gerufen. Nach dem 3. und 4. Akte wurde ich wieder gerufen. Ich mußte mich also 7 mal bedanken. Der Direktor war mehr als seelig: „Herr Kainz" sagte er „Besprechen Sie sich mit mir, es ist in meinem eigenen Interesse, wenn ich es tue u. gebe was Sie wollen!" So wurde denn „Arria u. Messalina" festgesetzt, „Maria Stuart" (Mortimer), „Dalila", Wildfeuer &c. Heute und morgen spiele ich nicht, weil hier momentan eine Balletgesellschaft gastiert. Am Montag aber spiele ich „Im Wartesalon 1. Classe". Ich bin hier jetzt der Tonangebende, ganz Marburg kennt mich schon. – Ich habe aber auch so lange ich beim Theater bin noch nie so gut ausgesehen wie gestern. Der Obergarderobier wurde bald rasend vor Entzücken „Herr Director!" rief er einmal um's anderemal „Das ist ein jugendlicher Held! Was? Sehen Sie, so stelle ich die jugendlichen Helden her!" Ich kann mich aber auch nicht genug verwundern über die Pracht der Costüme und über deren minutiöse Richtigkeit. Ich hatte im ersten Akt ein ganz neues wunderbares Lila Sammtwams mit großen Stahlsternen ganz benäht darüber einen Blausammtenen Ueberwurf mit Silber- u. Stahlketten behängt u. weit ausgeschnitten, einen rundgebrannten Kopf mit Schmachtlocken, graues Tricot u. meine Streitschuhe; im letzten Act hatte ich ein prachtvolles Goldschuppen Tricot, ein wunderbaren Goldharnisch, der mir wie angegossen saß darüber ein schwarzes weit ausgeschnittenes Sammetwamms mit Silber. Dazu ein prachtvolles Schwert in schwarzer Sammetscheide u. einen zierlichen Messinghelm mit wirklich 20 großen wallenden Straußfedern. Dazu goldene Sporen. — Ob ich so gut gespielt habe als ich gut ausgesehen, bezweifle ich. Das Publicum scheint hier an nicht viel gutes gewöhnt zu sein. Denn ich glaube kaum, daß man mit einer so großen Rolle, die man in nicht ganz zwei Tagen lernt u. studiert u. mit einer Probe vor einem kunstverständigen Publicum durchschlagen kann. Ich muß mich sehr in Acht nehmen, daß ich mir keine Unarten angewöhne u. nicht zu „arrogant werde", denn ausgebessert wird mir hier nichts mehr werden. Der Director sagte mir sogar ich sollte bei der Probe nur martieren. Aber das thu ich nicht, ich gewöhnte mir das zu leicht an, daß ich's am Ende bei der Vorstellung dann auch machte. Ich bin auf die Recension begierig, der Recensent soll sehr bissig sein. Wie sie herauskommt werde ich sie Euch schicken. Nun genug von mir! Wie geht es denn meinem lieben guten Vatzerl? ist er gesund? Wenn er kommt will ich den delicaten Auftrag spielen, ist's so recht? Er soll nicht zu traurig sein, mir geht es hier sehr gut u. es gefällt mir auch hier. Die Mutter bitte ich um eines. Sie soll wenn es möglich ist, mir weiße Tricothandschuhe mitbringen. Zum Mortimer brauche ich sie. Hat die Mutter ihre Fahrtarten schon? Sie soll bald kommen! – So jetzt lebt wieder tausendmal wol, grüßt u. küßt mir alle, so wie ich Euch millionenmal küsse als Euer Euch zärtlich

liebender

Joseph.

Marburg den 26. 10. 75.

Herzallerliebste Eltern!

Endlich, nach so langer Zeit komme ich wieder dazu, Euch einige Zeilen zu schreiben. – Vor allen andern aber nehmt meinen besten u. heißesten Dank für die wirklich prachtvollen Atlasschuhe. Ich habe ausgesehen wie ein junger Herrgott. Ich bekam das Packet erst um 4 Uhr nachmittags. Der Director fing den Postboten ab, der die Anweisung eben zu mir tragen wollte, lief damit auf die Post u. schickte es mir dann durch den Theaterdiener zu, so daß ich weiter nichts zu thun hatte, als auszupacken. Der Director hatte mir zum Hinko für den 4. Akt ein Mantelkleid machen lassen, das wirklich großartig ist. Grüner Sammt mit gelber Seide geputzt u. mit Gold überladen. Das grünsammtene Mäntelchen mit weißem Atlas gefüttert u. vorne mit einer schweren dicken Goldschnur zusammengehalten. Dazu weißes Trikot, die Atlasschuhe, ein reiches großartiges weißes Spitzenhemd u. es hätte nicht viel gefehlt so wäre ich im 4. Acte als ich auftrat empfangen worden. Aber auch die ersten zwei Costüme waren neu; sowohl der Studenten Anzug, als der, den ich als Henker hatte. Auch das Lockenbandeau ist großartig; — Applaus war wieder im Ueberfluß. — Im

Digitized by Google

ersten Akte, wo der Hinko den Benko niedersticht, waren wir ganz Meininger, eine riesige Comparserie, die sich aber nicht bewegen konnte, und als sie mich im ersten Aktschluß verfolgten, da kamen von 30 Statisten 5 heraus und dann die 4 Schauspieler, so dumm sind die Kerle. Ich habe in meinem Leben noch nicht so viel gelacht als da. Im zweiten Akt beim Henker wurde ich auf offener Scene unterbrochen mit Applaus im 4. Akte, wo er für seinen Bruder beim König Wenzel um Gnade bittet, wurde ich wieder unterbrochen. Daneben noch dreimal gerufen, was will man mehr. Neulich haben ich u. die erste Liebhaberin revoltiert gegen den Director, denn wir waren tagtäglich in Riesenrollen beschäftigt, nicht, daß sie zu anstrengend wären es sind meistens Conversationsrollen, aber wir konnten nicht mehr lernen, ich war schon ganz blöde u. habe in meinen Kopf nichts mehr hineingebracht. Gestern hatten wir „Durchgegangene Weiber". Ich spielte da den Liebhaber u. sie meine Frau. Da kannten wir beide von unseren Rollen so wenig, daß wir ein paarmal einen Satz der uns souflirt wurde alle Beide zugleich zu sprechen anfingen. Und wenn mir der Souffleur nach einer Rede im 2. Bild nicht zugerufen hätte, „abgehen!" so stände ich jetzt noch draußen. — Auf besagtes Revoltieren hat mir der Director 3 Tage freigegeben. Das heißt morgen habe ich zu thun, aber blos so viel als auf die Seite von so einem Briefkartel geht. Morgen ist nämlich „Das letzte Aufgebot" zum Benefiz unseres Operetten- u. Possenregisseurs. Am Freitag haben wir „Des nächsten Hausfrau" darin spiele ich eine wunderbare Conversationsrolle. Am Sonntag „Hamlet" (Laertes) Am Montag „Müller u. sein Kind". Fragt doch beim Scheibenhofer, ob der Hartmann den Conrad mit langem oder kurzem Haar spielt. Am Samstag „Arria u. Messalina", dafür hat mich der Director schon als 2. Regisseur engagirt, weil ichs im Burgtheater gesehen habe u. er nicht. Mittwoch über Acht Tage hat die erste Heldin ihr Benefiz. Sie gibt „Jungfrau von Orleans". Mir blüht natürlich der Lionel, obwol ich mich mit aller Kraft dagegen wehrte. Aber der Director sagte: „Es ist nicht anders möglich! Lionel ist der einzige Mann in den die Jungfrau verliebt ist. Da es aber gar nicht denkbar ist, daß die erste Heldin in jemand andern verliebt sein darf als in den ersten Helden, so müssen sie folgerichtig den Lionel spielen." Drauf gab sich mein bewegtes Gemüth zur Ruh! — Auch die Nibelungen werden sehr bald dran kommen. — Mein Benefiz wird wahrscheinlich Ende Februar sein. Da will ich die Kupfer ein neues Stück verschaffen. Damit ich kein Aufführungsrecht zu bezahlen brauche. — Nero oder Parisina. Bitte forscht sie aus, aber nicht etwa mit der Thüre ins Haus fallen. Fragt sie um Rath, wie das anzustellen sei, wenn man Parisina, oder Nero haben wollte u. ob sie mir dazu rathet. Ein tragischer Fetzen muß es sein. daß mir die Studenten von Marburg reinkommen. Das ist die Hauptsache! — Dann bitte ich Euch noch um eines. Fragt beim Wallishauser um den „Erfolg", was er sammt dem Aufführungsrecht kostet. Der Director möchte ihn hier geben, schreibt mir das umgehend. — Aber sicher! — — —

Meine Wohnung ist wunderbar. Die Leute äußerst liebenswürdig und freundlich. — Wenn ich an dem Abend, an dem Du kommst zu thun haben sollte, so wird Dich meine Zimmerfrau abholen. Telegrafiere daher, wann Du kommst. — — — Alle Tage bringen sie mir Weintrauben, Butterbrod. — Sogar eine kleine allerliebste Katze mit einem blauen Seidenband um den Hals haben sie mir gebracht. Das Thierchen ist sehr zahm, u. will immer meine Feder fangen, während ich schreibe. So hat sie mir den Klex gemacht, der auf dem vorigen Blatt ganz deutlich zu sehen ist. — Ich fühle mich hier ganz seelig! — Alles hätschelt u. tätschelt mich, — (wie ichs eben auch nicht anders gewohnt bin) — Der Director gibt mir die schönsten Costüme, die noch kein Mensch am Leibe gehabt hat. — Er thut alles was ich will, nur wegen des Kappermann, will er mir nicht anbeißen, Gott weiß warum! Ich habe nach dem „Hinko" wieder die Sprache darauf gebracht, er hat mir keine Antwort gegeben. Uebrigens lasse ich nicht nach! — Ich lebe täglich jetzt von meinem Spielhonorar und habe noch 18 Gulden. Damit komme ich aus im Ueberfluß. Ueber Mutter u. Sohn ist wieder eine Recension da, die sich gewaschen hat! Aber ich habe die Zeitung nicht bekommen, sonst würde ich sie Euch schicken. Also Mutter soll recht bald kommen. Nun sende ich Euch — Halt! Soeben bekomme ich den Brief vom 25 .ds. Um Gotteswillen nur keine Angst. — Mir ist es im ganzen Leben noch nicht so gut gegangen! Ich bin überglücklich! — Ich meine immer, ich träume nur! — Und was schreibt der Vater von der Recension ob gut od. schlecht. Das Wort schlecht existiert in meinem Conversationslexicon nicht! Verstanden? — Ich bin hier der Herrgott — Mehr als beim Niclas! — Also ruhe! ruhe! ruhe ich bin seelig! 10000000000000000000 Küsse von Eurem Euch zärtlich lieben Sohne

Marburg den 26 2. 76.

Herzliebster Vater!

Vor Allem begieb Dich zur Ruh, bewegt Gemüth wegen dem Ausdruck mörderische Anstrengung. Wenn ich Dir sage, daß ich nicht einmal heiser war so kannst Du doch glauben Ein Anderer wäre vielleicht hingeworden mir hat es eben nichts gemacht. Ich befinde mich sehr wohl darauf. Und würde es mir sehr angenehm sein hätte ich alle Woche einmal so einen Nero zu spielen Ich bin gesund, frisch, wohlauf u. will auch gar nicht krank werden. Könnte mir gar nicht einfallen!

Nun sage mir, wie gefällt Dir die Rezension überhaupt? Es ist doch schön daß ich sagen kann Sonnenthal u. ich, wir sind die einzigen die den Nero gespielt haben.

Ich sage Dir, wie hier das Verhältnis unleidlich wird davon machst Du Dir gar keinen Begriff.

Erstens gehen die Geschäfte miserabel. In folge dessen Gesichterschneiden von Seiten des Direktors u. der Direktorin. Die Proben werden flau gehalten Gelernt wird nichts mehr. Allen ist das Verhältnis zuwider. Jedes möchte schon gerne fort. Also kannst Du Dir denken mit welchem Eifer gespielt wird. Zudem ist das Theater alle Tage total leer. Also welches Vergnügen vor leeren Bänken zu spielen.

Es ist schrecklich! Gar kein klassisches Stück mehr. Lauter Operetten Possen Lustspiele. Mir ist schon das Lernen zuwider. Wie geht es Dir, was macht die Mutter? An Tante habe ich ja noch am selben Tage geschrieben als ich das Geld bekommen habe.

Jetzt muß ich Pagenstreiche lernen. Lebe also tausendmal wohl. Sei millionenmal geküßt von Deinem Dich zärtlich liebenden Sohne

Joseph

Und schreibe bald

Marburg den 23/3. 76

Herzliebste Eltern!

Ihr könnt Euch gar keinen Begriff machen, wie ich mich freue dieses Engagement zu verlassen. Mir wird dieses Marburger Schmierencomödiantenleben mit jedem Tage unangenehmer, langweiliger u. ekliger. Ihr glaubt nicht, wie ich mich freuen werde, wenn mir wieder einmal ein tüchtiger Regisseur sagen wird: „Sie, das ist nicht gut, machen Sie das so", wenn ich wieder einmal zur Erlernung einer neuen Rolle 1 oder gar 2 Wochen lang Zeit werde haben. Wenn ich wieder mal eine jugendliche Liebhaberrolle zu spielen werde kriegen: Kurz, wenn ich wieder einmal unter Menschen sein werde. Ich komme mir hier so vor, als ob ich gar nicht unter Menschen wäre, mir ist als wäre ich aus der Welt versetzt in einen Morast u. ich alle Kräfte aufbieten muß um darin nicht zu versinken u. ersticken. Wie freue ich mich wenn ich an den Moment denke, in dem ich wieder in mein Zimmerchen treten werde, wenn ich wieder den alten ehrenswürdigen Kunsttempel am Michaeler Platz sehen kann, in dem ein Sonnenthal ein Lewinsky u. ein Hartmann wirken. Wie sehne ich mich wieder einmal Künstler spielen zu sehen u. wie lechze ich danach in die Leitung Försters zu kommen u. zu sehen, wie ein Stück von Göthe oder Schiller mit Pietät behandelt wird u. mit welcher Genauigkeit u. Sorgfalt man zur Aufführung schreitet. Ich sehe ordentlich den alten Förster herumrennen bei der Probe u. mit allen heiligen Donnerwettern in die Comödianten fahern, wenn eine Ensemblescene bei der 3. Probe zum 7tenmale repetirt wird u. noch nicht klappt. Endlich möchte ich vor Seeligkeit u. Wonne vergehen, wenn ich mir denke, daß es heißen wird, morgen 9 Uhr Morgens ist die Generalprobe von der Eröffnungsvorstellung, mit welchem heiligen Eifer wird da nicht jedes am Vorabend zu Hause sitzen u. seine Rolle überlernen überdenken, durchstudieren, daran feilen u. schleifen, damit man ja nicht etwa sagen soll, ja der u. der unter dem Haase seiner Direktion war uns doch lieber. - Ich sage Euch, ich kann den Moment kaum erwarten, in dem meine Festungsstrafe zu Ende geht. -- Und dennoch sagt mir jeder Gast, der noch da war, daß dieses halbe Jahr von großem Nutzen für mich gewesen, u. daß es keinen großen Schauspieler gibt, der das nicht einmal mitmachen mußte. -- Na genug jetzt von dem Kapitel, 18 Tage noch, wenn Ihr diesen Brief bekommt nur mehr 17 Tage u. ich bin frei!!! --

Jetzt habe ich an mein liebes Mütterchen eine Bitte. Ich möchte nämlich an meine gute alte Lehrerin an die Kupfer wieder einmal schreiben. Nun weiß ich aber nicht, wie ich das angehen soll mich wegen des langen unhöflichen Schweigens zu entschuldigen. Wenn nun die Mutter so gefällig wäre, mir so eine recht lamentable Wurstsuppe aufzusetzen u. zu schicken, so würde ich Ihr ungeheuer dankbar sein. Das müßte aber sehr bald sein wenn möglich schicke mir die Geschichte umgehend. Aber sicher, vielleicht könnte ich es schon Samstag haben. Also nicht vergessen! Bitte! Bitte! -- — — —

Digitized by Google

Am Samstag werde ich in Pettau wahrscheinlich nicht gastieren, denn ich habe mit der Antwort an Keller einen Tag gezaudert, weil ich erst erfahren mußte, wann ich frei bin u. so hat indessen Schönfeld telegrafirt u. für Samstag abgeschlossen. Ich werde also erst nächste Woche drüben spielen u. vielleicht im „Wildfeuer" u. „Hans Lange" weil er den „Erfolg" nicht besetzen kann.

Ferreol unser Benefizestück ist bereits bei der Censur in Graz u. wird also im April zur Aufführung kommen Noch etwas. — Vater hat mir einmal geschrieben er will mir ein Gesuch schicken u. ich könnte damit um ermäßigte Fahrt einreichen.

Wenn er mir es schickt, wäre es mir sehr angenehm. Jetzt wäre es noch Zeit.

Also jetzt habe ich wieder einmal eine Menge Neuigkeiten geschrieben. Jetzt lebt wieder tausendmal wohl. Grüßt mir Alles Grüßbare! Und nicht wahr, wenn ich nach Wien komme gehen wir nach Laxenburg. Also nochmals vergeßt auf den Brief an die Kupfer u. an das Gesuch nicht u. seid Millionenmal geküßt von Eurem Euch zärtlich liebenden ewig dankbaren Sohne

Joseph

Wann holt mich Mutter denn ab? Recht bald! Nicht wahr? Recht bald!

D. obige

Neue Bücher.

Hanns Heinz Ewers: Alraune. Die Geschichte eines lebenden Wesens. Roman. Georg Müller, Verlag, München.

Die Geschichte eines lebenden Wesens! nennt Hanns Heinz Ewers seinen neuesten Roman. Also eine Wirklichkeit, eine tatsächliche Begebenheit, kein Märchen, keine grauenerregende Wundergeschichte. Und doch ist diese Geschichte alles; das Märchen wird zur Wirklichkeit; das Unzulängliche, hier wird's Ereignis! Das Ewig-Weibliche zieht uns — hinab.

Das Märchen von der Alraune, jenes wunderlichen Wesens, das der Erde Schoß nach Befruchtung durch den Samen eines Gehenkten entsprießt, hat durch Ewers eine neue, eigenartige Fassung und Bearbeitung erfahren. Ein reizvoller Stoff, den aber nur der zu überwältigen vermag, der über den Dingen steht, der vor keiner Konsequenz zurückschreckt, der sich auf eine Diskussion über das

In dem Milieu einer rheinländischen Familie, die von der Dekadenz gründlich durchsetzt ist, setzt die Geschichte ein. Frank Braun, der Held des „Zauberlehrlings", ist auch hier wieder der spiritus rector. Er konzipiert die Idee der Alraune und suggeriert sie seinem alten ruchlosen, sonst aber durchaus ehrenhaften Onkel Jakob ten Brinken, eine Leuchte der Wissenschaft, Exzellenz, auf. Unter seiner sachgemäßen Leitung wird eine Dirne, ganz Natur, beherrscht von den wüstesten Trieben, durch den Samen eines Hingerichteten befruchtet. Die Mutter des Kindes geht bei der Entbindung elend zugrunde, der Geburtshelfer stirbt an einer Blutvergiftung. Das ist das erste Debut der Alraune in dieser Welt. In einem Mädchenpensionat erzogen, richtet sie unsägliches Unheil an und übt einen dämonischen Einfluß auf ihre Mitschülerinnen aus. Alle, die in den Bannkreis des sylphidenartigen kapriziösen Persönchens geraten, ob Mann, ob Weib, müssen sterben. Ihre Freundinnen wandern ins Irrenhaus oder begehen Selbstmord, ihre Liebhaber schießen sich über den Haufen oder siechen dahin. Endlich fällt auch der alte ten Brinken, der skrupellos über Leichen gegangen ist, seinem Pflegling zum Opfer. Der alte geile Sünder, dem Alraune den Fuß auf den Rücken gesetzt hat, begeht Selbstmord.

Nun erscheint Frank Braun, der geistige Vater und Vormund der Alraune, auf der Bildfläche. Eine neue Episode beginnt, ein neues Ränke- und Liebesspiel, eine fortgesetzte Orgie von furchtbarer Schönheit, Leidenschaft und Kraft. Zwei Monate dauert das Spiel - der Kampf der Geschlechter! - - Dann ist alles aus. Frank Braun, nahezu erschöpft, geht dennoch als Sieger aus dem Kampf der Leidenschaften hervor. Alraune stirbt; als Nachtwandlerin von einer Freundin, die ihr sklavenhaft ergeben ist, angerufen, fällt sie vom Dache. Der Traum ist zur Wirklichkeit geworden. Ein jähes Erwachen.

Warum hat Ewers diesen Roman geschrieben? wird mancher fragen. Nach dem Geschmack des moralinsauren Spießers ist er nicht, auch nicht nach dem des blaßwangigen Aestheten. Wollte Ewers sich nur orgiastisch austoben? Vielleicht ein wenig. Damit wäre aber dieser Roman nicht abgetan. Er wollte mehr, er wollte sich in die tiefsten Tiefen der menschlichen Psyche, der Sexualpsyche, versenken und die Triebkräfte, die uns in unserem Empfinden, Denken und Handeln leiten, in ihren Ursachen ergründen. Und das ist ihm gelungen. Gewiß strömt das Buch eine schwüle Treibhausatmosphäre, selbst den Pesthauch einer dekadenten Gesellschaft aus, aber dennoch bleibt es ein Bekenntnisbuch. Ewers hat sich selbst seziert, mit wollüstiger Grausamkeit und kaltem Zynismus. Mit solcher Kraft und Anschaulichkeit ist der Sexus, der Bestie im Menschen, kaum geschildert worden. Gemein ist die Natur — inter faeces et urinam nascimur! —, aber auch das

Digitized by Google

Form und die Leidenschaftlichkeit der Darstellung. Und Ewers ist ein Künstler, der jeden Stoff, auch den ekel- und grauenerregenden, überwältigt und zu einem Kunstwerk formt. F. G.

August Piening, Carl Vinnen und seine Gegner. Ein Beitrag zum deutschen Künstlerstreit. Verlag von Otto Melchers, Bremen.

Diese kleine Broschüre von August Piening ist mit Freuden zu begrüßen. Sie ist von so unbestechlicher, objektiver Wahrheitsliebe diktiert, daß man ehrliche Genugtuung darüber empfinden muß, einen Mann kennen zu lernen, der so etwas schreibt. Ich halte diese Arbeit für eine Kampfesbroschüre von ganz hervorragendem Wert und nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß das Kapitel „die Kunstschriftsteller" zu dem besten gehört, was über den Künstlerstreit geschrieben wurde. Ich hoffe, daß der Verfasser bei dieser Begabung noch manches Gute uns schenken wird. So scharf wie er die Kunstschriftsteller auch anfaßt, er führt Argumente ins Feld, die schlechterdings nicht zu widerlegen sind. Wenn P. in seinem ehrlichen Zorn den größten Teil der modernen Kunstschriftsteller als eine Schmach für die deutsche Geistesbildung kennzeichnet, so darf man allerdings nicht vergessen, daß diese allein die Schuld nicht tragen, sondern die deutschen Leser, die diese Schreibereien dulden, sind mitverantwortlich für diese Schmach.

Das Motto zum „Vorbekenntnis"

Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht,
Daß, wo ich schweifen mag in fernem Lande,
Ich hören muß des deutschen Mannes Schande,
Und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht.

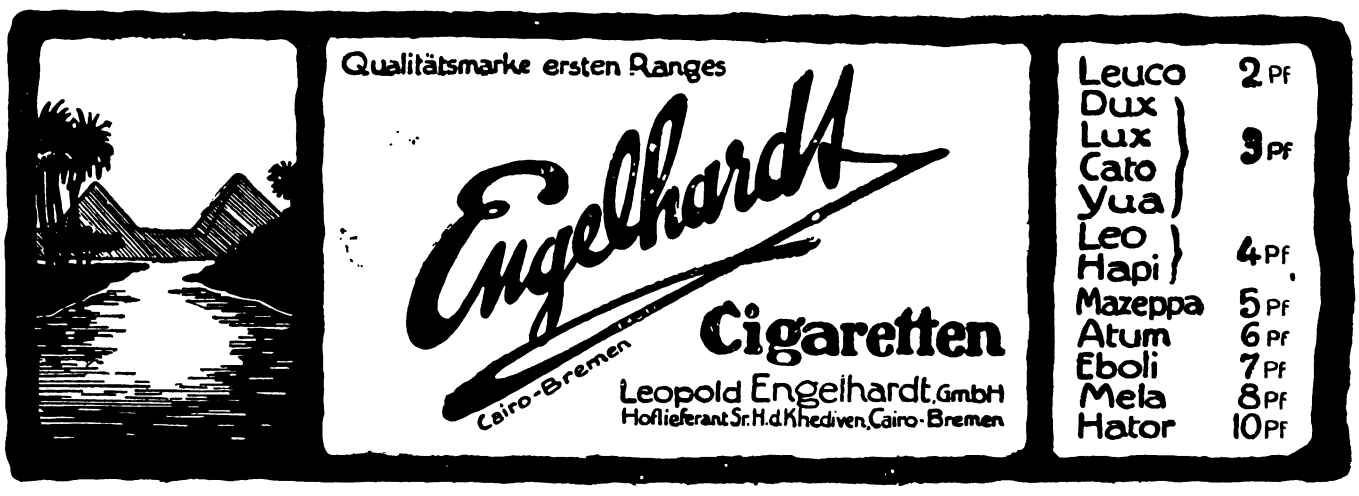
kündet so recht den Ton der Empfindung an, von dem die Broschüre getragen ist. Ehrliche Begeisterung für wirkliche deutsche Art, und Haß gegen alles Unwahre und Phraienhafte.

Für den sympathischen Menschen und Künstler Carl Vinnen muß diese Schrift eines ihm völlig Unbekannten eine wahre Genugtuung sein, denn aus jeder Zeile spricht das Bekenntnis des Verfassers, daß er, für Wahrheit und Recht erglühend, einem maßlos Angegriffenen zu Hilfe eilt, um sich mutig für ihn in die Schanze zu schlagen, unbekümmert um den zu erwartenden Haß der Gegner.

A. L.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.



Leibniz-Keks
TET-Paket 30 Pf
H. BAHLSENS KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme[illegible]ch., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 28 Berlin, den 13. Juli 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Baltischport.

Von

Otto Corbach.

„Die Monarchen begrüßten sich herzlichst mit Kuß und Handschlag.“ Dieser Satz ward auch diesmal wieder anläßlich der Monarchenbegegnung vor Baltischport von den meisten deutschen Zeitungen in fetter Schrift gedruckt. Mit gutem Grund; denn in diesem Vorgang erschöpfte sich ungefähr die Bedeutung des Ereignisses.

Wenn es nicht auch in deutschen Landen noch soviel Volk gäbe, was das Sich-küssen und Sich-die-Hände-drücken von gekrönten Menschen für weltbewegendes Geschehen hält, so würden nicht selbst „linksliberale“ Blätter lieber unsern genialsten Köpfen die tiefgründigsten Betrachtungen über die wichtigsten Zeitfragen „wegen Raummangel“ zurückschicken, ehe sie es sich verkniffen, ihren Lesern alles Drum und Dran der mit Kuß und Handschlag besiegelten herzlichen Begrüßung des deutschen Kaisers durch den Zaren aller Reußen bis ins kleinste vor die Augen zu führen. Ohne den Glauben großer Massen an die politische Wirkungskraft und Bedeutungsfülle monarchischer Küsse und Handschläge, würden Monarchenbegegnungen gleichgültige Vorkommnisse sein. Die Dummheit der Gläubigen macht sie oft zu wichtigen Ereignissen, und die „liberalen“ Blätter, die solche Dummheit nähren, scheinen zu glauben, daß sich mit einer Begünstigung der Dummheit im Volke freiheitfördernde, segenbringende Wirkungen erzielen ließen.

Die Presse im Zarenreiche sparte auch nicht mit Raum, um die Begegnung der beiden [illegible] lich rückständige, von barbarischer Zensur in engen Schranken gehaltene Vertreterin der öffentlichen Meinung eines autokratisch regierten Landes, ließ zwischen ihren Zeilen doch mehr freiheitlichen Geist durchblicken, als manches Organ moderner deutscher Bürger. Unmöglich konnte sich z. B. ein Blatt wie das „Nowoje Wremja“ selbst ernst nehmen, als es schrieb, es sei schade, daß die Begegnung zur See stattfinde, „sonst würde sich der deutsche Kaiser davon überzeugen können, daß das gesamte russische Volk die Gefühle seines Herrschers für ihn teilt“. Wenn nicht im „gesamten russischen Volk“ so sehr viele Elemente wären, die ihre Gefühle für Monarchen auf eine etwas gefährliche Weise zu äußern lieben, so würde Zar Nikolaus wohl kaum Bedenken getragen haben, seinen Freund auf festem Boden mit Kuß und Handschlag herzlichst zu begrüßen. Für die Deutschen und ihren Kaiser hat der Durchschnittsrusse erst recht nichts übrig. Von Wilhelm II. glaubt er, daß er einen Rußland schädigenden Einfluß auf den Zaren ausübe; er empfindet daher bei jeder neuen Begegnung nur ein Gefühl des Unbehagens, die Deutschen im allgemeinen haßt er von ganzer Seele.

Rußland bedarf zurzeit der Unterstützung durch Deutschland für aktuelle politische Zwecke im nahen Orient und in Südasien. Darum ließ es sich in Potsdam und Baltischport zu einer gewissen Wiederannäherung bereit finden, nachdem sich herausgestellt hatte, daß England russische Pläne auf der Balkanhalbinsel und in Persien über bestimmte Punkte hinaus nicht fördern wolle. Im übrigen wird dadurch nicht das mindeste daran geändert, daß man in Rußland Deutschland für den Gegner der Zukunft ansieht.

Digitized by Google

schwedische Volk hat kürzlich vierzehn Millionen Kronen gesammelt und seiner Regierung als freiwilliges Geschenk zur Verwendung für Rüstungen gegen Rußland zur Verfügung gestellt. In Schweden wie in Norwegen glaubt man allgemein, daß Rußland mit fieberhafter Eile Vorkehrungen treffe, um sich bei passender Gelegenheit eines norwegischen Küstenstreifens samt dem dazu gehörigen norwegischen und schwedischen Hinterlande zu bemächtigen. Sven Hedin hat die Gründe für diese Annahme in der kürzlich auch in deutscher Ausgabe im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Kampfschrift „Ein Warnungsruf" eingehend erörtert: „Vor kurzem ist das finnische Bahnnetz vermittels der mächtigen eisernen Brücke, die man in Petersburg über die Newa gespannt hat, mit dem russischen verknüpft worden. Die Spurweite ist in Finnland und Rußland gleich. Nun können jeden Augenblick Truppen aus dem Herzen Rußlands ohne alles Umsteigen geradewegs nach Tornea befördert werden. Finnlands Eisenbahnen dienen nicht Handelszwecken und friedlicher Kultur, sie sind für den Krieg gebaut! Krieg mit wem? Habt ihr in eurer Zeitung nicht gelesen, daß das finnische Militär abgeschafft worden ist und daß nun in den mit finnischem Geld erbauten Kasernen der Finnen einzig und allein russische Truppen hausen? . . . Steht man nicht im Begriff, dem finnischen Lotsendepartement, das bisher ausschließlich finnisch gewesen, russische Beamte zu geben? . . . Wird nicht den Finnen auch die russische Sprache mit aller Macht aufgezwungen? . . . Es geschieht nicht, um die Finnen zu quälen, es geschieht, um den Puffer verschwinden zu lassen und uns die Kosakengrenze auf den Leib zu rücken . . . Finnland liegt wie ein in Trauerschleier gehüllter Sarkophag im Osten. Die Spuren flößen Schrecken ein — wenn man den Fußgänger kennt! — Also das Vordringen Peters des Großen an die Ostsee und der Verlust der Ostseeprovinzen war der erste Schritt. Die Eroberung Finnlands war der zweite. Der dritte Schritt wird vor unsern Augen getan, indem Finnland in eine russische Provinz verwandelt wird, die ebenso russisch ist wie irgendein Gouvernement des Zarenreichs."

In Persien werden von russischen Soldaten unter Frauen und Kindern ab und zu Blutbäder angerichtet. Das „Nowoje Wremja" gab unlängst einen Ausspruch des Chefs der persischen Abteilung des russischen Ministeriums des Auswärtigen wieder, daß „Rußland die Justiz in Täbris, Resht und Enseli in seine eigene Hand nehmen und dem revolutionären Pöbel, der russisches Blut vergieße, keine Barmherzigkeit widerfahren lassen werde. Denn die Lektion, die hier erteilt werde, müsse so sein, daß sie lange im Gedächtnis haften bleibe." Eine Proklamation, welche die Zeitung durch die energische Forderung ergänzt, daß „man die persischen Empörerbanden gänzlich ausrotten und die ganze Bevölkerung bestrafen müsse, denn die wahre Humanität sei in diesem Falle Grausamkeit."

Fühlen unsere Alldeutschen, die sich als die berufenen Hüter des Germanentums betrachten, nicht ihr vermeintlich germanisches Blut in Wallung geraten, wenn sie sich vorstellen, daß solche russische „wahre Humanität" einst in Schweden und Norwegen ausgeübt werden könnte? Doch sie sind ja die besten Freunde des Zaren. Die Ankündigung der Kaiserbegegnung allein vermochte schon ihre Begeisterung zu entfesseln. Sie werden fortfahren, sich für die Handelsfreiheit von Marokkanern und Kongonegern zu interessieren, und die deutschen und die angelsächsischen Germanen gegeneinander zu hetzen, bis es ihnen gelingt, einen Krieg anzuzetteln. Hernach werden sie sich die Augen reiben und staunend gewahr werden, wie inzwischen außer Finnland auch Schweden und Norwegen russifiziert wurde, während sich im nördlichen atlantischen Ozean eine starke russische Angriffsflotte, auf eine beständig eisfreie Fjordbasis an der norwegischen Küste gestützt, breit macht und vielleicht die Seeherrschaft an sich reißt, nachdem die deutsche Seemacht im Kriege vernichtet, die englische auf einen Bruchteil ihrer einstigen Größe eingeschränkt wurde.

Digitized by Google

Die beiden Hauptvertreter der „Christusmythe".

Von Professor Dr. Max Schneidewin.

Arthur Drews (Die Christusmythe, Teil I 1909, Teil II 1911) und William Benjamin Smith (Ecce Deus 1911) behandeln beide (auch in demselben Verlage von Eugen Diederichs, Jena) die große religiöse Krisis unserer Zeit von dem gleichen, höchst bedeutungsvollen Punkte aus: Wie ist nur die Erhebung Jesu zu einer göttlichen Wesenheit zu erklären? Beide in der auf unsere philosophische Erkenntnis und unser weltliches Wissen im Gegensatz zu einer religiös bildnerischen, aber kritisch sehr ungeschulten Zeit gegründeten festen Voraussetzung, daß Jesus eine solche göttliche Wesenheit nicht gewesen sein könne, aber in dem Verlangen, sich und ihren Lesern doch begreiflich zu machen, wie er als solcher geglaubt werden konnte — um den ganzen religiös-geschichtlich so wunderbaren Punkt für das Verlangen nach der wirklichen Wahrheit doch nicht mit einem einzigen, großen, intellektuellen Gefühl eben als eine Dichtung abzutun, sondern das Genaueste über seine Genesis zu erforschen. Im folgenden möchte ich nun die Parallele zwischen beiden noch bestimmter ziehen.

Beide verwerfen zunächst mit Entschiedenheit die Lösung, welche die Frage bei der protestantisch-liberalen Theologie gefunden hat: daß Jesu „eigenartige" menschliche Persönlichkeit seine Jünger dahin geführt habe, ihn zu einem göttlichen Wesen zu erheben, nachdem sie zuerst in der tiefen Niedergeschlagenheit über den Tod des Meisters und das anscheinende Gescheitertsein seiner messianischen Verkündung von sich selbst nicht hätten glauben können, daß Gott wirklich seinen Heiligen habe „die Verwesung sehen" lassen wollen und in ihrer starkerregten Gemütsverfassung Visionen des Auferstandenen erlebt hätten. Drews erkennt die Einzigartigkeit der Person Jesu — sie als eine geschichtliche, dem Bild der Evangelien (aber freilich, zumal bei der Diskrepanz der synop-

weniger an, indem er Aehnlichkeiten ihrer Aussprüche aus der vorangegangen heiligen und profanen Literatur sehr geflissentlich anzuführen weiß und auf ihre entschiedene Beschränktheit durch Zeit und Nationalität hinweist. Smith ist viel bereitwilliger, diese Einzigartigkeit bis zu einem gewissen Grade anzuerkennen, aber findet den absoluten Unterschied, den die Jünger, und sogar ein Paulus, zwischen sich und dem Christus machen, durch bloß menschliche Vorzüge Jesu nicht im mindesten zu begründen. Auch vermißt er die Tatsächlichkeit, daß in den neutestamentlichen Schriften die Stellung, die Christus in ihnen hat, irgendwie aus der Bezauberung durch eine menschliche Persönlichkeit hervorginge, betont aber ganz besonders, daß bei den ältesten Apologeten des zweiten Jahrhunderts, z. B. einem Justinus Martyr, Clemens von Alexandrien, Minucius Felix und anderen weniger namhaften noch früheren, nirgends der geringste Gebrauch von dem menschlichen Bilde Jesu zur Verteidigung des Christentums gemacht werde. In der Tat müssen auch wir sagen, daß, wenn es im Sinn des liberalen Protestantismus mit der Person Jesu nur die Bewandtnis eines unvergleichlichen Menschenlebens hat, es im Vergleich zu anderen Höhepunkten menschlichen Wesens in größten Persönlichkeiten ganz ungerechtfertigt ist, daß — um das Gemeinte einmal in einem äußersten Unterschiede im Personenkultus auszudrücken — in jedem Dorfe der Träger eines geistlichen Amtes eingesetzt ist, der allsonntäglich neben Gott die menschliche Person Jesu zu verherrlichen die Aufgabe hätte.

„Wie konnte aus Jesus ein Gott werden?" — Die Antwort auf diese Frage ergibt sich von selbst, wenn die Orthodoxie recht hat. Smith erklärt das recht ausdrücklich (S. 84); auch Drews könnte das natürlich nicht leugnen. Die Schriften beider Forscher aber beruhen auf der Voraussetzung, daß das anzunehmen aus anderweitigen Gründen unmöglich sei, in welcher Beziehung Drews sich auf weit mehr ausdrückliche Vorarbeit in seinen großen philosophischen Produktionen berufen kann, beide aber

Digitized by Google

Beide nun haben, im Gegensatze sowohl zu der gläubigen wie der liberalen Theologie, im wesentlichen dieselbe Lösung der Frage: Jesus ist (im Glauben der Menschen) nicht zu einem Gott aus einem Menschen geworden, sondern umgekehrt, aus dem Kultgott, der er von Anfang an war, zu einem Menschen.

Dies in aller Ausführlichkeit nachzuweisen — und dieser Nachweis ist ja offenbar auch schwierig — dazu sind die Schriften beider Forscher bestimmt.

Mir scheint doch, daß eine noch näher liegende Lösung von beiden übersehen ist. Mit dem Gedanken Drews' und Smiths, daß ein Mensch Jesus überhaupt nicht gelebt habe, die Evangelien unter Zustimmung zu dieser neuen Hypothese zu lesen, hat mir wenigstens doch nicht gelingen wollen. Versucht habe ich es ganz unbefangen, wie man sich zu neuen wissenschaftlichen Hypothesen doch stellen muß: vorläufig sich mit gutem Willen einmal hineindenkend. Die näherliegende Lösung scheint mir die: Jesus selbst hat sich allmählich im Lauf seiner religiösen Entwicklung für den Messias gehalten, und von diesem seinem Glauben aus ist die Glaubensvorstellung, die seine Jünger über ihn faßten, ausgegangen: der Messias fällt doch nicht mit den heidnischen vorderasiatischen Kultusgöttern zusammen, die namentlich Drews an der Hand jüngster religionsvergleichender Forschungen uns zu Bekanntschaft und zu Bewußtsein zu bringen sich bemüht hat; er ist eine spezifisch-israelitische Glaubenskonzeption, ein wirklicher Mensch, der einmal die Hoffnung der Väter erfüllen sollte, doch mit höheren göttlichen Kräften als alle anderen Menschen begabt, zwischen menschlicher und göttlicher Natur schillernd. Im Glauben der christlichen Gemeinschaft der Kirche nun ist die Ausrüstung mit gottgegebenen Kräften allmählich immer mehr in die Richtung zu gleichem göttlichen Wesen mit dem Vater fortgeschritten. Uebrigens, worin ich E. von Hartmann zustimme, ist sie so fortgeschritten in der Konsequenz der Fortbildung des neuen religiösen Prinzips: so daß den wahren Sinn, die reine Gestalt des Christentums in der Lehre eines Menschen (Rabbi oder „Derwisch") Jesu über die göttlichen und menschlichen Dinge zu suchen, eine seltsame Ausnahme von der relativen Vernunft der Geschichte in ihren Entwickelungen sein würde. Und woher sollte dem bloßen Menschen Jesus, dem doch auch sehr ausgeprägten Sohn seiner Zeit und seiner Umwelt, die Autorität kommen, daß man von vornherein und grundsätzlich seine Meinungen über die göttlichen Dinge über alle anderen der höchstbegabten Menschen und gar die Diagonale der in ihnen gegeneinander wirkenden Gedanken stellen möchte?

Nun aber ist ein großer Unterschied innerhalb der allgemeinen Gleichheit der Drewsschen und der Smithschen Lösung. Für Drews ist ein „Kultgott" als Mittler des höchsten Gottes und der Menschheit eo ipso eine Ausgeburt mythologischen Denkens, ein Wesen, das nur in der Phantasie existiert. Für Smith ist der als Gott verehrte Christus Gott selber, an den auch Smith glaubt, nur in dem Attribut als „Retter". An diesen fundamentalen Unterschied knüpfen sich andere, gleichfalls sehr große. Smith spricht von dem Christentum als einer „ewigen unzerstörbaren Wahrheit und Wertfülle" (S. 71), indem er in ihm (wovon nachher) nur die monotheistische Religion sieht. Das alte, geschichtlich gewordene Christentum läßt auch er fallen, aber er glaubt, daß das Christentum nach seiner, der Smithschen, Hypothese zum reinen Monotheismus hergestellt, „weit größere Ehre, Macht, Schönheit und Erhabenheit ... der christlichen Religion und Jesu Christo zurückgeben" (S. 136). Drews seinerseits hält das Christentum freilich für eine große, sinnvolle, vorübergehend höchste Phase der abendländischen religiösen Entwicklung, die nach ihm unter göttlicher Leitung, doch keineswegs als bestimmte Offenbarung geschieht, aber er hält es für heute, für das Urteil aus der Spitze des geistigen Fortschreitens, bei Bewahrung gewisser Wahrheitsmomente und bei dem Verdienste, der volleren und lauteren Wahrheit unumgängliche Vorbedingungen geliefert zu haben, völlig überwunden und reif zum Uebergang in die „Religion des Geistes", nicht des Monotheismus, sondern eines Panentheismus, der Wesensimmanenz Gottes in

Digitized by Google

den Menschen und der Welt überhaupt. Daher hat er auch offenbar sein Werk geschrieben — nicht als religionsgeschichtlicher Spezialforscher, sondern als der auf das Ganze gehende Philosoph, der er in allen seinen früheren großen Werken war, zu dem Zwecke — kurz und unverhüllt einmal gesagt — den Uebergang des Christentums in eine ganz neue Religion zu fördern.

Auch Smith will den Zerfall des „gegenwärtigen Baues des Christentums", aber im stärksten Gegensatz zu Drews, „seinen Ersatz durch einen *älteren*, erhabeneren und mehr vergeistigten Tempel" (S. 201). Was er unter diesem versteht, das ist nach seinem ganzen Buche klar: einen — von aller Superstition geläuterten — Monotheismus. Sein religiöses Ideal fällt also ganz mit dem — des Reformjudentums zusammen, so daß jeder nach seiner Stellung zu dieser uns vollkommen bekannten und geläufigen Erscheinung unter den religiösen Bestrebungen der Gegenwart auch sein Urteil über den nichtgeschichtlichen, positiven Gehalt des Smithschen Buches besitzt. Das Verdienst, welches nach Smiths Auffassung das Christentum zu eigen hat, einen bewußten leidenschaftlichen Kampf mit dem Polytheismus siegreich geführt zu haben, würden *wir* aber jetzt nicht eben hoch mehr schätzen können. Denn Smith versteht unter dem Polytheismus den eigentlichen groben. Dieser aber liegt jetzt ganz *selbstverständlich* hinter uns. Den feineren Polytheismus, neben dem höchsten Gut, oder statt seiner mancherlei Güter in das Herz des Herzens zu schließen, also die noch gegenwärtig lebendige, ja gerade gegenwärtig überaus wuchernde Abgötterei, bekämpft weder Smith selbst recht ausdrücklich, noch läßt er das werdende Christentum diesen feineren und sittlich tieferen Kampf zu seinem Gegenstand gemacht haben. In dieser Beziehung steht die Art der Erklärung des „Ersten Gebotes" sogar im Jugendunterricht der Christen und auch der Israeliten höher als die Doktrin des amerikanischen Religionsforschers.

In der, wenigstens in vollem Ernst ganz neuen These, daß Christus im Glauben seiner an ein Gott gewesen, erst allmählich vermenschlicht sei und als geschichtliche Person überhaupt nie gelebt habe, treffen Drews und Smith ganz zusammen. Aber in der bestimmten Auffassung beider ist hier wieder ein großer Unterschied. Drews stützt seine höchst mannigfachen und zum Teil sehr frappierenden Beweisgründe auf das Ergebnis neuester religiös-philosophischer Studien, die er sich mit bewunderungswürdigem Fleiß zu eigen gemacht hat: daß das Charakterbild Jesu und alle hauptsächlichen Züge seines Lebens in israelitischen und außerdem auch heidnischen asiatischen Religionsvorstellungen längst fertig vorgebildet gewesen sei, ehe man begonnen hätte, das alles auf einen Menschen Jesus, der wirklich gelebt haben solle, zu *übertragen*. Diese Auffassung verfällt doch aber einem sehr großen Bedenken. Nämlich unsere evangelischen und überhaupt neutestamentlichen Quellen kann man unbefangen doch nicht lesen, ohne daß einem, doch auch diesen neuen Anfechtungen gegenüber, die bisherige Selbstverständlichkeit überwältigend bestätigt bliebe — daß überall in der als göttlich verehrten Person Christi doch *auch* ein in einem kurzen Erdenleben wirklich dagewesener Mensch gemeint ist. Wie sollen nun die ersten Bildner des christlichen Glaubens nicht gemerkt haben, daß sie selber Gedankendinge personifizierten und vermenschlichten? Und wie könnte dabei die Wahrhaftigkeit und der religiöse Ernst in ihnen bestanden haben? Von dichtendem Geistesspiel war doch ihr ganz unverkennbarer, wahrhaft eben religiöser Ernst so weit wie möglich entfernt. Hätten sie sich nicht mit Schaudern sagen müssen, daß sie ihre Hörer, die das alles nahmen, wie es gesagt war, betrögen? Smiths Hypothese steht in dieser Beziehung zunächst viel günstiger da. Sein persönlichster (nur etwa, soviel ich weiß, von Lublinski ähnlich vertretener) Gedanke war, daß die frühesten Verkünder des christlichen Glaubens ein *Geheimbund* nach der Weise der griechischen Mysterien gewesen seien, in dem die Wissenden überall unter sich selbst darüber klar gewesen seien, daß alle ihre Erzählung von Taten Jesu *symbolisch* ge-

Digitized by Google

sei zu gefährlich gewesen (was Smith dann aus Beispielen eines polytheistischen Fanatismus zu beweisen sucht): deshalb seien die Wissenden übereingekommen, zu erzählen, „wie Jesus die Geister Besessener vertrieben habe", um damit zu sagen, daß Gott-Jesus, d. h. der helfende Gott selber nunmehr durch die erlesenen Menschen des Geheimbundes den ernsten Willen seiner Weltregierung betätige, die Menschenwelt von dem entwürdigenden Aberglauben des Polytheismus zu erlösen: die unsauberen Geister seien eben die Vielgötterei. Mit diesem Gedanken entzieht sich Smith dem schweren Einwurf, der gegen die Drewssche Hypothese sich erhob. Aber die Smithsche Auffassung trifft doch eben nur zu für die Erzählungen der Geistervertreibung Jesu und für seinen ersten Auftrag an die Jünger, daß sie in die Welt gehen sollten, um Kranke zu heilen und böse Geister zu bannen — einen Auftrag, der in der Tat in dieser starken Betonung eines sehr einseitigen Wirkungsgebietes etwas sehr Anstößiges hat und zugleich den krassesten unkritischen Dämonenglauben einschließt. Der ganzen Fülle dagegen der von den Evangelien erzählten Taten und berichteten Worte Jesu läßt sich diese Hypothese, daß überall nur der Polytheismus in einer Geheimsprache bekämpft werden solle, unmöglich anpassen.

Zum Schluß muß ich noch, was ich schon anderswo mehrfach als meine Endmeinung über die Leistung Arthur Drews' ausgesprochen habe, auch hier, und in gleicher Weise wie über ihn auch über Smith wiederholen: die Forschungen beider Männer beziehen sich auf einen Stoff von solcher ewigen Wichtigkeit, daß ihm gegenüber die Frage dieser Forschungen: wie nun der Glaube geschichtlich zustande gekommen ist, ganz hinter der Frage zurücktreten muß, was wir für die wirkliche Wahrheit in Sachen der Religion halten müssen. Auch die Art des allmählichen Zustandekommens des Glaubens könnte ja an sich allerdings auf diese große Hauptfrage viel Licht werfen. Aber da kommen so zahllose einzelne Tatsachen der Ueberlieferung und Urteile über jede einzelne in Betracht, daß das Gesamturteil, wie das auch der Tatbestand der heutigen wissenschaftlichen Meinungen bestätigt, in eine endlose Mannigfaltigkeit von Kombinationen auseinanderfallen muß. Deshalb scheint mir der Weg der Entscheidung durch historisch-kritische Forschung zu einer Unmenge sich kreuzender Umwege zu werden. Es muß einen näheren Weg zur „Lösung" der gerade heute so brennend gewordenen „religiösen Frage" geben: das ist der Weg durch die Arbeit der Vernunft und des Verstandes — die beide auch die Daten tatsächlicher Gefühle mit lautester Wahrheitsliebe kritisch zu berücksichtigen haben — an der ewigen Frage, und zwar unter Einbeziehung und Verwertung der vielen auf vielen Gebieten heute erreichten sicheren Erkenntnisse. Und Arthur Drews hat durch seine großen, bis jetzt viel zu wenig beachteten philosophischen Werke jedenfalls viel mehr zu der Lösung der religiösen Frage beigetragen, als durch seine jüngste Abschweifung auf die religionsgeschichtliche Forschung, die von vielen sehr mit Unrecht als sein einziges in Sachen der Religion gefallenes Wort angesehen wird.

Nietzsche als Couleurstudent.

Von

Dr. Otto Conrad, Charlottenburg.

Nachdem Friedrich Nietzsche auf der berühmten Schule in Pforta seine Vorbildung erhalten hatte, bezog er am 16. Oktober 1864 die Universität Bonn, um Philologie zu studieren. Er war damals ein fröhlicher, lustiger Junge. Er besaß auch genügende Mittel: sein „Wechsel" betrug, wie uns seine Schwester Frau Förster-Nietzsche*) berichtet, zuerst 30 Taler, später 40,

*) Ueber das Leben Friedrich Nietzsches berichtet seine Schwester Frau Elisabeth Förster-Nietzsche („Das Leben Fr. N.", 3 Bde., Leipzig, Neumann). Außerdem kommen in Betracht Nietzsches gesammelte Briefe (3 Bde., Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler). Eine kleine Ausgabe der Briefe in einem Bande bei demselben Verlage ist vor kurzem erschienen.

Digitized by Google

eine für die damalige Zeit durchaus angemessene Summe. Gleich zu Anfang des Semesters trat er in die Burschenschaft Franconia ein. Er tat diesen Schritt mit großer Freude, und glückstrahlend schreibt er an seine Mutter und seine Schwester in Naumburg:

„Liebe Mama und Lisbeth, indem ich mich zuerst nach allen Seiten hin höflichst verneige, stelle ich mich Euch als ein Mitglied der deutschen Burschenschaft Franconia vor. Nun sehe ich schon, wie Ihr auf höchst merkwürdige Weise den Kopf schüttelt und einen Ausruf der Verwunderung von Euch gebt. Es ist auch wirklich vielerlei Wunderbares mit diesem Schritt verbunden, und so kann ich es Euch nicht übelnehmen. Z. B. traten fast zu gleicher Zeit sieben Pförtner**) der Franconia bei. Natürlich habe ich mir den Schritt reiflichst überlegt und ihn in Anbetracht meiner Natur fast für notwendig erachtet. Wir sind alle zum größten Teil Philologen, zugleich alle Musikliebhaber. Es herrscht im allgemeinen ein sehr interessanter Ton in der Franconia, die alten Leute haben mir prächtig gefallen."

Nietzsche erzählt, daß er keineswegs sofort in die Franconia „eingesprungen" sei, sondern auch die Marchia und Germania angesehen habe. Der Vergleich sei aber zugunsten der Franconia ausgefallen. Mit Begeisterung schildert der junge Student den Seinen das Verbindungsleben: „Gestern fuhren die Franconen nach Plittersdorf, dort war Kirmes, und es wurde tüchtig getanzt, bei einem Bauer Most getrunken. Abends ging ich mit einem Franconen, den ich besonders gern habe, meinem Leibburschen, den Rhein entlang nach Bonn zurück; auf den Bergen waren Weinlesefeuer. Ihr glaubt nicht, wie schön alles ist." Seiner Schwester schreibt er, was die weibliche Jugend besonders interessiert: „Nun, liebe Lisbeth, Dir noch die spezielle Nachricht, daß unsere Farben weiß-rot-gold sind, daß unsere Mützen weiß sind, mit einem rot-goldnen Rande." Das Leben in der Verbindung sei ein durchaus straffes und lebendiges. „Parlamentarischer Ton wird streng gehandhabt; es sind sehr tüchtige Elemente darin. Du solltest nur unsere lebhaften Debatten in unsern Konventen hören." Vom Arbeiten werde er nicht zu sehr abgezogen; im Gegenteil sei der Umstand, daß meistens Philologen zusammen wären, recht fördernd. Wegen seiner musikalischen Begabung habe er den Kneipnamen „Gluck" erhalten.

Ende November fand das Stiftungsfest der Franconia statt, an dem Nietzsche begeisterten Anteil nahm. Er erzählt seiner Schwester: „Ich schreibe jetzt, morgens, eben des Bettes mich entwunden habend, zur direkten Widerlegung der Ansicht, daß ich Kater hätte. Du wirst diese geschwänzten Tiere nicht kennen. Gestern war großer Kommersabend mit feierlichem Landesvater und unendlichen Bowlenströmen; Gäste aus Heidelberg und Göttingen; mehrere Professoren waren eingeladen und haben sehr nette Reden gehalten. D. hielt eine famose Fuchsrede; unendliche Telegramme von allen Weltwenden und Burschenschaften von Wien, Königsberg, Berlin usw. Wir waren über 40 Mann zusammen, die Kneipe war prächtig geschmückt. Ich habe eine sehr angenehme Bekanntschaft gemacht, die des Doktor D., der ein fabelhafter Schumannfreund ist, wir haben uns unsere gegenseitigen Besuche versprochen; nun habe ich doch endlich einen tüchtigen Musikkenner gefunden. Die gestrige Gemütlichkeit war eine herrliche, erhebende. Weißt Du, an solchen Kommersabenden herrscht ein allgemeiner Seelenschwung, da gibt es keine Biergemütlichkeit. Heute mittag ist großer Auszug durch die Hauptstraßen mit Paradeanzügen und fabelhafter Renommage. Dann fahren wir mit Schiff nach Rolandseck, dort ist ein großes Diner im Hotel Croyen, und was weiter folgt, das steht im subjektiven Belieben. Vorgestern fing der Kommers an, wir tranken bis gegen 2 Uhr nachts, sammelten uns gestern um 11 Uhr morgens zu einem Frühschoppen, machten dann einen Markttrottoirbummel, aßen zu Mittag und tranken bei Klug gemeinsam Kaffee. Du siehst, die Tätigkeit ist groß, und ich habe ein Recht, mit erhobenem Bewußtsein sagen

Digitized by Google

morgen setze ich den Brief fort, und Du bekommst auf diese Weise eine vollständige Schilderung unseres Kommerses. Wir haben ein wunderschönes Wetter gehabt, der Auszug mit schöner Husarenmusik machte großes Aufsehen, der Rhein hatte die schönste blaue Farbe, wir hatten Wein mit auf das Dampfschiff genommen. Wie wir nach Rolandseck kamen, wurden Böller zu unserm Empfang gelöst. Wir tafelten nachher bis gegen 6 Uhr, waren ausnehmend vergnügt und sangen viele selbstverfaßte unsinnreiche Lieder."*)

Fritz hängt mit inniger Liebe an den Seinen. Wie leid tut es ihm, daß er fern von ihnen das Weihnachtsfest verleben muß! Er schickt Mutter und Schwester ein zierlich gebundenes Notenbuch mit acht selbstkomponierten Liedern. Den Weihnachtsabend bringt er im Kreise der Couleurbrüder zu. Um 7 Uhr geht er auf die Kneipe und findet dort andere Franconen um einen schönen Christbaum versammelt. Sie bescheren sich in der üblichen Weise mit Ulkgeschenken. So bekommt einer, der viele Pumpe hat, eine Sparbüchse; Nietzsche erhält wegen seiner Vorliebe für Berlioz einen Halbmond.

Besonders interessant ist ein Brief vom Januar 1865, in dem der Studiosus Nietzsche sich selbst charakterisiert: „Ich gelte hier in studentischen Kreisen etwas als musikalische Autorität und außerdem als sonderbarer Kauz, wie übrigens alle Pförtner, die der Franconia angehören. Ich bin durchaus nicht unbeliebt, ob ich gleich etwas mokant bin und für satirisch gelte. Diese Selbstcharakteristik aus dem Munde anderer Leute wird Euch nicht uninteressant sein. Als eigenes Urteil kann ich hinzufügen, daß ich das erste nicht gelten lasse, daß ich oft nicht glücklich bin, zu viel Launen habe und gern ein wenig Quälgeist bin, nicht nur für mich selbst, sondern auch für andere."**)

Doch die Freude, die N. anfangs in der Verbindung empfand, wandelte sich allmählich in das Gegenteil um. Schon zu Anfang hatte er, wie seine Schwester erzählt, ab und zu ein Unbehagen geäußert. Die völlige Veränderung der Stimmung trat erst im zweiten Semester seiner Aktivität ein, wie wir aus einem Briefe sehen, den er am 25. Mai 1865 an seinen Freund, den Freiherrn Carl v. Gersdorff, schrieb:*)

„Lieber Freund, ich muß es Dir im voraus gestehen, daß ich Deinen ersten Brief aus Göttingen mit einer ganz besonderen Sehnsucht erwartet habe; denn ich hatte dabei außer dem freundschaftlichen noch ein psychologisches Interesse. Ich hoffte, daß er den Eindruck widerspiegeln würde, den gerade auf Dein Gemüt das Korpsleben mache, und ich war versichert, daß Du Dich offen darüber aussprechen würdest.

Das hast Du denn auch getan, und ich sage Dir meinen herzlichsten Dank dafür. Wenn Du also jetzt in bezug auf das Korpsleben die Ansicht Deines verehrten Bruders teilst, so kann ich nur die sittliche Kraft bewundern, mit der Du, um im Strome des Lebens schwimmen zu lernen, Dich sogar in ein beinahe schlammiges, trübes Wasser stürzst und darin Deine Uebungen machst. Verzeihe die Härte des Bildes, aber ich glaube, es ist treffend.

Indessen kommt noch etwas Wichtiges hinzu. Wer als Studierender seine Zeit und sein Volk kennen lernen will, muß Farbenstudent werden; die Verbindungen und ihre Richtungen stellen meist den Typus der nächsten Generation von Männern möglichst scharf dar. Zudem sind die Fragen über eine Neuorganisation studentischer Verhältnisse brennend genug, um nicht den Einzelnen zu veranlassen, die Zustände aus eigner Anschauung kennen zu lernen und zu beurteilen. Freilich müssen wir uns hüten, daß wir dabei nicht selbst zu sehr beeinflußt werden. Die Gewöhnung ist eine ungeheure Macht. Man hat sehr viel verloren, wenn man die sittliche Entrüstung über etwas Schlechtes verliert, das in unserm Kreise täglich geschieht. Das gilt z. B. in betreff des Trinkens und der Trunkenheit, aber

*) Das Leben Fr. N. I, 203.

**) Das Leben Fr. N. S. 208.

*) Briefe I, 11 ff.

Digitized by Google

auch in der Mißachtung und Verhöhnung anderer Menschen, anderer Meinungen.

Ich gestehe Dir sehr gern, daß ähnliche Erfahrungen, wie Du sie gemacht hast, bis zu einem gewissen Grade sich auch mir aufdrängten, daß mir der Ausdruck der Geselligkeit auf den Kneipabenden oft im hohen Maße mißbehagte, daß ich einzelne Individuen ihres Biermaterialismus wegen kaum ausstehen konnte; ebenfalls, daß mit unerhörter Anmaßung über Menschen und Meinungen en masse zu meinem größten Aerger abgeurteilt wurde. Trotzdem hielt ich gern in der Verbindung aus, da ich viel dadurch lernte und im allgemeinen auch das geistige Leben darin anerkennen mußte."

Nietzsche gibt hier klar und deutlich die Gründe an, die ihn zu seiner absprechenden Beurteilung des Verbindungslebens bestimmten. Es sind die Mißstände, die in den damaligen Korporationen herrschten und heute noch vorhanden sind: die Unsitte des Trinkens und die hochmütige Aburteilung alles dessen, was über den Horizont des gewöhnlichen Verbindungsstudenten hinausgeht. Von hier aus verstehen wir Nietzsches Abneigung gegen Trinken und Rauchen und die ganze sogenannte Biergemütlichkeit. Frau Förster-Nietzsche berichtet, ihr Bruder habe stets behauptet, daß Leute, die allabendlich Bier trinken und Pfeife rauchen, absolut unfähig wären, ihn zu verstehen; diesen müßte jene feine Helligkeit des Geistes fehlen, die zum Verständnis seiner Probleme unbedingt nötig sei.

In den letzten Monaten des zweiten Semesters kam es zwischen Nietzsche und den andern Franconen zu ernstlichen Differenzen. Er hatte auf Reformen gedrungen, doch die Mehrzahl der Couleurbrüder zeigte sich seinen Vorschlägen abgeneigt. Es muß hier hervorgehoben werden, daß sich sein Kampf nicht gegen das Fechtprinzip richtete. Bei dieser Gelegenheit mag das erzählt werden, was seine Schwester vom ersten Waffengange des Bruders berichtet: „Als Fritz eines Tages mit einem Herrn D., der einer Verbindung angehört, mit welcher die Franconia im „Pauklich ein, was für einen angenehmen Gegner er an diesem Herrn haben würde. Freundlich und höflich wendet er sich an ihn: Sie gefallen mir so gut! Könnten wir nicht miteinander losgehen? Ich denke, wir lassen die sonst üblichen Präliminarien? Der andere willigte auf die verbindlichste Weise ein, soll aber nachher seine Ueberraschung gegen Freunde sehr drollig beschrieben haben."

Also nicht gegen das Fechten, sondern gegen die Schäden des Trinkens und der studentischen Geselligkeit, die er in Bonn vorfand, richtete sich Nietzsches Zorn. Eine trübe, melancholische Stimmung bemächtigte sich des von Bonn scheidenden Studenten. Die Entzweiung mit der Franconia war wohl der Hauptgrund, weshalb er am 17. Oktober 1865 nach Leipzig ging, wenn auch noch andere Motive mitsprechen. So schreibt er am 4. August an seinen Freund Gersdorff, er siedle nach Leipzig über, um dort nicht nur Philologie zu treiben, sondern sich auch in der Musik auszubilden, wozu er in Bonn keine Gelegenheit habe. Außerdem war noch der Umstand für ihn bestimmend, daß sein hochverehrter Lehrer Ritschl von Bonn nach Leipzig berufen wurde.

Ueber seinen Abschied von Bonn schreibt Nietzsche sehr bezeichnend*): „Ich ging von Bonn weg wie ein Flüchtling. Als mich um Mitternacht Freund M. an das Ufer des Rheins begleitete, wo wir auf das von Köln kommende Dampfschiff warteten, da war nichts von wehmütigen Empfindungen in mir, einen so schönen Ort und ein so blühendes Land verlassen zu müssen, abzuscheiden von einer Schar jugendlicher Genossen. Vielmehr waren es gerade die letzteren, die mich fortscheuchten. Ich will nachträglich den guten Leuten nicht noch ungerecht sein, wie ich es früher öfter war. Aber meine Natur fand unter ihnen kein Genüge; ich selbst war noch viel zu scheu in mich versteckt und hatte nicht die Kraft, unter dem dortigen Treiben eine Rolle zu spielen. Alles war mir aufgenötigt, und ich

Digitized by Google

verstand nicht Herr zu sein über das, was mich umgab. In der ersten Zeit war mein Bemühen gewesen, mich in die Formen zu finden und das zu werden, was man einen flotten Studenten nennt. Da mir dies aber immer mehr mißlang, da der Hauch von Poesie, der auf allem diesen Treiben zu ruhen scheint, für mich verflogen war und die rohe philiströse Gesinnung mitten aus jenem Uebermaß von Trinken, Lärmen und Schuldenmachen hervor sprang, da begann es leise in mir zu rumoren; immer lieber entzog ich mich jenen hohlen Vergnügungen, um stille Naturgenüsse oder gemeinsame Kunststudien aufzusuchen, immer fremder fühlte ich mich in diesen Kreisen, denen zu entgehen doch nicht möglich war. Dazu meldeten sich andauernde rheumatische Schmerzen, nicht minder drückte das Gefühl, nichts für die Wissenschaft und wenig fürs Leben, doch reichliche Schulden gewonnen zu haben. Das alles gab mir die Empfindung eines Flüchtlings, als ich in der feuchten, regnerischen Nacht am Bord des Dampfschiffes stand und die wenigen Lichter langsam verschwinden sah, die Bonn am Ufer bezeichneten."

In trüber Stimmung verlebte Nietzsche die Ferien. Die letzten vierzehn Tage brachte er bei einem Freunde in Berlin zu. Indem er die bösen Erfahrungen, die er in Bonn gemacht, verallgemeinerte, sprach er über die ganze deutsche Burschenschaft das Verdammungsurteil aus. Es ist ihm peinlich, daß er mit „Leuten dieser Rasse" in einem Konzert zusammentreffen muß. Trotzdem geht er seinem Freunde zu Liebe auf eine Kneipe, wo er sich aber sehr zurückhaltend benimmt.

Am 17. Oktober 1865 kam Nietzsche mit seinem Berliner Freunde nach Leipzig. Sie ziehen zuerst planlos in der Stadt herum und freuen sich des großstädtischen Treibens. Zur Mittagszeit kehren sie in der Reisseschen Restauration ein und fühlten sich leidlich wohl, „obwohl auch dieser Dunstkreis nicht frei von schwarzrotgoldnen Jünglingen war". Aus diesen Worten spricht wieder die tiefe Abneigung Nietzsches gegen alles das, was mit der Burschenschaft und dem Couleurstudententum zusammenhing. Deshalb kann es uns nicht wundernehmen, daß er schon am vierten Tage seiner Ankunft in Leipzig der Franconia in Bonn seinen Austritt erklärte. Der Brief, der sehr charakteristisch ist, sei hier noch angeführt*):

„An die B. B. „Franconia". Ich habe dem Convent der „Franconia" anzuzeigen, daß ich hiermit durch Einsendung meines Bandes meinen Austritt erkläre. Ich höre damit nicht auf, die Idee der Burschenschaft überhaupt hochzuschätzen. Nur das will ich offen eingestehen, daß mir ihre gegenwärtige Erscheinungsform wenig behagt. Dies mag zum Teil an mir liegen. Es ist mir schwer geworden, ein Jahr hindurch in der Franconia auszuhalten. Ich habe es aber für meine Pflicht gehalten, sie kennen zu lernen. Jetzt halten mich keine engeren Bande mehr mit ihr zusammen, darum sage ich ihr Lebewohl. Möge die Franconia recht bald das Entwicklungsstadium überstehen, in dem sie sich jetzt befindet. Möge sie immer nur Mitglieder von tüchtiger Gesinnung und guter Sitte zählen. Friedrich Nietzsche."

Daß Nietzsche das Verbindungsleben nicht behagte, lag nicht an der Burschenschaft Franconia als solcher. Er hätte wahrscheinlich in jeder anderen Verbindung dieselben Erfahrungen gemacht. Der tiefste Grundzug seines Wesens und seiner Philosopie, der extreme Individualismus, tritt hier schon hervor. Mit den „Viel-zu-vielen", die in den Aeußerlichkeiten des Lebens ihre Befriedigung finden, kann die kraftvolle, willensstarke Persönlichkeit keine dauernde Gemeinschaft haben. Alle großen Menschen sind „Einsame". So liefert uns die obige Betrachtung über Nietzsche als Couleurstudenten den Beweis, daß der Grundzug seines Wesens, nämlich der Individualismus, bereits in der Studienzeit deutlich ausgeprägt ist.

*) Brief I, 22.

Digitized by Google

Deutscher Theatersommer.

Von

Julius Bab.

Nun ist die Jahreszeit, in der der Theatermensch sonst voll gerechten Schwungs seinen Schiller zitiert: „Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen" — aber in diesem Sommer wollen sie durchaus nicht schweigen. Ich rede schon gar nicht von den „Naturtheatern", die sich allgemach zu den obligaten Endpunkten jeder deutschen Landpartie auswachsen. Nein, nicht nur diese Institute, die mit dem Theater ein ziemlich freventliches Spiel treiben, die Orte selber, an denen wirklich Theater gespielt wird, hören in diesem Jahr nicht auf, die Kunstfreunde zu sich zu laden. Besonders im Königreich Sachsen ist man dies Jahr unternehmend. Kaum war der Mensch aus dem Lauchstedt der Gerhart Hauptmannspiele zurück, so erging schon wieder ein Ruf, das alte Goethehaus zu besuchen — das Dresdner Hoftheater wollte sich dort, in einer Aufführung von „Kabale und Liebe" mit seinen besten Kräften zeigen, und gleichzeitig wurde man nach Leipzig zum Debut des neuen Intendanten Max Martersteig geladen, der seine erste Uraufführung anmeldete. Auf dem gleichen Wege schließlich winkten die Schulfeste des Dalcrozeschen Instituts in Hellerau, und für diesen Versuch einer neuen Kunst mußte natürlich jeder Kulturmensch Interesse empfinden. Aber ich gestehe, daß ich auch zu den beiden andern Aufführungen ganz gern gefahren bin. Uns Berlinern kann es nur gut sein, wenn wir ab und zu Aufführungen der sogenannten „Provinzbühne" sehen. Wir hegen ja unleugbar den Glauben, daß alles Theatralische bei uns eine ganze Klasse besser sei als irgendwo im Reich. Und es muß heilsam und bildend sein, von Zeit zu Zeit nachzuprüfen, wie weit dieser Glaube zu Recht besteht, oder ob nicht etwa hinter dem Berge auch noch Menschen wohnen.

Nun, hinter den rein methaphorischen Bergen, die Leipzig von Berlin trennen, wohnen meines Bedünkens keine Menschen. Er hatte ein sehr begabtes und interessantes Drama zur Uraufführug gebracht: „Johanna von Neapel", als das Werk einer Frau (Hanna Rademacher) in seinem männlich harten, ganz dramatisch bewegten Dialog doppelt merkwürdig; und er hat es ein wenig zu weich, aber mit gediegenem Geschmack inszeniert; es gab schöne Bilder, ausdrucksvolle Gruppen, wirksame Pausen und Beschleunigungen, und einmal, als in gut motivierter Weise ein schwarzer Mantel lang über die Szene fiel und wie eine Trauerflagge liegen blieb, sogar eine Regienuance, wie aus guter Reinhardtscher Stunde. Dennoch wird Martersteig das Leipziger Stadttheater, das Haus der Laube und Förster, die Bühnenwiege des jungen Kainz nicht wieder zum alten Ruhm bringen, wenn er sich nicht vor allen Dingen als Finder und Erzieher menschendarstellerischer Kräfte bewährt. Denn was dort an Leipziger Schauspielkunst sich auftat, das begehre man nimmer und nimmer zu schau'n! Für die Hauptrolle hatte man sich schon notgedrungen einen Gast kommen lassen, Frau Dorè aus Hamburg. Und dieses unruhige, unausgeglichene, unvollkommene Talent erschien in dieser Umgebung noch überlebensgroß. Kaum in den dunkelsten Winkeln des Berliner Hoftheaters gedeihen heut noch diese letzten Epigonen des Klassizismus, die kein gesatteltes Pferd anmelden können, ohne das „r" ungeheuer seelenvoll zu rollen und das „ſ" höchst teuflisch zu ziſchen. Gegenüber so naturloser Theaterspielerei wuchs das Bewußtsein unserer berlinischen Ueberlegenheit mit gerechter Energie empor.

In Lauchstedt bei den Dresdnern lernten wir wieder Bescheidenheit. Ich habe allerdings den Verdacht, daß die kleine Bühne hier eine Intimität des Spiels erzwungen hat, die am heimischen Hoftheater nicht so glücklich zu finden sein dürfte. Die Enge der Zimmerdekoration (nur im Massenauftritt des Schlußbildes ein Uebelstand) gab gegenüber den üblichen Hoftheaterhallen ein ganz erhebliches Plus an Lebenswärme und Resonanzkraft. Aber auch

Digitized by Google

treffen könnte, wenn sich sein einstiger Schöpferdrang mit seinem heutigen Personal vereinte. Aber weder unser Königliches Schauspielhaus, noch irgend ein anderes Berliner Theater wäre heut imstande eine bessere oder auch nur ebenso gute Aufführung von Schillers bürgerlichem Trauerspiel zu bieten. Dabei überschätze ich die Dresdner Aufführung durchaus nicht. Die Inszenierung war nicht genial. Wenn ein Regietalent von urwüchsiger Frische über dies Stück käme, müßten zwischen den Zeilen psychologische Bewegungen von packendem Reiz, zwischen den Szenen Stimmungsnuancen, Tempounterschiede von sinnfälligerer Kraft zu finden sein. Die Inszenierung des Herrn Lewinger stand wesentlich auf dem Boden der Tradition, aber sie beackerte ihn mit Ernst, Ehrlichkeit und Energie. Sie gab einen ziemlich ungestrichenen Text, gab ihn ohne kokette Nuancen und leeren Lärm, einfach und anständig. — Das Schauspielerensemble hatte keinen einheitlichen Stil. Aber wo existiert der heute? Ist man nicht überall, bald von oben bald von unten kommend, zwischen simpler Natürlichkeit und pathetischer Verkürzung in unsicherer Mitte? Die Hauptsache ist nur, daß man spürt, daß jeder an seinen Platz mit ernster Bemühung um irgendeinen künstlerischen Ausdruck an der Arbeit ist. Und das sind die Dresdner; kein einziger von ihnen macht sich das Leben so leicht wie die Leipziger Kollegen, die sorglos in den seichtesten Gewässern der Theaterkonvention plätschern. Selbst dem Darsteller des alten Miller, dessen jugendlich vibrierendes Heldenorgan für mein Gefühl dem herbverhaltenen Alten alles schuldig blieb, war doch wenigstens der Wille zur Wahrheit anzumerken. Ganz und gar gelöst freilich wurde eigentlich nur die leichteste Aufgabe des Stücks, die Frau Miller, deren mütterliche Borniertheit in naturalistischen Zeichen zu erschöpfen ist; sie fand durch Luise Firle eine schlechtweg vollendete Verkörperung. Dabei zeigte ein Schrei im zweiten Akt, daß die Natur dieser Schauspielerin nicht gleichbedeutend mit Alltäglichkeit ist. Von dieser Kraft fehlte etwas dem Kammerdiener, dessen monumentale Episode mit der unpathetischen Schlichtheit, um die der Darsteller bemüht war, allein nicht zu bewältigen ist. Aehnlich gab die sehr bewegliche, lebendig elegante, klug pointierende Hermine Körner sehr wohl eine Lady, aber nicht jene Lady Milford, die die riesigen Rousseau-Tiraden doch nun einmal zu bringen hat. Wurm, Kalb und Luise waren von repräsentablem Durchschnitt, von einer sehr interessanten ästhetischen Problematik aber der Ferdinand des Herrn Paul Wiecke. Dieser reife Künstler hat nicht mehr den Schmelz und Schwung des Zwanzigjährigen, und so manches Wort des Ferdinand, das nur brausender Ueberschwang uns erträglich machen kann, stockt und geht verloren. Aber er hat in gewissen Momenten eine Reinheit und Klarheit des Gefühls, die ein entsprechend junger Schauspieler der Rolle nie geben könnte, und die erschütternd wirkt. Und er hat Klugheit und Kraft in der Art, wie er in allen Momenten dramatischen Zusammenstoßes den Sohn des Alten, den Junker von Geblüt, aufspringen läßt. Den Alten selbst nun gab Lothar Mehnert, in dem man einen Künstler von Physiognomie und elementarer Kraft kennen lernte. Wenn er nicht den Stückschluß so merkwürdig hätte fallen lassen, so wäre sein Präsident von Wather, ein Herrenmensch, der bei aller Gefährlichkeit elegante Haltung und beinah Grazie hat, neben der Millerin der Firle, die absolut vollendete Gestalt der Vorstellung gewesen. Aber auch so wird aus diesen Ausführungen zur Genüge erhellen, daß das Dresdner Ensemble schauspielerische Werte in keineswegs alltäglicher Anzahl besitzt. Und die echte Erschütterung, die Schillers unwiderstehlichstes Theaterstück in dem kleinen klassischen Bühnenhause auslöste, muß uns die Versicherung geben, daß hinter den Bergen, die unser berlinisches Selbstbewußtsein so gerne auftürmt, wirklich noch Leute wohnen.

Randbemerkungen.

Die Erweckung zum Irrsinn.

In Steglitz bei Berlin hat eine jener Familienkatastrophen stattgefunden, die bei all ihrer Furchtbarkeit eigentlich nur in

Digitized by Google

der Anzahl der Opfer etwas Besonderes hat. Die Kindesmörderin der früheren Zeiten tötete ihr Kind, um sich von der Schmach erlittenen Liebesverrats zu befreien. Das Hauptmotiv für die Kindesmörderinnen von heute ist, wenn man so will, banaler. Während uns die Statistiker den wachsenden Wohlstand des Landes vorrechnen und der Finanzminister sich zu einem pompösen Ueberschuß beglückwünschen läßt, sehen sich immer wieder verzweifelte Proletariermütter dazu getrieben, ihren Kindern anstatt des mangelnden Brotes den Tod zu reichen. Hunger, ganz gewöhnlicher Hunger ist heute das Leitmotiv jeder zweiten Familienkatastrophe in Deutschland. „Aus Nahrungssorgen — —", eine stehende Selbstmordrubrik in unseren Tageszeitungen. Aber was jetzt in Steglitz geschah, schreckt selbst uns Abgehärtete auf. Mitten unter dem kultivierten Wohlstand eines Berliner Villenvororts hat eine Mutter, vom eigenen Mann unter stummer Zurückhaltung der Hausbewohner im Elend ihres Hungerdaseins noch mit Schlägen traktiert, ein solches Hundeleben geführt, daß sie schließlich der Wahnsinn packte und sie ihre fünf kleinen Kinder mit der letzten Kraft ihrer abgemagerten Hände nacheinander ertränkte. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies Opfer eines Wüterichs von Mann, der sozialen Not und der freund-nachbarlichen Gleichgültigkeit, nachdem es seine Kleinen solchermaßen vor der christlichen Liebe ihrer Mitmenschen gerettet und nachdem es die fünf kleinen Leichen sorgsam zur Ruhe gebettet hatte, nun auch seinerseits den festen Willen zum Tode hatte. Wem die Welt nichts zum Leben gibt, der hat das Recht zum Sterben.

Aber nun kommt die Kultur! Nun kommt die Zivilisation! Fünf kleine Leichen liegen herum. Und neben ihnen, auch schon ein Bild des Todes, die Frau, die die armen Würmer vor ihrem Proletarierleben bewahrt. Aber nun kommen die Nichtproletarier! Die Studierten! Die Aerzte! Die Kinder sind tot. Da ist nichts zu machen! Aber vielleicht gelingt's — die ärztliche Kunst ist ja so weit vorgeschritten — die Mutter in ihr „Leben" zurückzurufen. Wenn sie wirklich aufwacht, dann wird sie wahnsinnig werden. Selbstverständlich! Denn seine eigenen fünf kleinen Kinder in der Verzweiflung umgebracht zu haben, das muß ein Erwachen, so schauerlich, so gräßlich sein, daß der Rest, zu dem die Herren Aerzte die schon halb Tote im Schweiße ihres Angesichts zurückrufen wollen, nur Irrsinn oder Gefängnis sein kann. Aber die Herren Aerzte sind Menschenfreunde. Wenn sie nicht da wären, dann würde diese Frau, in den Frieden des Todes gehüllt, nun endlich von ihrem Jammer nichts mehr wissen. Das geht nicht! Das erlaubt die allgemeine Menschenfreundlichkeit, in diesem Falle von den Medizinern vertreten, nicht. Und siehe da, auch hier in Steglitz triumphierte die Medizin. Die Herren Aerzte haben diese Frau, die eigentlich schon tot war, für den Irrsinn gerettet. „Die Bemühungen der Aerzte waren bei der unglückseligen Frau schließlich doch noch von Erfolg gekrönt — —" So kündete man zur allgemeinen Beruhigung stolz den Sieg derjenigen Wissenschaft, die von sich behauptet, im Dienste der Menschlichkeit zu stehen. — Ist's erlaubt zu sagen, daß die mühsam bewerkstelligte Wiedererweckung dieser Frau noch viel barbarischer, brutaler und roher, unmenschlicher ist als alle Schläge, die ihr Trunkenbold von Mann je in seinem Säuferwahnsinn ausgeteilt?

Spectator.

Mehr Volk!

Nun steht auch Deutschland im Zeichen des Geburtenrückganges, und anstatt von der falschen Wirtschaftspolitik zu reden, die den Luxus einer größeren Familie in Preußen-Deutschland immer mehr zum Reservatrecht der wirklich Bemittelten macht, unterhält man sich über allerhand unpolitische Mittel zwecks Hebung der Geburtenziffer. Mehr Volk! — — Noch ist man sich in den maßgebenden Kreisen nicht einig, auf welche Weise in Preußen das System einer rücksichtslosen Steuerpolitik aufrecht erhalten und dabei trotzdem der nötige Nachwuchs an Untertanen gesichert werden kann. Aber die ultramontane, in Geldern erscheinende „Niederrheinische Landeszeitung" hat das Problem schon gelöst. Sie beantwortet das Kaiserwort „Mehr Volk!" mit dem Schlachtruf „Mehr Pfaffen!" Was diese mit dem Kinder-Kriegen zu tun haben? Jedenfalls die Hauptsache. Die „Niederrheinische Landeszeitung" schreibt:

„Wir Katholiken halten daran fest, daß die praktische Religion der beste Damm gegen die Unsittlichkeit ist. Statt eines längeren Beweises dienen zwei Tatsachen. In Frankreich sind jene Gegenden die kinderreichsten, in denen die Religion das Leben noch beherrscht. In Preußen wurde jüngst festgestellt, daß nach einer Mission die Zahl der Geburten sich auffallend hob, und es wurde deshalb die Ansicht geäußert, man solle die Missionen begünstigen (vergleiche dazu das Verhalten der

Digitized by Google

preußischen Regierung gegen die Jesuiten), und man möge auf protestantischer Seite etwas Aehnliches herstellen. Daß nun ein katholischer Vater seine Vaterschaft am liebsten mit einem Ordensmanne teilt, das ist wohl leicht einzusehen."

Aus der Hauptstadt.

Kunstzwist.

Als es am Abend des Wedekindbanketts ruchbar wurde, daß Max Liebermann, dessen Namen man doch in der Reihe der Veranstalter las, statt sich selber eine Depesche geschickt hatte — „der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich" — da schmunzelten die Auguren und quittierten die Entschuldigung des großen Künstlers, der behauptete, sein Asyl müsse heute nicht das „Hotel Esplanade", sondern die Krankenstube sein, mit einigen zweifelnden „Nanu's". Und nun bestätigen in der Tat die Ereignisse, die Liebermann selbst in einem offenen Brief legitimiert, daß wir alle „ahnungsvolle Engel" gewesen sind, und es wirklich gerade jener Abend war, an welchem Max Liebermann, der inneren Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, sein Amt als Mitglied der „Berliner Kunstdeputation" niederlegte. Man weiß, daß vor diesem Eklat — denn es ist ein Eklat, wenn ein Ehrenbürger der Berliner Künstlerschaft so offiziell von dem Berliner Magistrat abrückt — dieser Magistrat und die „Sezession" miteinander ein wenig ungarisches Parlament gespielt haben. Im Grunde beruht ja bei diesem Zwist alles wieder auf der neuesten, deutschen und von den besten Kreisen protegierten Nationaleigenschaft: es ist wieder einmal zuviel geredet worden! Beim Eröffnungsfestmahl der „Großen Berliner Kunstausstellung" konnte der Bürgermeister Dr. Georg Reicke, abends auf dem Helikon ein Künstler von Kraft und Bescheidenheit, sein Temperament nicht halten, jagte seinen Pegasus über die Hürde einer polemischen Tischrede und wetterte, noch bevor die Havaneser Importen herumgereicht wurden, gegen die „französischen Importen", mit deren Hilfe die neue Sezessionsausstellung ihre diesjährige Schreckenskammer eingerichtet hat. („Herunterschlucken, herunterschlucken", sagte ich mir, als ich, sonst ständiger Nichtraucher, bei Betrachtung der Ausstellung auch von diesen französischen Importen probieren mußte, und überließ das Urteil über diesen starken Tobak den bewährten Meistern der Kunstkritik.) Und nun begann jenes den Gallengehalt nervös erbitterter Empfindungen noch mit Essig würzende Gesellschaftsspiel, das wir alle aus dem vertrauten Verkehr mit irgendeinem Onkel Max oder irgendeiner Tante Jette, mit einem Onkel Eduard und einer Tante Adele kennen. Die Sezession sagte, Herr Dr. Reicke habe gesagt: Herr Dr. Reicke sagte, die Sezession habe gesagt, er habe gesagt: er aber sage, er habe nicht gesagt, sondern die Sezession habe gesagt. . . . Es begann das Gefecht der offenen Briefe: und — ich erinnere mich, das schon einmal irgendwo betont zu haben — man soll doch keine Briefe schreiben, und nun gar offene. Herr Dr. Reicke besann sich auch, als die Mensur schon im besten Gange war und der Unparteiische schon hüben und drüben ein paar häßliche Blutige konstatieren konnte, gerade im ungeeignetsten Augenblicke auf seine Eigenschaft als Mitglied der „städtischen Kunstdeputation", auf seine Befugnis, diese Ausstellung, die er so sehr gezaust hatte, von Amts wegen zu besichtigen, und ließ durch eines seiner untergeordneten Organe, also in sehr unorganischer Form, den Sezessionisten telephonisch seinen Besuch anmelden. Die Sezessionisten erwiderten im Sinne des Zitats: „Doch wenn du nicht meine Verse lobst, lass' ich mich von dir scheiden" und ließen dem Lästerer dieselbe Botschaft ausrichten, die einst jener intelligente Domestik des Fliegenden-Blätter-Witzes seinem gleichfalls nur mäßig gern gesehenen Besucher zugänglich machte: „Die Herren lassen sagen, sie sind nicht zu Hause." Kurz: es begann das Herüber und Hinüber der Diskussionen, des eigensinnigen Verharrens auf einmal fixierten Standpunkten, der zunehmenden Gereiztheit, die mit Gereiztheit erwidert wurde. Und nun legt zwar Max Liebermann, den zwar die Sezession auch nicht immer gestreichelt hat — man denke an die letzte Kabinettskrise, die dann dem Mitbegründer der „Sezession" Anlaß gab, von seinem Präsidentenamte abzudanken — ganz offiziell seinen Hobel hin und sagte dem Berliner Magistrat Ade: tut es, weil er fühlte, daß hier die „Sezessionisten" nicht mit Recht die Prügelknaben sind; daß die Paragraphen des Buches über den Umgang mit Künstlern doch andere Umgangsformen vorschreiben, als sie hier beobachtet wurden.

Dr. Reickes Antisezessionistenrede ist, wie es in der Operette heißt, „ausgeglitten, glitten, in der Mitten, Mitten von der Sittenkommission": war eine Katastrophe, gottlob, ohne Tote, aber mit vielen Verwundeten. Nein: es

Digitized by Google

ist nicht möglich, daß ein Mann, der zur bildenden Kunst nur rein private, meinetwegen von gediegenem Verständnis getragene Beziehungen unterhält, eine Gelegenheit, die ihm in seinem Beruf (hier als Beamter) geboten wird, benutzt, um eine ihm nicht genehme Kunstrichtung vor aller Oeffentlichkeit in Scherben zu schlagen. Es geht an, bei Tischunterhaltungen, bei intimen Gesprächen, bei Kaffeehauskonversationen die Kunst und die Künstler zu rupfen. Ich kann ja schließlich auch, wenn ich polemisch begabt bin, insgeheim Freunde werben, um einer mir wieder den Strich gehenden „Richtung" nach Kräften den Lebensfaden abzuschneiden. Aber der Privatmann, der ohne sein Berufensein durch mehr als nur durch ein Beamtendiplom beweisen zu können, sich vor der Menge auf die Tribüne des Kunstkritikers stellt und Zensuren verteilt, ist als Erscheinung nicht zu billigen. Man hat, wenn ähnliche Dinge am Berliner Schloßplatz vor sich gingen, zu scharf protestiert, um sie nun in der Nähe des Lehrter Bahnhofs dulden zu können. Und auch Verwarnungen, die sich mit einer Entziehung der der Berliner Sezessionsausstellung vom Berliner Magistrat geleisteten Subvention beschäftigen, — auch eine solche soll ja der Mahner Reicke in den Text seiner Philippika gemischt haben — gehören, zunächst wenigstens, hinter Schloß und Riegel intimer Aussprachen, diskreter Korrespondenzen, aber nicht vor die „kompakte Majorität", die ja schließlich nur den Ton aufnimmt, ohne seine Ursprünge zu kennen, und deren Respekt vor der Kunst wahrhaftig nicht gesteigert wird, wenn man sie zur Zuschauerin solcher Hahnenkämpfe macht. Ich habe noch nie gefunden, daß die Sezessionisten gegen die Stachel der von Amts wegen berufenen Kunstkritik gelöckt haben, obgleich diese ihnen gerade wegen der bewußten „französischen Importen" recht nachdrücklich die Sporen in die Weichen bohrte. Aber ich finde es tapfer und logisch zugleich, wenn die Sezessionsmänner die Flucht des Privatkritikers in die Oeffentlichkeit nicht dulden wollen; wenn sie sich energisch zur Wehr setzen und alle von gegnerischer Seite mit eiserner Beamtenzähigkeit aus dieser Abwehr gezogenen Konsequenzen — die Abkehr der Kunstdeputation, der vielleicht sogar noch die Entziehung der Subvention folgen wird — im Gefühl tiefsten Verletztseins zu tragen beabsichtigen. Herr Dr. Reicke aber, dem seine Kunst so kluge und zarte Worte eingibt, der ja auch Lyriker ist, und dem es doch überhaupt auf ein Wort mehr oder weniger nicht ankommt, sollte dieses Wort endlich im sehr aufregende — „Straßburger Gänseleberpastete" hervorgehen sehen. Mußte etwas Aehnliches durchaus auch in der Berliner Kunstküche gebacken werden?

Urbanus.

Neue Bücher.

Oskar Klein-Hattingen, Geschichte des deutschen Liberalismus. Band 2, Verlag Fortschritt, Berlin-Schöneberg.

Nun liegt auch von vielen lange erwartet, der zweite Band des großen Geschichtswerkes über den deutschen Liberalismus fertig vor. Sein Verfasser hat die Verbreitung und Wirkung dieses Buches nicht mehr erlebt; bekanntlich ist er einem ganz plötzlichen Tode erlegen. Nun muß das fertige Werk für seinen Fleiß und für seine Gesinnung zeugen. Der erste Band, unterbaut durch eine philosophische und staatsrechtliche Einleitung, verfolgte die Schicksale und Erfolge des deutschen Liberalismus bis zur Reichsgründung; hier wird der Faden wieder aufgenommen. Das Buch setzt gleich voll und kräftig ein mit den Epochen der Bismarckschen Politik: Kulturkampf, Ausbau der liberalen Grundgesetze, Kampf gegen die Sozialdemokratie, Abkehr vom Liberalismus zur wirtschaftlichen Reaktion. Der Geist des großen Staatsmannes, sein wechselvolles Spiel mit den parlamentarischen Parteien und Mehrheiten gibt jenen ersten Seiten des Buches den mächtigen Atem; der Historiker ist hier nicht ein blinder Bewunderer des herrschenden Mannes, aber ein aufmerksamer Zuschauer, und die kühle Luft der Kritik, in der er auf und hinter die Staatsaktionen blickt, kann ein Politiker von dem Range Bismarcks wohl vertragen. Er wird nicht kleiner dadurch, sondern wächst. Allmählich treten neben den Kanzler seine Helfer; Falk, Delbrück, Camphausen und die Führer der Opposition, Virchow, Hänel, Bamberger, Rickert, vor allem aber Eugen Richter. In kräftigen psychologischen Bildern umzeichnet Klein die seelische und politische Art der Führer. Und wenn auch seine Sympathien sichtlich zu denen gehen, die am weitesten links standen, so wird er doch auch Bennigsen, Miquel, Forckenbeck, den alten Nationalliberalen, gerecht. Der Gegensatz von Bismarck und Richter ist ein Hauptakzent des Werkes. Dann nach dem Sturz des großen Kanzlers gibt Wilhelm II. den Ton. Die bedeutungsvollen Möglichkeiten unter Friedrich III. werden in klaren und nicht überschwänglichen Untersuchungen gewürdigt. Das Porträt von Wilhelm II. ist unerschrocken gezeichnet, scharf und voll kräftiger Farben: es wird manchen

Digitized by Google

während wir sein Buch lesen, werden die großen politischen Auseinandersetzungen der letzten zwanzig Jahre wieder lebendig. Mit geschickter Hand hat der Verfasser dabei die Höhepunkte der Kämpfe herausgeholt, die knapp und eindringlich den politischen Kern der Frage beantworten. So ist es ein Buch, das in langer Kette zu den Grundproblemen der Gegenwart hinleitet; in diesem Sinne ein aktuelles Buch, das man nicht wie die Geschichte versunkener Epochen liest, sondern mit Teilnahme am eigenen Geschick.

Hans Hart: Cupidos Bote. Eine frohe Rokokogeschichte vom Rhein. Mit vier Vollbildern und Buchschmuck vom Marquis F. von Wayros. 1. bis 5. Tausend. L. Staackmanns Verlag, Leipzig, 1912.

Das ebenso zierlich ausgestattete wie flott geschriebene Geschichtchen ergötzt und erfreut die Leser. Der Graf Achatz von Rathsamhausen ist ein fürstlicher Heiratsagent, der im Auftrage Friedrich des Großen bereits 86 fürstliche Partien zustandegebracht hat und mit großem Geschick junge verlebte Fürstensöhne von ihren Maitressen befreit und in legitime Verbindungen hineinbugsiert hat. Jetzt ist ihm die schwierige Aufgabe zuteil geworden, den Erbprinzen von Attendorn mit einer häßlichen, aber reichen Prinzessin von Köstritz zusammen zu bringen. Zwar erreicht er es durch seine diplomatische Kunst, den Prinzen von einer leichtfertigen Französin zu befreien und ihn auch aus den Banden einer Ministersgattin zu entfernen, aber statt die gedachte Prinzessin zu heiraten, verliebt sich der Erbprinz in das schöne Töchterlein des Heiratsagenten und erlangt es durch seine hohen Verbindungen, daß er seiner Ebenbürtigkeit entsagen und in die Dienste Friedrich des Großen gelangen kann. Diese Liebesgeschichte ist duftig und lieblich erzählt; das verschnörkelte Rokoko gewinnt hier ein so gesundes, echt menschliches Leben, daß man an den Natur-, Trink-, Liebesschilderungen, an den humoristischen und satirischen Beschreibungen seine helle Freude hat. Der Verfasser hat es, wenn seine historischen Angaben auch nicht alle zuverlässig sind, — es übrigens auch gar nicht sein sollen — verstanden, sich mit solcher Gewandtheit in eine ferne Zeit einzuleben, und er weiß die Persönlichkeiten so getreu und lebenswahr zu schildern, daß man alle diese Personen, nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer, die keineswegs Tugendspiegel, sondern etwas verlebte, trunkwütige Gesellen sind, liebgewinnt und sich von dem Zauber der Erzählung gern gewinnen läßt. Ludwig Geiger.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Leibniz-Keks
TET-Paket 30 Pf
H. BAHLSENS KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 29 | Berlin, den 20. Juli 1912. | 41. Jahrgang Band 82.

Die Wahrheit.

Von

Gustav Erényi.

Es steht geschrieben: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen . . .“ Es gibt Menschen, deren Gott die Wahrheit ist, und in ihrer Bibel steht geschrieben: „Du sollst dich nicht unwürdigerweise mit dem Mantel der Wahrheit umgeben.“

Ich hörte vom Schwerte der Wahrheit reden. Ich hörte sagen, es wäre schön und heilig, als Märtyrer der Wahrheit zu sterben . . . Man spricht auch von Vorkämpfern der Wahrheit. Die gibt es. Und die soll es geben. Wer aber mit roten Fahnen und scharfen Degen gegen „Ungläubige“ in den Kampf zieht, dient nicht der Wahrheit. Wahrheit ist Liberalismus. Wahrheit ist Adelswürde. Im gewaltsamen Sich-Behaupten-Wollen entwaffnet und entheiligt sie sich selbst.

Was ist die Wahrheit? Sie ist nicht diese oder jene Wahrheit. Sie ist ein Ding an sich. Sie äußert sich in verschiedenen Formen, wird ewig angefochten und behält ewig recht. Die Wahrheit ist die Kraft.

Was bedeuten dagegen jene kristallisierten Schulweisheiten, in denen man uns „ewige Wahrheiten“ lehrt? Gibt es denn „ewige“ Wahrheiten? Es ist eine jämmerliche Ueberhebung des Menschen, mit seinen Errungenschaften an der Pforte der Ewigkeit zu pochen. Wir und die Ewigkeit! Nur in begeisterten Augenblicken dämmert sie uns, wie ein blasser, imaginärer Schein! Wohl schaffen wir Attribute der Ewigkeit und Unendlichkeit. Wir glauben an eine ewige Vergeltung. An eine Gerechtigkeit, an Harmonie und an eine ewige Wahrheit. Aber soweit unser Glaube an das Ewige in faßbaren Formen seinen Ausdruck findet, ist nur eines beständig an ihm: Der Wechsel!

Weshalb leben und ringen unsere Geistesheroen? Ist ihr Wirken nur Trug und Schein? Darf ihr Lebenswerk von anderen umwertet werden? Ihr Werk ja. Aber nicht der Urheber. In jeder großen Schöpfung wirkt die Seele des Schöpfers. Nur er allein ist das ewig Wahre, aber nie sein Werk.

Wahrheit und Taumel, Wahrheit und Stolz sind eng miteinander verschmolzen. Die Menschheit kann aber nicht immer und ewig in demselben Taumel oder in demselben Stolze verharren. Die Wahrheit bleibt. Aber „Wahrheiten“ müssen und sollen überwunden werden. Schmerzhaft und qualvoll ist der Wahrheiten Geburt, doch nicht so ihr Tod! Dieser ist eine frohe, selbstverständliche Umwandlung der Energie, das gleiche Aufgehen im All, wie alles andere Sterben und Vergehen. Doch jene Hiebe, die ein Heros der Wahrheit von der Gesellschaft erhalten, jene Tränen, die er in der Einsamkeit vergossen, sind Hiebe, welche die Menschheit erlitten und Tränen, welche die Menschheit vergossen hat.

Die Wahrheit ist eine Kraft, die ihre Wellen nach allen Richtungen hin verbreitet, Gefühle und Leidenschaften erweckt und ihre erhabenen Spuren in der Geschichte der Menschheit hinterläßt.

Das Los der Einzelwahrheiten ist, im Laufe der Zeit andere Formen anzunehmen oder nach bestandenem Kampfe nicht mehr als Wahrheit, sondern höchstens noch als Selbstverständlichkeit weiter zu leben.

Es gab eine Zeit der Wunder; es gab eine Zeit, wo das Wunder eine Wahrheit war. Heute heißt das Wunder Naturerscheinung,

Digitized by Google

doch der Mystiker Swedenborg bleibt ein großer Mann. Das ist der Wandel der Wahrheit in der Zeit oder die zeitgemäße Wahrheit.

Der eine Philosoph sieht und begründet die Wahrheit im Zeichen der Idee, der andere in der Materie. Jeder große Philosoph spricht anders, und jeder große Philosoph hat recht. Aber am meisten recht hat jener, unter dessen Eindruck wir stehen. Das ist der Wandel der Wahrheit durch die Individuen oder die subjektive Wahrheit.

Anders aber der Mann der Wissenschaft! Habt ihr schon den Mann der Wissenschaft vernommen? Er stellt sich euch ruhig und gelassen, in der Maske eines duldsamen Gelehrten, aber mit den Worten eines allmächtigen Herrschers entgegen. Seine Tracht ist bescheiden, sein Gang behäbig, seine Augen blinzeln durch eine Brille, doch stolz und entschlossen ist sein Wort: „Nur wir verkünden die Wahrheit. Diese beruht auf Definitionen und Beweisen. Alles übrige ist Glaube oder Spiel der Phantasie. Wir sind die Apostel der ewigen Wahrheit."

Und wenn du recht hättest, du armer Gelehrter, es wäre um das Heilige und Große in allen Wahrheiten getan. Da stehen in deinen dicken Büchern vom Zweimalzwei bis zur Kreisbewegung der Erde Tausende und Tausende solcher Wahrheiten, und sie vermehren sich von Tag zu Tag. Wo bleibt der Glorienschein, der die Wahrheit umstrahlt? Auch unter euch gibt es Apostel, doch seid ihr die Apostel der Wahrheit nicht, und euer System ist nicht die Wahrheit. Eure Wahrheiten sind weniger der Veränderung, als der Entkräftung ausgesetzt. Das Los eurer Wahrheiten ist, anerkannt, für selbstverständlich befunden und in ein kaltes System einverleibt zu werden. Auch eure Wahrheiten behalten diesen Namen nur im Zusammenhang mit ihrem Urheber. Vom Entstehungsprozesse losgerissen, werden sie zu schlichten Tatsachen. Das ist der Wandel der Wahrheit in der Wissenschaft oder die objektive Wahrheit.

Wahrheit ist kein Gegenteil von Glauben und Phantasie. Eine Wahrheit, die den Glauben oder die Kunst als unwahr bekämpft, hört auf, Wahrheit zu sein. Hinter jeder Wahrheit steckt Glaube und Kunst. Glaube und Schönheit aber ist die Wahrheit. Sie alle haben etwas Individuelles. Aber Glaube, Schönheit und Wissenschaft sind jene Formen, hinter denen sich die ewige Wahrheit als Wesen verbirgt. Sie sind der Weg zu unserer Seligkeit. Wahrheit ist die Bedingung unserer Existenz.

Der Wahrheitskünder klammert sich an das bloße Dasein und verteidigt tausend kleinlichen Gegnern gegenüber sein Recht zum Leben. Christus wurde nicht für seinen Glauben, sondern für seine Wahrheit gekreuzigt. Und Galilei schmetterte sein „Eppur si muove . . ." als die Wahrheit seines Lebens den Todesfeinden ins Gesicht. Heute ist es nur noch eine klare, selbstverständliche Tatsache, daß sich die Erde um die Sonne dreht. Aber wenn wir an Galileis mächtige Gebärde denken, wird sie wieder zur Wahrheit.

Wir denken an einen heiligen Akt der Kraft, der das sich wehrende und das im Wehrkampf ringende Individuum den Massen gegenüberstellt. Wahrheit ist Kraft.

Die Ausnutzung des Stickstoffs der Luft.

Von

Dr. Emil Carthaus.

Dem geselligen Elemente des Sauerstoffs gegenüber, welches sich nur allzu gern mit anderen Körpern verbindet — hier Verbrennung, dort langsame Oxydierung bzw. Verwitterung herbeiführend — ist der Stickstoff ein gar phlegmatischer, indifferenter Geselle, der sich ohne kräftigen Anstoß von außen nur mit sehr wenigen anderen Elementen, wie z. B. dem metallischen Magnesium, dem Bor und Silicium, verbindet. Ist er aber einmal dazu gezwungen worden, mit anderen Gasen, vor allem dem Sauerstoff und Wasserstoff eine feste chemische Vereinigung einzugehen, dann zeigt er sich meistens sehr aktiv und wird sogar in der

Digitized by Google

Form des Stickoxyduls zu einem Hauptmotor organischen Lebens und Wachstums. Mit Rücksicht auf die Pflanzenvegetation gehören deshalb Stickstoffverbindungen mit Sauerstoff zu den ausgezeichnetsten Düngemitteln, und gewisse chemische Gruppierungen von Stick-, Sauer- und Wasserstoffmolekülen bilden in der Form der sogenannten Alkaloïde (Koffein, Theïn, Theobromin, Nikotin usw.) die charakteristische Basis hervorragender menschlicher Genußmittel (Kaffee, Tee, Schokolade, Tabak usw.) Aber auch als Sprengstoffe und in der modernen Industrie spielen einzelne Sauer- und Wasserstoffverbindungen des Stickstoffes eine höchst wichtige Rolle. Ich erinnere nur an die Salpetersäure und das Ammoniak, den sogenannten Salmiakgeist, von dem die Hauptkulturländer im Jahre 1910 bereits weit über 1 000 000 Tonnen (à 1000 Kilo) verbrauchten.

Die in ihrer chemischen Vereinigung für die menschliche Oekonomie so wertvollen Gase des Stickstoffs und Sauerstoffs setzen andererseits fast ausschließlich die ungeheuere Gashülle zusammen, welche die Erde umgibt, und zwar macht der Stickstoff ungefähr 78 % und der Sauerstoff etwa 21 % ihrer ganzen Masse aus. Angesichts dieser Tatsache läßt es sich wohl begreifen, daß schon die Chemiker des 18. Jahrhunderts daran gingen, ein Verfahren zu ermitteln, um die beiden Hauptbestandteile der Erdatmosphäre, welche wohlbemerkt in ihr nur mechanisch miteinander vermischt, nicht aber chemisch verbunden sind, zu der innigen Vereinigung ihrer Moleküle zu bringen, welche wir als chemische Verbindung bezeichnen. Als Mittel zu diesem Zweck hat man sich schon sehr früh den elektrischen Funken ausersehen. Zuerst war es der Engländer Cavendish, welcher 1785 erfolgreiche Versuche in dieser Richtung, die freilich nur wissenschaftliches Interesse haben, machte. Ihm folgten 1859 Madame Lefèbre und 1883 der deutsche Chemiker Meißner, sodann Prof. Prim (1882) und vor allem der berühmte englische Physiker Lord Rayleigh, dem wir ja auch die Entdeckung des dem Stickstoff verwandten Elementes, des Argons, verdanken. Zu industriellen oder kaufmännischen Erfolgen haben diese Experimente jedoch nicht geführt und dasselbe muß auch von den mehr im großen veranstalteten Versuchen von Siemens & Halske gesagt werden. Im Jahre 1892 zeigte dann der geniale Sir W. Crookes, daß man mit Hilfe des elektrischen Lichtbogens wohl am schnellsten zum Ziele komme, was besonders auch Lord Rayleigh zu weiteren schon mehr erfolgreichen Versuchen (1897) führte.

Um nun recht zu verstehen, wie man gerade mit Zuhilfenahme des elektrischen Funkens zu der chemischen Verbindung des Stickstoffs der Luft mit dem in ihr enthaltenen Sauerstoffe kam, muß man folgende Tatsachen berücksichtigen:

Unter den gewöhnlichen Druck- und Temperaturverhältnissen befindet sich der in unserer Erdatmosphäre enthaltene Sauer- und Stickstoff in einem chemischen Gleichgewichte, d. h. die Luft bleibt so wie sie ist, und es tritt nirgends eine freiwillige chemische Vereinigung der beiden Gasarten ein. Anders gestaltet sich dieses gegenseitige Verhältnis, wenn man die Temperatur erheblich steigert. Schon bei 100° C tritt in der atmosphärischen Luft neben der Mischung von Stick- und Sauerstoff eine wenn auch sehr kleine Quantität von einer chemischen Verbindung der beiden Gasarten in Form von Stickstoffoxyd auf. Wenn man dann aber daran geht, dieses Gasgemisch bei gewöhnlicher Temperatur zu analysieren, sieht man, daß sich inzwischen die kleine Menge des Stickstoffoxydes wieder in ihre Grundelemente gespalten hat, welche wie vordem nur mechanisch gemischt erscheinen. Könnte man das Stickstoffoxyd sofort nach seiner Bildung aus dem Luftgemenge herausreißen, dann bliebe es als chemische Verbindung bestehen. Je höher man nun die Temperatur von atmosphärischer Luft steigert, um so mehr Stickstoffoxyd kommt in ihr zur Bildung, wie zuerst die grundlegenden Arbeiten von Haber und besonders unserem bekannten Physiker bzw. Chemiker Nernst gezeigt haben. Nach dem Volumen gemessen, entstehen in atmosphärischer Luft bei ihrer Erhitzung bis zu 1811° C 0,37 %, bis zu 2033° C 0,64 %, bis zu 2195° C 0,97 %, bis zu 2675° C 2,23 %

Digitized by Google

und bis zu 3200° C 5,0 % Stickstoffoxyd. Auch diese schon größere Menge der chemischen Verbindung spaltet sich wieder in Sauerstoff und Stickstoff, wenn sie mit der Luft, woraus sie sich gebildet hat, zusammenbleibt, und zwar erfolgt die Rückbildung des in höherer Temperatur entstandenen Stickstoffoxydes im Verhältnisse viel schneller, als wenn es sich nur um eine geringere Erhitzung gehandelt hat. Bei Anwendung sehr hoher Temperaturen ist die wieder erfolgende Trennung der Stick- und Sauerstoffatome zur Herstellung des Gleichgewichtes in der erhitzt gewesenen Luft eine sozusagen augenblickliche.

Wenn es auf der anderen Seite gelingt, ein sehr kaltes Luftgemenge herzustellen, das noch eine gewisse Menge Stickstoffoxyd enthält, so wird es bei der niedrigen Temperatur längere Zeit unverändert bleiben, obgleich in ihm kein Gleichgewicht der Gase vorhanden ist, denn die Geschwindigkeit der Rückbildung zeigt sich in der Praxis bei einer so tiefen Temperatur gleich Null. Das Problem, um das es sich im großen und ganzen also handelt, ist dieses: Es muß die Luftmischung, welche, wie wir einmal sagen wollen, auf 3000° C erhöht wurde, so daß in ihr 5 % Stickstoffoxyd entstanden, mit allergrößter Schnelligkeit bis auf eine niedrige Temperatur abgekühlt werden, bei welcher die besprochene Rückbildung so langsam erfolgt, daß sich nur eine unbeträchtliche Menge der chemischen Gasverbindung wieder in ihre Elemente spaltet. Erhitzung der atmosphärischen Luft zu den höchsten erreichbaren Temperaturen und rascheste Abkühlung sind also die Grundlagen des chemisch-technologischen Prozesses. Diese sind nun, wie man bei einigem Nachdenken leicht begreifen wird, in dem elektrischen Funken, der durch atmosphärische Luft schlägt, gegeben, besonders aber in jenen Bündeln von Funken, welche man als elektrische Licht- oder Flammenbogen zu bezeichnen pflegt. Diese rufen ja die höchsten überhaupt erreichbaren Temperaturen hervor. Die plötzliche Abkühlung wird bei dem durchzuführenden Prozesse mit Hilfe eines kalten Luftstromes erreicht, den man durch den elektrischen Flammenbogen hindurch treibt oder auch dadurch, daß man Einzelblitze in allen Richtungen durch kühle Luft hindurchschlagen läßt. Langgezogene elektrische Funken und Lichtbogen sind hierbei den kurzen Funken und dickeren Lichtbogen entschieden vorzuziehen. Eine nur momentane Erhitzung der Luft genügt zur Hervorrufung der chemischen Bindung des Luftsauerstoffs und Stickstoffs vollständig, und wäre es einfach eine Vergeudung der elektrischen Energie, die Luft in einem dickeren elektrischen Flammenbogen auch nur die geringste Zeit länger zu erhitzen.

An eine fabrikmäßige Ausnutzung des Luftstickstoffes haben sich zuerst die Amerikaner Bradley und Lovejoy herangewagt. Zur Gewinnung der nötigen elektrischen Kraft bedienten sie sich eines kleinen Bruchteiles der ungeheuren Wasserkräfte, welche an den Niagarafällen geboten sind, doch zeigte sich das ganze Unternehmen nicht rentabel. Greifbare finanzielle Erfolge erzielten aber bereits Birkeland und Eyde auf ihrem schon recht großen Stickstoffwerke in Notodden (Norwegen), wo sich übrigens jede gebrauchte Pferdekraft in dem vorhandenen Wassergefälle für das ganze Jahr nur auf 16,5 bis 25,5 M. stellt, während sie an den Niagarafällen auf wenigstens 62 M. anzuschlagen ist. Birkland und Eyde benutzten elektrische Ströme von ungefähr 5000 Volt und mit Hilfe von Elektromagneten gebildete kreis- oder scheibenförmige Flammenbogen von etwa 2 m Durchmesser. Das erste Produkt, welches diese elektrischen Lichtbogen aus der Luft erzeugen, ist, wie gesagt, Stickstoffoxyd, welches dann mit den sogleich zu besprechenden Gasresiduen in Kontakt gebracht und hierbei in Stickstoffhyperoxyd oder Salpetrigsäurenhydrid verwandelt wird. Darauf leitet man die abgekühlten Gase in Türme, wo sie aus entgegengesetzter Richtung kommenden Wasserströmen begegnen. In dem ersten Turme bildet sich Salpetersäure und daneben salpetrige und untersalpetrige Säure. In dem letzten Turme befindet sich Kalkmilch, welche aus den noch nicht an Wasser gebundenen oxydierten Stickstoffverbindungen salpeter- und salpetrigsauren Kalk bildet. Da diese beiden Produkte gemischt weder zu Dünger noch zu irgendwelchen in-

Digitized by Google

dustriellen Zwecken zu verwenden sind, so führt man sie von neuem in Gasform über und bringt sie als sogenannte Residualgase wieder mit dem frisch gebildeten Stickstoffoxyd in Berührung. Bis heute scheint man die aus der Atmosphäre genommenen Oxydationsprodukte des Stickstoffs noch weniger zur direkten Darstellung von Salpetersäure als zur Fabrikation von basisch salpetersaurem Kalk unter Zuleitung von Kalkmilch zu benutzen. Die Badische Anilin- und Sodafabrik, welche ebenfalls in Norwegen, bzw. Schweden Stickstoffwerke besitzt, soll mit elektrischen Flammenbogen von 15 bis 17 m Länge (eingeschlossen in lange Röhren) arbeiten. Die umzusetzende atmosphärische Luft wird bei ihrem Fabrikationsverfahren, welches 30 %ige Salpetersäure liefern soll, gezwungen, rund um jene kolossalen Lichtbogen hinzustreichen. Von anderen elektrischen Stickstoffoxydationsverfahren, wie z. B. dem von Moscicki oder Rankin, hier noch zu reden, würde zu weit führen. Es spricht gewiß sehr für die Zukunft der kürzlich unter der Firma „Société Norwégienne de l'Azote" größtenteils vereinigten norwegischen Stickstoffwerke, daß diese demnächst weitere 13 Millionen Kronen ausgeworfen haben, um anstatt der jetzigen 100 000 Pferdekräfte deren 175 000 zur Stickstoffoxydierung im elektrischen Lichtbogen heranziehen zu können.

Ein wirtschaftlich schon immer wichtiger werdendes Fabrikat, zu dessen Herstellung der Stickstoff der Atmosphäre herangezogen wird, ist der sogenannte Kalkstickstoff. Sein wesentlicher Bestandteil ist Kalziumzyanamid — eine Ammoniakverbindung, in welcher ein Teil des Wasserstoffs durch Kalzium und ein anderer durch Zyan (eine Verbindung von Stickstoff mit Kohlenstoff) ersetzt ist. Der Kalkstickstoff bildet ein ausgezeichnetes Düngemittel, von welchem bereits i. J. 1909 14 000 Tonnen erzeugt wurden und dessen Fabrikation einen immer größeren Umfang nimmt. In schweren und mittleren Bodenarten kommt er in seinem Dungwerte fast dem so teuer bezahlten schwefelsauren Ammoniak gleich, besonders wenn der Boden durch Zuführung von etwas Stalldünger reich an Bakterien geworden ist. Nach den Patenten von Frank und Caro wird das Fabrikat in der Weise erzeugt, daß man Luftstickstoff, welchen man auf ziemlich einfache Weise (Verbrennung) von dem beigemischten Sauerstoffe befreit hat, über glühendes und geschmolzenes Kalziumkarbid — das ja heute schon recht billig ist — leitet. Auch stellt man das Kalziumzyanamid durch sehr weitgehende Erhitzung von Kalk und Holzkohle (bis auf 2000° C) in einem Luftstrome dar.

Was die bekannte Wasserstoffverbindung des Stickstoffs, die wir als Ammoniak bezeichnen, angeht, so scheint man es in seiner fabrikmäßigen Darstellung aus dem Stickstoff der Luft noch nicht so weit gebracht zu haben, wie wohl wünschenswert wäre, wenngleich auch hier in der jungen Stickstoffindustrie der kritische Punkt jetzt schon überschritten zu sein scheint. Die beste Lösung des Fabrikationsproblems dürfte bis jetzt Prof. Haber in Karlsruhe gefunden haben. Er wendet zur direkten Vereinigung des Stickstoffs mit dem Wasserstoff die bisher bei Gasreaktionen in der Technik noch nicht zur Anwendung gekommene enorme Druckhöhe von 200 Atmosphären an und gebraucht, um die Verbindung zu beschleunigen, bzw. einzuleiten, noch einen Ueberträger, eine Kontakt- oder katalytische Substanz, die ähnlich wirkt wie der Platinschwamm oder das Platinmohr in den gebräuchlichen Gasanzündern. Dieser Ueberträger ist das Element des Uranismus in Pulverform, wie es im elektrischen Ofen neuerdings aus Uranoxyd und Kohle hergestellt wird. Da Stickstoff und Wasserstoff heute zu einem weit geringeren Preise geboten sind, als ihn das erzeugte Ammoniak darstellt, so kann man kaum anderes annehmen, als daß das Habersche Verfahren, dessen fabrikmäßige Ausnutzung vornehmlich der Badischen Anilin- und Sodafabrik übertragen wurde, einmal zu schönen finanziellen Erfolgen führen wird. Wie dem aber auch sei, jedenfalls sind vom volks- oder weltwirtschaftlichen Standpunkte alle industriellen Bestrebungen zu begrüßen, welche auf die Bindung und Nutzbarmachung des Stickstoffes der Luft gerichtet sind. Die greifbaren Reserven von Sauerstoff- und Wasserstoffverbindungen

Digitized by Google

des Stickstoffes in der Natur, welche der Hauptsache nach in den Salpeterlagerstätten und dem Ammoniak- oder Stickstoff der Steinkohlen geboten sind, werden einmal ihr Ende nehmen, erstere sogar in wenigen Jahrzehnten, und ohne menschliches Eingreifen wird, wenn auch erst in ferner Zeit, dasselbe der Fall sein mit all den Stickstoffverbindungen, welche in der Pflanzen- und Tierwelt eine so wichtige Rolle spielen:

Das Tier entnimmt seinen Stickstoffbedarf den Pflanzen in der Form von Eiweißkörpern, die Pflanzen aber ernähren sich größtenteils von dem Ammoniak und der Salpetersäure des Erdbodens. Im ganzen genommen, vermindert sich die Menge des in Form von chemischen Verbindungen auf der Erde vorhandenen Stickstoffes von Tag zu Tag, da zwar bei dem endlichen Zerfalle aller Tier- und Pflanzenkörper der größte Teil des Stickstoffs in Ammoniak und Salpetersäure verwandelt wird, ein gewisser Teil des in ihnen gebundenen Stickstoffes aber als frei gewordenes Elementargas entweicht. Nun haben wir wohl in den Wurzelbakterien unendlich viele, ganz im kleinen arbeitende Stickstoffoxyd- bzw. Ammoniakerzeuger, allein trotz ihrer ungeheuren Zahl vermögen sie doch in dem großen Haushalte der Natur das stets wachsende Bedürfnis an gebundenem Stickstoff nicht zu befriedigen.

Hermann Conradi.

Zum 50. Geburtstag des Dichters.

Von

Gustav Werner Peters.

Es war in den 80er Jahren des verflossenen Jahrhunderts, als einige Primaner der guten alten Stadt Magdeburg einen gar kriegerischen Bund gründeten, der darauf ausging, die alte Welt zu stürzen und diese durch eine soziale, ungleich schönere zu ersetzen. Da saßen sie in aller Heimlichkeit bei Bier und voluminösen Zigarren — fünfzehn Tyrannentöter — und lösten zunächst die Rätsel der Welt. Sie dichteten mehr, als daß sie sich um ihre Logarithmentafeln kümmerten und nannten sich mit geschwellter Brust „die Lebendigen".

Der häßlichste und wildeste unter ihnen aber war Hermann Conradi, ein Anhalter Kind. Seine Eltern hatten geschäftlich Schiffbruch gelitten, waren früh nach Magdeburg übergesiedelt, und schon jetzt stand drohende Sorge vor der Tür. Doch durften dergleichen allzu irdische Dinge den wahrhaft „Lebendigen" nicht bekümmern, und so fuhr der kleine kränkliche, rothaarige, sommersprossige Conradi fort, seine Gedanken über Geistesfreiheit zu entwickeln und die angeblich bevorstehende Revolution glühend zu feiern.

Eines zeichnete Conradi vor den anderen aus: er besaß einen viel klareren, schärferen Blick für seine Zeit, und indes sich die Kameraden schließlich nur in den bekannten Bahnen alltäglicher Stürmer und Dränger bewegten, gab er sich bald eine entschiedene Richtung. Er wußte besser die Bedeutung des Jahres 1870 einzuschätzen, er kannte klarer die gewaltigen Neuforderungen der Kultur, er vernahm deutlicher das Stampfen und Pfeifen rasender Maschinen, die alles Schöne angeblich zu vernichten drohten, er wußte besser von der Not und dem Groll der unteren Volksmassen — und er war sich der ungeheuren Zwiespältigkeit seines Jahrhunderts bewußt. Das alles aber gedachte er mit einer neuen naturalistischen Kunst zu beseitigen und zu heilen — mit einer Kunst, die mehr war als ästhetisches Sich-Ausleben.

Vielleicht ahnte er damals bereits auf seiner heimlichen Bierbank, daß sein zerbrechliches Körperchen an der Riesenaufgabe zerschellen würde — daß er viel zu sehr noch befangen sei von alten Traditionen. Vielleicht wußte er auch, was es mit einem Uebergangsmenschen auf sich hat. Aber all das konnte ihn nicht beirren; er pflegte zu arbeiten und zu studieren mit einem geradezu besorgniserregenden Eifer (was seine Kommilitonen sämtlich unterließen — ach! womöglich ist diese ganze Generation aus mangelnder Spannkraft nicht das geworden, was sie gedacht — — man denke

Digitized by Google

nur an die Holz, Mackay, Arent und Alberti). Gelegentlich schrieb er dann bereits für Zeitungen und unterließ es nicht, dem damals maßgebenden deutschen Verleger Wilhelm Friedrich in Leipzig zu verkünden, daß er, ein zweiter Balzac, ihm gigantische Romanzyklen schreiben wolle — Zyklen, die alles umstürzen würden, was zurzeit bestünde; ja er war so glücklich, die ersten zwanzig Titel längst festgelegt zu haben, die ihm alle ausnahmslos gefielen.

Im übrigen dachte er über seiner griechischen Syntax nie an das Wort „verderbliche Frühreife", und der Dampf voluminöser Zigarren versetzte ihn samt den „Lebendigen" stets in eine Art Traumzustand. Da klang es noch wie Jubel, wenn man rief: „Unsere Ideen durchmessen einen weiten Raum, den unsere Taten nur zum Teil durchdringen werden." „Unser Grab liegt mitten auf dem Plan."

* *
*

Und der Anlauf gelingt. In Berlin findet der Student Conradi — dieser merkwürdige Geselle mit dem gewaltigen Anarchisten-Kalabreser, dem Knotenstock und dem selbstbewußten „Poetenschritt", dieser Prahlhans, dem es im Grunde so schrecklich hungert und der sein Leben mühsam mit Stundengeben fristet — in Berlin, das gerade damals anfängt, ein Dämon zu werden, findet Hermann Conradi Anschluß an die jungen literarischen Stürmer und erlangt unter ihnen fast Führerstellung. Mit Wilhelm Arent veröffentlicht er die erste naturalistische Anthologie der „Modernen Dichtercharaktere", er gibt die ungeheuerlichen Novellen „Brutalitäten" heraus und er sammelt seine alleinbleibenden Verse unter dem Titel „Lieder eines Sünders".

Dann treffen wir ihn (schon mehr Literat als Student) in Leipzig wieder - etwa in einer Versammlung des Akademisch-philosophischen Vereins; und er, der viel Bestaunte und doch körperlich so Unscheinbare, spricht mit der maßlosen Leidenschaft eines Revolutionärs über „die Berechtigung der neuen deutschen literarischen Bewegung und den Versuch eines Programms derselben". Den Jungen verdreht er mit seinen Kraftausdrücken die Köpfe und die Alten empören sich. Mit den Jungen zieht er nach Schluß der Sitzungsschlacht weiter — dorthin, wo sich nach damaligen Leipziger Studentenbegriffen am besten über Gott und Unsterblichkeit debattieren ließ: in Animierkneipen mit mystischen Laternen. Hier im „Café Sansibar" bedient Hartlebens spätere Selma und dort im „Café Sandrock" herrscht Octaviana v. Germanow (!), die gar nicht einmal wahnsinnig wird, wenn sie die studentischen Debatten mit anhört, die sich zur „Bekehrung" von Conradi Heines Gedichte schenken läßt und ihn hinterher auslacht, wie eben nur eine solche Octaviana auslachen kann.

Einmal aber geschieht es, daß der ruhmbewußte Dichter seine Beherrschung verliert, wild zu fluchen anfängt oder gar mit unglaublich zynischen Bemerkungen in sich zusammenbricht. Er verzweifelt plötzlich an sich selbst, er verzweifelt am Leben, das ihm nicht einen Tag ein anständiges Stück Brot überläßt und seinen Körper zermürbt. Und dann das mit dem Weltstürzen: es will nun einmal nicht so schnell vonstatten gehn und die Menschheit ist und bleibt verblödet.

Einsam stiehlt er sich hinaus in verrufene Gassen. Er badet seine Seele im Sumpf; als er aber im Morgengrauen durchs Rosenthal heimwärts wandert, duften die Blüten und schlagen die ersten Vögel an. Da fließt ihm Trost zu und da kommen ihm Verse in den Sinn, die ihn zum glücklichsten der Menschen machen.

Daheim zwar empfängt ihn die keifende Wirtsfrau, die drei rückständige Mieten verlangt. Auch erinnert er sich, keinen Pfennig fürs Mittagessen zu besitzen. Und niemand hilft ihm: also wieder einmal am Rande des Ruins!

* *
*

Von Leipzig zieht Conradi nach München und von München nach Würzburg. Seine Romane „Phrasen" und „Adam Mensch" haben keinen Erfolg gezeitigt, seine materielle Lage hat sich derart verschlechtert, daß man vergeblich nach Beispielen sucht, und mit seiner Gesundheit ist es fast am Ende.

Aber der Dichter hat in diesen fürchterlichen

Digitized by Google

Monaten das Primanerhafte abgestreift, er hat dem Zyniker Lebewohl gesagt und bekennt sich zur Ruhe und Besonnenheit. Er weiß, daß es mit all seiner Kunst bisher nichts war, und es scheint, als stünde er erst auf der Schwelle zu wirklichem Beginnen.

Und dann ist es an einem Sonntag Morgen im März des Jahres 1890, als ihn eine tückische Lungenentzündung überfällt und er sich, bereit zu sterben und wohl auch im Grunde müde genug, an den Ofen schleppt, um alle seine unvollendeten Manuskripte zu verbrennen. Anfangs mit Wehmut, bald aber mit Freude sieht er seine alten Sünden aufflammen, und erleichtert richtet er sich danach auf: denn jetzt gibt es für ihn nur noch Schlaf oder neues, tausendmal reineres Schaffen. Ach, wenn er schaffen dürfte!.. wieviel Pläne und Entwürfe stehen ihm zur Verfügung, wieviel innere plötzliche Ruhe und wieviel junge ungekannte Freude am Leben!

Inzwischen verschlimmert sich sein Zustand rapide. Zwei Freunde — der eine ist Arzt — sind um ihn, desgleichen seine gute, dicke Wirtin und eine von jenen rührenden, hilfsbereiten, bajuvarischen Kellnerinnen, die alles hingeben für den, der ihnen gefällt. Sie stützt ihn bei den schweren Hustenanfällen oftmals lange und hält ihm den Kopf, bis er auswerfen kann. Aber dann muß sie ihn seiner zunehmenden Verzweiflung überlassen — seiner Verzweiflung, die ihm Worte eingibt wie diese: „Na, ist das Jenseits präpariert, kann man sich's mal ansehen?" — „Ach, es ist zu langweilig."

In der Abenddämmerung des 8. März, nach tagelangem, qualvollem Todesringen, stirbt Hermann Conradi, siebenundzwanzig Jahre alt. An seiner Bahre stehen die paar Menschlein, wie vor den Kopf geschlagen — stehen und wagen vor der Ungeheuerlichkeit des Schicksals nicht aufzublicken. Und die Freunde denken an das, was er geschaffen. An die Verse und die unreifen Dokumente seines gewaltigen Strebens, an die wenigen Vollendungen und an die verschwenderisch hingeworfenen Verheißungen. Vollendungen gab es ja nur in seinen Gedichten; aber das waren auch gleich solche, die den Leser aufjubeln ließen und die von der Größe zeugten, die in Hermann Conradi zu wachsen begann. Hier hatte sich ein Problematiker verblutet — einer aus dem adligen Geschlechte der Christian Günther, Lenz und Büchner; doch sein Blut war nicht umsonst geflossen, denn jetzt schien den Jüngstdeutschen der Weg zur neueren Kunst geebnet. Diese Kunst aber hatte kein parteiliches Ziel, sondern allmählich kristallisiert sich bei Conradi der Gedanke der großen allgemeinen vaterländischen Entwicklung heraus.

In der Tat sind Gerhart Hauptmann und Johannes Schlaf ohne Conradi undenkbar. Auf seinen Fundamenten haben sie die Hallen ihrer Werke errichtet; doch wie Günther und Lenz und Büchner wurde Hermann Conradi schnell und rücksichtslos vergessen.

* * *

Eine dreibändige Gesamtausgabe der Werke Hermann Conradis veröffentlichte vor einigen Monaten der Verlag Georg Müller in München.

Vier Gedichte.

Von

Hermann Conradi.

Pygmäen.

Die Zeit ist tot, da große Helden schufen,
die mit der Fackel der Begeisterung,
mit kühn erhabenem Gedankenschwung
des Lebens florumhüllte Stufen
und weiter — weiter bis zum Gipfel klommen,
wo ihnen vor den sehgewaltigen Blicken
jach barst der Vorhang mitten in zwei Stücken —
wo über sie der Friede dann gekommen!

Die Zeit ist tot — die Zeit der großen Seelen,
wir sind ein ärmlich Volk nur von Pygmäen,
die sich mit ihrer Afterweisheit frevelnd blähen
und dreist sich mit der Lüge Schmutz vermählen,
mit jener Lüge, die da Prunk und Kronen
um leere Schädel flicht, um schmale Stirnen
das Diadem der Gottentstammtheit schlingt,
die Weihrauchduft ohnmächtigen Götzen bringt!

Was wir vollbringen, tun wir nach Schablonen,
und unsre Herzen schrein nach Gold und Dirnen,
und keinen gibt's, der tief im Herzen trüge
den Haß, der aufflammt gegen diese Lüge —
Wir knien alle vor den Götzen nieder
und singen unserer Freiheit Sterbelieder.

Digitized by Google

Tiefste Qual.

Hast du des Daseins tiefste Qual empfunden?
Kam über dich einmal der wilde Schmerz,
der zu dir schreit aus deiner Seele Wunden?

Es krampft sich in Titanenweh das Herz,
vom Daseinsekel angepackt, zusammen,
und von der Lippe stiehlt sich Hohn und Scherz,

verweht von deines Schmerzes Riesenflammen.
Du sinnst und sinnst... in tollen Takten fliegt
dein Puls — — als müßtest du den Fluch verdammen,

der felsenschwer auf deiner Seele liegt —
den Fluch verfluchen — ja als müßtest du
die Welt verfluchen, die dich eingewiegt

in deiner Jugend süße Märchenruh,
um dich zu hartem Qualendienst zu wecken:
So ist es dir! — Das Auge schließt sich zu —

der Schmerzen Wogen glätten sich und strecken
gebändigt sich, wie fromme — Tigerkatzen,
zu deinen Füßen hin — bis sie sich recken —

empor sich recken und mit Riesentatzen
dich niederschlagen, daß du wie ein Sklav
um Gnade betteln mußt bei — Götterfratzen!..
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Komm über mich, o traumlos ewiger Schlaf!...

Sommerrosen.

Ich wollte dich mit Rosen überschütten,
mit roten Rosen dein goldbraunes Haar
und deines Mieders Knospenrundung schmücken.
Als noch der Lenz mit süßem Veilchenodem,
ein milder Sieger, durch die Lande schritt,
sprach ich zu dir: Geliebte! hat sein Mund
mit letztem heißem Abschiedskuß die Rose,
die rote Sommerrose, aufgebrochen,
dann will ich zu dir kommen und mit Rosen,
mit roten Rosen deine Schönheit krönen ...

Nun kam der Sommer... und der Rosen Fülle
seh ich allorts und alle Stunden blühn...
die ganze Welt scheint ihrer Macht verfallen
und ihre Keusche wirbt Vasallen um Vasallen..

Selbst einen Bettler sah ich heute lächeln,
als sein verträmter Blick von ungefähr
auf einen Korb mit roten Rosen fiel...

Ich kauf sie in der ganzen Stadt zusammen
und schütte sie auf tote Liebesflammen...
— — — — — — — — — — — —
Nun schmückt ein andrer wohl dein Knospenmieder,
und morgen wohl begegne ich euch beiden...
ich blick euch lächelnd nach...
und denke ganz aus Zufall
bei der Gelegenheit an einen Frühlingstag,
da wir uns sahn... am Abend dann
schlug uns die Nachtigall in ihren Bann,
umduftete uns süß der Flieder...
Wir aber liebten uns...
— — — — — — — — — —

Gewißheit.

Ich weiß — ich weiß: nur wie ein Meteor,
das flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
werd ich durch unsre Dichtung streifen!
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang, —
wie Südwind kost, — es gellt wie Trommelklang
mein Lied und wird in alle Herzen greifen...

Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz...
Die Blüten sind verdorrt, versprüht der Glanz —
es streicht der Abendwind durch die Zypressen..
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt
ich aber werde bald vergessen...

Die Hellerauer Schulfeste.

Von

Julius Bab.

Meine Fahrt durch den deutschen Theatersommer endete in Hellerau. Von der Arbeit, die Meister Jaques-Dalcroze hier verrichtet, und von ihrer Bedeutung ist unlängst in der „Gegenwart" schon gesprochen worden. So will ich nur Bericht geben von dem Bild, das sich an den Tagen des Festes selbst hier entrollte.

Von der Brühlschen Terrasse her brachten durch die Dresdener Neustadt und Kasernenvorstadt große Gesellschaftswagen mich mit anderen gewöhnlichen Sterblichem ins Freie, während uns beständig feudal ratternde Automobile überholten, die vornehmere Erdensöhne zur Stelle bringen sollten. Gleichwohl war das Bild, das sich alsbald auf dem großen, rechteckigen Hof des Dalcrozeschen Schulgebäudes und auf den Stufen vor der hell aufragenden spitzgiebeligen Festhalle entfaltete, kein allzu exklusives Produkt der eleganten Welt. Die Pracht des schwarzen Fracks und der vornehmen Gesellschaftstoilette wurde durch

Digitized by Google

den schlechten Sommeranzug und das harmlose Reformkleid beschwichtigt. Es war eben doch keine Sensation für die „Gesellschaft", es war eine ernsthaftere Angelegenheit künstlerischer Kultur, zu der Musiker, Schriftsteller, Theatermänner, Pädagogen aus ganz Deutschland herbeigeströmt waren. (Die rein geschäftsmäßig interessierten Journalisten waren nach dem ersten Tage natürlich wieder verschwunden.) Dazu kam, daß die Einfahrtsstraße nicht ohne Recht wohl ein Dutzend verschiedener Nationalbanner zur Schau trug: Die internationale Schülerschaft und Anhängerschaft des Dalcroze war herbeigeeilt, um den Sieg des Meisters zu sehen, und so hörte man viel französisch, zuweilen auch russisch und englisch), vereinzelt auch skandinavisch sprechen. Die Menschenmenge zog sich langsam durch die hellen eckigen Räume, denen die weißen Holztüren mit den hohen gelben Messinggriffen stets einen festlichen Schein geben. Allmählich füllte sie den mächtigen Treppenaufbau der großen Festhalle, und vorn, auf dem freien Viertel des Raumes hinter dem Orchesterloch, begannen die Spiele.

Den Anfang macht eine lustig hereinstürmende, bunt gemischte Kinderherde; Meister Dalcroze sitzt am Flügel und improvisiert, die Kinder marschieren im Takt seiner Töne und dokumentieren so in mannigfachsten Variationen die Grundlagen der rhythmischen Gymnastik, wie sie an dieser Stelle schon klargelegt worden sind. In den folgenden Darbietungen, die nun von wohl 100 erwachsenen Schülern ausgeführt werden, wächst das bloß Gymnastische immer intensiver auf den Körperausdruck musikalischer Kunstwerke zu. Eine Marschübung gibt in den Reihen, die mit verschiedenen Tempis aneinander vorbeiziehen, sich verschränken, massieren, auflösen, verbreiten, das Geflecht eines Tonwerkes Schritt für Schritt wieder; eine Gestenübung, in der Reihen von Mädchen mit erhobenen Händen wechselnd Laubengänge bilden, die sie durchschreiten, die sie verschwinden und neu entstehen lassen, spiegelt den feierlichen Gang eines anderen Tonstückes. Immer gebieterischer greift nun die gestaltende Phantasie ein, um aus den jedem Rhythmus gefügigen Leibern die mimische Ausprägung kompliziertester Tonkunstwerke zu schaffen. Der Schüler Appia hat einen Rundreigen komponiert, der prachtvolle Gestalt gewinnt: die Tanzenden bilden drei konzentrische Kreise, die sich abwechselnd senken und erheben, die umeinander wirbeln, aufblühen und sich wieder schließen — das märchenhaft schöne Bild einer wechselnd sich entfaltenden Rose. — · · Eine Komposition des Russen Rachmaninoff steht da wie ein Hodlersches Bild. Ein nach innen geöffneter Keil hoher, schwarzer Männergestalten, davor eine flehende Frauengestalt, die sich der dunklen Wand zu nähern trachtet, von den kargen Geberden der Finsteren aber immer wieder zurückgeschreckt wird; schließlich beginnt die dunkle Wand zu wandeln und die Frau vor sich her zu treiben, bis die Erschöpfte zusammenbricht. Ein in jedem Augenblick höchst eindrucksames Bild, das in der völligen Uebereinstimmung mit dem ganzen Sinn und mit jedem einzigen Detail der Musik überaus bewundernswert ist. So gewinnt noch eine Mendelssohnsche Komposition Leben in einer Reigendichtung, und ein Delacrozesches Werk „Aufblühen" verleiblicht die Töne, indem knospenartig zusammengefaltete Gruppen beim Anruf eines Chores aufblühen. Eine andere Dalcrozesche Komposition „Hinauf" illustriert ihr wuchtiges Crescendo dadurch, daß Scharen von Schlummernden geweckt und (man denkt an Klingers „Aufstieg zur Bergpredigt") emporgeführt werden. Ein großer Stufenbau ist nämlich an der Rückwand der Halle aufgeführt worden. Zu den Dalcrozeschen Erfindungen gehört dieser mächtige Holzbaukasten, aus dessen Klötzen eine Handvoll Arbeiter im Nu alle möglichen Treppengebilde ausführen können, deren Einschnitte dann die Rhythmen des betreffenden Spiels aufs Sorgfältigste vorbereiten. Noch nicht mit gleicher Vollkommenheit folgt das Licht diesem akustisch-optischen Gesamtkunstwerk. Die Beleuchtungsanlagen Appias (die übrigens mit ihrem tagartigen, für Zuschauer und Spielende einheitlichem Licht sehr schön für solche Festspiele, aber keineswegs vorbildlich für das Theater sind), akzentuieren mit ihrem Hell und Dunkel den Rhythmus sehr stark, geben aber einstweilen koloristisch noch nicht viel

Digitized by Google

her. Die Farbe ist es überhaupt, die zu erobern die nächste Aufgabe für Hellerau sein wird; einstweilen bedenkt man sie aufs Kärglichste, offenbar aus Furcht die rhythmische Grundstruktur des Spiels dadurch zu verwischen. Aber zu einem Augeneindruck gehört nun einmal auch das Farbige, und so wird man im Gegenteil trachten müssen, auch die Farbe dem rhythmischen Zuge einzuordnen, wie das meines Erachtens heute einem genialen Lichttechniker möglich sein wird. Damit zugleich muß dann die Kostümfrage gelöst werden, denn es ist klar, daß die jetzigen schwarzen Schwimmtrikots aller Schüler nur ein Provisorium sind. — Trotz diesen und manchen anderen Einwänden nahm man ein Gefühl festlicher Schönheit mit, als man nun hinaustrat in den Sommerabend.

Eine dreiviertelstündige Pause war angekündigt, und Erfrischung suchend verteilte sich die Schar der Gäste in den Höfen. Zwischen die schwarzen Herren- und die weißen Damenkleider mischten sich bald auch die bunten Kimonos, die die Hellerauer Zöglinge außerhalb ihrer Uebungen zu tragen pflegen; das letzte ganz weiche Licht des Sommertages verschmolz mit dem Schein der roten Lampions, die überall in Reihen hingen — es gab ein seltsam schönes Bild verschwommen und ganz klar zugleich. — Als die Menschenwelle wieder in die Festhalle zurückgeflutet war, sah man den Stufenbau jetzt gebirgsartig emporgetürmt, und auf dem Spielplatze lagen in dunklen Mengen die Schatten der Gluckschen Unterwelt. Man spielte den ersten Teil vom zweiten Akt des „Orpheus". Die rhythmische Gymnastik, die sich bisher als Schöpferin eigener Werke gezeigt hatte, sollte sich nun als Regenerationskraft der Oper bewähren, und sie lieferte den beinahe überflüssigen Beweis, welch ungeheurer Gewinn es wäre, wenn unsere sinnlos hampelnden Opernchöre durch Dalcrozeschüler ersetzt werden könnten, die wirklich mit jeder Bewegung nur auf einen musikalischen Wert antworten. Ob und wieweit diese Hoffnungen erfüllbar sind, das mag dahingestellt bleiben. Daß hier ernst und nicht ohne Glück um neue Schönheiten gerungen wird, muß Gymnastik der rhythmisch befreiten Kinder einen bedeutsamen Anfang genommen hatte, war nicht unwert, mit den heroischen Klängen des großen Gluck zu schließen.

Das Gespenst.

Von

Marcelle Tinayre.

Autorisierte Uebersetzung von Dora Liedtke.

Herr von Cormières erklärte: „Ich habe mit diesen meinen Augen ein Gespenst gesehen."

Nach dem im Freien eingenommenen Mahle saß man im erleuchteten Garten am Flußufer und sprach von Spiritismus, Medien, traumhaften Zuständen und schwarzer Kunst. Die ernsthaften Leute der Gesellschaft nannten Namen wie Crookes, Rochas und Flammarion, die gescheiten machten sich lustig, einige meinten: „Das ist doch ganz einfach", und erklärten alles mit Magnetismus, Schwindel oder Sinnestäuschung. Ihre Hypothesen leuchteten einen Augenblick auf, wie ein Streichholz die Felswand eines Abgrundes erhellt, und sobald sie schwiegen, war das Geheimnis dasselbe wie vorher. Dann fingen die anderen ihre müßigen Witzeleien wieder an. Nur Cormières hatte bisher nichts gesagt. Erst als plötzlich unvorhergesehene Stille eintrat, vielleicht durch eine aufsteigende Unbehaglichkeit hervorgerufen, die in die Gemüter derjenigen der Anwesenden drang, die kühn genug waren, alles zu erklären oder alles zu leugnen, da hatte Cormières seine Worte hingeworfen. Alles lachte. Ein Gespenst? Wirklich? Bestimmt? Vielleicht das Gespenst von Algier mit dem kupfernen Stirnreifen, dem Leichentuch, das ein alter Vorhang ist, und dem Besenstiel als Wirbelsäule? Was sagte der Geist? Haben Sie ihn berührt? War es ein Mann oder eine Frau? Oder war's das Nachtweibchen, der weibliche Vampyr? Hatten Sie es beschworen?!

Cormières in seinem rohrgeflochtenen Lehnstuhl machte verneinende und abweisende Bewegungen, soviel man an dem sich bewegenden Funken seiner Zigarette sehen konnte. „Nein, nein, es ist mein völliger Ernst. Sie haben unrecht, so leichtfertig und unvorsichtig von derlei Dingen zu sprechen. Wieviel Mut gehört dazu, etwas zu bestätigen oder zu leugnen! Ich wage dem Unbekannten nicht zu trotzen. Es ist nicht alles grundlos in den Gebräuchen der Priester, Zauberer und Magnetiseure. Vielleicht sind zwischen dieser sichtbaren und jener unsichtbaren Welt Zusammenhänge, wellenförmige

Digitized by Google

Bild und keine Erklärung. Gott bewahre mich davor, es erklären zu wollen. Ich kann nur mit Hamlet sagen: Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt."

Die Frauen baten: Erzählen Sie doch, erzählen Sie! In dem dämmernden Garten wirkten ihre Arme weißer als die blassen Rosen auf dem Tischtuch. Sie erschauerten schon jetzt und glaubten auf ihren entblößten Nacken und Schultern die schmerzliche Wollust der Furcht zu fühlen. Und Cormières sprach für sie, nur für sie. Denn die Frauen spotten nicht über das Geheimnisvolle. Sie sind gläubig und voll Verehrung ihm gegenüber, weil sie Anschauungsmenschen sind, die empfinden, statt zu begreifen. Ihre Sinne, die vielleicht durch ihre körperliche Beschaffenheit und die Fehler ihres Geschlechtes sehr verfeinert sind, nehmen wie die Tiere bestimmte Warnungen, gewisse Beziehungen zum Unbekannten wahr; jede hat etwas von der Sibylle in sich, und feindliche Kräfte wohnen in ihrem Körper und ihrer passiven Seele.

In der Ferne quakten die Frösche. Der Duft, der vom Flusse heraufstieg, machte die schwüle Nacht noch lauer, am Rand der Böschung zwischen dem Schilf schien der Mond zu hängen, rund und golden. Ab und zu schoß eine Sternschnuppe am Himmel entlang und sank schweigend zur Erde.

„Ich hatte einen Freund," sagte Cormières, „der Gérard Fraenkel hieß. Wenn ich seinen Namen ausspreche, sehe ich ihn vor mir: jung, blond, ganz Nerv, blaß, mit einem feingezeichneten, ernsten Mund und Augen ohne bestimmte Farbe, die vor Klarheit fast leer erschienen. Seine Seele war durchsichtig wie seine Augen, ohne Tiefen, sie verriet nichts von seinem äußeren, nichts von seinem inneren Leben.

Wir waren in demselben Jahre und in derselben Gegend geboren. Meine Eltern wohnten in der Stadt, Gérard lebte mit seiner Mutter auf einem alten ländlichen Herrensitz, der rissig, schimmelig, voller Eulen und Echos war, mit unnützen Gängen, Treppen, die nirgends hinführten, Türen, die man seit vierhundert Jahren nicht geöffnet hatte. Ein Windstoß hätte die alte Baracke zerstören können, und doch trotzte sie der Zeit, von dunklem Efeu umsponnen, mit den spitzen Simsen ihrer schiefstehenden Türme. Wiesen, wie Meierhof und Wälder umgaben das Schloß, dichte, dunkle Wälder, die den wellenförmigen Boden bedeckten, der sich an einer Stelle bergartig erhob. Ein konisch zulaufender „Menhir", der wie durch ein Wunder auf der Spitze stand und bei einer bestimmten Bewegung etwas ins Schwanken geraten konnte, trug den Namen: Pierre-qui-vire (Wackelstein). Im Laufe der Zeit war der Name des Felsens, der des Gutes und des kleinen Schlosses meines Freundes geworden; er war sehr bezeichnend, denn in dem alten Gemäuer schienen alle Steine zu wackeln.

Als Gérard Schule und Militärdienst hinter sich hatte, verließ er sein Haus nicht mehr, in dem er sich mit dem Fleiß eines Mönches seinen Studien hingab und zugleich das harte Leben eines Landmannes führte. Er jagte, ritt, las viel, besuchte niemand und spielte abends zu seiner Erheiterung Geige. Einmal gestand er mir, daß ihn die „Metaphysik" angezogen hätte, wenn er mehr Zeit, Geld und Begabung dafür gehabt hätte. Damals beachtete ich diese Mitteilung nicht. Gérard war ein Original, ein Menschenfeind und zweifellos Egoist. Doch war er durchaus nicht überspannt, und das einfache und regelmäßige Leben hielt augenscheinlich Körper und Geist im Gleichgewicht. Er liebte die Einsamkeit, aber er füllte sie mit Arbeit aus. Uebrigens war er nicht ganz allein. Neben ihm alterte seine ebenso gute wie beschränkte Mutter, die sich mit religiösen Uebungen beschäftigte, und von kränklichen Hunden, altersschwachen Katzen und sauertöpfischen Dienstboten umgeben war. Gérard pflegte sie unermüdlich und ertrug ohne Murren die ehrwürdige und übelriechende Menagerie, die Gänge und Salon erfüllte.

Ich ging auf Reisen, Fraenkel schrieb mir einige Male, dann folgte Stillschweigen und anscheinend Vergessen. Unsere Kinderfreundschaft war nicht tot, aber ohne die nötige Wärme, die die wirkliche Gegenwart gibt, schlummerte sie ein und hielt einen Winterschlaf wie ein Murmeltier. . . . Und doch fiel mir von Zeit zu Zeit Pierre-qui-vire ein, der Salon mit seinen Möbeln aus Mahagoniholz und grüner Seide mit Kränzchenmuster, die alten Hunde und Katzen auf dem Teppich, Frau Fraenkel in ihrem Lehnstuhl mit den Sphinxköpfen und mein Freund Gérard, blond, blaß, friedlich, ein Buch in der Hand, eins in der Tasche und neben sich ein Notenpult. Eines Tages teilte mir meine Tante Lepreux aus Avallon Gérards Vermählung mit. Er nahm ein junges deutsches Mädchen zur Frau, die im Schloß Belleroche Erzieherin war. Er hatte sie zufällig kennen gelernt, als sie mit ihren kleinen Schülern im Walde botanisierte. Es war ein sehr gut erzogenes Mädchen, das für Musik ausgebildet war, im übrigen strenge Katholikin. Meine Tante lobte ihre Frische, ihre blauen Augen, ihr aschblondes Haar, ihre anmutige Schüchternheit, ihre Vorliebe für Einsamkeit und ländliches Leben. Nach der Hochzeit sollte das junge Paar eine Reise in ihre Heimat machen und einige Wochen im Schwarzwald zubringen. Mutter Fraenkel war kein Hindernis für diese Pläne, sie war im vergangenen Winter gestorben. Ich sandte meine Glückwünsche an Gérard; er vergaß, mir zu antworten, aber ich dachte, er sei sehr glücklich und entschuldigte diese Vernachlässigung. Von da an versuchte ich immer, von meiner Tante Nachricht zu bekommen. Doch erfuhr ich nur die Rückkehr des jungen Paares, ihre Vorliebe für die Einsamkeit und bevor das Jahr um war, den Tod der jungen Frau.

Digitized by Google

Ich schrieb Gérard einen Kondolenzbrief, der wie der erste unbeantwortet blieb. Und die Zeit verging.

Drei Jahre später war ich Gesandtschaftssekretär in Bern, und als ich von einer Urlaubsreise heimkehrte, kam mir der Gedanke, für ein paar Tage in den Schwarzwald zu gehen. Es war die Uebergangszeit vom Winter zum Frühling, diese merkwürdige, ungleiche Jahreszeit, die täglich hundert Launen hat, die Kindheit des Jahres, die im Februar mit dem ersten Schneeglöckchen anhebt und im März mit dem ersten Veilchen schließt. Noch überschwemmten die Touristen das schöne Land nicht mit seinen strahlenden Schneefeldern und den düsteren Tannenwäldern, wo das unterirdische Volk der Zwerge die geheimen Quellen und Schätze bewahrt. Es war das alte Märchendeutschland der Gebrüder Grimm, und ich glaubte, ich müßte überall dem „tapferen Schneiderlein", dem „Holzhauer" und dem „Juden im Dorn" begegnen.

Meine Seele war zur Träumerei gestimmt, weich wie ein Schumannsches Lied, an dem Abend, als ich in die kleine, reizende Stadt Freiburg i. Br. einfuhr. Mit purpurnem Licht übergoß die sinkende Sonne das Münster aus rotem Sandstein, das sich zierlich und großartig zugleich von dem bewaldeten Schloßberg abhebt. Der Himmel blaute zwischen den durchbrochenen gotischen Rosen des gewaltigen Turmes, und die grünen Dächer der sehr alten Häuser leuchteten wie Spielzeug aus Porzellan. Gemalte Friese — Ornamente und Blumen darstellend — schmückten die Fenster unter dem Vordach dieser hübschen Häuser und glichen zerschnittenen Streifen altpersischen Leinens.

Sinnend durchwanderte ich die schmucken Straßen, wo Friseurgeschäfte mit Konditoreien und Fleischerläden abwechseln. Ich bewunderte den kleinen „Lindenplatz", die reizenden Springbrunnen, das freskengeschmückte Rathaus, das mit Sirenen geziert ist. Der Glanz des Himmels hatte sich verdunkelt, und ich war im Begriff, in mein Hotel zurückzukehren, als ich zum zweiten- oder drittenmal an der Vorhalle des Münsters vorüberging. Dort verabschiedete sich gerade ein Reisender von dem dicken, kahlköpfigen Küster, der ihm die Kirche gezeigt hatte. An seiner Aussprache erkannte ich den Franzosen. Langsam ging er um die Vorhalle und betrachtete die steinernen Figuren, die klugen und törichten Jungfrauen, die nackte Eva, die Tugenden mit den breiten Schläfen und den aufgeworfenen Lippen, deren Augen Schalkheit oder naive Freude ausdrücken. Zwischen diesen Gestalten, die ähnlich auch in Basel und Straßburg zu finden sind, stand „der Fürst dieser Welt" in all seiner Herrlichkeit, jung, schön, sinnlich. Ohne auf die Schlangen zu achten, die ihm unter seinem Mantel die Eingeweide zösische Reisende stand unbeweglich vor diesem Bilde. Als er sich umwandte, hörte ich meinen Namen mehr flüstern als rufen: Cormières!

Ich brauchte ein paar Augenblicke, um den Mann zu erkennen, der mir die Hände drückte und mit gebrochener Stimme zu mir sprach: Fraenkel war es. Ich konnte in dem Halbdunkel nur schlecht sehen, aber er schien mir verändert, wie zugrunde gerichtet und gealtert durch die Trauer. „Ich wundere mich nicht", sagte er, als ich den glücklichen Zufall pries, der uns zusammengeführt. „Deine Gegenwart war mir schon angekündigt. Ja — eben als ich diese Steinsäulen ansah, dachte ich an unsern Besuch in Verzelay, und die Erinnerung kam mir mit ganz außerordentlicher Macht. Als ich mich umwandte, sah ich dich."

„Das ist Telepathie", sagte ich lachend. Er wiederholte ganz ernst: „Das ist Telepathie." Dann entschuldigte er sich wegen seines langen Schweigens. „Ich war anfangs zu glücklich, nachher zu unglücklich. Jetzt mache ich dieselbe Reise, die ich mit Elisabeth gemacht habe, so habe ich das Gefühl, auf ihren Spuren zu wandeln, in diesem Lande, das ihre Heimat war, und das ich liebe."

Er sprach von ihr ganz ruhig, ohne Heftigkeit in Bewegung und Stimme, mit dumpfem gehaltenen Schmerz. Sie war plötzlich am Herzschlag gestorben. Sie hatte nicht gelitten. Sie hatte am Klavier gesessen und eine Mozartsonate gespielt, während er im Mondschein am Fenster stand, durch das ein sanfter Wind und der Duft des reifen Korns hereinschwebte. Im Klang eines Akkords war ihr junges Leben erloschen, auf dem ihre Finger lange, zu lange, weit über das vorgeschriebene Maß geweilt hatten, dann war die ewige Stille gekommen.

„Und dennoch", sagte Fraenkel, „hab ich sie überleben können. Eine Hoffnung, eigentlich mehr eine Gewißheit hat mich aufrecht erhalten. Aber du wirst ja lachen und mir logisch und wissenschaftlich beweisen, wie vergeblich meine Lieblingsidee sein müsse, du wirst mich für verrückt halten."

„Nimm dich in acht," sagte ich und zeigte auf die bemalte Statue mit dem zynischen Lächeln. „Der war auch ein großer Weiser, er bietet dir die tödliche Frucht der Wissenschaft, die leise zu dir spricht: du wirst sein wie Gott. Störe den Frieden der Toten nicht, versuche nicht über dieses Leben hinauszuschauen, fürchte das Schwindligwerden!"

„Ich danke dir für deine Predigt", erwiderte er spöttisch. „Du hältst mich für einen guten, frommen Bauern, den der Kummer etwas geistesgestört gemacht hat. Ich habe aber heute Morgen mit Claymore gesprochen."

„Mit dem schottischen Arzt? Dem Schüler Crookes? Ist er hier?"

Digitized by Google

„Wir wohnen in demselben Hotel. Ich habe

geht. Du schüttelst den Kopf, du lachst? Das ist leicht, aber wenn du sehen würdest . . ." „Was?" „Was für phänomenale Erscheinungen vorkommen, die du leugnest, weil du sie nicht erklären kannst . . ."

„Würde denn Claymore gestatten, daß jemand, der nicht daran glaubt, zugegen ist?" „Er wird es gestatten. Er ist ein Ehrenmann, der keines Betrugs fähig ist." „So?!" „Komm mit mir! Du mußt mit mir kommen." Er zog mich mit sich fort, und ich folgte ihm, teils aus Mitleid, teils aus brennender Neugier, teils auch mit Widerwillen. Kalt lag die Nacht über der Stadt, der rötliche Mond stand über den zackigen Giebeln. Doktor Claymore war im Hotel N. N. abgestiegen. „Wir wollen ihn im Speisesaal erwarten," sagte Fraenkel, „dort ist heut abend niemand, ich habe ungestörte Ruhe erkauft. Sieh, diese merkwürdige Ausstattung."

Ich schloß die Augen wie geblendet von dem grellen Licht und der Zierlichkeit des Rokoko nach der düsterernsten Gotik. Der große Saal mit weißer vergoldeter Holztäfelung, Säulchen, Tropfen und herzförmigen Strahlen glänzte unter den hundert Kerzen einer prismengeschmückten Kristallkrone. Zwischen den Tischen standen in Kübeln kleine Orangenbäume im Versailler Geschmack. Ein mit Holz eingelegtes Klavier in einer Ecke zeigte eine anmutige Malerei. „Das ist aber keine Umgebung für Gespenster", sagte ich zu Fraenkel, „welcher Geist sollte sich zwischen diese Spuren des philosophischen Jahrhunderts wagen? Höchstens Hoffmanns Don Juan oder die schöne Antonie oder die Puppe von Coppelius."

„Lachen Sie nicht zu früh, mein Herr, sagte eine ruhige Stimme dicht neben mir, ich habe gestern abend an dem Platz, auf dem Sie jetzt stehen, die Kronprinzessin Marie Antoinette gesehen, blond, gepudert und etwas mager in ihrem silbergrauen Tuchkleid mit den großen Paniers. Wenn sie zu kommen geruht, kann ich sie Ihnen heut nacht noch zeigen. Als 14jähriges Mädchen, schon verlobt, und durch Vollmachtsbrief verheiratet, hat sie sich auf dem Wege nach Paris einen Tag in Freiburg aufgehalten . . der Saal gefällt ihr der Erinnerung ihrer Jugend wegen . . Sind sie eifersüchtig Herr Fraenkel, werde ich die Kronprinzessin nicht rufen, ich verspreche es Ihnen, außerdem kommt es auf Sylvias Stimmung an."

Doktor, sagte Gérard, ich stelle Ihnen hier meinen Jugendfreund Cormières vor Herr Dr. Claymore, der mir die Ehre antut, mein Gast zu sein, und Fräulein Sylvia?"

„Sie ruht sich, sie braucht ihre Kräfte."

Wir nahmen Platz. Ich fragte mich, was ich zwischen diesen beiden Männern sollte, von denen der eine sicherlich wahnsinnig war. Dr. Claymore war ein reifer Mann mit rotem, graumeliertem Haar, durchdringenden Augen und sanfter Stimme. Sein leicht englischer Akzent war nicht unangenehm. Er sah nicht wie ein Aufschneider oder Verrückter aus . . und doch! . . . Die Gegenwart des Arztes hatte Fraenkel neu belebt. Trotz seiner glänzenden, matten Augen und den vorzeitigen Furchen an den Schläfen und der silbernen Asche auf seinem Haar erkannte ich den jungen Mann von einst in ihm wieder, den eigenartigen Schloßherren von Pierre-qui-vire.

Wir plauderten, während wir den herben funkelnden Wein tranken, der Liebfrauenmilch heißt. Claymore wiederholte die Geschichten der Telepathie und der körperlichen Erscheinung, die Crookes und Flammarion vorbereitet haben, und die wir alle kennen. Seine wirkliche oder gemachte Ueberzeugung gewann Fraenkel gänzlich, und ich selbst, durch die Umgebung, den Wein, die seltsamen Reden der beiden von Halluzationen Erregten, unterlag einer geheimen geistigen Ansteckung. Die Lichter auf dem Kronleuchter waren zur Hälfte herabgebrannt, der Tisch abgedeckt, und auf Befehl des Arztes hatte sich die Dienerschaft zurückgezogen, als eine Frau erschien: Fräulein Sylvia, das Medium, das seinen Beruf geschäftsmäßig betrieb und besonders mit Claymore arbeitete. Sie war nicht mehr ganz jung, aber hübsch mit den großen Augen einer Sklavin, einem müden Lächeln und den schönsten Zähnen der Welt. Ihr schwarzes, schleppendes Kleid umfloß sie wie dunkle Wellen. Sie trug einen Narzissenstrauß im Gürtel. Dies symbolische Kostüm mißfiel mir, aber Blick, Stimme und der schmerzliche Zauber, der von dieser Frauengestalt ausging, berauschten mich mehr als der Rheinwein. „Sind Sie bereit, Sylvia?"

„Ja," sagte sie, „ich habe ein wenig geschlafen," und strich mit den schönen Händen über die Stirn. „Gestern nacht," fügte sie hinzu, „hat mich der Geist ganz erschöpft." Fraenkel versuchte sie auszufragen, blaß und stotternd, aber Claymore gebot ihm Schweigen und erklärte uns, daß der Zustand des Mediums schrecklich, manchmal tödlich und immer voll geheimer Gefahren sei, daß das Medium seine Kraft und sogar seinen Körper der umherirrenden Seele weihen muß, die dann die Erscheinung der Verkörperung vollführen kann. Sylvia ist fast erschöpft, schloß er, sie muß möglichst geschont werden. Sie lächelte bei seinen Worten wie ein freiwilliges Opfer. Fraenkel hatte das Klavier geöffnet. Seine Finger streiften die gelbgewordenen Tasten. Ueber meine angespannten Nerven schien ein Schauer von Tönen zu gehen und ließ sie wie Violinsaiten erklingen. Und der Arzt, der am Tische stand, löschte eine Kerze nach der anderen am Kronleuchter. Fraenkel hatte sich wieder neben mich gesetzt. Der Saal war fast dunkel. Durch die schlecht geschlossenen Vorhänge huschte ein schwacher Lichtstrahl herein, berührte das Klavier und hinterließ eine glänzende Spur auf dem Parkett. Die Luft in dem geschlossenen Raum wurde schwül, fast gewitterschwül, von unbekanntem Fluidum erfüllt, und die Ahnung des Uebermenschlichen be-

Digitized by Google

mächtigte sich nach und nach meines Bewußtseins, meines Willens, beherrschte die Vernunft und verursachte mir jenen physischen Schauder, den nervöse Kinder im Dunkeln fühlen. Ich wollte aufschreien, mich erheben, fliehen, aber ich schwieg und rührte mich nicht. In der Mitte des Zimmers, 10 Schritt von uns, saß Frl. Sylvia. Ihr Kleid war dunkel wie die Nacht. Wir konnten nur ihr blasses Gesicht und die blassen Narzissen unterscheiden, wir fühlten sie von einem unmerklichen Zittern ergriffen, das sich bis zum Schüttelfrost steigerte. Claymore beschwor den Geist, sich zu offenbaren: „O, meine Schwester, sagte er, du von der Körperlichkeit losgelöste Schwester, nimm für einen Augenblick wieder deine irdische Gestalt an. Vom Glauben wachgerufen, von der Liebe herbeigesehnt, komm, Elisabeth, zu dem, der dich liebt.“

Ein leiser, kalter Hauch, der nicht der Wind von draußen war, nicht der Luftzug, der durch die Fugen der Türen hereinkam, ein unerklärlicher Hauch ließ unser Haar sich sträuben. Das Medium wurde von einer Art Krampf befallen, und Fraenkel seufzte: „Das Klavier . . . die Sonate von Mozart.“

„Sie kommt,“ sagte Claymore und streckte die Hand nach dem Medium aus, das bewegungslos, wie vom Starrkrampf befallen, dasaß. (Ich erzähle aufrichtig, was ich gesehen habe oder zu sehen glaubte.) Etwas Langes, Weißes, geisterhaft Dünnes formte sich zu einer Frauengestalt. Es dauerte nur einen Augenblick, ich war zurückgewichen, aber Fraenkel stürzte vor: „Elisabeth, du rufst mich. Gib mir deine Hand, ich folge dir.“ Er breitete die Arme aus, stieß gegen das Klavier, und das Geräusch seines Falles weckte mich. Ich kam wieder zum Bewußtsein. Der Schatten der Toten war von einem Lichtstrahl aufgesogen worden. Ich eilte zu den Kerzen und zündete sie an. Claymore verließ das ohnmächtig gewordene Mädchen und half mir, Fraenkel aufrichten, der nicht mehr atmete. Ich rief um Hilfe. Der Wirt, die Dienstboten kamen herbei, brachten Essig und Riechsalz, alles vergebens! Fraenkel war tot, seine offenen Augen hatten einen eigenen Ausdruck übermenschlichen Glückes. „Sein Herz war nicht taktfest,“ sagte Claymore, „er ist wie seine Elisabeth gestorben. Bedauern Sie ihn?“ Ich gab zu, daß er nicht mehr zu beklagen wäre. Er war vor Freude gestorben, und das ist ein herrlicher und seltener Tod. Nichtsdestoweniger verursachte dieses Abenteuer dem schottischen Arzt und mir große Unannehmlichkeiten. „So war es,“ sagte Cormières, „die Geschichte ist wahrheitsgetreu, wenn auch nicht wahrscheinlich.“

„Und danach sind Sie nicht Spiritist geworden?“ fragte die jüngste der anwesenden Frauen, im weißen Kleid, die sich am meisten auf das „Gruseln“ gefreut hatte und darum die gläubigste und befriedigtste von allen war. „Mein gnädige Frau, ich war durch Sache, die Liebfrauenmilch und die Schönheit Sylvias zu erregt, um dem Zeugnis meiner Sinne eine wirkliche Bedeutung zuzuschreiben. Claymore war ein großer Magnetiseur, er hat uns vielleicht suggeriert, die Mozartsonate zu hören und den Schatten von Elisabeth Fraenkel zu sehen. Aber das ist wieder eine Hypothese. Ich erzähle ja nur und will nichts erklären, nichts beweisen.“

Eine lange Stille folgte. Die Frösche quakten in der Ferne. Der Mond, der jetzt höher stand, schnitt ein spöttisches Gesicht. Das Wasser klatschte ans Ufer.

„Ihre Geschichte ist mir auf die Nerven gegangen, Cormières,“ sagte die Hausfrau und hüllte sich in ihren flockigen Schal, „ich werde heute nacht von Gespenstern träumen. Sprechen wir von etwas anderem, meine Herren.“

Und sie sprachen von etwas anderem.

Neue Bücher.

Kraus und Nestroy.*) Das österreichische Gemüt schäumt beängstigend, wenn es Heimatlaute hört. In Berlin kompromittiert der Dialekt: in Wien schwillt die Seele (als ob es sich um das permanente Fest eines Volkstrachtenvereins handelt). Und man stand vor einer Nestroyfeier.

Ein Protest aus einer europäischen Gegend schien nötig. Es ist gut, daß Karl Kraus den nachsichtslosen Ernst seiner Persönlichkeit an diese Aufgabe gesetzt hat: sein unbestechliches Reinlichkeitsgefühl, das von jeder Verschminktheit in Flammen gesetzt wird. Und je fruchtbarer seine geistige Aktivität an Nestroy wurde, um so programmatischer erschien Nestroys Existenz, um so ergiebiger sein Werk: bis durch die nebelhaften Flächen seines Körpers ein Geist von anderer Bedeutung durchschimmerte, der Geist des Schriftstellers, der leidenschaftlich sich in ihm erlebte. Die Form des Nestroyschen Daseins füllt sich mit einer Geistigkeit, die den historischen Typus zersprengt. Um die Gestalt eines ironisch sich distanzierenden Künstlers brandet die Begeisterung eines Publikums, dessen flache Bildungsprätension sich eben in der lärmvoll eingeleiteten Gründung einer Gesellschaft für positivistische Philosophie monumentalisiert hat.

Vor dieser Bedeutsamkeit des Nestroy-Porträts Karl Kraus' verblaßt der Wert historischer Richtigkeit. Es ist in einer ganz anderen Ebene wichtig, festzustellen, daß Nestroy ein Theaterschriftsteller war, der aus jeder Situation ihre ergiebigste Bühnenwirkung destilliert: ohne hinzublicken, welches Parteiprogramm er verulkt. Diese unbedenkliche Theaterfröhlichkeit wird Kraus zur überschwebenden Ironie,

*) Karl Kraus: Nestroy und die Nachwelt. Wien,

als sei der Ulk das zweite und die Tendenz eines freien Menschen zu allseitiger Verspottung das erste. Und die Belege, die er bringt, wirken in ihrem präzis formulierten Witz wirklich als Aeußerungen kulturkritischer Leidenschaft wenn man den gleichen Typus Nestroy voraussetzt wie Karl Kraus. Weltanschaulich gefordert, sagt der isolierte Satz nichts: die Ordnung, in der er steht, die Schicht in der er wurzelt, ist alles. Meinungen verblüffen nur den Bürger, revolutionär ist allein die Methode (ein Satz übrigens, der noch jeden rebellischen Bürger aufgebracht hat). Vor dieser Instanz wachsen Selbstverständlichkeiten zu kosmischen Ironien und glänzend kontrastierte Witze schrumpfen zu Banalitäten zusammen.

Das sind nicht Einwände gegen Nestroy. Der Anspruch eines verzerrenden Weltgeistes verschmälert seine heiteren Sachen nicht. Er wächst in dem Bewußtsein seiner prachtvollen Begabung: in seiner glücklichen, nie reflexiv gehemmten Lebendigkeit, in seiner waghalsigen, unvergleichlichen Szenenführung, in seinem eminenten Sinn für dramatisch-wirksame Situationen. Die feineren künstlerischen Ansprüche genieren ihn nicht: sie sind dem Riesenraum seiner Bühne überhaupt unproportional. Er chargiert unbedenklich, seine Typen sind immer jene, die dem Theaterbesucher mit drei Sätzen plastisch dastehen, für die es sozusagen ein konventionelles Leitmotiv gibt. Aber immer bleibt ein souveräner Beherrscher der Szene übrig: ein in Tätigkeit glühender Schöpfer von Bühnenvorgängen, der seinen satirischen Absichten die dankbarste Menschenschicht entgegenhält und dem keine untheatralische Reflexion das Gesicht von der Bühne wegwendet.

Aber es ist leicht, Nestroy objektiver gegenüber zu stehen als Karl Kraus. Er hat für den Ernst einer Lebensarbeit zu kämpfen. Er spricht zu einem Publikum, dem er einbläuen muß, daß Witz und kulturerfüllte Leidenschaft sich nicht ausschließen. „Wir werden seiner Botschaft den Glauben nicht versagen, weil sie ein Couplet war." Das bestimmt den Stil dieses Essays: diese explodierenden, ruhelos sich steigernden Sätze, in denen sich hier mühselig, im schweren Ringen um den Ausdruck die Gedanken hervordrängen, dort mit unerhörter Bildlichkeit leicht sich emporschwingen. Man wird diesen Essay nicht ohne innere Teilnahme lesen: wenn er auch nicht die erregende Schwungkraft, die leidenschaftliche Beredsamkeit seiner Heine-Polemik hat, mit deren Inhalt ich nirgends, auf keiner Seite einverstanden bin, aber deren Form und Denkstil mir die Bewunderung zäh abgerungen hat: als Beispiel einer Prosa, die alles Stoffliche in sich ausgeglüht hat, bis zur letzten, unwahrscheinlichsten Durchsichtigkeit.

Rudolf Kurtz.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN's
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 Pf
H. BAHLSEN's KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 30 — Berlin, den 27. Juli 1912. — 41. Jahrgang Band 82.

Heeresersatz und Landbevölkerung.

Von

R. Richardi (Elbing).

Der Mannschaftsbestand unseres stehenden Heeres erhöht sich mehr oder weniger in jedem Jahre. Bald sind es technische Erfindungen, bald wieder Rüstungen des Gegners, die zu dieser Maßnahme zwingen, stets ist aber für eine solche Vermehrung des Mannschaftsbestandes auch eine Vergrößerung des unteren Ausbildungspersonals, des Unteroffizierkorps, erforderlich.

Wenn es nun auch bei der heutigen Einwohnerzahl Preußens ein leichtes ist, die Mannschaftsstärke unseres Heeres jederzeit erheblich zu erhöhen, so sind wir bezüglich der Vermehrung eines brauchbaren Unteroffizierpersonals bei den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen so ziemlich am Ende unserer Leistungsfähigkeit angelangt.

Aus allen Unteroffizieren, die wir in dem aktiven Heere gebrauchen, werden nämlich mit den Jahren kriegsdienstunfähige Leute, die einen begründeten Anspruch auf Versorgung in irgendeiner ihren Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechenden Lebensstellung an den Staat haben. Diesen Ansprüchen aber zu genügen, ist heute schon der Staat nur noch in ungenügender Weise in der Lage, heute schon müssen die altgedienten Unteroffiziere, nachdem sie in irgendeinem Zivilberufe eine Ausbildung genossen haben, zu ihrem Truppenteile zurückkehren, um dort noch jahrelang auf eine Einberufung zu warten, und das wird mit jedem Jahre schlimmer. Mit diesem langen Warten auf die Einberufung ist den alten Unteroffizieren wenig gedient, sie werden immer älter und gelangen demgemäß auch immer später im satz, aber auch für die Heeresverwaltung sind dies keine glücklichen Zustände, denn diese nun versorgungsberechtigten Unteroffizeire haben für den Militärdienst nicht mehr das erforderliche Interesse und werden mit der Zeit oft eine drückende Last für den Kompagniechef.

Im eigentlichen Sinne ist ja auch der Unteroffizier unseres stehenden Heeres kein Berufssoldat, wie z. B. der Offizier. Für ihn ist diese Stellung niemals eine Lebensstellung, sondern nur ein Uebergangsstadium, ein Mittel zum Zweck, um auf diesem Wege sicher in eine festbesoldete und pensionsberechtigte Staatsstellung zu kommen. Hört nun diese Möglichkeit, wenigstens in absehbarer Zeit, auf, so hört natürlich auch das Interesse des Unteroffieziers, weiter im Heere zu dienen, auf, und damit ist dann die Grenze der Leistungsfähigkeit zur Beschaffung eines brauchbaren Unteroffizierkorps überschritten. Auf diesen Standpunkt gelangen wir aber, wenn wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine weitere Vermehrung des Unteroffizierkorps vornehmen müssen.

Unwillkürlich kommt uns hierbei die Frage, wer kapituliert heute überhaupt noch als Unteroffizier, und welche Bevölkerungsklassen kommen hierfür in Betracht?

Zunächst fallen hierfür die gebildeten Klassen, vom „Einjährigen“ aufwärts, fort. Ebenso die besitzenden Klassen, sofern der einzelne nur annähernd so viel Vermögen besitzt, um sich in seinem Berufe bald selbständig machen zu können. Dann alle Handwerker und Arbeiter, die in ihrem Zivilberuf gute Verdienstchancen haben.

Nach Abzug aller dieser bleibt von der Stadtbevölkerung nur noch sehr wenig übrig, so daß die Hauptmasse des Unteroffiziers-

Digitized by Google

bevölkerung ergänzt werden muß. Tatsächlich ist dies auch sehr wohl möglich. Die Schulbildung reicht hier selten bis zum „Einjährigen", die zweiten und später nachgeborenen Söhne kleinerer Besitzer haben selten ein solches Vermögen, daß sie sich damit im Grundbesitze selbständig machen können, und unter der Arbeiterbevölkerung gibt es oft genug intelligente Leute, die in den Regiments- und anderen Schulen sehr bald ihre Schulkenntnisse so erweitern könnten, daß sie den Anforderungen genügen würden, die man an einen Unteroffizier zum mindesten stellen muß.

Einer hauptsächlichen Ergänzung des Unteroffizierkorps aus der Landbevölkerung stehen aber zurzeit schwere wirtschaftliche Bedenken entgegen.

Wir müssen uns nämlich vergegenwärtigen, daß der aus der Landbevölkerung hervorgegangene Unteroffizier dieser Bevölkerungsklasse heutzutage für immer verloren ist, und daß es gerade die für die so notwendigen Neusiedelungen besten und geeignetesten Elemente sind, die der Landwirtschaft dadurch abgewendet werden, denn der erstgeborene Sohn des Bauern bleibt in der Regel auf der väterlichen Scholle, und die Leute aus der Arbeiterbevölkerung, die so wenig geistige Regsamkeit zeigen, daß sie sich als Soldat nicht die geringen Kenntnisse aneignen können, um Unteroffizier zu werden, bleiben zumeist auch ihr Leben lang in abhängigen Stellungen als Gutsarbeiter oder Instmann und eignen sich in der Regel sehr wenig zu selbständigen Ansiedlern.

Schon durch die stetig wachsende Abwanderung der ländlichen Bevölkerung in die Industriezentren und Bergbaugegenden wird die Landbevölkerung dezimiert, wenn ihr nun noch in stetig wachsender Zahl, es würde sich um etwa 20—30 000 Personen handeln, die intelligentesten Elemente entzogen werden, so bedeutet das eine Schädigung, die nicht so leicht wieder gut gemacht werden kann. Zwei schwere Hemnisse, an die bisher wohl wenig gedacht ist, stehen also der weiteren steten Heeresvermehrung entgegen, erstens die Schwierigkeit, den erforderlichen Unteroffizieren später eine ausreichende Existenzmöglichkeit zu bieten, und zweitens, die schwere Schädigung der Landwirtschaft durch Entziehung der allein geeigneten Elemente für die absolut notwendige Kolonisation und Kleinbesiedelung behufs Ergänzung und Kräftigung unseres Bauernstandes.

Im Laufe der letzten drei bis vier Jahrzehnte haben sich viele Lebens- und Existenzbedingungen völlig geändert. Während früher infolge der mangelhaften Besoldung die Unter- und Subalternbeamtenstellen nur notdürftig besetzt werden konnten, ist jetzt infolge der auskömmlichen Gehalts- und Pensionsverhältnisse eine übergroße Zahl von Beamtenanwärtern vorhanden; während früher durch die wenig intensiv betriebene Landwirtschaft die Existenzbedingungen auf dem Lande schwierig und ein Zuzug der Landbevölkerung in die Städte zur Hebung von Handel und Industrie erwünscht war, liegt jetzt ein Ueberfluß an Arbeitskräften in den Städten und ein Mangel derselben auf dem Lande vor. Diesen völlig veränderten Verhältnissen muß daher die Militärverwaltung bzw. der Staat Rechnung tragen und demgemäß mit dem System brechen, die besseren Bestandteile der Landbevölkerung dadurch ihrem Berufe abzuwenden, daß er ihnen Berechtigungsscheine zur Versorgung im Zivilstaatsdienste gewährt, und so eine ungesunde Anhäufung von Beamtenanwärtern herbeiführt. Er muß vielmehr darauf Bedacht nehmen, diese große Zahl von Beamtenanwärtern dadurch zu vermindern, daß er die altgedienten Unteroffiziere, die der Landbevölkerung entnommen sind, dieser durch Ansiedlung wieder zuführt und sich dadurch zugleich einen neuen Stamm an strenge Pflichterfüllung und geregelte Arbeit gewöhnter Besitzer, Bauern und Kätner schafft.

Die Forderungen, die die Militärverwaltung an die körperliche Leistungsfähigkeit eines Unteroffiziers im Frontdienste stellen muß, lassen eine volle Militärdienstfähigkeit über 12 Jahre hinaus nur in Ausnahmefällen zu, ein Lebensberuf kann daher die Unteroffizierkarriere niemals sein. Andererseits würde sich wohl schwerlich jemand dazu hergeben, für die kärgliche Unteroffiziersbesoldung seine besten Lebenskräfte hinzugeben, um schließlich nach

Digitized by Google

zirka 12 Jahren als teilweise verbrauchter, mehr oder weniger invalider Mensch mittel- und arbeitslos auf der Straße zu stehen. Aus diesem Grunde sah sich denn der Staat gezwungen, sogenannte Zivilversorgungsscheine einzuführen, die er den Unteroffizieren nach 12jähriger Dienstzeit oder bei früherer Invalidität übergab und durch die der Inhaber berechtigt war, eine vorzugsweise Anstellung im Staatsdienste zu beanspruchen.

Die mit jedem Jahre wachsende Heeresmacht bedingte ein immer größer werdendes Unteroffizierkorps und dadurch auch eine immer größer werdende Menge von Anwärtern für Staatsdienststellen. Mit dieser stetig wachsenden Zahl von Anwärtern konnte aber die Beschaffung von neuen Staatsstellungen nicht gleichen Schritt halten, und so kam es schließlich dahin, daß diese Anwärter nicht gleich angestellt werden konnten, sondern oft jahrelang auf ihre Einberufung warten mußten. Waren diese Leute bis dahin noch notdürftig militärdienstfähig, so konnten sie in dieser Zeit wenigstens bei ihrem Truppenteil verbleiben, wenn sie aber invalide und militärdienstunfähig waren, dann hatten sie nichts weiter wie ihre geringe Invalidenpension und mußten mit ihrer Familie oft direkt Not leiden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, bewilligte schließlich die Militärverwaltung jedem ausscheidenden Unteroffizier nach zwölfjähriger Dienstzeit eine Beihilfe von 1000 M. Der Andrang der Militäranwärter zu den Beamtenstellen muß aber mit der fortschreitenden Vermehrung des Heeres mit jedem Jahre größer werden, und bald wird daher auch dieses Mittel nicht mehr ausreichen. Der Staat wird eben gezwungen sein, neben den bisherigen neue Existenzmöglichkeiten für seine altgedienten Unteroffiziere zu schaffen. Aber überall, wo man hinblickt, ist der Kampf um die wirtschaftliche Existenz ein so intensiver, daß nur dem eine Möglichkeit zum Fortkommen gegeben ist, der in seinem Berufe solche fachliche Gewandtheit und Kenntnisse entwickelt, die allein durch jahrelange Tätigkeit in dem betreffenden Erwerbszweige gewonnen werden können; gerade dies fehlt aber dem Militäranwärter, der zwölf Jahre seiner besten Lebenszeit allein dem militärischen Drill unterstanden hat.

Wie dargetan, rekrutiert sich nun der größte Teil der Unteroffiziere aus der Landbevölkerung. Als Landbewohner bringen diese Leute bei ihrem Eintritt in das Heer naturgemäß eine von Jugend auf erworbene genaue Kenntnis der Landwirtschaft, insbesondere im Kleinbetrieb, mit. Diesen Umstand könnte demnach der Staat benutzen, um ihnen bei ihrem späteren Ausscheiden eine neue Existenzmöglichkeit zu verschaffen, und zwar in der Weise, daß er diesen Leuten statt eines Zivilversorgungsscheins die Anwartschaft auf Uebertragung eines selbständigen Grundbesitzes in der Form eines den persönlichen Fähigkeiten und Verhältnissen entsprechenden Rentengutes gibt.

Zunächst frägt es sich wohl, ob der Staat überhaupt in der Lage ist, jährlich eine genügende Zahl von Rentengütern zur Besiedelung bereitzustellen. Dies dürfte wohl für die nächsten Jahrzehnte ohne weiteres bejaht werden können. Die große Zahl von Domänen in allen preußischen Provinzen, ferner die Ansiedelungsgüter in den Ostmarkprovinzen geben hierfür ausreichende Möglichkeiten und können im Bedarfsfalle durch Neuankäufe jederzeit vermehrt werden; dabei ist es wohl selbstverständlich, daß namentlich in der ersten Zeit derartige Ansiedelungen nicht verstreut, sondern in zusammenhängenden Kolonien im Gebiete einer größeren Staatsliegenschaft erfolgen, damit von deren Hauptsitze aus den jungen Ansiedlern der erforderliche wirtschaftliche Rückhalt gewährt werden kann. Von dieser Seite würden sich daher schwerlich unüberwindliche Schwierigkeiten dem Plan entgegenstellen, ebensowenig aber auch durch die Persönlichkeit der einzelnen Anwärter Das Hauptfordernis, eine gewisse Kenntnis oder zum mindesten ein genügendes Verständnis für die Bewirtschaftung ländlicher Kleingrundstücke bringen diese Anwärter schon mit zum Militär. Wird ihnen nun in gewissen Zeitperioden Gelegenheit gegeben, durch Beurlaubungen — solange sie ohne Charge sind, als Erntearbeiter,

Digitized by Google

später als Vorarbeiter oder Leutevoigt, diese in der Jugend erworbenen Kenntnisse praktisch wieder aufzufrischen und zu erweitern, tritt dazu in den späteren Militärjahren ein regelmäßiger Besuch landwirtschaftlicher Fortbildungsschulen, so besitzt ein solcher Mann zweifellos die erforderlichen Kenntnisse, um nach Beendigung seiner Militärzeit ein Rentengut selbständig bewirtschaften zu können.

Man kann im Durchschnitt damit rechnen, daß im Jahr zirka 20 - 25 000 Unteroffiziere den Anspruch auf weitere Versorgung erwerben, mit jeder Heeresvermehrung erhöht sich dann diese Zahl, und wenn nun davon auch nur etwa die Hälfte als Anwärter für die Landbesiedelung in Frage kommen dürfte, so würde das immerhin eine so stattliche Menge von Ansiedlern von erprobter Tüchtigkeit abgeben, daß dieser Zuwachs an bodenständiger ländlicher Bevölkerung in jeder Beziehung für den Staat von großem Vorteile sein müßte. Dies fällt so recht erst in das Auge, wenn man dagegen die Erfolge der Tätigkeit der Ansiedlungskommission in den Ostmarken betrachtet, die z. B. in den ersten 20 Jahren ungeachtet der großen Mittel, die sie dafür aufgewendet hat, nur 12 415 Familien ansiedeln konnte und dabei noch in der Mehrzahl auf Rückwanderer aus Rußland zurückgreifen mußte, die kaum deutsch konnten, in ihren Sitten verloddert und zumeist dem Trunke ergeben waren.

Der andauernde Rückgang des kleinbäuerlichen Besitzstandes und die Schwierigkeit, die übergroße Zahl der altgedienten Unteroffiziere zu versorgen, stehen, wie wir gesehen haben, in einem ursächlichen Zusammenhange und können daher auch nur gehoben werden, wenn man hierzu Mittel anwendet, die diesen Zusammenhang berücksichtigen und beiden Teilen in gleicher Weise Nutzen bringen. Das wird aber wohl nur in der vorgeschlagenen Weise möglich sein. Hoffen wir, daß dies bald geschieht, damit wir auch künftighin jeder an uns herantretenden Forderung, unser Heer zu stärken, genügen können.

Das Wesen des Monismus.

Von

Walter Stroem.

> Ein jedes Problem durchläuft bis zu seiner Anerkennung drei Stufen: in der ersten erscheint es lächerlich, in der zweiten wird es bekämpft und in der dritten gilt es als selbstverständlich.
> Schopenhauer.

Der Monismus als Problem einer neuen Weltanschauung und Religion steht heute im Zeichen des Kampfes, er ringt um Daseinsberechtigung und Allgemeingültigkeit. Er droht der Totengräber unserer heiligen Staatskirche zu werden, rüttelt mit eherner Faust an den Grundpfeilern der dualistischen Religion und hat daher die Wut aller ihrer wissenschaftlichen und theologischen Anhänger entfacht. Es ist ein Streit um die heiligsten Güter der Menschheit, der unsere Tage durchtobt und, immer weitere Kreise ziehend, sowohl unsere geistige Kultur als auch die Gesellschaftsordnung im Innersten zu erschüttern beginnt. Aus unbedeutenden wissenschaftlichen Streitfragen ist im Laufe der letzten Jahrzehnte eine gewaltige Bewegung des Massengeistes emporgewachsen, eine Bewegung von einer solch elementaren Schwungkraft und Begeisterung, daß dadurch die Besorgnis der Kirche um ihre Machtstellung nur allzu verständlich wird. Das Wort „Monismus" ist zum Schibboleth und seine Lehre zu einem zersetzenden Ferments geworden, das alle denkenden Menschen in zwei scharf getrennte feindliche Lager spaltet, besonders jetzt, seitdem der „Monistenbund" mit seinen Ideen immer weiter durch die Lande zieht. Selbst bis in die sonst so friedlichen Meere des kirchlichen Liberalismus verliert sich der Wellenschlag der Zeit und beginnt auch dort seine nagende Wirkung. Wir erinnern nur an den evangelisch-sozialen Kongreß, auf dem Professor Harnack in so bezeichnender Weise gegen den Monismus zu Felde zog, ihn ein „Schlagwort", einen „Pappenstiel" nannte und ihn mit dem schönen Beiworte „töricht" schmückte. Die Orthodoxie in Religion und Wissenschaft hat schon lange alle Kraft zusammengerafft, um sich dieses gefährlichsten

Digitized by Google

Gegners, der ihr höchstes Idol, den persönlichen Gott außerhalb der Welt, in Trümmer schlagen will, zu erwehren: Ein Akt größter Besorgnis ist die Gründung des „Keplerbundes", der vor einigen Jahren von Gegnern Häckels ins Leben gerufen wurde. Und ähnlich sind die Motive, die Prof. Dennert von Stadt zu Stadt treiben, um hier vor treuen Gläubigen, vor allem Pfarrern und Krankenschwestern, in gehobenem Pathos und herablassendem Lächeln den „Monismus in seinen Grundideen" zu widerlegen, bezeichnenderweise „ohne Diskussion"; und in Zeitungsfederkriegen erweist sich dieser Gelehrte von einer Zähigkeit und Verstocktheit, die ja bekanntlich immer im umgekehrten Verhältnis zum Wahrheitsgehalt der vorgetragenen Ansicht zu stehen pflegt.

So sehen wir, wie sich eine immer tiefere Kluft zwischen beiden Lagern befestigt, und es wird nötig sein, wenn wir diesen Kampf und seine Kulturbedeutung richtig verstehen wollen, uns das Wesen dieses zersetzenden Elementes, des Monismus, einmal näher anzusehen. Wir werden dann bald bemerken, daß diese Lehre komplizierter ist als man gemeinhin annimmt und im Innern durchaus jener Einheit und Einheitlichkeit der Auffassung entbehrt, die sie durch ihren Namen anzudeuten bestrebt ist. Denn was führt nicht alles diesen Namen! „Jetzt stützt sich dieser Monismus darauf, daß es nur eine Art der Weltgesetzlichkeit, nämlich bloßen Mechanismus, gäbe, jetzt darauf, daß Kraft und Stoff oder Materie und Geist oder Dasein und Bewußtsein oder Gott und Natur oder Organisches und Unorganisches oder Naturwissenschaft und Naturphilosophie Eins seien, jetzt endlich darauf, daß die Vielheit der Körperatome aus dem einheitlichen Aether hervorgegangen oder der Mensch ein Entwicklungsprodukt der Natur sei. Und alle diese verschiedenen Behauptungen, die sich zum Teil auf ganz entgegengesetzte Daseinssphären beziehen und miteinander unvereinbar sind, werden lediglich durch das eine Wort „Monismus" zusammengehalten, das hier somit die verschiedenartigsten Bedeutungen hat und zu allen

philosophischer Bildung, die im übrigen für den Dualismus keine Vorliebe haben, über diese Art von Monismus die Achseln zucken und scharfe Zungen an die Stelle jener altehrwürdigen Bezeichnung lieber den Ausdruck „Konfusionismus" setzen möchten. Da begreift man, wenn die Gründung eines „Monistenbundes" selbst bei denjenigen auf Widerstand stößt und zwiespältige Gefühle hervorruft, die einer monistischen Auffassungsweise in wissenschaftlicher wie in religiöser Hinsicht gleich zugetan sind."

Der dies geschrieben, Arthur Drews, ist doch sicherlich einer der überzeugtesten Monisten. Seine Worte sind daher sehr bedeutungsvoll und beweisen, daß der Monismus also keineswegs eine so einfache und eindeutige Sache ist, wie er dem Begriff nach eigentlich sein sollte. Denn von einer Lehre, die da behauptet, die All-Einheit des Kosmos erweisen zu können, wird man doch billigerweise verlangen dürfen, daß sie zunächst im Kreise ihrer gelehrten Vertreter die Einheitlichkeit der Auffassung zu Wege brächte, anstatt sich, wie augenblicklich, im eigenen Lande immer mehr zu zerspalten und zu befehden. Eine Idee, die sich verwirklichen will, muß vor allem in sich geschlossen und gefestigt sein. Und gerade von diesem Gesichtspunkte aus ist der heutige Monismus als Alleinheitslehre in Wirklichkeit noch längst keine Tatsache, sondern nur ein Problem, ein Programm, das Ziel und Richtung unseres Strebens bezeichnet. Diese Erkenntnis möge uns vor dem Irrtum bewahren, die Aufstellung des Programmes mit einer der vielen schon vorhandenen Ausführungen desselben zu verwechseln. Denn weil erst der Monismus zukunftschaffende Bedeutung erhält, der imstande ist, das All-Eine einwandsfrei aus der Vielheit der Erscheinungen abzuleiten, und es logischerweise nur einen solchen richtigen Monismus geben kann, so wird es notwendig sein, alle vorgeblich korrekten Ausführungen genau miteinander zu vergleichen, ehe man sich einer von ihnen ohne eigene Ueberzeugung in die Arme wirft. Wir werden bei näherer Betrachtung sehen, wie manche sog. „monistischen"

Digitized by Google

sich als verkappten Dualismus erklären lassen und andere zu einseitigen und ungeheuerlichen Resultaten gelangen, weil sie in ihren Konsequenzen nicht zu Ende gedacht worden sind und so dem einfachen, gesunden Menschenverstande eine gar zu große Selbstverleugnung zumuten. Und wenn man nun bedenkt, daß heute schon über zwölf verschiedene Richtungen behaupten, den richtigen Monismus zu besitzen und ihre Lehre in apodiktischer Langatmigkeit entwickeln und verteidigen, so ist es immerhin schon eine ganz gute Leistung, sich durch diesen „Konfusionismus" zur wirklichen Einheit durchzuringen. Wir wollen dies im folgenden versuchen und dabei von dem Gemeinsamen ausgehen, das sich durch alle einzelnen Arten hindurchzieht, nämlich von dem innersten Wesen jeglichen Monismus an sich. Dann werden wir uns durch Aufstellung der wichtigsten Gegensätze, die das Dasein zerschneiden, die Entwicklung der einzelnen Arten von Monismus verständlich zu machen suchen, sie selbst in ihren Grundzügen darbieten, eine davon, die der gesuchten Lösung ziemlich nahezukommen scheint, besonders hervorheben, um dann an ihr das Verhältnis des Monismus zu Philosophie, Ethik und vor allem Religion zu beleuchten. Wir werden unsere eigenen Spekulationen so weit wie möglich hintenanstellen und legen unseren Ausführungen die beiden Bände „Der Monismus", herausgegeben von Arthur Drews, Jena 1908, zugrunde, da hier die Vertreter der verschiedenen Richtungen in einzelnen Beiträgen selbst zu Worte kommen und so einen guten Einblick in den leider noch arg unmonistischen Monismus unserer Tage gewähren.

Zunächst also eine allgemeine Darlegung des Wesens dieser Lehre.

Und da ist der Monismus im engeren Sinne, als momentane Kulturbewegung, wie alles Reale nur zu verstehen aus dem Satze des Widerspruches, aus dem weltenbauenden Prinzip des Gegensatzes, nämlich als Oppositionsfaktor gegen den Dualismus in Kirche und Wissenschaft. Durch die ungeahnte Entwicklung der Naturwissenschaft im vergangenen Jahrhundert, besonders seitdem der Entwicklungsgedanke der Darwinischen Lehre immer mehr zur Anerkennung gelangt war, und durch die zersetzenden Resultate der kritischen Bibelbetrachtung entwuchs die denkende Menschheit den alten Dogmen der christlichen Religion immer mehr. Die Folge war zunächst Gleichgültigkeit gegen die innersten Fragen der Menschenbrust, die immer weitere Kreise um sich zog. Jetzt endlich, nach Zeiten der Indifferenz und Selbstbesinnung, beginnt sich das religiöse Empfinden der Menschheit von neuem zu beleben, überall offenbart sich ein eifriges Interesse an der Lösung der vielen Rätsel, die sich dem schaffenden Geiste, der ins Innere der Natur zu dringen versucht, entgegenstellen. Nur so erklärt sich die Begeisterung, mit der das Massenbewußtsein sich dieser neuen Lehre bemächtigt und mit ihr, in ihr die Lösung von all den Zweifeln, die die Kirche nur noch bestärkt und vermehrt hat, zu finden hofft.

Eine nähere Betrachtung wird uns zeigen, wie weit diese Hoffnung berechtigt und aussichtsreich ist. Monismus im weiteren Sinne läßt sich mit dem deutschen Worte All-Einslehre umschreiben und bedeutet das Bestreben des menschlichen Geistes, die Vielheit der realen Welt in einer Synthese zu einer höheren Einheit zusammenzufassen, in ihr die Gegensätze des Daseins endgültig zu erklären und zu überwinden. Dies Bestreben ist nun nicht nur eine momentane philosophische Zeiterscheinung, sondern das Grundprinzip der menschlichen Vernunft überhaupt. Denn alle denkende Verarbeitung der Wirklichkeit zielt darauf hin, daß wir die verwirrende Mannigfaltigkeit der Dinge und Geschehnisse vereinfachen, indem wir sie aus der Wiederholung und Verbindung möglichst weniger Elemente erklären, daß wir ihre Gegensätze auflösen, indem wir das Widerspruchsvolle auf eine höhere Einheit zurückführen.

Dies hat schon Plato gewußt, wenn er behauptete, daß ein Gegenstand erst dann richtig erkannt sei, wenn man das Eine als seines Wesens Kern erfaßt hätte. Und vor allem Kant hat dann in seiner transzendentalen Analytik grundlegend nachgewiesen, daß alle Anschauungen etwas Gleichförmiges enthalten müssen, da es sonst unmöglich wäre, das einheitliche Bewußtsein meiner selbst zu erklären.

Digitized by Google

Die Tatsache der numerischen Identität meines Ich schließt die synthetische Einheit aller Vielheit der Erscheinungen als Voraussetzung und conditio sine qua non jeglicher Erfahrung in sich. So besagt also das Wort „Monismus" im Grunde nichts anderes als die Selbstverständlichkeit, daß das, was ich denke, denkbar, d. h. auf eine höhere Einheit zurückführbar sein muß; denn nur so und nicht anders ist die denkende Verarbeitung des Daseins im Bewußtsein eines einzelnen Individuums zu verstehen. „Der Monismus ist also der Glaube, die Gewißheit des Denkens an sein Recht, seinen Sinn, seinen Erfolg, ausgedrückt als Dogma über das Wesen der Welt." Und in diesem Sinne ist Monismus „die selbstverständliche methodologische Voraussetzung aller Wissenschaft, der unbewußt leitende Gedanke ihrer Untersuchungen, das Ziel, auf dessen Erreichung alle wissenschaftliche Erkenntnis hinstrebt".

Freilich auch nur das letzte Ziel. Der Weg, der ja immer und überall das Wesentliche ist, dieser Weg ins Innere der Natur führt durch die Wirklichkeit der Welt. Und alle Realität liegt für uns in der Vielheit, im ewigen Spiel der Gegensätze. Die Erkenntnis dieser Tatsache ist notwendig, um das Verhältnis zwischen Vielheit und Einheit richtig zu erfassen. War der Monismus im engeren Sinne nur verständlich als Oppositionsbewegung gegen die dualistischen Kulturfaktoren in Wissenschaft und Religion, so ist dieser vielseitige Dualismus der Welt der Erscheinung als unmittelbar Gegebenes gerade die notwendige Voraussetzung zum Monismus im weitesten Sinne des Wortes. Er rückt, von hier aus betrachtet, aus der feindlichen Stellung heraus und wird zur unvermeidlichen Vorstufe auf dem Wege zur höchsten Einheit. Die Einheit ist nicht denkbar ohne die Vielheit, der sie durch die synthetische Tätigkeit unserer Vernunft entwächst. So gewinnt der Dualismus seine Bedeutung, seine ewige Wahrheit wieder. Und das grundsätzliche Problem des Monismus ist es nun, diesen in der Realität uns gegebenen Dualismus zu prüfen und zu untersuchen, welche Gegensätze wir als tatsächlich gegeben anzuerkennen haben und daher nur mittelbar, aber nicht unmittelbar in der Idee einer höheren Einheit überwinden können. Diese Tätigkeit des Ueberwindens alles dessen, was der Identität widerstrebt, nicht das Resultat der Ueberwindung selbst, das ist der Geist des lebendigen Monismus. Die Einheit ist keine reale Tatsache, sondern eine ideelle Forderung. Denn als Tatsache wäre sie die Aufhebung aller Gegensätze, damit Vernichtung der Wirklichkeit, ein leeres Nichts; aber als Tat des Aufhebens, Ueberwindens und Verneinens der Unterschiede ist sie Realität, Leben im höchsten Sinne. Das ist also das Erlösende des Monismus, daß er das Wort ist, welches unserem Dasein einen neuen, tiefen Sinn gibt, indem es alle Wirklichkeit des Welt- und Menschenwesens in das Wirken hin zur Einheit legt. Das Schaffen, das Sich-Betätigen im Spiele der Gegensätze, das ist das wahre Wesen der Welt und die letzte Einheit, in der alles Dasein lebt und webt. Hier findet also alle Sehnsucht des Menschen nach Friede und Freiheit seine Erfüllung, hier, im Schaffen, erbaut sich der Glückseligkeitstrieb, der Urstrom des religiösen Empfindens, sein Paradies.

So weitet sich der Monismus, zunächst nur durch logische Spekulation gewonnen, allmählich zu einer Weltanschauung oder besser Welt- und Lebens-Auffassung aus, die alle Zweige des menschlichen Geistes: Philosophie, Ethik, Aesthetik und Religion im Zusammenhange mit der Stellung in der Gesellschaftsordnung unter dem Begriff der Tätigkeit als dem innersten einheitlichen Wesen alles Seins zu geschlossener Harmonie des Individualbewußtseins umspannt. (Forts. folgt.)

Der Einzelne, die Menge und die Kunst.

Von

Ph. Stauff.

Kaum dürften sich die heutigen Künstler in ihrer Mehrzahl selbst darüber klar sein, wie der Kunst die demokratischen Neigungen unserer Zeit mitgespielt haben. Einzelne empfinden es dumpf und setzen sich gelegentlich einmal da-

Digitized by Google

gegen zur Wehre. Aber so hilft das nichts; sobald wieder eine künstlerische Arbeit zu leisten ist, die irgendwie der Oeffentlichkeit dienen soll, hat man auch sofort wieder den Ausschuß; der Ausschuß einigt sich nach langem Hin und Her auf eine Grundlage, ohne sonderliche Rücksichtnahme darauf, ob er von vornherein eine freie Idee des besten Künstlers damit unterbindet: er erläßt ein Preisausschreiben, und von den eingehenden Entwürfen werden nicht selten zwei oder mehr ausgewählt, deren Ingredienzien man zusammenpantscht; in der Presse wird hin- und hergezerrt; die Bürgerschaft muß bis zu ihrem kunstunverständigsten Mitgliede Stellung nehmen, und endlich wird der Auftrag erteilt. Das Kunstwerk, das man bekommt, ist in den meisten Fällen totgeboren und macht niemandem Freude, gemahnt niemanden an eine große Wahrheit, weckt in niemandem ein starkes Empfinden. Der Fall ist mit der Enthüllung für alle Welt erledigt, und man schafft einen neuen Ausschuß für ein neues Denkmal oder dergleichen — mehr aus Freude an der Rauferei um das Denkmal, als wegen des auszudrückenden Gedankens . . .

Ist es etwa nicht so? Lassen wir noch Lederers Hamburger Bismarckdenkmal gelten: was haben wir seitdem auf diesem Gebiete erlebt? Man denke an den rheinischen Bismarck als das kennzeichnendste Beispiel! Ist diese Angelegenheit nicht gänzlich verfahren? Allenfalls mag man auch an das künftige neue Opernhaus in Berlin denken. Die Menge, auch eine durch eine Auswahl von Köpfen vertretene Menge, hat keinen Beruf zur Kunstwaltung. Auch wenn sie Gelder für ein Kunstwerk aufbringt. Die Kunst ist die aristokratischste Sache von der Welt. Niemals hat eine Menge eine künstlerische Offenbarung erlebt. Nur dem einzelnen neigen sich die Musen, in stiller Weihestunde, wenn seine Augen weit werden und ihren Schimmer verlieren, und sein ganzes Wesen nach innen steigt. Da holt der einzelne die künstlerische Offenbarung heraus aus dem ewigen Born. Nicht jeder einzelne; denn nicht in jedem rinnt dieser Born. Aber doch in manchem einzelnen. Und wenn er wieder heraufgestiegen ist aus der Versenkung, dann leuchten seine Augen, und sein ganzes Wesen drängt unaufhaltsam ins Gestalten. Aber niemals hat eine Menge eine künstlerische Offenbarung erlebt.

Sie kann auch nicht nacherleben. Was dem Künstler gelingt, ist doch nur sehr selten die wirklich vollkommene Verwirklichung seiner inneren Gesichte. Denn jede Materialisierung fordert vom Geistigen ihren Zoll. Der zweite, der dritte Mensch kann nur die unvollkommene Reflexwirkung des künstlerischen Gesichtes erleben. Und auch das kann er nur, wenn er künstlerisch stark aufnahmefähig ist, wenn sich das Geschaffene belebt in seiner Seele und zu sprechen beginnt. Aber auch dieser Vorgang fordert seinen Zoll, und es muß ein außerordentlich geist-seelisch durchdrungener Mensch sein, der das ganze Kunstwerk zu erleben vermag, ohne Abzug und ohne Zutat von eigenem. Eine Mehrzahl von Menschen bleibt auch dessen unfähig. Nur von einer Ichheit kann etwas Organisches organisch aufgenommen werden nach seinem ganzen Gehalt; nie von einer Vielheit.

Nun hat aber die Vielheit noch gar nicht das Werk vor sich, sondern nur einen Entwurf. Ihre Einbildungskraft wird angespannt; denn es gilt, die Maße des Entwurfes ins Große der Ausführung zu übertragen vor dem inneren Blick, dabei die Linienführung (nicht denkend zu prüfen, sondern) in diesem Ausmaß zu empfinden, in sich das Ganze lebendig zu machen nach einem ganz unzureichenden Anhalt. Kann die Vielheit je diese Arbeit leisten? Es ist einfach undenkbar. Auch wenn es sich um eine Vielheit von lauter selbstberufenen Künstlern handeln würde, wäre es undenkbar. Und wäre jeder einzelne des Ausschusses ein Mann von größter künstlerischer Bedeutung: zwei solche Leute schon drücken sich gegenseitig auf dem Wege der Verständigung mit dem Worte herunter, und ein Dutzend bilden eine Herde, in der keine große einheitliche Empfindung, kein hoher einheitlicher Gedanke mehr wirksam werden kann. Da ist die Region der geistigen Krämerei. Da will man dem Künstler Gedanken bieten, die er von

Digitized by Google

außen nach innen in ein Erlebnis verwandeln soll, was nicht gelingen kann. Und würde es gelingen, so würde dies neue Erlebnis mit dem alten, dem es nicht organisch angehört, in Kriegszustand treten. Hilft alles nichts: man marktet, feilscht, und der am Ende wirklich berufene Künstler mag nicht mehr oder jetzt blutenden Herzens ein totes Kind in die Welt, vor dem er am liebsten seine Halbvaterschaft verleugnen möchte.

Im übrigen hat das Verfahren ja schon von vornherein den Erfolg, daß der ganze Künstler sich als ausgeschlossen ansieht. Nur jene, die das künstlerische Vermögen ihrer Seele mit einem starken werktechnischen Sinne teilen, treten bei den öffentlichen Preisbewerbungen an den Start, während sich andere gar nicht ernst mühen. Gerade diese öffentlichen Dinge aber erregen dann in unserer Zeit, weil in der Presse und in der Unterhaltung allenthalben davon die Rede ist, das besondere Interesse, und die dort siegreichen Künstler finden infolgedessen über Gebühr im Verhältnis zu anderen die allgemeine Aufmerksamkeit.

Die Kunstpflege ist — auch wenn sie materiell durch eine Masse getragen werden muß — im letzten Grunde immer Sache des befähigten Einzelnen. Wo der Ausschuß platzgreift, beginnt die Konvention und endet die künstlerische Offenbarung. Je mehr Leute beteiligt sind, um so niedriger wird das Niveau der Sache. Das möchte ich geradezu als ein mechanisches Gesetz betrachten. Selbst wenn in dem Kreise ein Mann den geistigen Vorrang gewinnt, so muß er den anderen in der Besprechung der Dinge so viel Zugeständnisse machen, daß die nur auf einer untergeordneten Betrachtungsstufe zu einer Einigkeit mit ihm gelangen können. Und weil das alles so ist, darum ist auch die Zweckkunst im allgemeinen eine verfehlte Sache.

Ist es nicht eigentlich eine ganz merkwürdige, kunstfeindliche Gepflogenheit, daß man erklärt: wir wollen jetzt ein Bismarckdenkmal dieser oder jener Art haben? Ehedem hat man selbst einen Grabstein besonders geben, dem Menschen angemessen, von innen heraus. Da hat längst die vorausgefertigte Fabrikware den Markt erobert, und unsere Friedhöfe sind an Kunstwerten sehr viel ärmer geworden dadurch. Aber da handelt es sich, wenn man ein wirklich persönliches Kunstwerk haben will, eben um einen ganz engen Kreis der persönlichen Bekanntschaft. Es kann nicht jeder Bildhauer jedem beliebigen unbekannten Manne einen Grabstein schaffen, der eben in solchem Sinne ein Kunstwerk wäre. Ein anderes ist es, wenn man einen Fürsten, einen überragenden Staatsmann oder Heerführer ehren will. Deren Wesen prägt sich mehr oder weniger in ihrer ganzen Zeit aus; es bilden sich befestigte Charakterauffassungen heraus, und die Geister gewinnen legendenhaft-mythische Züge. Jeder Künstler beschäftigt sich einmal mit den dadurch gegebenen Problemen. Müssen wird das Denkmal *heute* haben? Warum müssen an einem bestimmten Tage Einreichungen erfolgt sein? Warten wir doch ab, bis uns ein Künstler aus sich heraus, aus eigener innerer Veranlassung, einen Entwurf vorlegt, der aus der Tiefe des Schauens und Verstehens geboren ist! Und dann gebe man die Entscheidung, ob der Entwurf ausführbar ist und ob man ihn für die Oeffentlichkeit ausführen soll, in eine Hand oder in ganz wenige Hände. Und man überlege sich, ob man eine Stätte zur Verfügung hat, wo das Kunstwerk zu seiner Wirkung kommen kann. Das ist besser, als all der Kunst-„Feuilletonismus", der sich heute geltend macht, daß man zuerst den Platz bestimmt und dann den Tag der Einweihung (weil das gerade der 50. Gedenktag einer Sache ist, statt des 49. oder 51.), und dann die Art des Kunstwerkes und schließlich den Raum für das Einweihungsfestmahl und die einzuladenden Personen, bevor man eine Ahnung hat, ob überhaupt etwas von Wert zustande kommen wird.

Die Kunst ist niemals besser gefahren als zu Zeiten, da der souveräne Wille von Monarchen und wohlhabenden Aristokraten ihr die naturgemäße Rolle zuweisen konnte. Man denke nur an die Päpste des Mittelalters, an

Digitized by Google

haczy, die französischen Sonnenkönige und andere mehr. Selbstverständlich wäre das derzeit nicht wohl möglich, schon einmal, weil unserer Zeit alle Richtungsklarheit fehlt: die ist erst wieder im Heraufdämmern. Aber eben darum: in Uebergangszeiten, wie wir sie jetzt durchleben, soll man die ganz großen Aufgaben, wenigstens solche, die Jahrhunderte überdauern und von Jahrhunderten als schön empfunden werden müßten, die Jahrhunderten dauernde selige Weisheit lehren sollen und berufen sind, von dem Inhalte eines völkischen Gesamtstrebens Kunde zu geben da sein man wenigstens solche Aufgaben liegen lassen und sich mit Kleinarbeit, mit Zeitarbeit begnügen.

Die Kunst ist nichts Demokratisches, und demokratisch gesinnte Zeiten bringen niemals Höchstes hervor, es sei denn in Anfangsstadien, wenn sich die Demokratie noch aristokratischer Führer bedient und diesen größere Machtvollkommenheit verleiht, als die Aristokratie je in aristokratischen Zeiten genießen kann. Aber solche Zeiten dauern nicht lange, und die Denkmale aus ihnen meist auch nicht, denn der Weltwille läßt nichts bestehen, was auf falschen Prinzipien beruht. Kunst wächst aus der hohen Geistigkeit des seltenen Einzelnen hervor und wird getragen von einer größeren Zahl Geistiger, die aber eine starke Gleichartigkeit der Weltanschauung und eine wesentlich gleiche Tradition besitzen. Man glaube nicht, daß es genüge, aus unserer Zeit und unserem Volkskörper in seiner augenblicklichen Beschaffenheit einfach eine Reihe hochangesehener Männer zusammenzuführen und sie richtunggebend werden zu lassen für irgendein künstlerisches Ziel. Da fehlt alle Gemeinsamkeit und somit auch die Möglichkeit, sich zu einigen auf einen einheitlichen, organischen großen Kunstgedanken, weil in diesen Seelen kein gleichartiges Leitmotiv der Welt- und Lebenserfassung lebt.

Theatrum lyricum.

Von

Julius Bab.

I.

Nun endlich läßt der hundertarmige Dämon Theater unsere Anteilnahme auf ein paar Wochen frei, und der Vermittler des literarischen Treibens in der Gegenwart erhält Raum, sich und seine Leser zu erinnern, daß das Theater bei Gott nicht den Inbegriff dichterischen Lebens in Deutschland ausmacht, und daß seine Würdigung in Zeitungen und Zeitschriften gemeinhin einen Raum verschlingt, der seinen inneren Wert um ein Vielfaches übertrifft. Dabei kann man den populären Instinkt, der dem dramatischen Gedicht ein so viel höheres Interesse schenkt als jedem anderen, nicht einmal jeden ästhetischen Sinn absprechen. Ein vollendetes Drama wäre — das beweist die Entwicklungsgeschichte der Künste — vielleicht wirklich ein durchschlagenderes Dokument reif und stark gewordener Kultur als jedes andere Gedicht: in frei bewegten, sprechenden Menschen Schicksal vor uns aufzubauen; das müßte Zeichen sichersten, souveränsten Weltbesitzes sein. Aber die Würdigung dramatischer Dichtungen vollzieht sich leider fast nie gemäß ihrer Annäherung an dies Ideal; das Theater, der ungeheuer komplizierte, wirtschaftlich breite Vergnügungsapparat wirft (durch das vorgebliche Bündnis mit dem Drama gedeckt) hunderterlei Ware auf den Markt — und jede will geprüft sein —, denn der Alltagsmensch will wissen, wo er sich amüsiert, und der Kulturmensch, wo in diesem Haufen nun das dramatische Fruchtkorn steckt. Und so ergibt sich die ungeheure Anmaßung der dramatischen Literatur in ihrer Inanspruchnahme des Raumes, der literarischer Kritik freisteht. — Darum soll hier einmal die Sommerszeit benutzt werden, um nachdrücklich und im Zusammenhang auf die wesentlichen Erscheinungen der neueren deutschen Lyrik hinzuweisen, die wirklich an Zahl und Bedeutung hinter dem, was auf dramatischem Gebiet geleistet wird, nicht im mindesten zurückstehen. Ist doch die Kultur dichterischer Form heute in keinem Kreise so

Digitized by Google

stark und frei entwickelt wie im Lyrischen, sind doch in der Generation der heute Mannbaren, derer, die heute das literarische Deutschlands repräsentieren, die Talente nirgends so mannigfach und bedeutend, wie innerhalb der Lyrik, in der nach Liliencron, Dehmel und George, Hofmannsthal und Rilke, Mombert und Dauthendey hervortraten. Nach dieser großen Generation schien freilich ein Geschlecht von Epigonen zu kommen. Mehr als ein Jahrzehnt lang waren die neuauftretenden deutschen Lyriker (sofern sie nicht aus noch älterer Konvention kamen) lediglich Nachahmer des Liliencronschen Impressionismus, des Dehmelschen Pathos, der Georgeschen Grandezza, der vergleitenden Hofmannsthalschen Melancholie oder der seligschwachen Welthingegebenheit Rilkes. Aber seit ein paar Jahren scheint sich neues und eigenes Leben emporzuringen. Wenn wir aus der lyrischen Ernte des letzten Jahres nur die irgendwie besonderen Früchte wählen, die Saft für den Genuß der Gegenwart und Samen für künstlerische Zukunft enthalten — so gibt das eine Schale so bunt und voll, wie sie bei gleich strenger Auslese sich aus dem ganzen großen Garten der gleichzeitigen Dramatik kaum füllen ließe.

Unter dem strengsten Gesichtspunkte, den wir für unsere Umschau hier einnehmen wollen, bei diesem Gesichtspunkte, der aus den fünf- bis sechshundert Bänden lyrischer „Dichtung", die der deutsche Buchhandel jährlich auswirft, ein kleines Dutzend lesen will, bei diesem strengsten Maße verdient das sympathische Talent von Anton Wildgans nicht mehr als einen flüchtigen Blick. Der Wiener Poet hat auf seinen Erstling „Herbstfrühling" einen Zyklus neuer Gedichte „Und hättet der Liebe nicht" folgen lassen (beides in Axel Junckers Verlag, Berlin). Und er hat viel Beifall gehabt; aber es ist der Beifall, den immer das sympathische Talent findet, wenn es die harte Eigenart genialer Schöpfer ins Liebenswürdig-Faßliche umbiegt. Wildgans, der bald die klar blickende Energie Liliencrons, bald die tiefsinnige Verlorenheit Rilkes aufgenommen hat, bedeutet bei all seiner ehrlichen Hingabe und seinem echt begeisterten Schwunge doch eigentlich nur den Typus des höchststehenden Dilettanten, der mehr geeignet ist, poetische Werte tief aufzunehmen und weiterzugeben, als selbst welche zu schaffen. Wo seine Vorbilder nicht unmittelbar zu spüren sind, da fällt er meist in die musiklose Prosa des bloßen Seelenberichts. Trotz einzelner schöner Zeilen bedeuten diese Bücher kaum einen wesentlichen Zuwachs an unserem lyrischen Gut. — Nicht sehr viel anders erscheint unter diesem strengsten Gesichtspunkt der kleine Balladenband „Die Gewalten" von F. T. Csokor (gleichfalls bei Axel Juncker). Seine Balladen sind gewissenhaftes, geschmackvolles Kunsthandwerk, kaum mehr. Er hält auf knappe, straffe, phrasenlos gebändigte Form — aber er scheint nicht viel lebendiges Material zu haben, das überhaupt zu bändigen ist, es ist mehr ein Hochstemmen von Pappgewichten. Seine Motive sind nie in tieferem Sinne neu, nie phantastisch erregend, seelisch bedeutsam, sie zeigen kein „Chaos" an. Und wo er (in den letzten düsteren Stücken von den „Gezeichneten") mehr Innerliches bietet, da tritt auch sofort tiefe Abhängigkeit von Rilkes durchsichtiger Balladensymbolik hervor. Immerhin gibt es einige wohlgefeilte und angenehm zu lesende Stücke.

Bedeutsamer als diese beiden, die durch ihr starkes und reinliches Formtalent doch hier erwähnenswert schienen, erscheint mir Franz Werfel, der (wiederum bei Axel Juncker) einen höchst kuriosen Versband herausgegeben hat: „Der Weltfreund". Der ganze Band ist auf eine extreme Naivität gestellt, die auf die gefühlvolle Poesie der Biedermeier und weiter auf den trefflichen Mathias Claudius und seine herzliche Kalendersprache zurückverweist. Es ist eine Kinderhaftigkeit in der unbeholfenen Wortwahl, im übersimplen Satzbau erstrebt, es herrscht eine Gerührtheit in der Betrachtung eigener Kindheit und aller unschuldig einfachen Dinge, die auf die Dauer unerträglich werden würde, wenn nicht immer ein Tröpfchen überlegene Ironie einflösse und den süßen Brei würzte. Auf diese Weise entsteht freilich mehr ein künstliches Spiel als ein Kunstwerk. Aber in der Art und Weise,

Digitized by Google

wie die Folge der Gedichte aus naivem Welterstaunen über bescheidentliche Bitterkeiten und Zweifel zu einer neuen, bewußten, herzhaften Weltfreundschaft führt, zeigt das kindische Spiel doch einen ernsteren Sinn. Und wenn Werfel auch häufig noch im lockeren Stimmungston gereihte Impressionen statt eines einheitlich großen Gesichtes bietet, so ist die Anschauungskraft, die ihn nährt, doch so reich und eindringlich, die Art, in der er seine Stimmungsmotive aus alltäglichsten Dingen holt, so selbständig und energisch, daß man hier vielleicht auf einen Poeten hoffen darf, der, einmal allen Vorbildern entronnen, unserer Lyrik einen neuen Ton schenken wird.

Neue Gedichte.

F. T. Csokor, „Die Gewalten".

Der verlorene Haufen.

Die Sonne glost im Osten auf,
wir pressen fest die Faust am Knauf.
Der Morgenwind streicht unser Haar,
sucht einen, der von Sünden bar
unterm verlornen Haufen.

Kein farbig Fähnlein lockt und weht,
ein Fluch ist unser Schlachtgebet.
Den Männern keine Gnad' getan!
Und ist's ein Weib, kommt jeder dran
unterm verlornen Haufen.

Wir han kein ehrlich Wesen mehr;
sie schau'n uns scheel im ganzen Heer.
Den brachten Weibsleut in die Schand,
der lief mit Mord und der mit Brand
unterm verlornen Haufen.

Wir führ'n auch keinen Pfaffen nit;
wir brauchen keine Gottesbitt!
Es schafft ein starker Degenstoß
am schnellsten von den Sünden los
unterm verlornen Haufen.

Sie lassen uns als erste geh'n;
das Aergste müssen wir besteh'n.
Doch schlägt man uns auch ab wie Vieh, —
ist keiner, der um's Leben schrie
unterm verlornen Haufen.

Franz Werfel, „Der Weltfreund".

Der Weltfreund, hoher Vollendung zuschreitend.

Wie spannt sich heut der ungetrübte Bogen,
Wie stehn den Brüdern fein die Sonntagstrachten!
Zu Flaggenkranz, zu Strandkaffees und Jachten
Fühlt neuerstaunt mein Herz sich hingezogen.

Ich konnte einst gedankenwärts betrogen
Dies Prangen unbeteiligt, kalt betrachten?
Wo nebenher doch Kies und Kleider lachten:
„Wir lieben dich, so sei uns auch gewogen."

Das Ding, das nun vorbeiläuft, wird gestreichelt!
Und weltbeliebt und dankbar so im Schauen,
Ruf ich anbetend: Mädchen, Schiff und Flut!

Geliebtsein hat mich reich emporgeschmeichelt.
Hinschwebend fast im Grünen und im Blauen,
Bin ich in Freude, bin in Rührung gut.

Beide Bände im Verlag Axel Juncker, Charlottenburg-Berlin.

Mitleid.

Von

Max Adler.

Keßler lag angekleidet auf dem Bett in dumpfer Betäubung und schlief. Die Fenster des Zimmers waren geschlossen, und in dem kleinen Raum herrschte eine erstickende Schwüle, gemischt aus schlechter Schlafkammerluft und durchdringendem Fuselduust.

Draußen war indessen der Tag erwacht. Der Himmel, nur ab und zu durchsaust von den flatternden Wolkenschleiern des Morgens, erglänzte in reinstem Blau, und vor den Fenstern, unter den taufeuchten Blättern des großen Kastanienbaumes, zwitscherten die Spatzen. Die grüne Ebene, die sich vor dem einsamen Landhause bis an den Fuß der fernen Wienerwald-Berge hin erstreckte, schien ganz in goldenes Sonnenlicht getaucht.

Es klopfte an der Tür. Keßler fuhr auf, blickte mit schlaftrunkener Miene um sich und stammelte einige abgerissene Laute.

„Keßler, 8 Uhr ist's!" ertönte draußen eine weibliche Stimme. „Fery wartet bereits auf Sie!"

Digitized by Google

„Bist du's, Philippa, mein Täubchen?" lallte er und wankte zur Tür, um zu öffnen.

Draußen stand die siebzehnjährige Tochter der Hauswirtin, in einem weißen Sommerkleide, dessen bauschiges Aermelpaar zwei blumenzierlich geformte Hände umfloß. Ihr lichtbraunes, glänzendes Haar fiel lose über die Schultern herab. Ihr Gesicht war licht und freudig wie das eines musizierenden Engels in Signorellis „Seligen".

„Um Himmels willen, Mensch, wie sehen Sie aus!" rief sie, die Hände zusammenschlagend. „Wo waren Sie schon wieder? Ich habe Sie um drei Uhr nachts das Tor öffnen hören."

„Philippa, zürnen Sie mir nicht! . . . Ich konnte nicht schlafen . . . Ich bin so ruhelos . . . ach, so ruhelos!" . . .

„Ein abscheulicher Mensch sind Sie! Haben Sie mir nicht versprochen, das Trinken aufzugeben und anständig zu leben? Sie haben die Unwahrheit gesprochen. Haben Sie nicht gesagt, daß Sie ein ganz junges, reines Mädchen brauchen, das Ihr Schutzengel sei? Wollte ich Ihnen nicht beistehen? Aber Sie sind ja zu abscheulich!"

Sie wandte sich heftig um und schritt über den Hof in das Vorderhaus.

„Philippa, liebe Philippa!" . . . Aber sie hörte ihn nicht mehr.

Seufzend vervollständigte er seine Toilette, stürzte einen dünnen Teeaufguß hinab, nahm einige Bücher und Hefte vom Tisch und ging in den Garten.

* * *

In der Veranda saß Fery, ein junger, blonder Militärakademiker, der bei ihm Unterricht in der Mathematik nahm. Es war das herkömmliche Mißverhältnis zwischen erzwungenem Berufsernst des Lehrenden auf der einen und ironisch sich fügendem Schülerübermut auf der andern Seite. Der junge Mann, ein entfernter Verwandter der Hauswirtin, fühlte sich in der Rolle des materiell und gesellschaftlich Bevorzugten sichtlich sehr wohl. Für Keßler dagegen bedeutete das Herannahen der Unterrichtszeit immer wieder eine drohende, qualvolle Demütigung. Teilnahmslos wie sonst, machte er sich an seine Aufgabe. Aus dem Vorderhause ertönte die helle Stimme Philippas. Sie sang ein lieblich-schwermütiges Lied, das sie in ihrer toskanischen Heimat von den Bauernmädchen auf dem Felde gehört haben mochte. Wie glücklich sie ist, dachte er. Vorübergehen einen Brief an sie abzugeben. Sie las folgendes: „Liebes Fräulein, kommen Sie, bitte, auf mein Zimmer, Sie sollen heute wieder mein Bankier sein."

Zuerst wollte sie nicht gehen. Dann trat sie vorsichtig an sein Fenster.

„Wozu brauchen Sie das Geld, Keßler?"

„Ach, Philippa," rief er vom Sofa her, „kommen Sie doch herein! Ich bin so müde!"

Sie ging zögernd hinein. „Ich leihe Ihnen nichts mehr. Sie wollen trinken."

„Aber woher, Philippachen, wo werde ich denn?" Er faßte ihre Hand und streichelte sie zaghaft. „Wie sollte ich denn trinken? Nur Unglückliche tun das . . ."

„Nein, nein, ich will Ihnen nichts mehr leihen," sagte sie nachdenklich und entzog ihm ihre Hand.

„Sie wollen nicht?" schrie er und sprang auf. Die Stirnadern schwollen ihm an. „Sie wollen nicht? Was wollen Sie d e n n? Wozu brauche ich Sie denn dann? Glauben Sie, es bereitet mir so viel Vergnügen, mir fortwährend von einem jungen, unreifen Geschöpf Lehren erteilen zu lassen? . . . Ich brauche Sie nicht! Nie mehr! Sie können gehen, wohin Sie wollen!" schrie er in höchster Raserei.

Sie hatte ihn die ganze Zeit über ruhig betrachtet. Als er fertig war und nun atemlos zitternd dastand, sagte sie, mit dem Kopf nickend: „Sehen Sie, das kommt alles vom Trinken. Wie häßlich sind Sie jetzt wieder!"

Er fixierte sie sprachlos. Ein unruhiges Flimmern lag in seinem Blick. Er zog die Lider immer mehr zusammen und sagte dann leise, indem ein überaus schmerzlicher Zug über seinen Mund glitt: „Ach, Philippa, Sie sind so böse!"

Das Mädchen sah ernst vor sich hin, wandte sich kurz um und verließ das Zimmer.

Er sank vor dem Sofa in die Knie und verbarg den Kopf in den Händen.

* * *

Als er in dieser Nacht nach Hause zurückkehrte, sah er völlig verwahrlost aus. Wirr klebten die Haare an seiner blassen Stirn, die Kleider waren beschmutzt und zerrissen, das blatternarbige Gesicht war von Begierde und Trunkenheit entstellt, aus den Augen aber blitzte zuweilen ein grelles Licht auf, das wieder jäh erlosch, als wollte es sich scheu im Innern verbergen.

Schwankend betrat er den Hof. In Philippas Zimmer brannte noch Licht. Durch eine

Digitized by Google

saß mit Fery in inniger Umarmung. Sie hielt ihn umfaßt wie ein kleines Kind und bedeckte seinen Mund mit Küssen.

Keßler empfand zuerst jenes Gefühl tiefer Befriedigung, das aus einer absoluten Sicherheit entspringt. Aber dieses Gefühl wich bald einen namenlosen lähmenden Schmerz, der an den Wurzeln seiner verstörten Seele nagte. Er begann am ganzen Leibe zu zittern. Es war ihm, als vermöchte er nun etwas zu tun, was ihm und aller Welt Verderben brächte.

Ein kalter Windstoß fegte über das Haus hinweg. Philippa hatte ihren Kopf erhoben und blickte unwillig gegen das Fenster hin, als vermutete sie irgendwo von dorther eine Störung. Dann löste sie den bloßen Arm vom Nacken des Geliebten und verlöschte die Lampe.

Keßler lief in den Garten und warf sich stöhnend zu Boden. Mit Zähnen und Händen wühlte er sich in das feuchte Erdreich. Der wilde Sturm, der ihn durchrüttelte, ließ nur den dunklen Gedanken an Zerstörung und Mord in ihm aufkommen. Es war ein ähnliches an Wahnsinn grenzendes Gefühl, wie er es manchmal in seiner Knabenzeit empfunden hatte, wenn eine unausweichliche Strafe oder eine unverschuldete Unannehmlichkeit ihn treffen sollte: dann lag er nachts in wirren Halbträumen, sah keine andere Rettung vor sich als ein wildes Elementarereignis, eine Ueberschwemmung, einen Brand, und atemlos, mit wollüstigem Behagen, malte er sich den Untergang seiner Peiniger aus.

Von einem solchen wahnsinnsähnlichen Schauer durchrüttelt, lag er auf der Erde und schluchzte, während über ihm am lichtgrauen Himmel der Spätnacht langsam die Sterne verblaßten.

Dann wieder ergriff mit unbändiger Macht der Wunsch nach Rache von seinem Willen Besitz. Das bitter ätzende Gefühl, wie ein armes gefopptes Kind aus dem Leben gestoßen zu sein, hatte eine Energie des Rachetriebes in ihm erzeugt, die zwischen Entschluß und Tat keinen Abstand mehr kannte. Heulend wie ein tollgewordenes Tier sprang er ans Gartengitter, riß eine lose hängende Zaunlatte herab.

„Ha, der Schutzengel! . . . der schöne weiße Schutzengel!“ . . . Er stürmte in wilden Sätzen durch den Hof vor Philippas Fenster, das im Nu von den dröhnenden Hieben des Rasenden zertrümmert am Boden lag.

Drinnen erhob sich ein hastiges Flüstern, Rufen und Beraten. Dann öffnete sich die Tür, die auf den Hausflur hinausging, und eine schlanke, angstschlotternde Jünglingsgestalt lief durch das unversperrte Tor der Dorfstraße zu. Keßler aber schlug noch immer wie wütend auf das demolierte Fenster los unter dem monotonen Ruf: „Ha, der Schutzengel! . . . der schöne, weiße Schutzengel!“ . . .

Der alte Gärtner, der mit Philippas Mutter auf den Lärm herbeigeeilt war, entriß dem halb Ohnmächtigen das Werkzeug seiner Zerstörungswut. Er sprach davon, den nächsten Gendarmerieposten zu requirieren. Aus dem dunklen Zimmer aber klang es, verschüchtert und leise, wie die Stimme eines trotzig-verlogenen Kindes: „Ach, laßt ihn doch! Ich habe ja solches Mitleid mit ihm!“ . . .

Das Passionsspiel zu Erl in Tirol.

Das neue Passionsspielhaus in Erl überrascht den Besucher wegen seiner versteckten Lage und durch Schlichtheit des Aufbaus. Es ist im Stile der Unterländer Häuser gehalten, 50 Meter lang, 18 Meter breit und 17 Meter hoch. Der Bau hat etwas von der breit ausladenden Behäbigkeit der Tiroler Bauernhäuser. Der Zuschauerraum umfaßt 1500 Sitzplätze, die in sanft ansteigender Linie eingebaut sind. Ein prächtiger Vorhang, der sich in der Mitte teilt, schließt die Bühne vom Zuschauerraum ab. Der Theatermeister Josef Stolz aus Innsbruck hat es verstanden, in heiterer Farbengebung zwei Vorhangbilder zu schaffen, die dem Innenraum einen überaus warmen Ton verleihen. Links sieht man die typische Dorfgasse von Erl, rechts Lourdeskapelle, Pfarrkirche und das Kranzhorn, das die Grenze gegen Bayern bezeichnet. Die Passionsbühne ist fünfteilig gegliedert, gerade ebenso wie wir sie in den Schilderungen der geistlichen Volksbühne des Mittelalters finden. An das in der Mitte gelegene Szenarium gliedern sich, jedesmal durch einen Straßenzug verbunden, links das Haus des Pilatus und rechts das der Annas und Kaiphas. Ueber sechzig Mitwirkende verzeichnet das Darstellerverzeichnis, dazu kommt eine Menge Volks, so daß sich die Bühnenbilder durchweg sehr lebendig geben.

Im Mittelpunkt der Darstellung steht naturgemäß die Christusfigur, die in Kaspar Pfisterer einen im besten Sinne des Wortes künstlerisch naiven, hingebungsvollen Träger findet. Was Pfisterer gibt, ist mehr als angelernte Rolle, tiefer als künstliches Theaterspiel. Seine Leistung läßt eine Ahnung aufdämmern von dem grenzenlosen Reichtum der Christusnatur, und gerade darum wirkt vielleicht dieser Christus Pfisterers in manchen Szenen so erschütternd, weil er seine Kräfte in den Grenzen

Digitized by Google

seiner nicht gewöhnlichen Begabung auslädt, anstatt sie in transzendentaler Equilibristik zu vergeuden. Wie künstlerisch sicher wirkt Pfisterers Können in der theatermäßig schwierigen Abschiedsszene. Allerdings findet sein Spiel eine würdige Ergänzung durch die Leistung der Maria Mayrhofer, die eine tiefinnerliche Christusmutter gibt. Ein echtes Schmerzgefühl zittert in ihrer Stimme, wenn sie, von der Mission des Sohnes überzeugt und hingerissen, in die Worte ausbricht:

„So sei es denn, ich bin die Magd des Herrn!
Sieh, Vater, droben unser Opfer an.
Und Du, mein Sohn, verzeih, es war der Schmerz,
Der klagend aus dem Mutterherzen sprach:
Wer wird mich trösten, wenn Du gehst von hinnen?
Du meines Lebens Herr — mein Kind — mein Gott!"

Niemand, der in Erl das Passionsspiel erlebte, wird die Siegesszene im Garten zu Gethsemane vergessen. Hier könnten auch zünftige Theaterleute noch lernen, wie man mit schlichten, oft geradezu naiven Mitteln die Größe des Geschehens verkörpert. Man fühlt mit dem leidenden Christus, was es heißt, sich selber niederzuringen. Pfisterer verabscheut anscheinend instinktiv, seiner Christusgestalt in den bedeutendsten Momenten eine nicht ehrlich empfundene Größe zu verleihen, er fühlt mit sicherem künstlerischen Takt heraus, daß künstlerisch unehrliche Darstellung immer nur hohle Wirkungen auslösen kann. Die Summe dieser intuitiven Erkenntnis gibt er uns als Quintessenz seines Könnens in dem breit angelegten Kreuzesgang. Hier leidet er eigentlich nicht mehr in Worten, sondern nur noch in Gebärden. Aber auch seine Passivität zeigt noch einen solch hohen Grad von Künstlertum, daß auch die Darstellung dieser Szenen sich wie ein Strahlenkranz um die Christusgestalt als Brennpunkt der Handlung gruppiert.

Der Petrus des Josef Trockenbacher ist eine gute Leistung, die mit großer Sicherheit in Ton und Darstellung durchgeführt wird. Auf etwa gleicher Höhe des Könnens stehen Maria Magdalena (Maria Raimer), Pontius Pilatus (Thomas Osterauer), Herodes und der Wirt im Speisesaal, die beide von Alois Kronthaler gegeben werden. Von Georg Raimer, dem Judasdarsteller, hätte man wünschen mögen, daß er seine Aufgabe weniger deklamatorisch erledigt hätte. Gerade in der Szene, in der er sich selber klar macht, wie niedrig sein Verrat an Jesus sei, hätte er durch psychologisch einwandfreie Darstellung die Echtheit der Erkenntnis seiner Verworfenheit dartun sollen, aber hier versagte er so vollkommen, daß er kaum mehr als blutleere Schauspielerei bot. Und gerade von Raimer hatte man mehr erwartet, weil er in den voraufgegangenen Szenen Zeugnis von einer nicht üblen Auffassung seiner Rolle abgelegt hatte. Als Entschuldigung mag dienen, daß der Dichter des Passionsspieles nicht verstanden hat, dieser Szene die durch den Monolog bis zum gewissen Grade von selbst gegebene rhetorisch-deklamatorische Nüance dadurch zu nehmen, daß er die Wurzeln des Wandlungsvorganges in tieferes Erdreich versenkte.

Mag man vom kritischen Standpunkt allerlei Anstände erheben, die Gesamtleistung der Darsteller ist nur zu loben. Dasselbe darf man auch von der Szenenführung und von dem musikalischen Teile sagen. Man soll nicht vergessen: das Erler Passionsspiel ist bis auf den heutigen Tag Gott sei Dank eine Dorfkomödie, ein Bauernspiel geblieben. Wenn man die Leistung der Erler Bauern von diesem Standpunkt aus auffaßt, wird man sich dem Urteil des Kaplans Nik. Recheis anschließen, der über die Erler Passion wörtlich schrieb:

„Das muß ich sagen: Die Erler spielen ihre Passion am andächtigsten. Ich habe mir seit Anfang der sechziger Jahre die Passionsspiele in Thiersee, Erl und Brixlegg jedesmal angesehen. In Oberammergau war ich nie. Mich widerte die Reklame an, hörte aber von manchen, daß ihnen das Spiel in Erl besser gefallen habe als das in Oberammergau. Die Erler spielen volkstümlicher . . ." Abgesehen von dem leichten Ausfall gegen die Oberammergauer Reklametätigkeit — auch Erl wird ohne Reklame nicht die große Welt heranzuziehen vermögen —, hat der geistliche Herr entschieden das Richtige getroffen. Und wenn die vier Oberammergauer Passionsspieler, die jetzt in Erl waren, vermutlich um Vergleiche anzustellen, vielleicht auch um noch zu lernen, sich nur einen Teil gesunder Objektivität bewahrt haben, werden sie gewiß dem geistlichen Urteil grundsätzlich zustimmen.

Die Musik stammt zum größten Teil aus Oberammergau. Sie ist denkbar einfachste, oft innig ergreifende Melodie, die sich im ganzen volkstümlich gibt und bei den wenigen von Freude bewegten Szenen und Bildern sogar in ein flüssiges Marschtempo übergeht.

Vielleicht läßt es sich die Spielleitung in Erl angelegen sein, künftig die oft ein wenig zu dick aufgetragene Realistik zu mildern. Muß der Hahn in Gethsemane auf der Mauer erscheinen, um zu krähen? Etwas mehr Diskretion wird die Wirkung des Hahnschreis gewiß nicht beeinträchtigen. Muß man denn hören, daß die Nägel aus Christi Leichnam zu Boden fallen, damit den Zuschauern vorgetäuscht werde, die Nägel seien echt? Die Tiroler Bauern bleiben auf der Erde, auch wenn sich's auf der Bühne um himmlische Dinge handelt. Ein Beispiel: Nach der Kreuzigung Christi zog vor mir ein Bauer ganz vergnügt seine Flasche mit Tiroler Roten heraus, tat einen kräftigen Schluck und reichte sie weiter. Mit Gewalt läßt sich niemand in transzendentalen Sphären halten.

Digitized by Google

Die heutige Erler Passionsdichtung ist eine dichterische Erneuerung des alten Passions, sie stammt vom Erler Pfarrer Angerer. Auch der Künstlerkritiker wird dem Autor hohe Anerkennung dafür nicht versagen, daß er es verstand, die primitive Fassung dichterisch und künstlerisch wesentlich zu veredeln und damit das alte Motiv zu dem Niveau höherer Auffassung zu erheben. Daß die Erler Bauern die neue Auffassung in sich aufzunehmen vermochten, ist Beweis dafür, daß sie alle Fähigkeiten mitbringen, um ihr Passionsspiel auch den Kindern der großen Welt wieder lebendig zu machen. Albert Falkenberg.

Neue Bücher.

Peter Nansen, Die Romane des Herzens. (Julies Tagebuch, Maria, Gottesfriede.) Eine Liebestrilogie. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

In jungen Jahren waren Peter Nansens Bücher besonders reizvolle Begleiter und Deuter der ersten Abenteuer; sie brachten zudem aus den skandinavischen Ländern einen uns neuen Ton von Charme, der sich neben den großen Vertretern der skandinavischen Literatur durchaus behauptete. Dann traten diese Bücher etwas in den Hintergrund, und da der Verfasser ihre Reihe nicht fortsetzte, wurden sie fast vergessen. Jetzt werden uns von seinen Romanen drei in einem Bande vorgelegt, und siehe da — sie haben ihren alten Zauber behalten, ja sie sind eigentlich noch besser geworden. Wir spüren nicht mehr so stark wie früher eine gewisse sentimentale Frivolität in ihnen, sie scheinen uns wahrer als früher. Die drei Romane steigern sich zudem: „Untreue über alles“ scheint über dem ersten, „Julies Tagebuch“, zu stehen; aber die Liebe bei diesem dänischen Erotiker wird immer feiner und seelischer, ohne doch ihren eigentümlichen, mehr sensuellen als leidenschaftlichen Charakter zu verlieren. — Peter Nansens Werke liegen nun in drei Sammelbänden, von denen der erste und zweite, „Jugend und Liebe“ und „Theater“, schon erschienen sind, in einer wohlfeilen Ausgabe vollständig vor.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 31 Berlin, den 3. August 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Flugtechnik und Kriegführung.

Von

Johannes Gaulke.

Aus Anlaß der Nationalspende zur Hebung des Flugwesens hat der Geh. Regierungsrat E. Dietrich, Professor an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, ein „Mahnwort zur Flugtechnik" veröffentlicht, in dem er warnt, übertriebene Hoffnungen an diese zu knüpfen. Es mag sein, daß man nach den schnell aufeinander folgenden glänzenden Resultaten schon heute Forderungen an die Flugtechnik stellt, die sie in absehbarer Zeit, vielleicht auch nie, erfüllen kann. Als Massenbeförderungsmittel von Personen und Gütern wird sie jedenfalls mit den Eisenbahnen und Dampfschiffen niemals in ernstliche Konkurrenz treten können, dagegen wird sie als Beförderungsmittel von Briefschaften und anderen postalischen Sendungen jedenfalls noch eine ungeahnte Rolle spielen. Es wäre verkehrt und würde von großer geistiger Kurzsichtigkeit zeugen, würde man ihr lediglich eine sportliche Bedeutung einräumen.

Einstweilen wird aber das Schwergewicht in der Hauptsache auf die strategische Bedeutung des Flugwesens gelegt. Graf Posadowsky, der als Vorsitzender des Komitees für die Nationalspende das „Mahnwort" im „Berliner Tageblatt" beantwortet hat, weist gleichfalls auf die Nutzbarmachung der Luftfahrzeuge als Kriegswaffe hin. Es scheint überhaupt jede neue Erfindung heute zunächst auf ihre Verwertbarkeit in der Kriegführung hin beurteilt zu werden. Eine Erfindung, die sich als Vernichtungsmittel von Menschenleben und materiellen Werten bewährt, wird immer die größte Aussicht haben, sich durchzusetzen. Das Flugwesen hätte wahrscheinlich nicht den großartigen Aufschwung genommen, wenn es nicht so tatkräftig von der Heeresverwaltung unterstützt worden wäre. Zunächst sollen die Flugmaschinen im Kundschafterdienst Verwendung finden, dann aber als direkte Kriegswaffe, derart, daß man die feindlichen Heeresmassen von der Höhe herab mit Torpedogeschossen bewerfen will. Das wäre überhaupt ein Novum in der Kriegführung und würde zu unabsehbaren Folgen führen. Wie Professor E. Dietrich in seiner Kontroverse sehr zutreffend ausführt, würde es dann ein „Vor der Front" und „Hinter der Front" nicht mehr geben, und selbst das Quartier des Generalstabes und die Kaiserliche Standarte würden nicht mehr vor einer Begrüßung mit feindlichen Bomben und Granaten sicher sein. Das wäre ein vollendeter Meuchelmord! Aber sieht nicht die gesamte moderne Kriegführung trotz Haager Friedenskonferenz, Völkerrecht und Rotem Kreuz dem Meuchelmord verzweifelt ähnlich? Die Kettenkugeln sind zwar aus der Kriegführung verbannt, auch die Dumdumgeschosse, es hat auch der Satz, daß nicht die Tötung, sondern die Außerkampfsetzung des Soldaten im Kriege zu bezwecken sei, sozusagen völkerrechtliche Anerkennung gefunden. Man läßt auch die Verwundeten nicht mehr auf dem Schlachtfelde elend umkommen, sondern sucht sie nach Möglichkeit zu verbinden und ihre Blessuren zu heilen. Was haben aber alle diese humanitären Bestrebungen in der Praxis zu bedeuten! „Feige ist die Kugel, tapfer nur das Bajonnett," sagte ja wohl irgendein General des ersten Kaiserreichs. Ist die Kugel ihrem Lauf entflohen, fragt sie nicht weiter danach, ob sie einen edlen oder weniger edlen Körperteil des Gegners trifft. Die „Humani-

Digitized by Google

sierung des Krieges" bleibt eine Phrase, die nur das Hirn eines Kulturmenschen von heute ausbrüten konnte.

Es wird bereits die Frage hier und da erörtert, ob es nicht zweckmäßiger sei, die Flugmaschine als Angriffswaffe überhaupt aus der modernen Kriegführung auszuschalten, um den grauenhaften Folgen, die noch keiner imstande ist, zu übersehen, vorzubeugen. Derartige „humanitäre" Anwandlungen im Zeitalter der wahnwitzigsten Kriegsrüstungen, in einer Zeit, da die ständige Kriegsgefahr wie ein Alp auf Europa lastet, können wir auf das Konto der modernen Technik setzen, die, mag sie gleich das Böse vorbereiten, hier wie ein Friedensvermittler wirkt. Wenn man einmal den Maßstab des Meuchelmörderischen anlegt, müßten überhaupt alle mit Pulver und Blei bedienten Maschinenwaffen völkerrechtlich verboten werden. Die letzte Konsequenz dieses Gedankens wäre dann die Rückkehr zur primitiven Kriegführung, wo der Feind dem Feinde ins Auge schaut, wo jeder Mann sich seiner Haut zu wehren hat. Dann kämen auch alle schönen kriegerischen Eigenschaften des Mannes, von denen die Barden aller Völker berichten, wieder zur Geltung. Denn wir können uns bei dem Stande der heutigen Waffentechnik doch nicht mehr ernstlich der Erkenntnis verschließen, daß die moderne Kriegführung mit dem ehrlichen Kampf nichts mehr zu schaffen hat, daß es auch keine ehrlichen Kämpfer mehr gibt, sondern nur noch automatisch gedrillte Bedienungsmannschaften für Maschinen. Der Soldat kommt überhaupt nicht mehr dazu, seine schönen kriegerischen Eigenschaften — sofern er sie noch besitzt — zu entfalten. Es ist eine schöne Sache um den persönlichen Mut — wo aber kommt der Soldat noch dazu, ihn zu betätigen? Im Schlachtgetümmel ganz gewiß nicht, das kann nur auf ihn wirken wie eine Naturkatastrophe, die sich über Starke und Schwache, Mutige und Feiglinge entlädt, jeden einzelnen zur vollkommenen Inaktivität verurteilend.

Der Sieg wird in einem modernen Kriege daher mit großer Wahrscheinlichkeit nicht demjenigen zufallen, der über das bessere Menschenmaterial verfügt, sondern dem anderen, der skrupellos die Vernichtungsmittel der modernen Technik anwendet, der den Feind nicht nur auf flacher Erde, sondern aus luftigen Höhen herab mit Sprengstoffen überschüttet. Ich zweifle auch stark daran, daß in einem künftigen Kriege völkerrechtliche Abmachungen respektiert werden und daß man sich weiterhin um die Theorien der Haager Konferenziers kümmern wird. Im Interesse des Fortschritts und der Kultur ist es auch nicht einmal wünschenswert, daß sich die Nationen aus „humanitären" Gründen irgendwelche Einschränkungen in der Anwendung der Mordwaffen auferlegen. Je rücksichtsloser die Kriege geführt werden, je grauenhafter ihre Folgen sind, um so größer ist die Aussicht, daß sie überwunden werden. Wenn erst die Geschosse aus heiterem Himmel auf die Truppenkörper herabsausen, werden sie sich in wirrer Angst auflösen und davonlaufen, so weit ihre Beine sie nur tragen können. Auch der Generalstab, der bisher aus gesicherter Stellung den Verlauf der Schlacht beobachtet und seine Direktiven gegeben hat, dürfte sich unter dem Eindruck der Begrüßungen aus luftiger Höhe auflösen. Man wäre am Ende seines Lateins, aber auch am Ende des moralischen Mutes, von dem bisher in der Kriegführung alles abgehangen hat. Unsere Nerven leisten nur dem Sichtbaren Stand, nicht dem Unsichtbaren. Non possumus! Wir müssen die Waffen niederlegen, nicht weil wir wollen, sondern weil wir nicht anders können. Die Technik hat uns besiegt — und zur Vernunft gebracht.

Es mag noch wie eine Utopie klingen, daß die Technik, die die raffiniertesten Mordwerkzeuge erklügelt, den Krieg einst unmöglich machen wird. Aber der Tag muß kommen, will die Menschheit nicht am Rüstungswahn zugrunde gehen. Die Technik als Friedenstifter und Friedensrichter Europas, das wäre ihr letzter und größter Triumph.

Digitized by Google

Der Deutsche Akademikerbund.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Es ist eine oft beklagte Tatsache, daß in Deutschland der Klasse der sogenannten Intellektuellen oder der „Studierten", wie sie der Volksmund nennt, auf dem besonders bei uns noch immer sehr gepflegten Gebiet der politischen Indifferenz die Palme gebührt.

Gewiß, es gibt Ausnahmen. Aber diese bestätigen eigentlich nur die Regel. Treffen wir an den Stätten, in denen von dem politisch interessierten Teil des Volkes um den Fortschritt gerungen wird, auch Akademiker als praktische Politiker, so sind es im Verhältnis zu der Zahl der akademisch gebildeten Menschen in Deutschland nur verschwindend wenige.

Man sollte glauben, daß gerade wissenschaftliche Ausbildung den Menschen dazu prädestiniert, an den Fragen des öffentlichen Lebens besonders regen Anteil zu nehmen. Aber das ist keineswegs der Fall. Die Geschichte der politischen Parteien und besonders das Anwachsen der Sozialdemokratie beweisen zur Genüge, daß das größere und vor allem tatkräftigere politische Interesse durchaus nicht bei den wissenschaftlich Gebildeten des Landes zu suchen ist. Die Landwirte, die Kaufleute, die Industriellen, oder wie sonst die Vertreter der praktischen Berufe heißen mögen, bilden das Hauptkontingent im deutschen politischen Partei- und Versammlungsleben. Aber die Akademiker, das heißt die Aerzte, die Rechtsanwälte, die Richter, die Oberlehrer, das sind auch heute noch die Berufsstände in Deutschland, die sich in nur allzu vornehmer Reserve von der so notwendigen politischen Betätigung am meisten fern halten. Der deutsche Handarbeiter ist heute viel mehr politisch interessiert, als der deutsche Durchschnittsprofessor. Das könnte bei der im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung immerhin nicht allzu großen Masse der akademisch gebildeten Staatsbürger gleichgültig scheinen. Aber das ist es keineswegs. Wenn das politische Leben unseres Volkes wirklich gesund sein und vor allem ein getreues Bild der Volkskultur und des Volkswillens geben soll, dann müssen alle Berufsstände — und nicht zuletzt derjenige, der auf historisch wissenschaftlicher Vorbildung beruht — zu allen Fragen und Zielen der Zeit gleichermaßen ihren Willen zum Ausdruck bringen.

Es kann bei diesem Stand der Dinge, der sich auch jetzt im Zusammenhang mit dem allgemein regeren politischen Leben in Deutschland nur um ein weniges gebessert hat, nicht wundernehmen, daß auch auf dem jungen Gebiet der beruflichen Standesorganisation die Akademiker als solche von allen Berufsständen am meisten hinterher kommen. „In den letzten Jahrzehnten haben sich die Angehörigen der meisten Berufe und Stände zusammengefunden, um ihrem Stande oder ihren — namentlich wirtschaftlichen Interessen, durch geschlossenes, einiges Vorgehen die erforderliche Kraft zu sichern und ihre Gemeinsamkeit zu heben und zu fördern. Nur die Akademiker standen zurück, ohne die Zugehörigkeit zu einander anzuerkennen." So steht es in dem Aufruf des jungen „Deutschen Akademischen Bundes" zu lesen, eines Bundes, der etwa nach dem Muster berühmter Vorbilder eine große Organisation schaffen will, welche die allen akademischen Berufen und Ständen gemeinsamen Interessen fördert und stützt . . .

So sympathisch der Gedanke dieses neuen „Deutschen Akademischen Bundes" jedem überzeugten Anhänger der modernen Organisationsidee auch ist, es ist nicht zu übersehen, daß es sich hier um etwas ganz Neues, sozusagen noch nie Dagewesenes handelt. Bisher beruhten alle modernen Standesorganisationen auf der absoluten Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Interessen. Da sind die Gewerkschaften der Handarbeiter. Da der Riesenbund der technischen und industriellen Beamten. Da ist der „Bund der Landwirte". Da der „Hansabund". Aber nun kommt (um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen) der Bund all der Deutschen, die in ihrem Leben irgendwie einmal Universitätskollegien gehört haben.

Soll man beitreten? Ich meine nein. Die Einberufer sprechen zwar (wie alle Einberufer) von den gemeinsamen wirtschaftlichen Inter-

Digitized by Google

essen, die endlich auch diesen Zusammenschluß heischen. Aber wo sind hier gemeinschaftliche Interessen?

Alle Berufsstände organisieren sich zwecks Hebung ihrer wirtschaftlichen Lebensbedingungen? Stimmt. Aber das „studiert haben" an sich ist kein Berufsstand. Wenigstens kein Berufsstand, der den aus ihm hervorwachsenden Einzelberufen irgendwie einen gemeinsamen wirtschaftlichen Gesichtspunkt auch für das praktische Leben sichert. Da ist der Rechtsanwalt und der Arzt, deren wirtschaftliches Einkommen nach oben und nach unten unbegrenzt ganz nach der Art selbständiger Kaufleute ist. Da sind die akademisch vorgebildeten Staatsbeamten, die Richter, die Staatsanwälte, die Oberlehrer, deren Wirtschaftsvoraussetzungen durchaus Beamtencharakter tragen und zu denen der Rechtsanwälte und Aerzte im strikten Widerspruch stehen. Alle diese will man unter einen Hut bringen und ihnen klarmachen: macht es wie die Landwirte und die Kaufleute! Macht es wie die Handarbeiter und organisiert euch zu dem großen Deutschen Akademischen Bunde der nahen Zukunft!

Die (etwas stark vereinsmeierlichen) Väter dieses neuen und überflüssigsten deutschen Bundes übersehen ganz, daß der Stand der Akademiker wirtschaftlich so heterogene Elemente umfaßt, daß er jedes Zusammenschlusses zwecks Vertretung wirtschaftlicher Interessen einfach spottet.

Biologismus.

Von

Jean Paul d'Ardeschah.

Die Lebensverhältnisse, welche das 19. Jahrhundert vererbt hat, sind nicht nur allem dem, was unsere Väter und wir selber hätten voraussehen können, wunderbar unähnlich. Sie flößen uns ein seltsames Gemisch von Zuversicht und Mißtrauen gegen das ein, was jetzt kommt und ferner kommen wird. Technik und Naturwissenschaft versprechen uns freigebigerweise eine Fabelgewalt über die Kräfte der Natur. Unser Verkehr miteinander dagegen wird mit jedem Tage verwirrter und beunruhigender," diese Worte des bekannten schwedischen Soziologen, dem man den Namen des Swante Arrhenius der Soziologie gegeben hat, sind bezeichnend für die soziale Not, in der wir uns befinden und aus der heraus uns der Biologismus als eine wertvolle Waffe erstanden ist.

Die Soziologie ist noch eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Das 18. Jahrhundert, in dem die Gesellschaftsforschung sich im Rahmen der theoretischen und historischen Staatswissenschaft bewegte, kannte sie nicht, und als man entdeckte, daß das wirtschaftliche Gesellschaftsleben von innen heraus, durch eigene rein wirtschaftliche Kräfte getrieben, fortbestehen könnte, ohne Beihilfe und Schutz des Staates, da wurden zunächst die Grundlagen der Nationalökonomie gelegt. Damals wurde auch der Satz: „Laissez faire, laissez passer, le monde va de lui même" formuliert (von Quesnay 1691—1774), der zum erstenmal das „Naturgesetz" auf eine allerdings ganz andere Weise als wir es heute möchten, im Gesellschaftsleben betonte.

Noch enger wurde die Beziehung zwischen Gesellschaftsforschung und Naturgesetz im 19. Jahrhundert. Auguste Comte, der Vater der allgemeinen Gesellschaftswissenschaft, der sich zum erstenmal des Terminus „Soziologie" bedient, baut auf dem von Lamarck übernommenen biologischen Entwicklungsgedanken seine Wissenschaft vom „kollektiven Organismus" auf, auf der zum Teil unsere heutigen politischen Anschauungen fußen, soweit sie nicht noch in dem älteren staatswissenschaftlichen Aberglauben befangen sind.

Auch Spencer, der zweite bedeutendste Soziologe des 19. Jahrhunderts, ist stark naturwissenschaftlich eingenommen, wenn er auch der Auffassung Comtes von der Gesellschaft als einem geistigen Organismus, einer selbständigen über dem Individuum stehenden Macht nicht beipflichtet. Seine übrigens mit größter Konsequenz durchgeführte Theorie, daß die Eigenschaften der Individuen die der Gesellschaft

Digitized by Google

bestimmen (die Eigenschaften der Einheiten, die des Aggregats), weist vielfach in ihrer Nutzanwendung ein Zuviel an Naturwissenschaft bei einem Mangel an spezieller Menschenwissenschaft. So ist auch sein Evolutionsbegriff ein den Naturwissenschaften entlehnter und unverändert auf die Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft angewandter Entwicklungsbegriff.

Diesem Standpunkt gegenüber bricht sich die Erkenntnis mit immer größerem Nachdruck Bahn, daß soziale Erscheinungen viel schwerer richtig zu beobachten sind, als materielle, und daß darum Politik wie Soziologie sich hüten sollten, gewisse naturwissenschaftliche Betrachtungsweisen unkritisch anzuwenden. Wenn wir also die Bezeichnung der Gesellschaft mit dem Begriff Organismus gelten lassen wollen, müssen wir zugleich auch den Eigentümlichkeiten dieses Organismus eingehende Beachtung schenken. Die Natur bietet uns keine Analogien für diese Lebensgestalt, und auch die rein naturwissenschaftliche Methode läßt uns hier recht oft im Stich, sobald wir ohne Aufopferung eines Teiles des der Soziologie gebührenden Maßes an eigenem Charakter und an Selbständigkeit sie in ein System mit den anderen Naturwissenschaften einzuordnen versuchen.

Soll die Soziologie eine der empirischen Grundmauern unserer Weltanschauung werden, wozu sie zweifellos prädestiniert ist, so muß sie auch die Möglichkeit bieten können, eine tiefere und umfassendere Lebenskenntnis zu vermitteln, und zwar die Erkenntnis des Menschenlebens und der komplizierten seelischen Vorgänge im Individuum und in der Gesellschaft. Hier eröffnet uns erst der „Biologismus", wie wir wohl die aus naturwissenschaftlicher und philosophischer Erkenntnis kombinierte soziologische Forschungsmethode von Gustaf F. Steffen am besten benennen könten, einen überraschenden Weg in die Zukunft.

Der Nachdruck wird, wie der Name zu verdeutlichen versucht, auf das „Leben" gelegt, denn gerade die Lebenserkenntnis nach der menschlichen und besonders sozialen Seite hin, ist der springende Punkt und das eminent Neue an der Steffenschen Soziologie. Von umwälzender Bedeutung ist seine der Zweiheit der Lebenserkenntnis bis in die prinzipiellen Unterschiede und die kompliziertesten sozialen Verästelungen nachgehende Wissenschaft. Steffen unterscheidet streng eine Wissenschaft vom Lebendigen von der Wissenschaft von der leblosen Materie, indem er für beide ganz gesonderte Kriterien und Erkenntnismethoden fordert. Der Instinkt ist ihm das Wahrnehmungsorgan der intuitiven, das Leben in seinen eigentümlichen Seelentiefen unmittelbar erfassenden Erkenntnis, während der Intellekt das der naturwissenschaftlichen mittelbaren (jede materielle Erkenntnis ist eine symbolische, bildliche) Erkenntnis ist, die hauptsächlich aus dem Erforschen der materiellen Dinge entstand.

Eine Identifizierung naturwissenschaftlicher Methoden mit wissenschaftlichen überhaupt, wie das dem im Banne der Naturwissenschaft stehenden gegenwärtigen Denken eigen ist, führte und führt auch heute noch zu durchaus unbefriedigenden, und sobald das Leben in Frage kommt, unzulänglichen Ergebnissen. Die neue Aufgabe wäre, daß der Intellekt mit dem Instinkte zusammenarbeitete, anstatt ihn zu ignorieren. Auch im Gesellschaftsbewußtsein gehen Intellekt und Instinkt in der Regel verschiedene Wege. Der eine bleibt dem eigentlichen Wesen des Lebens fremd und der andere ist mechanisch an seine Vergangenheit gebunden und klaren, anhaltenden Selbstbewußtseins unfähig. Diese Entdeckung, die sich hauptsächlich auf die Ergebnisse der intuitiven Philosophie Henri Bergsons stützt, einer wohl bemerkenswertesten und originellsten gedanklichen Leistung seit den Tagen Immanuel Kants, für die Soziologie verwertet zu haben, ist das besondere Verdienst Steffens. Und zwar ist die Bedeutung seiner Feststellungen und Methoden um so größer, da sie erst als die einzig dem sozialen Leben entsprechende Wissenschaft bezeichnet werden können, die in gleicher Weise die intellektuellen wie die instinktiven Elemente, aus denen sich das Gesellschaftsleben auf ganz eigentümliche Art zusammensetzt, berücksichtigt.

Die Bedeutung der Intuition für die Soziologie ist unverkennbar und es ist gar nicht

Digitized by Google

zu bestreiten, daß unsere sozialen Gefühle in überwiegendem Grade instinktmäßig sind. Man möge nur daraufhin solche durchaus sozialen Erscheinungen, wie sexuelle Liebe, Elternliebe, Kindesliebe, Geschwisterliebe, Verwandtenliebe, kameradschaftliche Zuneigung und die Sympathie für den eigenen Stand, die eigene Nation und die eigene Rasse prüfen, auch die antipathischen sozialen Gefühle kommen in gleicher Weise in Betracht. Sie zeigen, daß die fundamentalen Faktoren aller Gesellschaftsbildung in der Regel Sache des Instinkts sind und daß ihnen mit den Mitteln der nur naturwissenschaftlich orientierten Wissenschaft nicht beizukommen sei. Nur durch möglichst systematisches, intensives Zusammenarbeiten des intellektuellen und des intuitiven Erkenntnisvermögens kann der Soziologe sowohl Vollständigkeit, durchdringende Wahrheit und Klarheit in seinem Wissen über die soziale Wirklichkeit zu erlangen hoffen.

Was aber ein solches Wissen für die Gestaltung des zukünftigen gesellschaftlichen wie politischen Lebens bedeutet, leuchtet von selbst ein, denn das soziale Wissen ist Voraussetzung des sozialen Zusammenwirkens. Erst mit dieser Wendung stehen wir vor einer „Menschenwissenschaft" in der tatsächlichen Bedeutung dieses Wortes. Und diese neue Menschenwissenschaft, deren ethische, energetische, erkenntnistheoretische und politisch-praktische Folgerungen von unmittelbarem Wert für unsere gegenwärtige soziale Lage sind, taufen wir heute auf den Namen: „Biologismus"!*)

*) Von den Werken von Gustaf F. Steffen sind in deutscher Sprache in der von Eugen Diederichs in Jena herausgegebenen „Politischen Bibliothek" bis jetzt „Der Weg zu sozialer Erkenntnis", „Die Grundlagen der Soziologie" — ein Programm zu der Methode der Gesellschaftswissenschaft und Naturforschung — erschienen. Auch seine den englischen Zuständen gewidmete Schilderung: „Demokratie in England", ein außerordentlich spannend und farbig geschriebenes Buch verdient Beachtung. Außerdem ist noch demnächst eine Verdeutschung seines Werkes „Die Irrwege sozialer Erkenntnis" zu erwarten.

Hermann Bahr.

Von

Hans Wantoch.

Dies ist es, was uns die Bücher Hermann Bahrs teuer macht und sich in diesem neuen (Essays von Hermann Bahr, Leipzig, im Inselverlag) exemplarisch ausdrückt: daß sie einen starkmütigen Willen zur Wirkung haben, daß sie den Menschen beispringen und ihnen Wege weisen wollen. Man könnte den ganzen Inhalt von Bahrs vielbändigem Werk in das einzige Wort Hilfsbereitschaft zusammenfassen; denn jede seiner Schriften, der kleinste Essay wie sein umfänglichster Roman, war für einen Menschen, dessen Art und besonderes Profil er rein und klar ausdrücken und durch die Weltwiderstände zur eigenen Vollendung durchbringen wollte. Dies geschah in früherer Zeit, ehe Bahr über den Berliner Umweg zu freierem Wirken in die Heimat zurückgekehrt war, häufiger für einen bestimmten Einzelnen, für einen strebenden Dichter oder Künstler der Palette, für Schnitzler, Hofmannsthal, Klimt, Otto Wagner, denen er, an Jahren gleich oder zurück, dennoch als Wegbereiter voranschritt. In den letzten Jahren geschah es mit immer weiter umspannender Kraft, nicht für die Allgemeinheit zwar, deren unisone Existenz im Bewußtsein Hermann Bahrs gar nicht vorhanden sein dürfte, es geschah für die Summe der einzelnen, deren typische Repräsentanten Bahr abschildert und denen er das große Schöpferwort zuruft: Werdet ihr selber! Denn seine Hilfsbereitschaft hat mit Lehrhaftigkeit und nivellierender Besserwisserei nichts gemein. Seine Botschaft an die Menschen bedeutet kein verdummendes Aufgeben des einen an den anderen, keine Herabstimmung des Individuellen, daß jeder seine Kanten verliere und sich in rundlicher Philistrosität dem Ganzen einschmiege. Es ist ein wehrhafter, man möchte fast sagen aggressiver Altruismus, den Hermann Bahr verkündet, daß jeder am Reibungskoeffizienten der fremden Sonderart die seine schroffer ausspräge, daß er zur Vollendung seiner selber gelange und in der Lust

Digitized by Google

am Eigentümlichen das Andere, Wesensverschiedene, umgreife.

Solch eine überlegene Verständigkeit hat Bahr seinem eigenen Leben errungen, und in ihre hohe Einheit lösen sich alle scheinbaren Widersprüche seines Denkens auf. Er ist ein Dithyrambiker des Persönlichen, und es kann geschehen, daß ihn die Hingabe an ein bedeutend Einzelnes den Zusammenhang mit dem Ganzen vergessen läßt, es kann geschehen, daß ihn die Darstellung eines ragenden Menschen wie einen Porträtisten zum Verlieren seines eigenen spezifischen Menschentypus verleitet, und es kann sein, daß er einen vollendet extremen Zug als großes Beispiel hinsetzt, gegen das er sich, aus dem Zusammenhang gelöst, mit aller Kraft auflehnen würde. Da ist in seinem neuen Buch zum Beispiel ein Aufsatz über Tolstoj, darinnen es gepriesen wird, daß wir durch ihn zum erstenmal inne geworden seien, wie sinnlos sich die Kunst häufig gebärde und daß das, was heute Kunst genannt werde, der böse Feind des Menschen sei. Aber es leben heute wenige Universalisten, die, wie Hermann Bahr, den hellenischen Gedanken von der Macht der Kunst über den Menschen bezeugen, die dem Lebensgrundsatz von der Gut- und Schönheit so innig zugetan sind und es im Geist der Griechen lehren, daß das Gute erst durch das Schöne, der ideelle Wert erst durch die sinnliche Form werde. Die Denker, heißt es ungefähr in seinem Essay über Volksbildung, die griechischen Denker hätten die Gedankenformel an den Künstler gegeben, in dessen Prägung und sinnlicher Formulierung sie dann unter die Menschen kam. Und keiner glaubt — im harten Gegensatz zu Krasnaja Poljana — so innig wie er an die Kraft des Wortes, daß er einmal wie als Symbol für solchen Glauben die Geschichte von der Stimme erzählt, von der Stimme eines Sängers, die einen Menschen aus Not und Drang erlöst hat. Dennoch umfängt seine Allseitigkeit im Sinne Emersons auch Tolstoj, diesen asketisch strengsten Widerpart zu Hellas. Als er über diesen Jünger Judas schrieb, pries er und dieses Aber ist typisch für Hermann Bahr — er bog es nach einer anderen, nach seiner Richtung um, in der kaum mehr ein Gedenken an Tolstoj ist. Es tritt gleichsam in seinem enthusiastischen Sichverlieren ein Augenblick konsistenter Besinnung ein, ein lauerndes Entwischen in ein höheres Drittes, darinnen sein Eigenstes und das eigenste Fremde zu ruhiger Harmonie verrinnen. Aus der unaufhaltsam strömenden Hingabe des Hellenen Hermann Bahr an den nazarenischen Riesen wehrt sich plötzlich der völlig Hermann Bahrsche Gedanke auf, daß Kunst und Leben heute dem Menschen Fremdes seien und daß sich der angeborene Edelsinn des Menschen als unwirksame Sterilisierung in die Kunst verflüchtige. So rundet sich ein Kreis. Nicht ohne Schmerzlichkeit, wenn einer tiefer horcht, denn es ist die Daseinsform Hermann Bahrs, durch die Kunst und die Kunst am Worte den Menschen das Leben zurückzugewinnen. Ich kann mir denken, daß eine Bismarcknatur, wie der erste Kanzler von Eugen Richter, Rhetor sagen würde. Für eine Künstlernatur aber, die sich in Hermann Bahr erschließt, ist das Wort die Tat.

Ist es sein Verschulden, daß die Menschen die Ausführungshandlung schuldig blieben? Wieviel gute Einfälle, wieviel glückliche und beglückende Ideen sind in diesem Band verstreut, der gleichsam den Querschnitt eines lebendigen Wirkenwollens durch ein halbes Menschenalter darstellt! Wieviel Brauchbares liegt hier brach! Wehmütig rührt einen dies zuweilen an. Aber Hermann Bahr bleibt immer burschenfröhlichen Mutes. Ein Versagen an einem Punkt bedeutet ihm einen Ansporn zu neuem Beginn. Immer hält er den Menschen die Großen der Gegenwart und einer heute noch lebendigen Vergangenheit als Beispiel entgegen. Und so hat sich ein Band ergeben, der wertvoll neben den „Repräsentativen" steht. Denn er hat auch aus den nicht ewigkeitswerten Gestalten das Unvergängliche und Typische, das Repräsentative und Ueberragende herausgesteigert. Dies ist seine große Kunst: Auch das Ephemere sub specie zu sehen und nicht so sehr jenes, als diese species

Digitized by Google

Manns schlägt ihm zu dem ungeheuren Problem aus, was am Menschen eigentlich wichtiger ist: Die Menschheit, die er offenbart oder der besondere Fall, den er darstellt. Grandios werden alle diese Aufsätze durch dieses eigentümliche Entwischen und Entrinnen, das jeder Einfallslinie ins Unendliche folgt und so trotz manchen Selbstwiderspruchs zur lautersten Harmonie hinanführt. Nichts Träges, nichts Steriles und schwerfällig Verdichtes ist in diesem Buch. Es ist jung wie sein Autor, der bald ein halbes Jahrhundert hinter sich hat. Kein Verzichten, eine Lebendigkeit für alles Neue. Und dies leitet am Ende zu unserem Anfang zurück: Bahr umgreift Tolstoj und den Heiden Lionardo, französische Parnassiens und den Tibetforscher Sven Hedin; widerspruchsvoll? Nur dies: daß er gleichsam dem Gegenteil zu dem Ausspruch Dorothea Schlegels folgt, die gesagt hat: „Alles Neue taugt nichts," daß er den Menschen helfen will und daß er in der Erkenntnis, das Bestehende taugt nichts, ihnen zuruft: Versuchen wir es auf immer andere Art.

Theatrum lyricum.

Von

Julius Bab.

II.

Wenn wir bei Betrachtung der neuen Lyrik unseren Weg von der literarisch abhängigen, artistischen Geschicklichkeit zu selbständigem Schöpfertum, zu eigener Form und neuem Klang fortschreiten wollen, so stoßen wir zunächst auf einen Band, der den äußersten Gegensatz zu dem zuletzt betrachteten „Weltfreund" Franz Werfels bildet. Gegen seine forciert kindliche, ganz auf dem Boden der bürgerlichen Welt gewachsene Daseinsfreude steht voll skeptischer Melancholie im aristokratischen Kleide alter Sagen und Legenden die Dichtung Eduard Stuckens. Sein Band „Romanzen und Elegien", der bei Erich Reiß in Berlin erschienen ist, zeigt schon in seiner überaus prächtigen äußeren Gestalt die unbürgerlich feierliche Art des Autors. Man kennt Eduard Stucken seit kurzem als Dramatiker; ein Erneuerer alter Legenden ist er auf der Bühne wie im Gedichtbuch. Denn auch seine Elegien haben alle einen epischen Kern, lassen alle ihre Klage um das trügerische Scheinwesen dieser Sinnenwelt aus der Melancholie einer alten Parabel, Legende, Mythe aufsteigen. Und mir scheint dieser epische Lyriker Stucken sogar dem Bühnendichter vorzuziehen, den der Apparat des Theaters zu geschmacklosen Derbheiten verführt, und der sein auffälligstes Talent, das ganz außerordentliche verstechnische Geschick, im Dialog kaum bewähren kann. Denn all diese Gedichte sind mit der virtuosesten Verstechnik in überaus künstlichen Strophen von seltsamer Metrik, voll fabelhafter Reimverschlingungen geformt. Dieser außerordentliche und vielfach wechselnde Apparat erzeugt aber im Grunde immer wieder nur einen Ton, den nicht eben elementaren Ton einer sanft sinnenden, vornehm verfinsterten Melancholie. Daß sich Stuckens Dichtung immer an fremden Sagen, Legenden entfalten muß, ist kein Zufall; es fehlt überall dieser feierlich verhaltenen Poesie an persönlicher Schöpferkraft. Stuckens balladeske Gebilde sind in ihrem lyrischen Klang immer seelisch bedeutungsvoll, niemals nur wirksam versifizierte Anekdote, wie wir bei Csokor dies oftmals fanden: auch ist Stucken in seinem lyrisch symbolischen Ton nicht etwa von einem bestimmten Vorbild so abhängig, wie der junge Csokor es im anderen Teile seiner Produktionen von Rilke ist. Eduard Stucken ist nicht nur den Jahren nach im reifen Alter. Sein Werk steht durchaus fertig, selbständig, abgeschlossen da. Aber — und eben darin gleicht ihm einstweilen der junge Werfel in seiner ganz anderen Art — er steht als Ganzes doch überall auf den Schultern literarischer Tradition: Stucken hat nur jene Lust aristokratischen Genießens und jene tiefe Enttäuschung vom Genuß zu berichten, die schon das ewige Thema der Romantiker war, und so kann er in allem Geschick und allem Feinsinn, auch nur die Kunstmittel der Romantik variieren.

Das Beispiel aber eines starken Talentes, das heute in jenem Uebergang begriffen ist, für

Digitized by Google

den Stucken schon zu alt und reif ist, und den wir für Werfel noch erhoffen: Beispiel des Uebergangs aus vornehmer Tradition zu urwüchsiger Erneuerung gibt Max Mell in seinem Bande „Das bekränzte Jahr“ (Axel Junckers Verlag, Berlin-Charlottenburg). Mell ist ein Wiener, und er stammt auch als Lyriker aus der so unendlich viel besuchten Schule Hofmannsthals. Er hat zunächst auch jenen Ton etwas altkluger Abgeklärtheit, gemessener Daseinswürdigung, der dem alten Goethe abgelernt ist, und der im jugendlichen Mund sofort den sehr ungoethischen, sentimentalischen Beigeschmack von Resignation oder blasierter Uebereife gewinnt. Aber aus dieser übermäßig gemessenen Haltung, dieser allzu besonderen, klargerundeten Versarbeit wächst bei Mell allmählich ein Ton innerster Versenkung in das Leben der Natur, der den Gedichten alles Preziöse und Gezierte nimmt, und sie in den Rhythmen einer großen Empfindung hinrauschen macht. In den Balladen, die er von den Göttern der Jahreszeit dichtet, in manchem Landschaftsbild, mancher melancholischen oder festlichen Selbsteinkehr braust eine Kraft, die, durch die Schule des wienerischen Formalismus gegangen, der Schule entläuft und ein eigenes, starkes, ungehemmt mutiges Verhältnis zum Dasein kündet. Eine schwere, farbensatte, musikalisch-üppige Bildkraft, die etwas an Böcklins Art, antike Motive zu geben, erinnert: eine runde Ruhe im wildesten Drang. – Wenn diese schönen Gedichte nicht etwa schon die äußerste Möglichkeit, sondern den eigentlichen Anfang, den Durchbruch eines Talentes bedeuten (und das kann freilich bis jetzt niemand entscheiden!), so hat die deutsche Lyrik von Max Mell viel zu erwarten.

Neue Gedichte.

Eduard Stucken, „Romanzen und Elegien“.

Romanze.

Der Abt Albertus lud den Kaiser ein,
Im Klostergarten mit des Reichs Vasallen
Bei einem Prunkgelag' sein Gast zu sein.
Doch als der Hofstaat kam, war Schnee gefallen;
Schnee lag auf den gedeckten Tafeln allen,
Schnee lag auf Gras, auf winterkahlen Bäumen.
Ein Traum, ein Zauberwerk erschien es allen —
Wer unterscheidet Wirklichkeit von Träumen?

Das Fest begann, — da ließ es nach zu schneien;
Die Zweige grünten; aus des Klosters Hallen
Trat eine Schar von schönen Mädchen ein,
Und bunt Gevögel sah man niederfallen.
Von Liedern schien der ganze Ort zu hallen,
Es knospten Blumen, Blutschnee auf den Bäumen,
In Rosenbüschen schnalzten Nachtigallen —
Wer unterscheidet Wirklichkeit von Träumen?

Doch nach dem Mahl gefror im Glas der Wein,
Die Bäume wurden silbrige Korallen....
Der Kaiser staunte baß: was war hier Schein?
War Neuschnee oder Blütenschnee gefallen?
Was war hier Zauber? War's der Nachtigallen
Locklied? War es der Schneereif auf den Bäumen?
Ist kein Verlaß auf Sinne? Sind sie Fallen?..
Wer unterscheidet Wirklichkeit von Träumen?

Ein Zauberspiel ist, Prinz, das Erdenwallen;
Maulwürfe sind wir, blind in dunklen Räumen,
Und trinken Zaubertrank aus Kelchkristallen --
Wer unterscheidet Wirklichkeit von Träumen?

Max Mell, „Das bekränzte Jahr“.

Ballade vom Sommer.

Er kam in das blühende Land,
wo Fruchtbaum an Fruchtbaum stand,
in die Quellen hielt er die Hand
und schloß ihren Ursprung mit glühend versiegelndem Brand.

Die Sonne auf sein Geheiß
schärft den unentfliehbaren Strahl
und die endlose Straße stäubt weiß
und die Felder seufzen gebräunt und strecken sich ganz übers Tal.

Den Schlauch der Winde, er band
seine duftenden Bänder auf
und der Sturm ergriff das Gewand
der schlummernden Berge und wühlte es brünstiger auf.

Digitized by Google

Der Wolken fröhlicher Zug
ward schwer zusammengeschnürt,
es stöhnte der Berg, der sie trug,
eh' sie stürzend den Boden verdunkelter Täler berührt.

Und wie kam's, daß er sich besann?
denn er nahm das lauterste Gold
der Sonne weg und es rann
in die Frucht, die wegspringt und nacktem Fuße hinrollt.

Unter Garben, mächtig gefügt,
liegt er still, bis die Sonne sinkt,
und schweigt, und lächelt vergnügt,
wenn die Grille betäubend schreit und die Heuschrecke über ihn springt.

Und mit dem Wagen, der schwer
sich am Abend mit Garben belud,
geht er müd' und stolpernd einher
und geht ihm durchs Scheunentor nach und schließet es hinter sich gut.

Stuckens Romanzen sind bei Erich Reiß, Berlin, Mells Gedichte bei Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg, verlegt.

Randbemerkungen.

Das Kind als Zeuge.

Aus Dresden kommt die Nachricht von einer Gerichtstragödie, die wieder einmal zeigt, wie gefährlich es ist, Urteilssprüche auf Kinderaussagen aufzubauen.

Lebte da der frühere Seeoffizier Schalm, der sich mit der Tochter eines Majors verheiratet hatte, in nicht sehr glücklicher Ehe. Jedenfalls wünschte Frau Schalm, von ihrem Manne geschieden zu werden. Aber das ging nicht. Zu einer Scheidung genügt schon längere Zeit nicht mehr, daß man sich über ist. Die Rechtsprechung von heute, die es also für moralisch hält, zwei sich längst antipathisch gewordene Menschen gegen den beiderseitigen Willen durch das Band der Ehe zusammenzuhalten, bedarf zwecks Scheidung der Ehe eines „Falls". Hier lag keiner vor. Und nun tat die Frau in ihrem heißen Wunsch, geschieden zu werden, dies: Sie ging (um den gerichtlich erforderlichen „Grund" zur Scheidung zu haben) zum Staatsanwalt und denunzierte, daß ihr Mann — die kleine Zeugin wartet vor der Tür, Herr Staatsanwalt — sich an einem zwölfjährigen Mädchen sittlich vergangen habe.

Selbstverständlich konnte man nur annehmen, daß es für das Auftreten der des Mannes überdrüssigen Frau nur eine Entschuldigung gäbe, nämlich die, daß die Anschuldigung auf Wahrheit beruhen müßte, und selbstverständlich wurde der Offizier sofort verhaftet. Es kommt zur Verhandlung. Das Mädchen beteuert bis in allerhand Details hinein, daß der angeklagte Offizier sich an ihr vergangen habe. Der Offizier beteuert seine Unschuld. Aber das hilft alles nichts. Zu überzeugend ist, was ein Kind sagt. Zu rührend diese aufrichtig wahrhaftige Art, die man nur bei — Kindern findet. Das Endergebnis ist: Zwei Jahre Gefängnis für den Offizier. Ausstoßung aus dem Heer. Ein vernichtetes Menschenleben . . .

Wer in dem Prozeßgang unserer Strafjustiz zu Hause ist, weiß, daß es eine Berufungsinstanz, in der wirklich der Tatbestand als solcher nachgeprüft wird, nur für „kleine" Sachen, aber nicht für Fälle gibt, in denen es sich um Sein oder Nichtsein von Menschenleben handelt. Also blieb dem verurteilten Offizier nur die Nachprüfung, ob vielleicht zufällig ein rettender „Formfehler" vorlag. Aber das war nicht der Fall. Also hat er inzwischen die zwei Jahre Gefängnis abgebüßt.

Er hat die ganzen zwei Jahre abgebüßt, um nun — es galt aus den Trümmern der durch die Kindesaussage vernichteten Existenz wenigstens die Ehre zu retten — das Wiederaufnahmeverfahren zu betreiben. Es kommt zu diesem Wiederaufnahmeverfahren. Und wie endet dies? Mit der völligen Freisprechung des Offiziers! Die Urteilsbegründung stellt fest, daß das zwölfjährige Mädchen von der Mutter der scheidungsbeflissenen Ehefrau beeinflußt worden sei, um Material zur Scheidung zu beschaffen. „Es ist", so heißt es nunmehr wörtlich „ausgeschlossen, auf die Aussagen des jungen Mädchens die Verurteilung eines unbescholtenen Mannes zu gründen..." Etwas spät, diese Erkenntnis, wenn man an die zwei Jahre hinter den Gefängnismauern denkt.

Verurteilungen von Unschuldigen sind wie herabfallende Ziegelsteine, gegen die es für die Betroffenen keinen Schutz gibt, und wen ein solches Schicksal trifft, muß sich damit abfinden, wie mit allen anderen Unfällen, denen wir täglich ausgesetzt sind. Irren ist menschlich — auch bei Richtern. Aber fast unmenschlich

Digitized by Google

ist die richterliche Art, mit der an der Stätte des Rechtes immer wieder Kinderaussagen gewertet werden. Der Fall dieses unglücklichen Offiziers ist typisch. Bei ihm und manchem andern ist es wenigstens nachträglich herausgekommen, wie unzuverlässig gerade Kinderzeugnisse sind — aber wie viele von all den sonst unbescholtenen Menschen, die lediglich auf Kinderaussagen hin verurteilt sind, mögen bei der modernen Ueberwertung der Kinderzeugnisse ebenso unschuldig wie dieser Dresdener Offizier sein?

Kinderaussagen! Wo ist das Kind, das auch nur nach vierundzwanzig Stunden wirklich genaue Angaben über ein Geschehnis machen, das ein Zwiegespräch wiedergeben und erlebte Wahrheit von eigener Dichtung trennen kann? Was ist unkindlicher als kühle Objektivität? Was dem Kinde fremder als die Fähigkeit, Einzelheiten auseinanderzuhalten? Es wäre lächerlich, hier mit Unverdorbenheit und anderen Vorzügen des Kindesalters aufzuwarten. Nicht das naive Gemüt, sondern der noch ungeschulte Blick entwertet das Kinderzeugnis. Das alles ist so selbstverständlich, daß es kaum gesagt zu werden braucht. Wer denkt an diese spezifischen Kindereigenschaften, wenn es gilt, einen Beschuldigten zu „überführen"?

Man tue einen Blick in die Chronik der Schulen. Hier lernt man ganze Tragödien kennen, in denen Kinder als Zeugen die Hauptrolle spielen. Wer wüßte es nicht aus seiner Schulzeit, wie wichtig man sich als Kind, zum Zeugnis gegen Erwachsene angerufen, vorkommt und wie leicht man dabei vermeintliches Unrecht vergilt?

Eine Beispielsammlung von Verurteilungen, die bei Disziplinaruntersuchungen im Schulleben und bei Verhandlungen in Gerichtssälen schließlich auf Kinderaussagen zurückzuführen sind, würde erschreckendes Material liefern, und nichts ist dringender als schleunige Abhilfe in dieser Frage. Wie jetzt Kinderaussagen nicht nur in dem Fall dieses Dresdener Offiziers, sondern auch sonst allgemein gewertet werden, ist es Unfug. Wenn kein anderes Beweismaterial vorhanden ist, dann sollte nur in den allerseltensten Fällen eine Verurteilung auf solche Aussage hin möglich sein. Natürlich — die Werdenden sind wichtiger als die Gewordenen, die Zukünftigen mehr als die Gegenwärtigen. Aber als Zeuge ist das Kind minderwertig. Es weiß noch nicht, was Verantwortung ist, und Objektivität ist eine Tugend, die selbst Erwachsene sich erst allmählich erobern.

Der Andere.

Von

Alfred Polgar.

Er trug einen Ring am Finger, einen schmalen Reif aus geschwärztem Stahl, in dem ein Feueropal glühte, dieser seltsame Halbedelstein, der so beunruhigend in seiner Mischung von Roheit und Zartheit, von flammendem Farbebekennen und hinterhältig schillerndem Heimlichtun, von Blut und Absinth ist. Dieser Ring war schuld an allem Verhängnis.

Paul, der Freund, der Aeltere, der Altruist, der Verzichtende und Verstehende, der Milde und Väterliche, blickte starr auf den Ring an Sergejs Finger. Gewiß tat er ganz unabsichtlich so, und es war Zufall, daß an dem straff gespannten Strahl seines Blickes das Auge des Fräuleins unwillkürlich hinabgleiten mußte — bis zu dem Feueropal im stählernen Reif.

„O Sergej! Was für einen aparten Ring tragen Sie da!!"

Sergej errötete, zog die Hand zurück. Paul schlug bekümmerte Falten in seine Stirnhaut und blickte ahnungslos.

„Ja, er ist ganz hübsch," sagte Sergej — „ein wenig absichtlich-originell vielleicht .... Ich denke, jetzt fahren wir, ehe es regnet."

Er hatte das Gespräch zu brüsk gewendet, die Kurve zu scharf genommen. Seine Stimme schwankte unsicher. Das Fräulein sagte: „Regen? O, woher denn?" und blickte zum Himmel. Wie ein dunkelblaues Transparent war er, mit unendlich vielen zackigen Lückchen, durch die Licht hervorblitzte ... Paul leckte sich die Lippen. Er spürte von fernher aufziehende Tragödien. Noch war das Wölkchen ganz klein, weiß, harmlos. Aber Paul hatte schon den ganzen Gewittervorschmack. Wie liebte er Gewitter! Er konnte stundenlang zusehen, wie die Menschen naß wurden, flüchteten, gegeneinander rannten und totenblaß im Feuerwerk des Wetters erschienen.

„Ja, Sergej, woher haben Sie denn diesen netten Ring?"

Sergej schluckte und würgte ein wenig. Dann log er stramm: „Ich habe ihn von einem Kollegen ... ja ... von einem Amtskollegen ....; er schenkte ihn mir zum Namenstag."

Paul rasselte protzig zur Unterstützung heran: „Ich weiß noch, wie dich damals diese Aufmerksamkeit deines Freundes erfreut hat."

Das Fräulein wurde nachdenklich ... „Das muß jedenfalls ein origineller Mensch sein — warum stellt ihr mir ihn nicht vor?

Digitized by Google

... Bringen Sie ihn morgen mit, Sergej... Wir langweilen uns ja ohnehin schon ganz gehörig zu dritt ... Ist es ein feiner Mensch?"

„Ein feiner, angenehmer Mensch," sagte Paul. Und Sergej setzte hinzu: „O gewiß!"

„Also bringt ihn doch!... Ach, von selbst kommt ihr nie auf so einen Einfall... Ein bißchen Zerstreuung, neue Menschen, das tut mir doch not!"

„Weiß Gott, ja," rief Paul und machte seine Stimme ganz weich, schmiegsam, wärmend.

Da fuhr Sergej auf: „Wie kannst du zustimmen? Ich bin froh, wenn ich aus dem Amt weg bin, niemanden von dort sehe ... und jetzt sollen unsere schönen Abende durch fremde Menschen gestört werden?"

„Also bitte, dann nicht!" rief die Dame und knöpfte ihr Jäckchen übertrieben energisch zu, als wolle sie sich vor den beiden Herren enger abschließen. Dabei machte sie ein Gesicht, in dem fabelhafter, unsinniger Hochmut lag und gleichzeitig aller Schmerz einer mißhandelten Gefangenen.

„Eine schlechte Technik, Sergej, glaube mir! Principiis obsta! Das heißt: Erfülle die Wünsche einer Frau sofort, ehe sie Zeit haben, fixe Ideen zu werden." Paul sagte das in seinem leicht spöttischen, milden, offenherzigen, preisgebenden Ton, der wie ein Schwamm über den Ernst von Situationen wischte und ihn tilgte ... „Eine schlechte Technik!"

Sergej antwortete erbittert: „Ich bin kein Techniker," und versank in Mißstimmung.

Beim Heimwärtsfahren herrschte zwischen den Dreien Stillschweigen. Der Abschied vor dem Hause war kühl, kurz, finster.

Sergej schritt mit hastigen und erbosten Schritten weit aus. Paul lief nebenher und schwätzte mild und weise.

„Jetzt wird sie sich in diese dumme Marotte verbeißen und mich zur Verzweiflung bringen."

„Es hätte dir auch was Gescheiteres einfallen können, als der Amtskollege. Warum hast du nicht lieber eingestanden, daß du den Ring von deiner früheren Geliebten hast?"

„He, das hätte dir gepaßt, wie? Weil du sehr gut weißt, daß dann alles aus gewesen wäre?"

Paul blinzelte gekränkt ... Wie man ihn mißverstand! Wollte er denn was? Stand er nicht freiwillig, edel, Wolfram-von-Eschenbachisch, zurück von jeder Werbung um die geliebte Frau? Förderte er nicht unablässig Sergejs Liebe? ...

Die Freunde sprachen kein Wort mehr. Beim Abschied drückte Paul Sergejs Hand mit brüderlicher Innigkeit ... Dann ging er in die Weinstube, trank und war zufrieden mit den Ergebnissen des Abends und notierte Gedanken und sprach mit sich selbst und war gerührt über den warmen, weichen, schmiegsamen Klang der eigenen Stimme.

Am andern Abend setzte das Gewitter frisch und munter ein. „Wo ist Ihr Freund?" war das erste Wort der jungen Dame. „Krank," sagte Sergej. Paul rief bedauernd: „Tj! tj!" Und da das Fräulein merkte, wie quälend das Thema für Sergej war, ließ sie den ganzen Abend nicht locker. Unaufhörlich erkundigte sie sich nach dem kranken Freund. Wie er heiße? Wie er aussehe? Wo er wohne? Wes Geistes er sei? Ob er sich elegant trage?

Sergej log mit vollen Backen. Erst stotternd und stockend, dann immer frecher, schließlich mit einer Art verbissener Freudigkeit am Schwindeln. Das Fräulein wurde angeregt und lebhaft, sie wippte in ihrem großen Korbsessel, sang mancherlei und schnupperte mit leise bebenden Nasenflügeln den süß-herben Duft ganz neuer erotischer Verwicklungen auf. Beim Verlassen des Restaurants kaufte sie dem Blumenmädchen einen gewaltigen Strauß dunkelroter Rosen ab, gab ihn Sergej und sagte: „Bringen Sie das Ihrem kranken Freund — von mir."

Eine Woche lang blieb der Freund krank. Sergej überlegte, ob er ihn nicht sterben lassen solle. Er fand aber nicht den Mut dazu. So genas der Kranke allmählich. Botschaften zwischen ihm und dem Fräulein gingen durch Sergejs Vermittlung hin und her. Sergej bekam allmählich wahrhafte Angst vor dem selbst erschaffenen Gespenst.

„Man muß es ihr doch schließlich eingestehen," meinte Paul, als sie nachts die kuriose Sache besprachen.

Sergej wurde bleich: „Du wirst doch nicht?"

„Wie kannst du nur so was denken? Aber irgendwie muß man die Legende doch endlich zerstören, muß ihr doch sagen, daß der Mann gar nicht existiert ..." O! Sergej konnte ruhig sein. Einer rohen, einer ehrlichen Gemeinheit war Paul nicht fähig. Er besaß nur eine schlichte Tücke, und die Bosheiten, die er beging, waren so mit Seele versetzt, daß sie ganz liebenswürdig-naiv erschienen. Seele — ja, das war Pauls Spezialfach. Er unterpolsterte seine Niedrigkeiten so üppig mit Seele, daß sie wie Erhabenheiten aussahen ...

Die Abende wurden furchtbar. Sie sprach von nichts anderem als von Sergejs Freund. In jedem Danebensitzenden witterte sie ihn, der sich heimlich angeschlichen habe, da man ihn

Digitized by Google

anders nicht zu ihr lasse. Sergejs Augen funkelten vor Wut und Eifersucht. Er zog einen Stacheldraht spitzigster Blicke um die geliebte Frau. Die Männer ließen schleunigst die Huldigungsfeuer in ihren Augen erlöschen, wenn sie Sergejs verzerrtes, gefährliches Antlitz merkten.

Sergej haßte Paul: aber er hatte ein quälendes Bedürfnis nach Aussprache, und bei dem warmen Geplätscher von Pauls Beredsamkeit wurde ihm sanfter zu mute . . . „Verstehst du," fragte er den Freund, „wie sie sich in einen nie erblickten Menschen verlieben konnte? Denn sie ist direkt verliebt in meinen erfundenen Freund."

„Er ist nicht da!" sagte Paul. „Kennst du die Weiber, he? Je nichter einer da ist, desto mehr ist er da. — Ganz einfach: den sie nicht hat, der hat sie!"

„Und ihre Liebe zu mir?"

Die hast du nicht zu behandeln gewußt. Man muß die Untreue einer Frau sättigen, verstehst du? Sie ist immer vorhanden: Sie ist das Primäre. Die Männer sind so schrecklich dumm!! Sie glauben stets, es nehme ihnen einer die Frau weg. Indessen ist sie zuerst weg — und dann kommt einer, der erste beste, und nimmt sie, klaubt sie auf wie herrenloses Gut. Zuerst ist die Untreue der Frau wie ein Raubvogel, umherschweifend und nach Nahrung spähend — bis sie endlich auf irgendein taugliches Objekt herabstößt. Der andere hat immer recht, einfach weil er der andere ist — ja, er braucht nicht einmal wirklich auf der Welt zu sein . . .!"

Sergejs Herz krampfte sich vor Eifersucht; vor Eifersucht gegen einen Menschen, der nicht lebte. Er fühlte sich von einem Gespenst betrogen. Und merkte mit Entsetzen, daß sie von der Umarmung jenes Gespenstes bereits ein Kind unterm Herzen trüge: ein kleines herziges Hysteriechen . . . „Ich werde ein Ende machen," sagte Sergej finster.

Am anderen Tag erzählte er, er sei mit seinem Freund auseinandergekommen. Ein heftiger Wortwechsel; ein Duell unvermeidlich. „Ich werde ihn erschießen," sagte er zu Paul.

Sie wurde leichenblaß: „Ein Duell? O Gott!"

Sergej zitterte vor Seligkeit. Wie sie um ihn bangte! — Aber sie bangte nicht um ihn, sondern um den andern . . . Zu Hause betete sie inbrünstig, es möge jenem kein Leid zustoßen. Dann dachte sie, wie häßlich ihre Wünsche gegen Sergej seien. Wie, wenn er getötet würde? Es wäre gräßlich. Aber sie würde ihn betrauern, o betrauern, wie noch

Tränen kamen ihr ins Auge. Eine köstliche Wehmut betäubte sie. Der gute, der treue, der liebevolle Sergej! An jedem Jahrestag seines Todes würde sie sich abschließen von allen Menschen, über sein Bild ihre Tränen fließen lassen und sich nicht wehren gegen den giftigen Schlangenbiß der Erinnerung.

Aber für den andern betete sie —

Am nächsten Tag: „Sergej!" rief sie und preßte die Hand aufs Herz. „Du hast ihn getötet?"

„Ach nein! Er ist gekniffen. Davon. Auf Nimmerwiedersehen. Heute nacht nach Adelaide abgedampft, zu seiner Braut!"

Sie blickte ihn einen Augenblick starr an. Dann hob sie die Faust, schlug ihm wuchtig mitten ins Gesicht.

Er ließ es ruhig geschehen. Paul sah weg. Sie saß da, totenblaß, mit geschlossenen Augen.

„Liebst du ihn denn? Sag's doch! Sag's doch!"

Sie murmelte, ohne die Augen zu öffnen, tonlos: „Ich habe nur ihn geliebt, immer nur ihn, vom ersten Augenblick an nur ihn, ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn, ich werde ihn immer lieben."

„Den andern, immer den andern," rief Sergej mit höhnischem, schreiendem Lachen . . . Und den Ring, den er seit jenem ersten Abend nicht mehr getragen, zog er aus der Tasche und steckte ihn, bebend vor Wut, an den Finger.

Paul zischelte leise: „Immer den andern — du Allerteueste . . ., dir selbst Getreueste!"

Er merkte aber, daß der Freund vor Erregung zu platzen drohte. Und so war es Zeit, Ventile zu öffnen. Zur Katastrophe, zum Bruch wollte Paul es nicht kommen lassen. Er brauchte bei seinen erotischen Abenteuern immer einen, der ihm die Unbequemlichkeiten der Beziehung abnahm, er konnte Sergej nicht entbehren. Für sich reservierte er: Die unglückliche Liebe mit Gelegenheits- und Zufallsgenüssen. Die Beschwer des Glücks aber, das ganze grobe Gepäck einer Beziehung ließ er neidlos den keuchenden Andern schleppen . . . So langte er nun über den Tisch hinüber nach Sergejs Hand, drückte sie innig. Dann begann er, in einem halb ironischen, halb dunklen Ton — als klinge, was er spreche, aus Tiefen der Erkenntnis herauf — von der höheren Solidarität der Männer zu schwärmen. „Es wäre eine gute Sache," sagte er, „einmal zu schildern: Wie eine Frau zwei Männer für sich und gegeneinander aufreizt. Wie sie mit einem Blick

Digitized by Google

andern zu vergiften trachtet, wie aber die Gefühle der Männer, von einem dumpfen Instinkt der Abwehr gegen den gemeinsamen Feind verführt, in einem jähen, heimlichen Händedruck sich treffen, einem Händedruck, zwischen dem das Weib einfach zermalmt, auf Null reduziert wird . . ."

Während Paul so sprach, ruhte seine linke Hand herzlich auf jener Sergejs · von der blutig und giftig der Feueropal schielte , und seine rechte streichelte, hinter den breit herabhängenden Rändern des Tischtuchs geborgen, Frau Jolanthes kühle, weiße Finger.

Schweigend saßen die andern, untergetaucht ins Dunkle, in die Not ihres Herzens.

Aber Paul ahnte Chancen, spürte Helligkeit . . . Betrübten Auges und froher Seele sah er am finstern Nachthimmel des Liebeskonflikts sein eigenes Sternchen freundlich und verheißungsvoll herablächeln . . .*)

Kopenhagener Bilderbogen.

Von einem weitgestreckten, grünen Park umträumt, von einer roten Burgmauer kriegerisch umzäunt, von einer schmalen Zugbrücke, die sich über einen echten und rechten Rautendeleinweiher hinübertastet, mit der Wirklichkeit verbunden, liegt Schloß Rosenborg, der Juwelen- und Kleinodienspeicher, der die Kostbarkeiten birgt, die im Laufe mancher Jahrhunderte die Oldenburger auf dem Throne Dänemarks zum Schmuck für ihren Leib und für ihr Leben an sich gebracht haben. Ein Strom schimmernder, üppiger Pracht, raffiniert verwandten Reichtums rinnt von Abteil zu Abteil des dreietagigen Hauses: ein defilé der Prunkstücke, an dem die Verfeinerung und die Verweichlichung des Geschmackes, die Ausnützung und die Ueberspannung der Kulturkräfte gleichmäßig Teil haben, zeigt sich von Glaskabinett zu Glaskabinett und schleppt hinter sich her die Bewunderung und die Lüsternheit und das Staunen und den Zorn. Im Jahre 1648, nach Christians des Vierten, des Oldenburgers, Tode, also in einer Zeit, die ihre Glieder mit rauhem, kriegerischem Erz umschnürt hatte und dem Luxus mit der Geste der Brutalität abwinkte, ist dieses Museum des Luxus gegründet worden; aber schon zwei Jahrhunderte reichten aus, um es aus dem Privatbesitz und dem Reliquienerbteil eines einzigen Geschlechts so zu füllen, daß es nun einen Milliardenwert in seiner dreistöckigen Lade birgt: daß es mit Preziosen überstopft ist, wie einst das zierliche Schlößlein Tiefurt bei Weimar mit Requisiten wesentlich harmloseren Charakters und daß der Besichtiger dieses Theaters der fünftausend Kostbarkeiten, dieser halb überwältigenden, halb grotesken Kunstschau unwillkürlich den Atem anhält. Da haben Barock und Rokoko, Empire und Biedermeiertum ihre Schmuck- und Gerätkästen geöffnet; und wahllos stehen in den Sälen Christians des Vierten, Frederiks des Vierten und Christians des Sechsten und Frederiks des Fünften und ihrer Nachfolger die Stücke, die von Reichtum und Kunstgeschmack gleichmäßig entworfen wurden, neben der Konkurrenz, die, mit dem Motto „Meine Mittel erlauben mir das", das königliche Protzentum anschaffte oder als Geschenk entgegennahm. In den Einzelheiten unübersehbar ist diese Parade der Schmuckstücke und goldgetriebenen Becher, der Trachten, strotzend vom arabeskenreichen Aufwand der Brokate, Stickereien und Ornamente, des Toilettenzubehörs, in dessen Nähe und mit dessen Hilfe diese Fürstinnen ihre Schönheit pflegten, und der religiösen Bijous, die, anstatt Gott und der Kirche die Ehre der schlichten Form zu geben, mit den weltlichen Kostbarkeiten darin wetteiferten, die Fülle der Edelsteine auf einer möglichst kleinen Raumspanne zusammenzudrängen. Da sind die Waffen, Schwerter, Gewehre, Pistolen, deren mit Juwelen besäte Griffe und Kolben wirklich nur in die streichelnde, liebevolle Behandlung einer gepflegten, weichen Fürstenhand gehören und die hinter der durchsichtigen Glashaut der Vitrinen aufgebauten Ringe und Dosen und Miniaturen und die Goldsporen, deren Stachel das Vollblut der edelsten Reittiere abzapfen mußte und die Porzellane, die in einem Nebengelaß der obersten Etage aufgestapelt sind und die aus Demantsteinen zusammengesetzten Porträtsilhouetten, und jener Spiegel mit der Umrandung von blaßrosa Opalen, und der Kronleuchter aus rehbraunem, nachgedunkeltem Bernstein, und die elfenbeinernen Schiffsmodelle, und die schwer silbernen Thronstühle und die silbernen Löwen, die erst jüngst den Katafalk des letzten Dänenkönigs bewachen mußten. Hinter jedem dieser kleinen Zimmer, hinter jedem dieser Glaskästen staut sich eine schimmernde, gleißende Flut: bewegungslos,

*) Als Probe aus dem reizvollen Novellenband „Hiob", den Alfred Polgar soeben bei Albert Langen, München, erscheinen läßt und den wir allen Freunden einer amüsanten und doch künstlerischen Lektüre empfehlen.

Digitized by Google

mit ihren funkelnden Wellen fest erstarrt zwischen den Deichen ihrer ehrwürdigen, räumlichen Umgebung. Hier lernt es der im sozialen Sinne empfindliche Mensch wieder einmal begreifen, daß, solange die Kluft zwischen übermäßigem Besitz und maßlosem Elend nicht mit Hilfe solcher leicht vom Tode zum Leben erweckbaren Kapitalien zugeschüttet wird, die Revolutionen kommen können. Hier erlebt der Nichts-als-Stimmungs-Mensch ein phantastisches, den Zaubergärten von „Tausend und Eine Nacht" entsprungenes, höchst üppiges Märchen, das freilich H. C. Andersen, der nationale Märchendichter Dänemarks, der schlichte alte Herr, der draußen unter den Dächern der breitkronigen Linden und rostroten Blutbuchen des Parkes in der Stellung eines gemütlichen alten Großpapas auf dem Denkmalssockel sitzt und den ihn umspielenden Kindern scherzhaft den Steinfinger entgegenstreckt, kaum gedichtet haben könnte.....

Auch im gelben Pantheon des Thorwaldschen Museums, das zur schmalen Gracht herübersieht, und vor dessen pompöser Terrasse die kleine, blonde Deutsche einen schwungvollen Handel mit Ansichtskarten betreibt, triumphiert zunächst die Wirkung der Masse. Wer kritischen Gemütes die 44 Säle durchwandert, die den Lichthof mit Thorwaldsens efeubewachsenem Grabe, einem kleinen grünen Punkt zwischen steilen, blaßgetünchten Steinmauern, umgeben, wird von wechselndem Eindruck zu wechselndem Eindruck gestoßen und fühlt sich oft genug veranlaßt, wider den Stachel zu löcken, und sein persönliches Gefühl gegen den Götzen „Autorität" Sturm laufen zu lassen. Und nur, wer diese kolossale Arbeitsleistung (die Arbeitsleistung des Vertreters einer Künstlerrasse, die ihr Kunstschaffen weniger von Stimmungen, als von augenblicklichem Wollen abhängig sein ließ), rein als solche betrachtet, wird schließlich zu einem von keiner Reflektion eingeschränkten, von keiner kritischen Galle getrübten Pauschalkult des dänischen Künstlers vordringen können. Ich muß gestehen: gerade der Drang, an mancher Stelle dieser Sammlung schrankenlos zu verehren, zwingt mich, an anderen Punkten ebenso gebieterisch „Nein" zu sagen. Es handelt sich dabei weniger darum, prinzipiell Lästerung zu treiben, als darum, sich darüber klar zu werden, was sich im Gefühlskomplex des Modernen gegen diese Art, lineare und zum Teil charakterlose Kunst zu machen, zur Wehr setzt. Die Grenze ist da schnell gezogen; und so mancher, der den dänischen Nationalheros, wo er nur „der Antike starr entgegenkommt", allenstrebenden Eklektiker zu werten vermag, wird ihn lieben müssen, sobald er ihm im Bezirke ausgeprägterer Umrisse, am besten innerhalb der Grenzen heiterer, genrebildlich verwandter Anmut und Schönheit begegnet, oder aber, sobald die Beherrschung der Form nicht nur zu irgendeiner Apotheose, sondern zur scharfsinnigen Herausarbeitung einer Geste, eines Seelenvorganges verwandt wird. Das gilt, wenn ich meinen bei einem einmaligen, ausführlichen Rundgang aufgerafften Eindrücken trauen darf, ebenso für die Monumente wie für die Riesenparade der Fresken und Medaillons. Unablässig wechselt da das Gefühlsthermometer zwischen Hitze und Kälte. Wie ausdruckslos, nur auf die Wirkung der massigen Gliedmaßen zugeschnitten, ohne jede Spur des täppisch Athletischen, auf der etwa Reinhold Begas diese Gestalt hätte basieren lassen, ist dieser Vulkan; wie bar jedes erotischen, sinnlich anregenden, zur Liebe kommandierenden Zuges ist diese Venus; wie puppenhaft und tot umstehen diese Apostel die zur Feierlichkeit ladende, Ruhe und Weihe ausströmende Zeremonie, mit der die große Christusstatue, die Hände segnend ausgebreitet, majestätisch und doch mit ihrem gebeugten Haupt der Gottesidee untertan, sich in ihre Mitte stellt. Man betrachte die scharf gegeneinander abgegrenzten, jede ein Leben rahmenden Physiognomien der Christusjünger auf dem Abendmahl Lionardo da Vincis, und man wird darauf kommen, daß der Naturalismus in der Kunst, daß das Bestreben, auch auf dem Relief religiöser Stoffe Menschen zu bilden, lange vor Thorwaldsen geboren waren. Die Zeitströmung ist hier also keine Entschuldigung. Dann aber kann er, Thorwaldsen, der Däne, plötzlich auch anders, als „schöne Männer", Polenfürsten, Joseph Ponialowski und Wladimir Potacki, mit dem Stolze altrömischer Maskentracht umhüllend; als eine Penthesiles schaffend, von deren indifferenter Schönheit das kleistische Ideal nie gebannt wurde und deren Dramatisierung im identischen Sinne allenfalls Martin Greif geglückt wäre: als einen Luther-Kopf bilden — seine Schöpfung war Thorwaldsens Schwanengesang —, von dessen Zügen zu der bäurischen Abkunft des Reformators kein Weg führte. Dann modelliert er den Schiller, dessen linke, brünstig zwischen die Seiten des Buches gekrampfte Hand nicht aus Gips, sondern aus von rotem Blut umspültem Fleisch, aus Haut, Knochen und unter der Vehemenz des Griffes sich straffenden Adern zu sein scheint. Dann schafft er diesen gewaltigen Papst Pius den

Digitized by Google

sein Herz"), dessen in Grausamkeit und versteinertes Machtgefühl eingebettete Haltung ich als Modell allen den Schauspielern empfehle, die noch einmal an Ernst von Wildenbruchs „Papst Gregor" herangelassen werden; und er modellierte ohne Verschönerungssucht, für die Bronzestatue im Dom zu Roskilde, das Monument König Christians des Vierten, des Oldenburgers, mit dieser prachtvoll herrischen, sich gegen die Wertschätzung des Volkes trotzig aufbäumenden Haltung und demselben frechen, knebelbärtigen Abenteurerkopf, den man soeben auf Bildern und Miniaturflächen in einem Glasschrein des Schlosses Rosenborg sah. Am liebsten und erfolgreichsten aber lädt sich Thorwaldsen bei den Grazien der heiter antiken Allegorie zu Gast, spielt Amor und Psyche zu Vereinigungen auf, die wiederum in der beherrschenden Geste zu wohllautvollster Musik werden, formt und erfindet nach Vorbildern der antiken Lyrik – im speziellen Anakreon ist Stofflieferant – Szenen, die die Zwanglosigkeit eines anspruchslosen, nur auf Befriedigung des Schönheitsdurstes gestellten Vorwurfs ohne Erdenschwere, mit tändelnder Leichtigkeit und graziösester Liebenswürdigkeit wiedergeben. Das scheint nicht mit dem Meißel, sondern mit einem Schmetterlingsflügel gemacht; zeigt, daß in Thorwaldsen weniger die Seele eines Dramatikers, sondern eines Lyrikers der Plastik steckte. Hier ist kein mißverstandener Goetheismus, dem man nur andachtsvoll, mit dem Hute in der Hand, dient, sondern lauterer, schönheitstrunkener, der Form mächtiger Frohsinn, dem man brünstig die Arme entgegenbreitet. An dieser Stelle hab' ich Thorwaldsen voll verstanden!

So; das, Schloß Rosenborg und Thorwaldsen, sind zwei der größten, an die Vergangenheit festgeketteten Kulturwerte, die Kopenhagen zu vergeben hat und mit denen sich der Neuling, der zum ersten Male diesen Boden betritt, abfinden soll, bevor er sich in das beschwingte, bunte Leben dieser Gegenwartsstadt par excellence stürzt.

Urbanus.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 32 Berlin, den 10. August 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Geizkragen Deutschland.

Von

Heinrich Ilgenstein.

In der Reichshauptstadt Berlin ist wieder einmal ein Kriegsveteran sozusagen im Rinnstein gestorben. Todesursache? Der typische reichsdeutsche Veteranentod: Hunger und Entkräftung.

Ich weiß nicht, ob man dem alten Vaterlandsverteidiger dann bei seiner Beisetzung die üblichen militärischen Ehren erwies. Aber es ist immerhin wahrscheinlich. Er hat als junger Kerl die Ehre gehabt, beim Klang der Schlachtmusik seine heilen Knochen dem Vaterlande zum Opfer bringen zu dürfen. Als er dann — gerade die Tapfersten holen sich Kriegswunden, die erwerbsunfähig machen — die daraus resultierende Ehre hatte, langsam, aber sicher allmählich verhungern zu dürfen, hat ihm dazu selbstverständlich keine Regimentsmusik aufgespielt. Aber das geht ja auch nicht. Wenn unsere Militärkapellen allen Kriegsveteranen das tägliche Hungern durch den Vortrag eines Kriegsmarsches verschönern wollten, sie könnten es wirklich nicht schaffen. Aber nachdem der Veteran dann weiter die Ehre gehabt, auf der Straße vor Hunger und Entkräftung unter den Händen von ein paar Passanten zu sterben, hat man ihm sicher auch nicht die unwiderruflich allerletzte Heldenehre verweigert, nämlich die ihn unter den Klängen einer kleinen Militärkapelle und mit einer das ganze Kriegsveteranenleben harmonisch und stimmungsvoll abschließenden Ehrensalve zu bestatten. Dies letztere ist nur eine Annahme. Aber eine Annahme, die zur Gewißheit wird, wenn wir daran denken, daß so ein alter deutscher Kriegsveteran wohl gerne dreimal am Tage gegessen hätte, — von dem allgemein erzieherischen Beispiel solch abschließender Ehrensalven abgesehen — diese feierliche Veteranenbestattung doch nur eine einmalige und sehr kleine Ausgabe ist. —

Das klingt ja nun recht brutal und herzlos. Aber das bin nicht ich. Das ist mein Vaterland. Und man glaube nicht, daß der langsame Hungertod dieses Veteranen Drux eine Ausnahme war. Nur ein Beispiel für viele: Da ist der Buchbinder Vogel, Reichshauptstadt Berlin, Niederbarnimstr. 10. Er hat die Ehre gehabt, alle drei Kriege, 1864, 1866 und 1870 mitmachen zu dürfen. Und wenn man hört, daß dieser heute gänzlich hilflose Mann allein im Kriege 1870/71 in „nur" dreizehn Schlachten mitgefochten, dann glaubt man gerne, daß er sich seine gänzliche Erwerbsunfähigkeit auf diesen blutgetränkten Stätten geholt. Nun ist dieser dabei, zu verhungern. Aber langsam, langsam. Das dankbare, großmächtige deutsche Vaterland ist nicht so. Es hat diesem Kämpen, der einst bei einem freiwilligen Patrouillenritt dem geliebten Vaterlande sein ganzes Leben einfach auf dem Präsentierbrett darreichte, für Tapferkeit vor dem Feinde eine Invalidenrente von monatlich 30 M. bewilligt. Für den einst im Felde um seine Gesundheit gekommenen Kriegshelden und seine ebenfalls kranke Frau zusammen 30 M. Also der typische reichsdeutsche Kriegsinvalidenhungertod, verlangsamt durch ein tägliches Verzögerungsgeld von fünfzig Pfennig den Tag.

Der Verwalter der deutschen Reichsgelder zuckt die Achseln und sagt: „Wir tun, was wir können. . ." Eben hat der Finanzminister es glückstrahlend verkündet: „Einen solchen Ueberschuß wie das letzte Jahr sahen wir nicht, seitdem mit dem Blut seiner Söhne das Deutsche Reich zusammengeschmiedet ward." Aber hun-

Digitized by Google

sche Reich tut, was es „kann". Ist es erlaubt, zu sagen, daß sich das dankbare Vaterland, was die Fürsorge für seine Veteranen angeht, wie ein unanständiger Geizkragen aufführt?

Amerikanische Heuchelei und Korruption.

Von

Johannes Gaulke.

Amerika hat auf allen Gebieten immer das größte und beste auf Lager. Alles, was in diesem Lande ins Leben gerufen wird, nimmt gleich ungeheuerliche Dimensionen an; es hat nicht nur die größten Wolkenkratzer und Rinderherden, sondern auch die größten Spitzbuben, Heuchler und Verbrecher aufzuweisen. Neben den fleißigsten, Kulturwerte schaffenden Arbeitern, sehen wir überall auch die übelsten Gauner und Erpresser ihr unsauberes Handwerk mit der größten Ungeniertheit ausüben. Das sittliche Bewußtsein des Amerikaners unterscheidet sich wesentlich von dem des Durchschnittseuropäers. Die alten ethischen Werte, an deren Umwertung deutsche Philosophen mit bekannter Gründlichkeit gearbeitet haben, hat der Amerikaner — sofern sie sich überhaupt noch auf amerikanischem Boden eingebürgert haben — spielend abgestreift. Gut und Böse sind für ihn überwundene Begriffe. Er kennt und respektiert nur den Begriff der Nützlichkeit. „What use can I have?" ist die Frage, die im geschäftlichen und persönlichen Leben der Nation tausendfach variiert wird. Welchen Nutzen habe ich davon, wenn ich Mr. Roosevelt meine Stimme bei der bevorstehenden Präsidentenwahl gebe? Der Tüchtige und Brauchbare ist immer der Herr mit dem großen Portemonnaie. In Chicago hat Mr. Roosevelt einer Negervereinigung 1000 Dollar cash als Schmiergelder angewiesen, da meldete sich aber hinterher Mr. Taft und bot das Doppelte. Da konnten die Nigger-Gentlemen nicht umhin, dem großen Roosevelt das Geld zurückzuschicken, denn auch ein Neger hat sozusagen Grundsätze und respektiert ganz nach dem Vorbilde der Blaßgesichter immer das größere Portemonnaie.

Ich weiß nicht, ob diese Anekdote aus dem Wahlkampf den Tatsachen entspricht oder nur eine geschickte Erfindung ist, das tut im übrigen auch nichts zur Sache, denn sie ist psychologisch wahr und charakterisiert vortrefflich die Anschauungswelt des Amerikaners. Wir sind noch immer so weltfremd und von Vorurteilen befangen, daß wir uns über die unvergleichlichen Gauner Amerikas entrüsten und gar dicke Bücher über die Spitzbübereien des großen Johnny, d. i. John D. Rockefeller, schreiben, um die Welt aus den Klauen des allverehrten Gottes Mammon zu erretten. Der Amerikaner lächelt über diese Altersweisheit — und macht mit. Er kann sich allenfalls darüber ärgern, daß der große Johnny schon vor ihm das Feld abgegrast hat, im übrigen fährt er aber fort, ihn als einen smart fellow zu verehren. „Der geriebene Bursche" ist überhaupt die höchste Ehrfurchtsbezeugung, die der Amerikaner zu vergeben hat.

Von Zeit zu Zeit wird die Welt durch eine ganz besonders anrüchige Skandalgeschichte aus dem Dollarsumpf in Spannung gehalten. Der Telegraph meldet mit schlichter Sachlichkeit, daß ein New Yorker Spielhöllenbesitzer im Auftrage der Polizei ermordet worden ist. Der Herr Rosenthal — so heißt der Spielhöllen-Gentleman — muß ein großer Dummkopf oder ein noch größerer Geizkragen gewesen sein. Wäre er ein smart fellow oder auch nur ein business-man gewesen, wäre ihm dies Malheur nicht passiert. Aber der Mann wollte in schnöder Habsucht den ganzen Profit an sich reißen und der Polizei nicht geben, was ihr als höchster Aufsichtsbehörde über alle Gauner und Spitzbuben gebührt. Kein Wunder, wenn über eine solche Schäbigkeit der Gesinnung auch das staatsfrommste Polizeigemüt in wallenden Zorn gerät und seine Opfer sucht. Der Herr Rosenthal hätte als New Yorker Geschäftsmann wissen müssen, daß es in New York keine Sinekuren etwa nach Art eines preußischen Domherrnpostens gibt, sondern daß jedes Amt, vom Präsidenten bis zum Nachtwächter,

Digitized by Google

mit schwerem Mammon erkauft werden muß. Auf irgendeine Art muß das Anlagekapital doch wieder herausgewirtschaftet werden! Das nennt man plain business — glattes Geschäft. Jeder New Yorker Schuhputzer weiß ein Lied davon zu singen. Je weniger einwandfrei ein Geschäft ist, um so höher fällt natürlich die Steuer aus, die die Polizei aus eigener Machtvollkommenheit erhebt. Ein ergiebiges Steuerobjekt ist eine Schankwirtschaft, dann folgt das Huren-Café und das Bordell und schließlich die Spielhölle. Sie müssen alle gehörig bluten, die aus den bösen Neigungen und Leidenschaften der Menschen Kapital schlagen. Es ist eben Aufgabe der Polizei, dafür Sorge zu tragen, daß den Bordellwirten und Spielhöllenbesitzern nicht ein zu großer Nutzen aus ihrem anrüchigen Gewerbe zufließt.

Das weiß jeder New Yorker und keiner wird sich über die Praktiken der Polizei entrüsten. Geschäft ist eben Geschäft. Der Gedanke, durch eine nicht einwandfreie Transaktion Geld aus dem lieben Nächsten herauszuschlagen, ist jedem amerikanischen Gemüt süß. Man muß sich auf Volkspsychologie verstehen, um den rechten Standpunkt in der Beurteilung des letzten New Yorker Polizeiskandals zu finden. Die Polizei ist an den Pranger gestellt, aber die Schuld für die zum Himmel stinkenden Zustände trifft sie allein nicht. Das Volk ist in allen Schichten durchseucht von einer skrupellosen Gewinnsucht. Es ist charakteristisch, daß man den Menschen nicht nach seinem moralischen Wert einschätzt, sondern nach seinem Besitz. Fragt man: „Was ist er wert?“ so erhält man prompt zur Antwort: „Er ist eine Million wert.“ In diesem Sprachgebrauch kennzeichnet sich die Ethik des Amerikaners.

Mit der Korruption hängt auf das engste die Heuchelei, die in Amerika geradezu zu einem System ausgebildet ist, zusammen. Wenn man auch drüben die gröbsten Vorurteile und viele sinnlose Bräuche der alten Welt abgestreift hat, so hat sich das moderne Amerika doch mit vielen Albernheiten umgeben, für die dem Europäer das rechte Verständnis fehlt. Dazu gehört unter anderem die äußerste Staaten der Union sind Schaustellungen und Konzerte öffentlich verboten, im geheimen dagegen gestattet. Da ist z. B. in einem New Yorker Radautheater am Sonntage ein „sacred concert“, Kirchenmusik, angekündigt, der Besucher bekommt auch vor Aufgang des Vorhangs einen Choral zu hören, dann geht aber sofort das neueste Sensationsstück über die Bretter. Die Form ist erfüllt, die Polizei weiß, daß die Kirchenmusik programmatisch angekündigt worden ist, über das, was nachher geschieht, ist sie nicht unterrichtet.

Eine andere Eigenart Amerikas, die auf dem System der Heuchelei beruht, ist das sogenannte Prohibition-Law, ein Gesetz, das die Herstellung, den Verkauf und die Lagerung alkoholhaltiger Getränke für ein Staatsgebiet verbietet. In 10 Staaten der Union ist die Prohibition dauernd oder vorübergehend, in strenger oder milder Form eingeführt worden, weil fromme Seelen, die gerade an der Staatskrippe sitzen, die lieben Mitmenschen vor den entsetzlichen Folgen des Alkoholgenusses schützen wollen. Was diese Vorsichtsmaßregel den Gesetzesmachern und der Polizei in cash einbringt, kann ich nicht verraten, nur konnte ich mich selbst überzeugen, daß der Schmuggel mit Spirituosen und die Geheimfabrikation mit alkoholhaltigen Getränken in allen Prohibition-Staaten blüht. Auch die Apotheken fabrizieren erkleckliche Mengen von Gesundheitsschnäpsen, natürlich nur auf „ärztliche Verordnung“ hin. Es erübrigt sich zu bemerken, daß sich jeder Gewohnheitstrinker aus gesundheitlichen Rücksichten ein Schnapsrezept mit Leichtigkeit verschaffen kann. Welch' eine Einnahmequelle für Arzt und Apotheker!

New York ist ein Prohibition-Staat in milder Form. Um bei den Frommen im Lande nicht Aergernis zu erregen, ist der Ausschank alkoholischer Getränke an Sonn- und Festtagen verboten. Die „Saloons“ (Schankstätten) müssen offiziell geschlossen sein, und tatsächlich erhält auch niemand Eintritt durch die Haupteingangspforte, dagegen steht ein Nebenpförtchen, das sog. family entrance, allen alkoholbedürftigen Seelen offen. An Sonntagen wird

Digitized by Google

haft als an Wochentagen gezecht, und das alles unter dem Schutze der Polizei, die offiziell von der Existenz des Nebeneingangs natürlich keine Ahnung hat. Immerhin erwächst der Polizei aus den Verordnungen betreffend die äußere Heilighaltung des Sonntags eine nicht zu unterschätzende Nebeneinnahme.

Der Amerikaner empfindet im großen Ganzen diese Art von polizeilicher Bevormundung nicht als etwas Schimpfliches, sonst hätte er schon längst die organisierte Verbrecherbande, die an der Spitze der Zivil- und Polizeibehörde steht, zum Teufel gejagt. Mögen auch einige von Zeit zu Zeit an die Oberfläche tretenden Symptome der allgemeinen Korruption die Oeffentlichkeit beschäftigen, so behandelt man sie doch vorwiegend vom Standpunkt der Sensation. In wenigen Wochen wird auch der Fall Rosenthal seine Aktualität eingebüßt haben, einige Kreaturen der polizeilichen Nebenregierung wird man auf den elektrischen Stuhl schleppen — das gibt wieder eine kleine Sensation! — aber im übrigen wird alles beim alten bleiben.

Auch eine Schulreform.

Von

Fritz Herholtz.

Hermann Lietz, der Leiter dreier deutscher Landerziehungsheime im Harz, in Thüringen und in der Rhön, hat ein Buch geschrieben über „Die deutsche Nationalschule“ (R. Voigtländer, Leipzig). Er fordert darin eine Einheitsschule, und zwar eine deutsche mit einem Lehrplan auf vaterländischer Grundlage, mit Unterrichts- und Erziehungsweise nach modernen pädagogischen Prinzipien. Das Buch ist durchaus erfreulich, und als besonderes Verdienst muß ihm angerechnet werden, daß es die Wichtigkeit des Unterrichts in der Muttersprache so sehr betont, daß es zeigt, wie bis jetzt in den Schulen, vor allem in den höheren, das Deutsche schändlich vernachlässigt wurde. Werden doch in neun Gymnasialklassen 124 Stunden fremden Sprachen und nur 26 der deutschen gewidmet! Wenn Lietz bei den Geheimräten aus dem Kultus Gehör zu finden nicht hoffen kann, so setzt er doch seine Hoffnung auf den Kaiser, der 1890 das Wort prägte: „Deutsch soll im Mittelpunkte des Unterrichts stehen!“

Mit unserer Ueberschrift sind nun aber nicht Lietz' Vorschläge und Forderungen gemeint, sondern die des Berliner Privatdozenten Prof. Dr. Baesecke. Er stützt sich auch auf jenes Kaiserwort, er möchte auch „Deutsch im Mittelpunkt des Unterrichts“*) sehen. Der Unterschied ist nur der, daß Lietz auf Grund dreizehnjähriger Erfahrung spricht und daß Baesecke durch keine Praxis erprobte, reine Theorie bietet. Wenn auch die Germanisten lange nicht die Unmenschen sind, als die man sie gerne hinstellt, so sind sie doch auch nicht ganz harmlos. Das beweist Baesecke; denn er will die Germanistik in die Schule einführen. Unsere Sextaner sollen in Zukunft gotisch, giba, gibôs deklinieren lernen! Allen Ernstes! Und dabei ist Baesecke auch noch verkappter Humanist. Denn die Schüler, die in Sexta und Quinta Gotisch, in Quarta Althochdeutsch, in Tertia Mittelhochdeutsch gelernt haben, um zu vollerem Verständnis des Neuhochdeutschen zu kommen, die bei diesem fröhlichen Studium ihr deutsches Sprachgefühl geschärft haben, die dabei auch gleich mit der Bibel vertraut wurden (denn die Bibel, oder vielmehr ein kleines Stück aus dem Neuen Testament, ist das einzige gotische Sprachdenkmal), die Schüler, die germanische Götter- und Heldensagen von Grund aus kennen lernten, ein Heldentum, „das keinen Raum hat für Odysseus: sonnig, furchtlos, getreu, seiner selbst sicher, ohne laute Worte, ohne Rechts und Links geradeaus“, — diese, armen, geplagten Schüler sollen dann in den Oberklassen auch noch mit klassischen Sprachen gequält werden. Neuere Sprachen sollen außerdem getrieben werden, und schließlich soll sich auf Grund der Kenntnis älterer Sprachstufen eine vertiefte grammatische Behandlung unserer heutigen Sprache ergeben.

Auf diesem Wege hofft Baesecke zu deutscher Sprachkultur zu kommen. Mit dem neu-

*) S. Ad. Matthias' Monatsschrift für höhere Schulen, X, 481 ff.

Digitized by Google

gewachsenen Sprachgefühl wüchse dann auch das Nationalgefühl, und so wäre das Deutsche wirklich in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt. Baesecke glaubt die deutsche Einheitsschule gefunden zu haben, er hofft mit ihr „jenem betrüblichen Auseinanderfallen bereits der Knabenwelt in eine gymnasiale und eine reale Hälfte vorzubeugen". Wozu freilich nicht stimmt, daß die einigende Schule sich von Tertia an in einen Zweig mit Latein und Griechisch und einen anderen mit Englisch und Französisch teilen soll.

Diese neue Einheitsschule wäre in Wahrheit eine Gefährdung unsrer Jugend. Wäre sie doch die denkbar ausgeprägteste Philologenschule. Wo sollte die Zeit für die anderen Fächer hergenommen werden, wenn auf zum größeren Teil tote Sprachen soviel verwendet wird? Glücklicherweise ist an eine Durchführung dieser Vorschläge nicht zu denken, wie auch Adolf Matthias in seiner Monatsschrift bemerkt hat. Daß aber heute solche Vorschläge überhaupt noch gemacht werden konnten, das muß mit schwerer Sorge den erfüllen, der auf eine Verwirklichung der Lietzschen Ideen hofft. Gewiß ist ja der Grundgedanke Baeseckes, Deutsch wirklich in den Mittelpunkt des Unterrichts stellen zu wollen, durchaus lobenswert, aber die Wege, die der Professor zu seinem Ziele gehen möchte, sind denn doch nicht die richtigen. Und es mußte hier auf die Gefahr hingewiesen werden, die von solchen Theoretikern droht. Baesecke ist nämlich nicht der einzige. Der Bonner Hochschullehrer Moritz Trautmann hat von seinem alldeutschen Standpunkt aus sogar den Vorschlag gemacht, außer Gotisch und Alt- und Mittelhochdeutsch auch Altniederdeutsch, Angelsächsisch und Altnordisch einzuführen, damit die Schüler recht in kerndeutschem Geiste erzogen würden. Da ist denn doch ein energisches: Hände weg! geboten.

Hoffen wir, daß, wenn „die große Reform" kommt, und sie muß kommen, denn bisher hatten wir nur Flickwerk, hoffen wir, daß dann nicht wieder wie 1890 die Geheimräte stärker sind.....

Theatrum lyricum.

Von

Julius Bab.

III.

Max Mell bietet das Beispiel, wie ein Talent durch immer tiefere und reinere Selbstbesinnung aus der Konvention zu eigener und neuer Form schreitet. Es ist ein weiter und schwerer Weg — und vielleicht nicht einmal der Weg des ganz ursprünglichen Genies, das sich mit einem jugendlich wilden Sprung auf eigenen Boden zu stellen pflegt und erst später und allmählich seinen eigenen Zusammenhang mit der großen Tradition der Formen wieder auffindet. Weil aber das Sprunghafte, Verblüffende, völlig Neue in die Augen fällt und obendrein leichter nachzumachen ist als ein hingebungsvoll persönliches Durchdringen vorhandener Form, so gibt es zu allen Zeiten die „Originalgenies", die Titanen der Kaffeehäuser, die sich durch möglichst augenfällige Aneignung des bloßen Symptoms: Ungewöhnlich und womöglich unverständlich sein!, als Genies bemerkbar zu machen suchen. Ab und zu rotten sie sich zu Gruppen zusammen und machen irgendeine „Aesthetische Revolution". So etwas hat sich jetzt begeben mit dem in jedem Sinne grünen Bande „Der Kondor", der im Frühling dieses Jahres zu Heidelberg erschienen ist. Die Autoren freilich sind meist in den westlichen Kaffeehäusern Berlins ansässig; sie markieren Großstadtlyrik und Weltstadtdekadenz und lassen selten ein Gedicht vorübergehen, ohne Worte wie Autobus, Bazillen, Hure, Eisschokolade, Kadaver, Gestank oder sonst irgendein Dokument ihrer weltmännischen Sensibilität niedergelegt zu haben. — Kurt Hiller, der als Herausgeber zeichnet, ist kein übler Kopf; er schreibt mit Geschick und Elan, und seiner Vorrede könnte man das Recht aller jugendlichen Dokumente auf selbstbewußte Polemik gern zugestehen — wenn seine Angriffe nicht immer wieder vom logisch Wohlfundierten in die kindisch-kleinliche Manier persönlichen Kaffeehausgezänkes ausglitten. Die Hauptsache ist aber, daß auch der

Digitized by Google

bessere Teil seiner Darlegungen von dem was ihnen folgt, so entsetzlich dementiert wird. „Die wertvollsten Verse, die seit Rilke in deutscher Sprache geschrieben wurden", werden in seiner Vorrede angekündigt · was aber da zutage tritt, sind nur die dreistesten und impotentesten Versuche, „anders zu sein", die seit langem innerhalb unserer Lyrik gemacht wurden. Und angesichts dieses Irrtums scheint uns denn doch, daß hinter Hillers gut klingendem Leitsatz von der Kunst, „als welche aus erubrierendem Leben stammt und selbst wieder Leben erzeugt", eine durchaus unhaltbare Ansicht steckt. Denn allerdings ist der Sinn der Kunst, „daß jemand sein Erleben gestaltet", aber der Ton liegt auf der Gestaltung! Und die dreisten Dilettanten, die den größten Teil dieses Buches füllen, bieten statt Gestaltung einen lockeren Bericht von Eindrücken, der so kokett auf die Wirkung stofflicher Extravaganzen hin geschminkt ist, daß obendrein die Echtheit des Erlebnisses verdächtig wird. Damit ein Gedicht entstehe, muß der empfangene Eindruck von einer zentralen Leidenschaft ergriffen und rhythmisiert sein, daß er, in seinem bloß stofflichen Interesse vernichtet, klingendes Symbol dieser mittelsten Leidenschaft wird. Die Art, wie hier ein Ernst Blaß in herkömmlichste Klingelverse etliche an sich nichts bedeutende Großstadtimpressionen steckt, um sie durch möglichst chokierende Vokabeln interessant zu machen, oder, wie Ferdinand Hardekopf, aus seinem subtilen Reportertalent, das ein paar Dutzend gut gefaßter Impressionen und willkürlich abschweifender Assoziationen durcheinanderschreibt, „Lyrik" zieht -- diese Unart zeigt den kunstverlassensten Naturalismus an. Die „Modernität" dieser Versifexe kann bei der Unbescheidenheit ihres Auftretens nur Schaden anrichten, indem sie die ernsteren Künstler diskreditiert, die sich all dieser neuen Stoffe mit einer wirklich gestaltgebenden Leidenschaft bemächtigen wollen.

Nicht all die Vierzehn, die in diesem „Kondor" vertreten sind, zeigen den gleichen Grad von Unbegabtheit, von fühllos verselnder Blasiertheit. Franz Werfel, von dessen Eigenart wir ja schon sprachen, ist vertreten. S. Friedländer, dessen zum Teil schön klingende Strophen freilich nur ernste, romantische Tradition darstellen. Else Lasker-Schüler, bei der durch alles Gezierte, Manierierte, Verrenkte zuweilen noch Blitze einer ursprünglichen visionären Kraft aufleuchten. Indessen all diese Dichter waren schon vorher durch eigene Veröffentlichungen ausreichend bekannt. Was der „Kondor" Gutes bringt, ist nicht neu, und was er Neues bringt, ist nicht gut; er nennt sich eine „Dichtersezession", und ist es nur in jenem sehr kleinen Sinne, daß man in der Tat an die verzweifelt äußerlichen Formverrenkungen verstiegener Originalitätssucht in den dunkelsten Winkeln der Berliner Sezession erinnert wird. -- Nur einer ist unter diesen jungen Leuten, der mit den Dingen kein kokettes Spiel treibt, sondern mit wilder Leidenschaft von ihnen gepackt wird — oder sie packt -- das ist ein und dasselbe beim Dichter! Und dieser eine wirkliche Dichter, der Adler unter den Kondorleuten, ist — ein Toter: Georg Heym.

Das ist das Unglück dieser Gruppe -- oder auch ihr Glück. Denn wenn sich Heyms Talent gemäß der in seinen Versen offenbarten Kraft entfaltet hätte, er hätte in kürzester Zeit diesen Scheinlebendigen, diesen aufgeschminkten Gefühlsleichen die Gemeinschaft kündigen müssen. Bis jetzt stiftete noch rein Stoffliches einen scheinbaren Zusammenhang. (Einige von diesen Vierzehn, wie der zitierte Blaß, sind schon geradezu Heym-Epigonen.) Denn Georg Heym war, was jene nur scheinen möchten: ein vom Strudel großstädtischer Impressionen wild geschleuderter moderner Mensch, ein Dichter, dessen Schönheitshunger sich in zornigen Ekstasen des Häßlichen austaste, und dessen Leidenschaft aus den schmutzigsten Gossen der Vorstadt, dem Qualm der Schornsteine, dem Elend der Spitäler in den herbstlichen Wald zum Tanze der Faune und Nymphen enteilen konnte. Eine ungeheure Fülle des inneren und äußeren Gesichts lebte in diesem Heym, und ihr entsprach eine stürmisch zugreifende, fest ballende Kraft sinnlichen Ausdrucks. In ganz kurzen, springenden Sätzen hetzte sein harter, jambischer Rhythmus eine

Digitized by Google

wilde Jagd brennender Bilder vorüber. Dies waren aber keineswegs immer Gedichte; oft fehlte diesen toll dreinfahrenden Impressionen der organisierende Mittelpunkt, der Anfang und Ende gibt und dem ganzen Gebild die runde Form, durch die es als selbständiges Erlebnis dauern kann. Aber überall in diesem jungen Strudel leuchtete der Stoff auf nicht nur vom Gedichteten, sondern auch von einem Dichter; überall fühlte man die Kraft ausströmen, die tiefe Leidenschaft zur Welt, der nur ein sammelnder Mittelpunkt zu reifen brauchte, damit große Werke entstünden.

Dieser junge Dichter ist wenige Monate nach dem Erscheinen seines ersten Versbandes „Der ewige Tag" gestorben. Vierundzwanzigjährig beim Eislauf auf der Havel ertrunken. — Nun erscheint (im Verlage Rowohlt, Leipzig) ein Band nachgelassener Verse mit dem Titel „Umbra Vitae". Mit schmerzlicher Bewunderung sehen wir das große Talent wieder, das der erste Band bekundete. (Aus dem übrigens auch die Stücke im „Kondor" stammen.) Wieder das merkwürdig erregende Schauspiel, wie Verse, deren sprachliche Gedrängtheit und sinnliche Prägnanz offenbar in der aristokratischen Schule Stefan Georges gereift sind, von einem ungebändigten Empörertemperament durchschüttert werden. Aber stärker noch als im ersten Band, und unheimlicher noch unter dem Schatten seines Todes tritt hier des jungen Dichters verbissene Leidenschaft für alles Spukhaft-Gräßliche, Verwesend-Tödliche hervor. Er scheint Gottes Größe mehr in der Vernichtung als in der Schöpfung zu finden. In den keineswegs gerundeten aber an starken Details überreichen Versen „Die Morgue" gibt der Dichter (sicherlich wenige Monate vor seinem Tod in der Havel) mit äußerster Energie die phantastisch-unheimliche Schilderung einer Wasserleiche. Und sein letztes Gedicht, am Tage vor seinem Tode entstanden, ist eine Totenmesse „Als meine Schwester weinte". Hier weht uns etwas Dämonisches an, ein wissendes, todeswilliges Gelüst. Und man möchte fast glauben, daß dieser sinnlose Zufall, der unserer Lyrik das vielleicht stärkste Talent des letzten Jahrzehnts entriß, in irgendeiner Ordnung der Dinge doch mehr als Zufall bedeutete.

Neue Gedichte.

Georg Heym, „Umbrae Vitae".

Die Seefahrer.

Die Stirnen der Länder, rot und edel wie Kronen,
Sahen wir schwinden dahin im versinkenden Tag,
Und die rauschenden Kränze der Wälder thronen
Unter des Feuers dröhnendem Flügelschlag.

Die zerflackenden Bäume mit Trauer zu schwärzen,
Brauste ein Sturm. Sie verbrannten wie Blut,
Untergehend, schon fern. Wie über sterbenden Herzen
Einmal noch hebt sich der Liebe verlodernde Glut.

Aber wir trieben dahin, hinaus in den Abend der Meere.
Unsere Hände brannten wie Kerzen an.
Und wir sahen die Adern darin, und das schwere
Blut vor der Sonne, das dumpf in den Fingern zerrann.

Nacht begann. Einer weinte im Dunkel. Wir schwammen
Trostlos mit schrägem Segel ins Weite hinaus.
Aber wir standen am Borde im Schweigen beisammen,
In das Finstre zu starren. Und das Licht ging uns aus.

Eine Wolke nur stand in den Weiten noch lange,
Ehe die Nacht begann in dem ewigen Raum,
Purpurn schwebend im All, wie mit schönem Gesange
Ueber den klingenden Gründen der Seele ein Traum.

Digitized by Google

Der sterbende Faun.

Er stirbt am Waldrand, mit verhalt'nem Laut
Klagt schon sein Schatten an des Hades Tor.
Der Kranz von Lattich, den sein Haupt verlor,
Fiel unter Disteln und das Schierlingskraut.

Den Pfeil im Hals, verschüttet er sein Blut,
Das schwarze Faunsblut, in den grünen Grund
Der abendlichen Halde, aus dem Mund,
Drauf schon des Todes dunkler Flügel ruht.

Der Himmel Thrakiens glänzt im Abendgrün,
Ein Silberleuchter seinem Sterbeschrei,
Aus fernen Bergen, wo die Eichen glüh'n.

Tief unter ihm verblaßt die weiße Bai,
Darüber hoch die roten Wolken zieh'n,
Und fern ein Purpursegel schwimmt vorbei.

Die Messe.

(Als meine Schwester weinte.)

Bei dreier Kerzen mildem Lichte
Die Leiche schläft. Und hohe Mönche gehen
Um sie herum. Und legen ihre Finger
Manchmal über ihr Angesicht.

Froh sind die Toten, die zur Ruhe kehren
Und strecken ihre weißen Hände aus,
Den Engeln zu, die groß und schattig gehen
Mit Flügelschlagen durch das hohe Haus.

Nur manchmal schallt ein Weinen durch die Wände,
Ein tiefes Schluchzen wälzt sich in der Luft.
Man kreuzet ihre hagern Finger-Hände
Zum Frieden sanft auf die verhaarte Brust.

Heyms Gedichte sind bei Ernst Rowohlt (Leipzig) erschienen.

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Adolf Marcuse, Berlin.

Der bei weitem wichtigste Himmelskörper, der unzertrennlich mit dem irdischen Leben verbunden erscheint und von dem alle Bewegungen der organischen wie unorganischen Natur abhängen, ist die Sonne, deren Licht, Wärme und Anziehungskraft irdisches Leben und Regen bedingt. Was haben uns nun die neuen Forschungsmittel der Himmelskunde: Fernrohr, Spektroskop, Photometer und photographischer Apparat über die Sonne gelehrt? Die eigentliche Sonnenkugel besteht aus einem riesigen, glühenden Kern von ungefähr einer Million Kilometer im Durchmesser, der direkter Beobachtung unzugänglich ist und über dessen Beschaffenheit nur Vermutungen sich äußern lassen. Wahrscheinlich setzt sich dieser Sonnenkern aus glühenden Gasmassen zusammen, die infolge des gewaltigen Drucks von außen nach innen einen vollkommen starren Zustand aufweisen. Die Temperatur muß so hoch sein, daß alle dort vorkommenden Elemente in sogenannter Dissoziation, d. h. ohne chemische Einwirkung aufeinander sich befinden. Dieser, unserer direkten Wahrnehmung unzugängliche Sonnenkern wird umgeben von einer feurigflüssigen, teilweise auch gasförmigen Schicht, der Photosphäre, die die eigentlichen Licht- und Wärmestrahlen aussendet und jederzeit direkter Messung zugänglich ist. Innerhalb jener Photosphäre oder Lichthülle treten die sogenannten Granulationen, Sonnenflecken und Sonnenfackeln auf, also Strömungs- und Eruptionsgebilde, die der im ewigen Ausgleich sich vollziehenden feurig-flüssigen Tätigkeit unseres Zentralgestirns eigentümlich sind. Von ganz besonderem Interesse ist der astronomisch festgestellte Nachweis, daß die fleckenbildende Tätigkeit auf der Sonne eine periodische ist, da in Intervallen von etwa je elf Jahren die Maxima und Minima der Fleckenhäufigkeit aufeinanderfolgen. Das letzte Jahr mit geringster Fleckenzahl war 1901 und mit größter Fleckenzahl 1906. Gegenwärtig scheint es in der Tat, als ob durch die neu beginnende Fleckentätigkeit auf der Sonne die Zeit des Minimums der Fleckenhäufigkeit bereits überschritten sein dürfte und langsam die Fleckenzahl an der Oberfläche des glänzenden Tagesgestirns wieder zunimmt. Dieses absolut sicher gestellte Gesetz der elfjährigen Periode in der Fleckentätigkeit beruht auf einem großen, innerhalb der Sonnenhülle stattfindenden Ausgleichungsprozesse von Druck- und Temperaturdifferenzen. Von ganz besonderem Interesse ist es jedoch, daß die Sonnenflecken zu allen elektromagnetischen Vorgängen auf der Erde in inniger Beziehung stehen. Nicht nur die Nordlichter, die beständige Entladungen der Luftelektrizität darstellen, sondern auch alle magnetischen Störungen, ja sogar die unsere Erde ständig umkreisenden elektrischen Erdströme haben eine mit den Sonnenflecken völlig übereinstimmende Periode. Das ist in der Tat eine höchst merkwürdige Wechselwirkung zwischen

Digitized by Google

Sonne und Erde, die auf einer sehr kräftigen elektrischen Fernwirkung des Zentralgestirns beruht und durch elektrische, von der Sonnenoberfläche ausgehende Wellen verursacht wird, nach Art der drahtlosen Telegraphie durch den Weltenraum gehend. Sogar gewisse meteorologische Vorgänge stehen in Beziehung zu den Sonnenflecken, da zur Zeit der Fleckenmaxima auch Häufigkeit und Stärke der in hohen Luftschichten auftretenden Cirrusstreifen zunimmt und selbst das Klima in den Jahren mit zahlreichsten Sonnenflecken kühler und feuchter wird als sonst. Doch vervollständigen wir das Bild, das man sich jetzt von der Sonne als Himmelskörper machen muß. Ueber der soeben besprochenen Photosphäre lagert die sogenannte Chromosphäre oder die farbige Hülle der Sonne, in welcher die Protuberanzen oder Eruptionen glühender Wasserstoffgase auftreten, die in intensiv roter Farbe leuchten und viele Hunderttausende von Kilometern über den Sonnenrand emporsteigen. Mit Hilfe des Spektroskops und des spektralphotographischen Apparates sind jene Explosionen glühender Wasserstoffgase jetzt jederzeit am Sonnenrande erkennbar. Weit jenseits der Chromosphäre liegt endlich die äußerste Dunsthülle der Sonne, die sogenannte Korona, die bisher nur bei totalen Sonnenfinsternissen wahrnehmbar ist, und dann wie ein Aureolenschein mit silbergrauer Farbe die vom Monde ganz verfinsterte Sonnenscheibe umgibt.

Nicht nur in der Erforschung der Sonnenkonstitution hat die neuere Astronomie große Fortschritte gemacht, sondern auch in der wissenschaftlichen Ergründung einer ganz anderen Himmelserscheinung, die speziell im nächsten Monat (vom 8. bis 12. August) ein großes Interesse erwecken dürfte, nämlich in der Erklärung der Sternschnuppen oder Meteore. Aus dem Sternbilde des Perseus kommend, erscheint in der zweiten Augustwoche ein Schwarm von Sternschnuppen, die sogenannten Perseiden, die jedes Jahr etwa in gleicher Stärke wiederkehren. Man weiß jetzt, daß Meteore oder Sternschnuppen nichts weiter sind als Auflösungsprodukte von Kometen, die sich im Weltenraume bewegen und denen die Erde bei ihrem Laufe um die Sonne fortwährend begegnet. Beim Eindringen in die Atmosphäre entzünden sich jene Meteore und werden als Sternschnuppen sichtbar. Kleine Meteore verbrennen dabei vollständig, während die großen zerplatzen und als Aerolithe zur Erde fallen, wo sie gelegentlich als Eisenmeteorite (reich an Nickeleisen) oder als Steinmeteorite (Kieselsäure und Ton enthaltend) gefunden werden. In diesem Jahre wird das Mondlicht die Beobachtung der Perseiden-Meteore im August (8. bis 12.) nicht stören, und es ist sehr wohl möglich, daß gerade in diesem Jahre jener August-Sternschnuppenschwarm besonders intensiv auftritt. Wer jemals einen glänzenden Sternschnuppenfall, nicht nur einzelne, sporadische Meteore erblickt hat, wird sich nicht des tiefen Eindrucks entziehen können, den ein solches himmlisches Schauspiel hervorruft. Weniger die Pracht des Anblicks als vielmehr der Kontrast wirkt ergreifend, den dieses unruhige Schauspiel mit der sonst so ruhigen Majestät des Sternenhimmels bildet.

Von der Erde, die den ewig beweglichen und dabei doch gesicherten Standpunkt für alle unsere Himmelsbeobachtungen darbietet, ist gleichfalls manches Neue zu berichten, besonders aus dem Reiche moderner Technik. Von dem Panamakanal, dessen Weiterbau nach sensationellen amerikanischen Uebertreibungen durch plötzlich in jenem tropischen Gebirgsland aufgetauchte Vulkane vereitelt sein sollte, liegen interessante neue Mitteilungen vor. Kühn wie das ganze Riesenunternehmen, ist auch die Geschichte jenes Kanals zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean. Nachdem französische Baugesellschaften unter Führung des genialen Konstrukteurs des Suezkanals Lesseps zwei Milliarden Franken fast für nichts verschwendet hatten, kam das gewaltige Unternehmen in die Hände der Amerikaner, und wird nunmehr als großartigstes Wunder der Technik in etwa zwei Jahren eröffnet werden. Die weiteren Kosten dieses Schiffskanals, der mit über 600 Millionen Franken pro Kilometer die kostspieligste Anlage aller Zeiten darstellt, betragen nochmals 2½ Milliarden Fr. Trotzdem wird der Panamakanal sich nicht nur von strategischen und handelspolitischen Gesichtspunkten aus, sondern auch finanziell lohnen, da durch ihn z. B. die Seewege vom südlichen Amerika nach England allein um volle 10 000 Kilometer abgekürzt werden. Die Arbeiten am Panamakanal schreiten so rüstig vorwärts, daß gegenwärtig über zwei Millionen Wagenladungen Erde monatlich ausgebohrt werden.

Auch in der neuesten Entwicklung der zu verzeichnen, die ganz besonders die Verwendung der starren Motorluftschiffe betreffen. In den letzten Wochen gelang es, mit den Zeppelinschiffen von Hamburg aus, weite Strecken, bis zu 600 Kilometer, über See zu fahren und damit aeronautische Leistungen zu vollbringen, die auch eine ungeahnte strategische Bedeutung besitzen. Es hat sich dabei sogar herausgestellt, daß in Fahrten über See ein besonders ruhiger und sicherer Gang jener Luft-

Digitized by Google

fahrzeuge erzielt werden kann, die als Beherrscher der Luft über dem Meere gelten können.

Im engen Zusammenhange mit der Luftschiffahrt und Seeschiffahrt steht auch die weitere Entwicklung der drahtlosen Telegraphie, die gleichfalls große Fortschritte zu verzeichnen hat. Während noch vor zehn Jahren eine Reichweite von nur 200 Kilometer durch Ausnutzung elektrischer Wellen in der Luft erzielt werden konnte, gelang es vor sieben Jahren bis auf 2000 Kilometer und jetzt sogar bis auf fast 4000 Kilometer Entfernung Signale mittels drahtloser Telegraphie zu senden. Hierdurch hat die gesamte Schiffahrt, sowohl auf See als auch in der Luft, früher ungeahnte Vorteile erzielt. Gegenwärtig beträgt die Gesamtzahl aller Landstationen für drahtlose Telegraphie auf der ganzen Erde bereits 1200, wovon auf Nordamerika 216, auf Deutschland 102, auf England 96 und auf die anderen Staaten der Erde verteilt der Rest von 756 Stationen entfällt. Rechnet man auch die drahtlosen Stationen auf Schiffen und auf transportablen Feldwagen, sowie auf Luftschiffen hinzu, so gibt es auf der ganzen Erde jetzt schon rund 2500 solcher Stationen, bei denen deutsche Arbeit, insbesondere die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, fast zur Hälfte beteiligt ist. So schreiten Technik und Wissenschaft rüstig vorwärts, und von dieser Seite aus betrachtet, gewährt der Fortschritt der Menschen herrliche Ausblicke in die Zukunft und die Hoffnung auf glänzende Siege über die Gewalten der Natur.

Randbemerkungen.

Ferienkolonien.

Ein Kind, welches sich zu einem gesunden und starken Menschen entwickeln soll, braucht in seiner Jugend hindurch mehr Luft und Licht, mehr Bewegung und Freiheit als später ein erwachsener Mensch. Sonst verkümmern seine natürlichen Anlagen, oder werden zu seinem Schaden zurückgehalten. Man sieht das Beispiel so recht deutlich an unseren Haustieren: junge Kälber bekommen ihre geräumigen und luftigen Verschläge, im Schweinestall wird ganz besonders für die Kleinen gesorgt; — wie gesagt, ein Großstadtkind ist in den meisten Fällen schlimmer daran, als wie ein kleines Schweineferkelchen auf dem Lande. Sonst könnte der Propagandaausschuß „Groß-Berlin" (Vorsitzender: Exz. Dernburg) nicht einen solch tragischen Werbe- und Klageruf in die Welt hinaussenden: „In Groß-Berlin wohnen 600 000 Menschen in Wohnungen, in denen jedes Zimmer mit fünf und mehr Personen besetzt ist!" und „Hunderttausende von Kindern sind ohne Spielplatz!" Er könnte, aufs ärgste angefeindet, diese erschütternde Anklage sonst nicht mit Tatsachen erhärten. Der Professor der Religionsgeschichte und Moral an der Berliner theologischen Fakultät Dr. Edward Lehmann, einer der verdienstvollsten Mitarbeiter bei der Bekämpfung des Berliner Wohnungselends, ist in seinen Anklagen ebenso scharf, wenn er schreibt: Die großkommunale, wie die kleinbürgerliche Betrachtung von Kindern ist, daß sie lästig sind. Sie sind lästig in den Stuben, lästig in den Häusern, lästig in den Höfen, lästig auf den Straßen, selbst auf den Spielplätzen und in den Schulen, wo sie doch hingehören, werden sie lästig befunden. Es gibt keine Stunde des Tages und keinen Punkt im Raum, wo sie nicht lästig sind. Diese unwillige, mürrische Betrachtung der Kinder muß aufhören. Solange sie besteht, bleiben die Kinder uns lästig, und das Leben ist den Kindern eine Last. Man muß sich davon überzeugen, daß Kinder ein Segen sind, bevor man von den Kindern Segen haben kann.

Das Elend ist vor allem dieses, daß die Kinder nie in der Natur leben können. Wer in der Natur lebt, kann vieles andere entbehren, ein Kind dagegen, dem das Leben in der Natur gänzlich versagt ist, entbehrt eigentlich alles und muß sozusagen von Ersatzpräparaten leben.

Um den armen Großstadtkindern wenigstens einigermaßen Ersatz für diese Beschränkung zu gewähren, haben sich allerorten Vereine und Gesellschaften gebildet, welche es sich zur Aufgabe machen, kränkliche und erholungsbedürftige Kinder auf einige Wochen in den Sommermonaten hinaus aufs Land zu senden. So sendet zum Beispiel der Berliner Verein für Ferienkolonien jedes Jahr — jetzt schon durch 32 Jahre — Tausende solcher Kinder auf vier Wochen hinaus ans Meer, in deutsche Solbäder und Ferienheime. Im letzten Jahre waren es 5334 Kinder gegen 5152 im Vorjahre, die in 129 Kolonien des Vereins gesandt wurden. Die Kosten für diese Veranstaltungen haben 270 456 M. betragen und diese Kosten werden nur aus Beiträgen der Mitglieder und freiwilligen Gaben edler Wohltäter aufgebracht. Wenn diese enorm hohen Zahlen auch an sich ein schönes Lied auf edles Menschentum singen, so sind sie doch ein verschwindendes Wenig gegenüber dem großen ungestillten Elend, das in der Großstadt herrscht und unter dem besonders die Kinder

Digitized by Google

leiden. Viele Hunderte von Kindern würden noch von diesem Gelde profitieren, wenn nicht die Eisenbahnfahrten eine große Summe — gegen 32 000 M. — verzehrten, und wenn nicht der Staat noch dazu durch Erbschaftssteuer die Nachlaßzuwendungen um 5 % schmälerte.

Professor Lehmann, der schon oben erwähnte Gelehrte, gibt ein Beispiel, wie das System der Ferienkolonien auf das musterhafteste im Staate Dänemark, seiner Heimat, gelöst ist; er schreibt: Das Charakteristische ist hier, daß das ganze Land bei der Lösung der Aufgabe mitwirkt. Auch die Landbevölkerung versteht, was die kleinen Großstädter leiden und entbehren müssen und sie tut das ihrige, um ihnen die Lücken auszufüllen. Die Gastfreundschaft der Landbevölkerung ist hier das Prinzip der Sache geworden, ohne welches nur ganz wenig ausgerichtet werden könnte. Und es wird in diesem Falle gänzlich von Parteiunterschieden abgesehen. Die meisten dieser Kinder sind ja von sozialdemokratischen Eltern. Die Bauern sind freilich keine Sozialdemokraten, die Rittergutsbesitzer erst recht nicht; man betrachtet eben diese Kinder nur als hilfsbedürftige Kinder und bietet ihnen gern einen vierwöchentlichen Aufenthalt auf dem Hofe, wo es ja wenig kostet, diese wenigen Mäuler zu stopfen, zumal, da die Kinder sich häufig an der landwirtschaftlichen Arbeit beteiligen, was ihnen natürlich nur ein Spiel und eine Lust ist. Aber auch der Staat interessiert sich für diese Sache, indem die Verwaltung der Eisenbahnen, sowie der Dampfschiffslinien, sowohl der staatlichen als der privaten, allen diesen Kindern unbeschränkt freie Reise gewähren. In der Tat sind es zirka 40 % der Kinder in der Stadt Kopenhagen, die auf diese Weise den Segen eines Ferienaufenthaltes genießen können.

In Dänemark liegen die Verhältnisse besonders günstig. Kopenhagen liegt als eine Mittelgroßstadt von einer halben Million Menschen in einem kleinen, sehr fruchtbaren Land, wo der durchschnittliche Wohlstand der Bauernbevölkerung diese in den Stand setzt, die Gastfreundschaft zu erweisen. Berlin liegt für solche Unternehmungen nicht günstig. Die Stadt ist übermäßig groß, das nächste Gelände unfruchtbar, der Grundbesitz in weiterer Ferne in eine Weise verteilt, die sich schlecht mit den Interessen dieser Sache verträgt. Hamburg mit den umliegenden Provinzen Schleswig-Holstein hat im Kleinen sich schon dem dänischen Beispiel angeschlossen und sendet Kinder hinaus aufs Land, wo sie direkt in Bauernfamilien untergebracht werden. Aber bei einigem guten Willen — dem Großbesitz würde es besonders ziemen, Adel verpflichtet ja nämlich! — würde sich das Gleiche auch in Mitteldeutschland und in der Umgebung von großen Industriezentren ermöglichen lassen. Immer mehr muß die breite Oeffentlichkeit für den Notstand der armen Stadtkinder und für seine Abhilfe interessiert werden, bis auch der Staat ein Einsehen hat und nicht, wie es bisher geschehen, aus diesen allgemeinnützigen Veranstaltungen auf Kosten der armen Kinder einen Profit zieht.

Friedrich Natteroth.

Der gefräßige Rheinfisch.

Die Aufforderung des preußischen Ministers des Inneren über die Ursachen des durch die letzte Volkszählung festgestellten Geburtenrückgangs in Deutschland Erhebungen anzustellen, hat den schon durch zwei andere Schriften nicht unbekannten Herrn Oskar Kresse veranlaßt, in einer „flammenden" Kampfschrift (bei John Schwerin in Berlin) zu einer ganz eigenartigen Bußpredigt auszuholen.

Bei dem Kapitel: „Die Ursachen zum Geburtenrückgang in Deutschland . . ." macht Herr Kresse darauf aufmerksam, daß in Deutschland eine ganze Masse Kinder im Säuglingsalter „qualvoll" abgetötet würden. „Mütter, die ihre eben Geborenen mit rascher Hand ersticken oder ins Wasser werfen, zeigen mehr Mitleid als jene Grausamen, die durch Nahrungsentziehung oder Vergiftung allmählich ein qualvolles Ende ihres Sprößlings herbeiführen." Also spiegelt sich in den Augen dieses Mannes das deutsche Volk als eine Staatsgemeinschaft, in dem das langsame und bewußte Hinmorden von Kindern in gewissen Kreisen sozusagen geduldete Nationalsitte ist.

Neben der nach Herrn Kresse in All-Deutschland üblichen „langsamen Kindestötung" ist also, wie sich das bei einem so böse gearteten Volke von selbst versteht, als zweite Nationalsitte auch die einfache, kurze und schlichte Ermordung im Schwunge. Das sind noch (um mit Herrn Kresse zu reden) die „Mitleidsvollen", die mit „rascher Hand" . . . siehe oben!! Aber immerhin. Es gibt ein Kapitel: „Der Geburtenrückgang in Deutschland in seinem ursächlichen Zusammenhang mit den Flußläufen dieses Landes." Was das ist? Man wundert sich in der Tat, daß man daran noch nicht gedacht hat. Herr Kresse führt darüber aus: „Der Rhein ist breit und tief, auch besitzt er vielfach eine starke Strömung, vor allen Dingen aber beherbergen seine Fluten sehr gefräßige Fische, die das zarte Fleisch der Kinderleichen mit Vorliebe abnagen, so daß schon bald nach dem Hinein-

Digitized by Google

werfen in das Wasser nichts Sichtbares von einem solchen kleinen Körper übrig bleibt. Die leichten Knochen fallen auseinander, werden fortgeschwemmt oder sinken auf den Grund. Das Finden einer Kindesleiche, welches doch immer nur ein zufälliges sein kann, gehört daher zu den seltensten Ereignissen." Aber nur das Finden natürlich, weil es in Deutschland so gefräßige Fische gibt. Das Ertränken der Kinder selber scheint nach den Beobachtungen, die Herr Kresse in seinem Vaterland gemacht hat, alle Tage zu geschehen.

Nun ist es genug? Weit gefehlt! Jedes deutsche Haus hat mindestens einen Ofen, einen Keller und wenigstens eine „entlegene Stelle". Herr Kresse sagt darüber, daß es noch „viele andere Wege zur sofortigen Beseitigung von Neugeborenen gibt, wie das „Verbrennen im Ofen, das Vergraben im Keller und die entlegene Stelle . . ."

Die Gerechtigkeit erfordert, zu erwähnen, daß neben diesen phantastischen Ausführungen über die Kindestötung als allgemein verbreitetes deutsches Nationalübel von heute auch mancher gute Gedanke in dieser pathetischen Kampfschrift zu finden ist. Wir finden manches vernünftige Wort über den Zusammenhang zwischen der Geburtenziffer und der Wirtschaftspolitik unseres Landes. Auch die unzureichenden Bezüge, die das große Heer der Beamten und Offiziere gerade in der Vollkraft ihrer Jahre zu einer für die Volksgemeinschaft sehr gefährlichen Ehelosigkeit verdammt, sind nicht übersehen. Aber dies alles sind alte, längst geläufige Gesichtspunkte. Neu ist nur die Sache vom „gefräßigen Rheinfisch" und der „raschen Hand".

Stille Tragik.

Von Guy de Maupassant.

Uebersetzt von Friedrich Walburg.

Der innigste Zauber des Reisens liegt in den zufälligen Begegnungen. Wer kennt nicht die Freude, wenn man, meilenweit von der Heimat entfernt, unerwartet einen Schulkameraden, einen lieben Nachbarn wiedertrifft? Wer hat nicht schon einmal die Nacht über in einem Schnellzug zugebracht, an der Seite einer jungen, unbekannten Frau, die man nur flüchtig gesehen hat, während sie auf einer kleinen Station ins Kupee stieg.

Und beim Morgengrauen, wenn man noch ganz erstarrt und steif ist von der fortgesetzten rüttelnden Bewegung des Wagens, welch reizender Anblick bietet sich einem dann dar: Unsere hübsche, zerzauste Nachbarin öffnet die Augen, sieht überrascht um sich, fährt dann mit ihren zarten Fingern durch die Haare, um die arg mitgenommene Frisur einigermaßen wieder zu ordnen, vergewissert sich mit einem schnellen Griff, ob ihr Korsett sich noch in der gewünschten Lage befindet und überzeugt sich durch einen musternden Blick, daß ihr Kleid nicht allzusehr zerknittert ist.

Dann betrachtet sie prüfend und doch gleichgültig ihre Mitreisenden, drückt sich in die eine Ecke des Kupees und scheint fortan für nichts weiter Augen und Sinn zu haben als für die Landschaft, die der Zug durcheilt.

Und trotzdem beobachtet man sie fortgesetzt, denkt an nichts weiter als an dieses Weib. Wer ist sie? Woher kommt sie? Wohin fährt sie? Und ohne es zu wollen, entwirft man in Gedanken einen kleinen Roman. — Sie ist hübsch; scheint entzückend zu sein! Glücklich der — — —! Es wäre vielleicht herrlich, an ihrer Seite zu leben? Wer weiß? Vielleicht ist sie die Frau, nach der unser Herz sich sehnt, die unserem Ideal und unserem Charakter entspricht? — — —

Und wie köstlich ist auch der Verdruß, wenn sie auf der nächsten Station aussteigt: Ein Mann erwartet sie mit zwei Kindern und zwei Mädchen. Er nimmt sie in seine Arme und küßt sie zärtlich, während er sie sanft aus dem Wagen hebt. Sie beugt sich nieder zu den Kleinen, die ihr die Hände entgegenstrecken, küßt sie liebevoll auf ihre kleinen Mündchen. Und alle entfernen sich langsam, während die Mädchen vorn das Gepäck in Empfang nehmen.

Adieu! — Vorbei! Man sieht sie nie wieder, niemals mehr! Leb wohl, du junge Frau, die du diese Nacht an meiner Seite geruht. — Man kennt sie nicht, man hat kein Wort mit ihr gesprochen; und doch ist man etwas traurig, nun, da sie fort ist. Adieu!

In mir leben manche solcher Reiseerinnerungen, fröhliche und trübe! — —

Vor Jahren durchwanderte ich einst die lieblichen Gebirgslandschaften der Auvergne, deren intime Reize mir tief ins Herz gewachsen sind. Ich hatte den Sancy erstiegen und trat in eine kleine Herberge in der Nähe einer Kapelle, als ich an einem Tisch im Hintergrunde eine Frau für sich allein frühstücken sah; eine merkwürdige, fast lächerliche Erscheinung:

Sie war mindestens siebzig Jahre alt, groß, dünn, mit weißen Haaren, nach alter Mode an den Schläfen aufgerollt, ungeschickt und komisch gekleidet, wie eine Person, die auf das Aeußere nicht den geringsten Wert legt — — —.

Digitized by Google

So saß sie da, aß eine Omelette und trank Wasser dazu.

Sie machte einen eigenartigen Eindruck. Ihre Augen blickten ängstlich und unruhig und ihre Gesichtszüge trugen deutliche Spuren vergangener Leiden. Ich mußte sie immerfort ansehen und fragte mich: „Wer ist diese alte Frau? Was für ein Leben liegt hinter ihr? Warum ist sie so allein in diesen Bergen?“

Sie bezahlte, stand auf, um fortzugehen und brachte einen erstaunlich kleinen Schal wieder in Ordnung, der um ihre Schulter und zu beiden Seiten auf die Arme herabhing. Sie nahm einen langen Bergstock, der einen eingebrannten Namen trug, aus der Ecke und verließ das Zimmer in straffer, aufrechter Haltung und mit großen, sicheren Schritten.

Ein Führer erwartete sie vor der Tür. Sie entfernten sich. Ich sah sie talabwärts steigen auf dem Wege, den eine Reihe hoher Holzkreuze bezeichnet. Sie war größer als ihr Begleiter und schien rüstiger auszuschreiten als er.

Zwei Stunden später erklomm ich einen alten Vulkan, in dessen tiefem Trichter der Pavinsee ruht, in wundervollem Grün umrahmt von Bäumen und Büschen; ein See, so rund, als sei er mit dem Zirkel geschlagen, so klar und blau, als sei ein Stück des Himmels in ihn hinabgeflossen, so lieblich, daß man in einer Hütte dort wohnen möchte am Abhange des Waldes, der den Krater bedeckt, dort tief unten, wo die unbeweglich kühlen Wasser schlummern.

Und oben am Rande stand die alte Frau und schaute unverwandt auf den schimmernden Spiegel des Sees tief unten im toten Vulkan. Sie blickte hinab, als wolle sie mit ihren Augen jene Tiefen durchdringen, die noch kein Sterblicher erschaut. — Als ich an ihr vorüberging, schien es mir, als sähe ich Tränen über ihre Wangen fließen. Sie wandte sich schnell um und schritt hastig fort, um ihren Führer wieder zu treffen, der in einer Hütte am Fuße des Kraters zurückgeblieben war.

Ich sah sie an diesem Tage nicht mehr wieder. Am nächsten Abend, als schon die Dämmerung leise in die Täler sank, erreichte ich das Schloß von Murol.

Es überrascht den Wanderer, mehr als manche andere Ruine, durch seine schlichte Gewalt, seine Erhabenheit und seinen altertümlichen, schweren und ernsten Bau. Man steigt zu ihm hinauf über einen Abhang, mit Fichten bedeckt, man tritt ein durch eine enge Pforte, und man hält zuerst andächtig inne am Fuße der Mauern, von wo der Blick über das weite Tal sich öffnet.

Ich war allein inmitten dieser Ruinen.

Plötzlich bemerkte ich hinter einem Vorsprung der Umwallung ein Wesen, eine Art Gespenst, gleich dem Geiste dieser alten und zerfallenen Behausung.

Ich fuhr überrascht aus meinen Gedanken auf, fast von Furcht ergriffen. Dann erkannte ich in jener Erscheinung die alte Frau wieder, die mir nun schon zum dritten Male begegnete.

Sie weinte und schluchzte herzzerreißend.

Ich wandte mich um und wollte fortgehen. Da sprach sie mich an, beschämt darüber, daß sie überrascht worden war.

„Ja, mein Herr, ich weine. — Und das kommt bei mir wirklich nicht oft vor!“

Ich stammelte verwirrt, da ich nicht wußte, was ich antworten sollte, einige Worte: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie überrascht habe. — Sie tragen ohne Zweifel an einem schweren Unglück?“

Sie murmelte:

„Ja! — Und doch: nein! Ich bin wie ein verstoßener Hund.“

Bei diesen Worten bedeckte sie ihre Augen mit dem Taschentuch und seufzte tief.

Ich ergriff ihre beiden Hände und bemühte mich, sie zu beruhigen. Ich war von ihren Tränen aufs tiefste ergriffen. Und plötzlich, ohne weiteres, erzählte sie mir ihren Kummer, als wenn sie nicht mehr imstande wäre, ihn allein zu tragen:

„— O! — — o! — — mein Herr — — wenn Sie wüßten — — in welcher Seelenpein ich lebe — — in welchem Schmerz — —

Und ich war so glücklich — — Ich habe ein Haus dort unten. Aber ich kann nicht dorthin zurückkehren, ich werde nie wieder zurückgehen. Es ist zu unerträglich schwer!

Ich habe einen Sohn — — Er ist es! Er! — — Die Kinder wissen ja nicht, verstehen nicht — — Und das Leben ist so kurz! Wenn ich ihn in diesem Augenblicke wiedersähe, würde ich ihn vielleicht kaum erkennen! Und wie ich ihn liebte! Wie ich ihn liebte! Selbst ehe er geboren war, als ich sein beginnendes Leben in mir fühlte. Und dann später! Wie hab ich ihn gestreichelt, gehätschelt, geliebt! Wenn Sie wüßten, wie viele Nächte ich, über sein Bettchen gelehnt, ihn im Schlafe betrachtet, nur an ihn gedacht habe! Ich war rein närrisch auf meinen Jungen! — —

Mit acht Jahren gab sein Vater ihn fort in eine Pension. Seitdem ist alles aus! Von diesem Tage an ist er nicht mehr mein Sohn! O! mein Gott! Er kam freilich jeden Sonntag zu uns, mehr aber auch nicht.

Dann wurde er aufs Gymnasium geschickt, nach Paris. Er besuchte uns nur noch vier-

Digitized by Google

mal im Jahre. Und jedesmal wunderte ich mich über die Veränderungen, die an ihm vorgingen, so z. B., daß ich ihn größer fand, ohne ihn wachsen gesehen zu haben. – Man hat mich seiner Kindheit beraubt, seiner Zuneigung, seiner Zärtlichkeit und dazu meiner Freude als Mutter, ihren Sohn wachsen und allmählich zum Manne reifen zu sehen.

Ich sah ihn viermal im Jahre! Und wie schnell ändern sich die Kinder und wie rasch entwachsen sie ihren Eltern, wenn sie nicht mit ihnen leben, sich bei ihnen entwickeln.

Als er eines Jahres wiederkam, spielte der erste Flaum eines Bartes auf seinen Lippen! Ich war entsetzt — – und traurig zugleich, das können Sie sich denken. Das war also mein Sohn! Ich wagte ihn kaum zu umarmen. War er es denn wirklich? mein kleiner, ganz kleiner Lockenkopf von ehemals, mein lieber, lieber Junge, den ich getragen hatte in seinen Windeln, auf meinen Knien, und der meine Milch getrunken hatte mit seinen durstigen Lippen. Und das war nun dieser große, braune Jüngling, der mich nicht mehr zu streicheln wußte, der mich mehr aus Pflicht als aus Neigung liebte, der mich nur „meine Mutter" nannte nach alter Sitte, und der mich höflich auf die Stirne küßte, während ich ihn am liebsten in meinen Armen erdrückt hätte. Mein Mann starb. Und – – wenn der Tod in ein Haus eintritt, so sagt man, beeile er sich, dort seine Ernte so reichlich wie möglich zu halten, um für lange Zeit nicht wieder hinkommen zu brauchen. – Bald darauf starben meine Eltern und meine beiden Schwestern.

Ich blieb allein. Mein großer Sohn studierte Jura in Paris. Ich hoffte, bei ihm leben und sterben zu dürfen.

Ich zog also auch in die Stadt, um mit ihm zusammen zu wohnen. Aber er hatte die Gewohnheiten junger Leute angenommen und gab mir daher zu verstehen, daß ich ihn belästige, ja mehr noch, daß er sich meiner schäme. Ich ging wieder von ihm. Vielleicht tat ich unrecht daran, aber ich litt zu sehr darunter, zu fühlen, daß ich meinem Sohne ungelegen war, ich, seine Mutter. Ich kehrte in meine alte Wohnung zurück.

Seitdem sah ich ihn selten, fast nie mehr.

Er heiratete. Oh Gott, welche Freude! Jetzt würde endlich die Zeit kommen, wo wir für immer zusammenleben sollten. Und ich würde dann vielleicht bald Großmutter werden — – –! Er hatte eine Engländerin geheiratet, die mich haßte von Anbeginn. Warum? – – Vielleicht hatte sie gefühlt, daß ich ihn zu sehr liebte?

Ich wurde noch einmal gezwungen, zu weichen. Und wieder war ich allein. Ja, mein Herr! Allein!

Dann siedelte er ganz nach England über. Er zog ganz zu ihnen, zu den Eltern seiner Frau. Verstehen Sie? Die haben ihn jetzt, die besitzen ihn ganz für sich, meinen Sohn. Sie haben ihn mir geraubt! Ja! Geraubt! – Anfangs schrieb er mir jeden Monat, ja, er besuchte mich auch wohl in der ersten Zeit; aber jetzt kommt er schon längst nicht mehr.

Heute sind es vier Jahre her, daß ich ihn nicht gesehen habe. Schon damals hatte er Furchen im Gesicht und viele weiße Haare. War es möglich? Dieser alternde Mann mein Sohn? Mein kleiner, rosiger Junge von ehemals? Und ich bin überzeugt, ich werde ihn nie wiedersehen!

Ich reise jetzt schon die ganzen Jahre. Ich irre bald hierhin, bald dorthin, wie Sie sehen, ohne einen Menschen mit mir.

Ich komme mir selbst vor wie ein verstoßener Hund, heimatlos und ziellos. —

Leben Sie wohl, mein Herr, bleiben Sie nicht in meiner Nähe; denn es schmerzt mich, daß ich Ihnen alles gesagt habe." — —

Und während ich den Hügel hinabstieg und mich umwandte, bemerkte ich die alte Frau, wie sie hochaufgerichtet auf einer zerfallenen Mauer stand und ihren Blick über das Gebirge und durch das langgestreckte Tal schwermütig in die Ferne schweifen ließ — —

Und der Wind bewegte den Saum ihres Kleides wie eine Fahne flatternd hin und her und spielte mit dem seltsamen Schal, der ihre mageren Schultern bedeckte.

Neue Bücher.

Das Lichtmeer. Roman von Emil Sandt. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Emil Sandt ist der Verfasser von mehreren Sensationsromanen und ein Prophet dazu. Schon im Jahre 1902 begründete er in einem Roman „Cavete" ein theoretisches Reich der Luft, und nun versteigt er sich bis zu einem Reiche des Lichtes. Dies wäre ein Reich ohne Kohlen und Dampf. Ein Reich, das seine Kraft direkt aus den Strahlen der Sonne schöpft.

Doch bleibt unser Verfasser keineswegs bei diesem Probleme stehen, wie es zum Beispiel Jules Verne getan hätte. Die neue Erfindung zeitigt neue Situationen. Mit den Kohlenbergwerken werden auch viele Arbeitskräfte überflüssig: zum Technischen gesellt sich ein soziales Problem.

Digitized by Google

Auch hier bleibt der Autor nicht stehen. Er brüstet sich, eine „durch und durch deutsche“ Erfindung gemacht und Deutschland den anderen Staaten als „Lichtland“ vorangestellt zu haben. Hurra! Hurra! Hurra! Also auch ein chauvinistischer Roman!

Außerdem hat der Verfasser auch mit „Aktualitäten“ nicht gespart. Populäre Persönlichkeiten führen ausnahmslos sympathische Rollen. Der Kaiser, der Bürgermeister von Hamburg, Generaldirektor Ballin, diverse militärische und polizeiliche Behörden greifen in die Handlung ein, wir begegnen wohlbekannten Straßen und Plätzen, es wimmelt von Automobilen und Flugmaschinen.

Bisher wäre also „das große und kleine Himmelslicht“ ziemlich beisammen. Der Verfasser scheint aber auch den höheren Ansprüchen genügen zu wollen und gibt uns noch einige philosophisch-poetische Brocken. Reflexionen über Arbeit und Fortschritt, eine philosophische Debatte über die Bedeutung des Lebens, einige Naturbeschreibungen und schließlich gar einen symbolischen Rahmen! Die Erfindung im Dienste der Wahrheit und ein tugendhaftes Weib als Verkünderin der höheren Ideale! So ist also dieser Roman der Gegenwart und der Zukunft auch zum Roman der „Wahrheit“ geworden. Das ist doch etwas zu viel des Guten. Und eben die nicht immer richtig angebrachten Reflexionen erhöhen nur den grotesken Eindruck einer ungereimten Buntheit.

Auf seinen Prophetengeist scheint der Verfasser besonders stolz zu sein. Wir wollen ihm den Seherblick nicht absprechen. So manche Kassandra männlichen und weiblichen Geschlechtes ging schon in der Vorahnung kolossaler Errungenschaften unbekannt zu Grabe. Ich kenne eine Dame, die von einem künftigen Reiche des Luftdruckes träumt. Von einer seligen Zeit, in der Menschen und Tiere durch unterirdische Röhren von einem Kontinent in den anderen befördert werden. Die Wissenschaft verhält sich wohl zu diesen pneumatischen Phantasiebildern ebenso passiv wie zu einem Meere des Lichtes. Unser Verfasser hantiert ja mit ganz vernünftigen Apparaten: mit Spiegeln und elektrischen Schlüsseln. Aber den Schlüssel zur Kunst hat er nicht in seiner Hand.

Als Künstler hat er nur den Eindruck der Wahrscheinlichkeit zu erwecken. Die schönsten Zukunftsromane sind Utopien. Der Amerikaner Bellamy führt uns unter dem Titel „Im Jahre 2000“ einen unmöglichen Sozialstaat in idealer Gestaltung und mit der Ueberzeugungskraft eines Fanatikers vor. Camille Flammarion ist ein gelehrter Astronom. Als Schriftsteller bereist er mit uns den Mars und allerlei Gestirne, auf denen wir die größten Wunder erleben.

Emil Sandt betont aber, kein bloßer Phantast zu sein. Er betrachtet es als eine persönliche Beleidigung, wenn man ihn einen Phantasten nennt. Er will ernst genommen werden. Seit Schopenhauer hat noch kein Schriftsteller seinen Rivalen auf diese Weise behandelt. Dieser hat nämlich Geister wie Fichte und Schelling der Windbeutelei und Scharlatanerei beschuldigt. Sandt wehrt sich mit Adelsstolz dagegen, mit einem Manne verglichen zu werden, „dessen Abenteuerzone ein viel zu enges Gebiet war — mit einem amüsanten, spielbegabten Blender“. Herr Sandt hat recht. Mit Jules Verne kann man ihn unmöglich vergleichen. Verne ist ein wahrer Poet. Jeder Sensationshascherei fern, geht er in seinen Zukunftsgedanken auf, mögen sie auf das Erreichbare hinweisen, wie in der „Reise um die Erde in 80 Tagen“ oder im luftleeren Raume schweben, wie in seiner „Reise in den Mond“. Verne liebt seine Gedanken, und auf echt poetische Weise leidet er auch mit ihnen. Seine Erfindungen scheitern meistens an der Waghalsigkeit des Erfinders oder am Widerstand der Gegner. Aus Sandts Erfindung leuchtet dagegen das Siegesbewußtsein eines nur geschickten Schriftstellers ohne alle künstlerische Qualitäten hervor. Es ist etwa das Verhältnis, wie zwischen den Dramen von Ibsen und Henri Bernstein. Ibsen steht im Dienste seiner Probleme und will durch den Effekt dem Probleme dienen. Bernstein spielt mit seinen Problemen und behandelt sie als bloße Mittel zum Kassenerfolg.

Von Cooper und Kurd Laßwitz spricht Sandt als von seinen „Vorbildern“. Beide sind ihm als Künstler überlegen. Cooper ist ein köstlicher Märchendichter, Laßwitz Humorist und Philosoph. Sandt ist für Kinder zu langweilig und für Erwachsene zu platt.

Mit all' seinen vermeintlichen „Vorzügen“ macht er uns selbst im Vorworte bekannt. So stellt er sich als Meister der Charakteristik hin, der Porträts und keine Photographien liefert. Leider sind diese Porträts nicht einmal für die Berliner große Kunstausstellung reif.

Im Mittelpunkte stehen zwei junge, tatkräftige Erfinder. Beide sind glatte Gesellschafter, außerdem gebildet, vielseitig, geschickt und genial. Sie unterscheiden sich voneinander bloß in einem banalen Gegensatze: der eine ist Romantiker, der andere Zyniker, wie's im Buche steht. Und nichts ist selbstverständlicher als daß sich der eine in das romantische Ideal eines vollkommenen Weibes, der andere in eine kokette Dame von Geist und Witz vernarren muß. Das erste Weib ist schön, klug, religiös und dazu ein Symbol der Wahrheit. Das zweite schelmisch, verführerisch, gesellig und trotzdem herzensgut und sentimental bis an die äußersten Grenzen. Das dritte weibliche Exemplar ist „hypermodern“. Ein Frauenzimmer, die Flugmaschinen lenkt, Spiondienste leistet und an Mut und Ausdauer Sherlock Holmes und alle seine Verbrecher übertrifft.

Aber die „idealste“ Gestalt unter Sandts

Digitized by Google

Dieser ist schlechtweg ein Sammelsurium von allen Tugenden, die es gibt. Er ist einer, für den Schwert, Bibel und Laboratorium in gleichem Maße Heiligtümer sind. Religion und Wissenschaft, Glaube und Sozialismus, Güte und Energie finden in seiner Person ihren Ausgleich. Er verfaßt Artikel, die In- und Ausland in Verwunderung setzen. Doch ergeht es auch dem geneigten Leser nicht besser. Dieser muß sich über die allgemeine Verwunderung wundern, die er nicht begreifen kann.

Der Verfasser will uns glauben machen, es sei ihm um die Sache der „geliebten Menschheit" zu tun. Wenn dem so wäre, könnten wir den braven Pastor Haidebrandt mit einem Seiltänzer vergleichen, der seine Künste am Leibe der duldsamen Menschheit ohne die geringste Gefahr darbieten kann.

Auch auf „geistreiche" Wortspiele läßt es der Verfasser ankommen wie: „Friede ohne Gewehr ist ein Friede ohne Gewähr" und dergleichen.

Schade, daß eine gewandte Technik wieder einmal im Dienste sensationeller Effekthascherei steht und mit der wahren Kunst so wenig gemein hat.

Dr. Gustav Eröny i.

Insel-Bücherei. Zu den wenigen unbedingt erfreulichen Erscheinungen unseres Kulturlebens gehört der unzweifelhafte Aufstieg des deutschen Bücherwesens in den letzten Jahrzehnten. Immer bessere Kost wird in immer würdigerer Form zu immer billigeren Preisen geboten. Schon ist Reclam mit seinen Heftchen nicht mehr die einzige Zuflucht des unbemittelten Literaturfreundes! Ein neuer wichtiger Schritt geschah soeben: der Insel-Verlag in Leipzig bringt zierliche feste Pappbände für den erstaunlich kleinen Preis von 50 Pfennig in den Handel. Und diese Bücherei zeigt in ihren ersten zwölf Bänden eine unübertreffliche Auswahl des Wertvollen und Mannigfaltigen. Zu Dialogen des Plato sind Briefe Goethes und Politika Friedrich des Großen und Bismarcks gesellt; zu Novellen von Cervantes, Flaubert, Jakobsen, tritt Bürgers Münchhausen und aus der gegenwärtigsten Dichtung Kostbarkeiten von Hofmansthal und R. M. Rilke. Am freudigsten aber ist vielleicht eine von Stephan Zweig besorgte Auswahl Verhaerenscher Hymnen zu begrüßen, die das Werk dieses großen Zeitgenossen endlich in Deutschland populär machen sollte. Denn für junge Leute, deren Kulturbedürfnis größer als ihr Geldbeutel ist, kann es heute nichts schöneres zu kaufen und zu schenken geben als diese Bändchen!

Julius Bab.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 33 Berlin, den 17. August 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Berliner Stil.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Und als er vor dem Drängen seiner Gläubiger nicht mehr ein noch aus wußte, da raffte der Berliner Justizrat Michaelis alles, was er kriegen konnte, für den Roulettetisch zusammen und ertränkte sich dann, nachdem den alten Spieler auch diesmal das Glück im Stich gelassen, in der Seine.

Es ist müßig, über das Glücksspiel als solches immer aufs neue moralische Betrachtungen zu machen. Selbstverständlich ist der Hang zum Spiel keine Tugend, und wenn der Staat diese weit verbreitete Leidenschaft nicht durch Duldung von Spielhöllen à la Monaco und à la Frankreich unterstützt, so ist das eine Art Bevormundung, der die ethische Berechtigung nicht abgesprochen werden kann.

Aber wie das so ist ... Das Verbotene reizt doppelt. Es ist offenes Geheimnis, daß nirgends sonst in der Welt in der „guten" Gesellschaft so viel gespielt wird wie in Berlin. Nirgends hat man dem Glücksspiel so zahlreiche und vornehme, wenn auch heimliche Stätten eingerichtet. In Monaco und Frankreich spielt man in offenen, für alle zugänglichen Sälen. In New York und Berlin hinter den verschlossenen Türen zahlreicher Harmlosen-Klubs. Aber da ein Laster durch heimliche Betätigung nicht ungefährlicher wird, ist es Heuchelei, sich über des Monegassen weit offenherzigeren Spielbetrieb groß zu entrüsten.

Es ist gewiß ergreifend, sich vorzustellen, wie ein hochbegabter Mann, der sich durch ehrliche Arbeit und durch einen einigermaßen vernünftigen Lebenswandel alle Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen konnte, von den Furien seines Mißgeschicks am Spieltisch gehetzt, sich in das kalte Wasser der Seine stürzt. Und wenn der alles umfassende Klientopp den Reichshauptstädtern in ihren elegant aufgemachten Kammerlichtspielen dieses Spielers Ende als neueste Sensationsnummer porträtgetreu in den nächsten Wochen vorführen wird, dann sagt gewiß so mancher achselzuckend: Aus eigener Schuld!

Aber das ist dann auch wieder ein Stück Heuchelei. Im Hintergrunde dieser den Tod suchenden Spielergestalt stehen nicht nur die Furien des Spiels. Auch die feine befrackte Gesellschaft von Berlin W. Jene Gesellschaft, deren sich ein Anwalt, der in Berlin Karriere machen will, kaum entziehen kann: Jene Gesellschaft, die von jedem Menschen, den sie hochachten und geschäftlich hochbringen soll, die Hausstandsaufmachung des typischen Berliner Protzentums fordert.

Ich habe diesen Justizrat selbst gekannt. Er ist mir noch vor wenigen Monaten ein treuer und fleißiger Berater gewesen. Ich habe in den Stil seines Hauses hineingesehen und sage: Dieser Mann fiel nicht nur als Opfer seiner Spielleidenschaft. Er ist auch als Opfer dessen anzusehen, was man in der Parvenüstadt Berlin unter „gesellschaftlichem Leben" versteht.

Ein Anwalt, den die großen Objekte reizen und der womöglich auch zum Sachverwalter der sogenannten „intellektuellen Elite" dieser Stadt werden will, hat vor allem als ein Mann aufzutreten, der es mit den Protzen, die zu ihm kommen, jederzeit aufnehmen kann. Der solide Anwalt, der seinem Einkommen gemäß den spezifisch berlinischen Wettbewerb um das üppigste Hausdiner als Wirt nicht mitmacht, kommt an die „vornehme" Kundschaft dieser Stadt nicht heran. Es ist eine Eigenschaft des Berliner Parvenüs, daß ihm eine schlicht solide Hausstandsaufmachung selbst bei dem geistigen

Digitized by Google

Arbeiter, zu dem ihn seine Geschäfte führen, „verdächtig“ erscheint. Der Berliner Durchschnittsprotz geht am liebsten zu einem anderen Protzen, ob es sich nun um einen Arzt, um einen Dichter, um einen bildenden Künstler oder um einen Anwalt handelt.

Man frage die Berliner Tagesgrößen in Literatur- und Kunstkreisen, wozu ihre aufdringlich kostspielige Hausstandsaufmachung, die in ihrer seelenlosen Art doch dem Wesen geistig hochstehender Menschen so widerspricht? Sie antworten: „Wenn wir es anders machten, wären wir bei den reichen Berlinern, die die Höhe unserer Kunst nur nach unserm scheinbaren Einkommen bemessen, unten durch.“ Man frage die Privattheaterdirektoren dieser Stadt, weshalb sie, zumal doch der Pleitegeier schon längst auf den Dächern ihrer Häuser sitzt, noch einen französischen Koch für geschwollen üppige Diners halten müssen, die an einem Abend bis in die Tausende gehen. Sie antworten: „Der Mann, der nur Leistungen aufzuweisen hat und nicht gleichzeitig diesen Berliner Gesellschaftsstil mitmachen wollte, bekommt auch für die besten und aussichtsreichsten Pläne kein Geld . . .“ Wenn anderswo, wie etwa in den Hansastädten, da der Reichtum mehr in den Händen wirklich gebildeter Kaufleute ist, Künstler, Anwälte und ständig bankrotte Theaterleute in gleich protziger Weise aufträten, dann stieße das dortzulande ab und wirkte womöglich wie distinguiertes Hochstaplertum. Aber in Berlin W. gibt es nur zwei Möglichkeiten, in den freien Berufsständen „Karriere“ zu machen: Entweder reich zu sein oder es wenigstens zu scheinen.

Wenn man in des nun unter so tragischen Umständen ums Leben gekommenen Berliner Justizrats Arbeitsstätte kam, sprang einem aus jedem Winkel des Hauses in Form von kostbaren Kunstwerken und prachtvollen Teppichen aufdringlich zur Schau gestellter Reichtum entgegen. Und nun entrüstet sich der Berliner darüber, wie trotz solchen Prunkes die Schulden dieses Mannes schon seit Jahren sehr imponierende waren . . . Aber mit Verlaub! Dieser jetzt so verlästerte Justizrat repräsentierte nur den Berliner Stil. Den Stil, den das seelenlos oberflächliche Gesellschaftsleben Berlins hervorgebracht hat und durch den Respekt, den es jeder äußerlich großen Aufmachung erweist, ständig hätschelt und nährt. Man hat mit dem tragischen Ende dieses Mannes alles Mitgefühl. Aber für die reichen Leute, die durch seinen Tod nun plötzlich ihre vorgestreckten „Repräsentationsgelder“ verlieren, hat der Kenner des gesellschaftlichen Berlins nur ein verständnisinniges Lächeln . . .

Heinrich Freiherr von Stein.

Ein Gedenkblatt.

Von Robert Hessen.

Das Wunderbare und Schicksalvolle dieses Mannes lag in seinem ganz auf praktische Ziele gerichteten Sinn; in der Schärfe seiner Urteilskraft für Menschen und Geschäfte, in seiner phänomenalen Energie des Wollens wie der Willensübertragung auf andere. Seine Begabung war so stark und allgemein, daß man alles und jedes von ihm hätte fordern können, außer vielleicht lyrische Gedichte, Dramen, Sonaten und Gemälde. Wäre er im dunkelsten, ärmlichsten Schwarm geboren worden, seine enorme Intelligenz würde bald ihn ausgezeichnet und befördert haben. Man kann sich ihn denken als den ersten Pädagogen seiner Zeit mit wundervollem Verständnis für die Bedürfnisse der Jugend; als gefeierten Universitätslehrer für Geschichte, Sprachen oder Naturwissenschaften; doch nicht als einen wortklaubenden und systemhaschenden Philosophen. Erstaunlich, daß das politisch verbildete, zurückgebliebene Deutschtum jener Zeit überhaupt einen solchen praktischen Genius hervorzubringen vermochte. Wie schlecht es ihn zu gebrauchen verstand, werden wir freilich sofort bemerken.

Da Steins Familie gerade bemittelt genug dazu war, durfte unser junger Held seiner Neigung für Staatsgeschäfte und vorbereitende Information folgen. Alte Ueberlieferungen verwiesen ihn aufs Reich, und tatsächlich hat er sich mit dessen drei sichtbaren, halblebendigen Ueberbleibseln: dem Schattenreichstag zu Re-

Digitized by Google

gensburg, dem Schattenkaisertum zu Wien und dem Reichskammergericht zu Wetzlar, berührt. Alle drei vermochten dem ahnungsvollen Ehrgeiz dieses jungen Adlers nichts zu bieten. Seine Blicke richteten sich wie von selbst nach Preußen, der einzigen Stätte in Deutschland, die solchen Geistern, die sich nur für die höchsten Aufgaben eigneten, Beschäftigung und Aussicht gewährte.

Es ist das unvergängliche Verdienst des vortrefflichen preußischen Bergbauministers v. Heinitz, außer dem späteren Staatskanzler Hardenberg auch den Freiherrn vom Stein entdeckt und für den preußischen Dienst gewonnen zu haben. 1780 wurde dieser zum Bergrat in der Grafschaft Mark ernannt, 1782 zum Oberbergrat befördert und erhielt schon 1784 die Oberleitung sämtlicher westfälischer Bergämter, in einem Alter von knapp siebenundzwanzig.

Seit 1796 Oberpräsident aller westfälischen Kammern — aber wie klein waren die damaligen preußischen Besitzungen im Westen! — hat sich der große Mann zwei Dutzend Jahre hindurch, von seinem Eintritt an gerechnet, rein fachtechnisch ausgelebt, hat freilich durch seine feste, umsichtige und gerechte Amtsführung sich einen Schatz von Vertrauen erworben, seine Kenntnisse durch Reisen ins Ausland, zumal nach England hinüber, erweitert und wohl stets ein Auge auf die große Politik, aber zur Beteiligung an ihr keine Gelegenheit gehabt.

Und doch, wie sehr fehlte, nach dem Heimgang des Alten von Sanssouci im Jahr 1786, dem deutschen Volk ein Staatsmann! Wie überstürzten sich die Ereignisse!

Im Jahr 1788 war die altfranzösische Regierungsmaschine niedergebrochen, alles stockte dort in völliger Zerrüttung. 1789 trat die assemblée nationale zusammen, deren dritter Stand im Pariser Ballhause schwur, nicht eher auseinanderzugehen, als bis Frankreich eine Verfassung habe. Seither begannen jene tastenden, ungeschickten, behinderten und gewaltsamen Wiederaufbauversuche, die noch heute mit dem nicht recht passenden Namen der großen Revolution belegt werden.

Die Franzosen wünschten, sich zweckmäßiger einzurichten; Preußen aber intervenierte im Sommer 1792, um das zu verhindern. Dieser unkluge Einmarsch wurde mit ungenügenden Kräften energielos unternommen und führte nur bis zur bekannten Kanonade von Valmy (am 20. Sept.). Er hat nichts bewirkt, als die beschleunigte Prozessierung und Hinrichtung Ludwigs XVI. (im Jan. 1793), dagegen die Franzosen nach außen einig und noch eroberungslustiger als vorher gemacht.

Was mochte Stein dazu denken, daß gerade jener Staat, der in Europa das erste glänzende Beispiel von Sparsamkeit und Ordnung gegeben hatte, seine Landeskinder aufbot, um in Frankreich die Prasserei der Privilegierten, die Aussaugung der Aermsten zu verewigen? Preußen verschleuderte den durch Friedrich den Großen angesammelten Kriegsschatz, um ein vom Schicksal verworfenes und gezeichnetes Regierungssystem zu stützen. Bald sah es sich durch die unruhige Einmischung eines nichts weniger als lethargischen, doch befangenen, kritiklosen, unmodernen Königs in die Notwendigkeit versetzt, die Bismarck immer so sehr gefürchtet hat: einen Krieg mit zwei Fronten zu führen, am Rhein gegen die Franzosen, an der Weichsel gegen die Polen. 1795 waren die Finanzen durch eine lawinenartig wachsende Schuldenlast auf lange Zeit hinaus ruiniert. Der berüchtigte Friede von Basel, der den Franzosen 1795 das ganze linke Rheinufer preisgab, wie unrühmlich auch immer an sich selbst, war für Preußen ein gebotener Akt der Selbsterhaltung, um endlich wenigstens die eine Hand freizubekommen.

Die damaligen Berliner hatten gegen die Verschwisterung von Wollust und Frömmelei unter jenem König nicht viel einzuwenden; nur Stein machte, als er in seinen Denkwürdigkeiten auf Friedrich Wilhelm II. zu sprechen kam, der ganzen „preußischen Nation" den Vorwurf, daß sie „sogleich ohne Rücksicht und Anstand vor seinen Günstlingen und Mätressen kroch". Dennoch sollte jener König 1797 durch einen weit übleren und für Preußen verhängnisvolleren abgelöst werden.

Damit schürzt sich der Schicksalsknoten, zwei grundverschiedene Temperamente geraten in tragisch prädestinierter Stellung aneinander,

Digitized by Google

Dort steht ein geborener Herrscher, der stärkste Deutsche nach Anlage und Vorbildung, der „heimliche Kaiser". Doch er ist Beamter und hat, in einem unscheinbaren Bezirk festgelegt, Befehle von oben entgegenzunehmen. Hier steht ein militärischer Gamaschenknopf, nach seinem Naturell ein adliger Gutsbesitzer mit dem engen Horizont, der geringen Bildung und allen Vorurteilen des damaligen Standes, hochmütig zwar, aber ohne Stolz in den Stunden der Prüfung; nach seiner Ansicht „von Gottes Gnaden", aber ohne Fähigkeit zu irgendeinem großen Wurf. Mit zähen Scheingründen wehrt er jeden dringenden Entschluß von sich ab, voll Mißtrauen und Haß gegen alle feurigen, weiterblickenden, ihm selbst wesensfremden Charaktere. Doch er ist purpurgeschmückt, ein „Monarch" alten Stiles, hat seine „Untertanen", mit Gibbon zu reden, „wie eine Viehherde" geerbt und empfindet es nicht allzu tief, wenn ihm die Hälfte fortgenommen wird, weil er ja immer noch etliche Millionen übrig behält, vor denen er König und Soldat spielen kann.

Im Jahre 1799, als Preußen es unterließ, einer starken und — während Napoleons Abwesenheit in Aegypten — gegen die französische Republik erfolgreichen Koalition beizutreten, murrte Stein in einem Brief: „Es ist betrübend, uns gelähmt und in einem Zustande der Starrsucht zu sehen." Im Frühling 1803 muß er es erleben, wie der französische General Mortier von Holland her mit frecher Verletzung des Baseler Friedens in Hannover einrückt, ohne daß Preußen, der Garant jener „Demarkationslinie", die den Deutschen wenigstens das rechte Rheinufer sichern sollte, auch nur Miene machte, sein Schwert zu ziehen.

1804 als Minister des Generaldirektoriums (für alle Steuer- und Zollsachen) nach Berlin berufen, trat Stein endlich nun in den Brennpunkt der preußischen Politik und vermochte aus nächster Nähe die Inkompetenz der leitenden Kraft zu beurteilen. Er hat für sie und den ganzen höfischen Brei später das bittere fachmännische Wort gefunden, daß er „nur noch der fauligen Gärung fähig" gewesen sei. Der König hatte sich mit Männern umgeben, von denen er schlechterdings keine Beunruhigung der eigenen Gedankenlosigkeit zu fürchten brauchte. Sein persönlicher Adjutant und Intimus war Köckeritz, zu dessen Charakteristik das Scherzwort seiner Tischnachbarin, der Hofdame Gräfin Voß, genügt: „So, jetzt werden die Leute wieder sagen, da haben zwei alte Weiber beisammen gesessen." Mit seinen Ministern, die keinen persönlichen Vortrag bei ihm hatten, verkehrte der König durch die sogenannten Kabinettsräte, die deshalb einen ganz ungebührlichen Einfluß auf die Politik gewannen. Rat Beyme war an sich kein übler Mann, doch Lombard einer von den allerschlimmsten, ein landfremder Intrigant.

Aus den Jämmerlichkeiten jener Tage ragt rein und fremd eine Frau empor, die Königin Luise, die nach Art einer hochbegabten, treubesorgten Gattin die Unfähigkeiten ihres Mannes liebevoll auszugleichen und ihm wenigstens die paar genialen Naturen, die sie mit weiblicher Intuition in seiner Umgebung witterte, näherzubringen versuchte. Sie ist mehr als einmal das letzte Bindeglied zwischen dem preußischen König und Preußens deutschem Beruf gewesen. Da auch ein paar andere Schärferblickende nicht müde wurden, auf Stein als den Mann der Tat, den Retter in der Not, hinzuweisen, so ist der Ungeduldige noch im August 1806, als die nahende Katastrophe schon ihre Schatten vorauswarf, in Berlin grollend umgegangen, zum Handeln entschlossen. Wie würde er aufgeräumt, organisiert, Zug und Schick in alles gebracht haben! Allein man benötigte seiner gar nicht. Friedrich Wilhelm III. hielt mit blinder Eitelkeit an allen seinen Prärogativen fest, ein Monarch, der am Tage von Auerstädt nachher nicht einmal zu bewegen war, den Oberbefehl über seine eigenen Truppen zu führen, so daß alles drunter und drüber ging.

Was tat Stein, als die Unglücksbotschaft der verlorenen Doppelschlacht vom 14. Oktober 1806 nach Berlin kam? Er lag gichtbrüchig zu Bett. Schmerzgefoltert fuhr er auf, ließ den Staatsschatz wie die Gelder der Bank und Seehandlung verladen und eiligst nach Stettin oder Danzig spedieren, ein Gegenstück zum kläglichen Fürsten Hatzfeld, der sich als Komma-

Digitized by Google

dant von Berlin mit aller Energie der Fortschaffung der angehäuften Kriegsvorräte widersetzte, aus Besorgnis, sie könnten dem Landesfeinde nicht schnell genug in die Hände fallen. Stein ermöglichte durch jenen Schritt die Weiterexistenz des preußischen Staates. Dann taucht seine Spur wieder auf in dem denkwürdigen Kriegsrat von Osterode in Ostpreußen am 21. November 1806. Seinem Nachdruck bleibt es, nächst dem geheimen Einfluß der Königin, zu danken, daß der von den Generalen Zastrow und Lucchesini zu Charlottenburg mit den Franzosen geschlossene Waffenstillstand durch den König verworfen und die Fortsetzung des Krieges beschlossen wurde. Hierdurch allein wieder ward Rußland beim Bündnis festgehalten. Die Historiker aber sind sich heute ziemlich einig darin, daß nichts der Festigkeit der grande armée derartigen dauernden Abbruch getan hat wie der blutige Feldzug von 1806 zu 1807.

Indessen war schon die Schicksalsstunde nah. Stein, der nur unter der Bedingung direkten Verkehrs mit dem Staatsoberhaupt sich für das Ministerium des Auswärtigen wollte bereit finden lassen, erregte durch diesen seinen Freimut wie seine ganze markige, kurzangebundene Weise, die den Dingen auf den Grund ging und Halbheiten verachtete, so sehr den Zorn des Königs, daß dieser ihn wegzujagen beschloß. Der Abschiedsbrief, am 4. Januar 1807 in den ungnädigsten Ausdrücken abgefaßt, liest sich, wie wenn ein Stümper den Meister abkanzelt als einen „widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats vor Augen zu haben", nur aus Laune, Leidenschaft und persönlichem Haß handelte. Man fühlt sich an die bittern Weltanklagen in Shakespeares furchtbarem 66. Sonett erinnert:

„Und die Vollendung selbst in Schand entlassen,
Und Kraft durch hinkend Regiment gelähmt,
Und Wissenschaft geknebelt auf Befehl,
Und Torheit doktorlich der Kunst gebietend"...

Jetzt kommt eine Fügung, die zum Wunderbarsten in der Weltgeschichte gehört. Auf der weiten Reise von Ostpreußen nach seiner Heimat hält Stein in Berlin. Hier bezaubert er im Januar 1807, allein durch seine frische, imponierende Persönlichkeit, den französischen Gesandten. Der berichtet an Napoleon, und so kommt es, daß dieser in Tilsit, gelegentlich des dort abgeschlossenen Friedens, zu dem um einen leitenden Minister immer noch verlegenen Friedrich Wilhelm sagt: „Prenez le baron de Stein, c'est un homme d'esprit." Damit bestellte derselbe Dämon, der den friderizianischen Staat zertrümmert hatte, auch seinen Rächer und Renovator. Friedrich Wilhelm, der durch keine andere Macht auf Erden, auch nicht durch die Bitten seiner hochgesinnten Gattin, würde zu bewegen gewesen sein, gehorchte dem Befehl seines Besiegers und rief den ihm verhaßten, weil überlegenen, Mann zurück. Am 4. Oktober 1807 traf Stein, aus dem Westen herbeigeeilt, wieder am königlichen Hoflager in Ostpreußen ein und übernahm das Ministerium des Innern. Die Zusage der Beseitigung von Kabinettsräten ist ihm zwar vom Könige glatt gebrochen worden. Damals schrieb Luise: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten. Der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate über den Haufen falle!" . . . Stein blieb, und etwas unerhört Kühnes, Grundstürzendes geschah: fünf Tage nach seiner Ankunft, am 9. Oktober, unterzeichnete er das sogenannte Befreiungsedikt und gab damit Preußen, das mehr und mehr in die Formen des feudalen Despotismus zurückgesunken war, die entscheidende Wendung zur Modernität.

Der Anlaß war finanziell gewesen. Der Staat brauchte zur Bezahlung der Kriegsschulden Geld und hatte keines. Die Krondomänen, seine Hauptreserve, waren entwertet und unverkäuflich. Und gerade den 74000 königlichen Domänialbauern in Ost- und Westpreußen, die durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen persönlich halb befreit, aber nicht in den Vollbesitz, das Verfügungsrecht über ihre Schollen eingesetzt worden waren, ging es kläglicher als allen andern „Erbuntertanen" in Norddeutschland. Sie

Digitized by Google

durften keine Hypotheken aufnehmen, und Personalkredit bei den Städtern genossen sie unter solchen Umständen erst recht nicht. Als Obereigentümer aber, der sie in Zeiten der Not stützen sollte, hatten sie sämtlich den gleichen bankrotten Staat, der nichts für sie tun konnte. Das Elend war unbeschreiblich groß; es fehlte nicht nur an Saatkorn, sondern schlechthin an Lebensmitteln für Menschen und Vieh. Eine „Immediatkommission" tagte und entwarf, unter dem Ideenzauber des englischen Nationalökonomen Adam Smith wie seines preußischen Schülers Kraus, zwölf herrliche Paragraphen. Allein sie würden für immer auf dem Papier geblieben sein, wenn der Schöpfer nicht herzugetreten wäre, sein „Fiat!" gerufen und die Tat besiegelt hätte.

Es steht heute fest, daß Stein niemals eine kommerzielle Bauernemanzipation geplant hatte, weil gerade er, mit einer verzeihlichen Ueberschätzung seiner Standesbrüder, vor dem Halt der leibeigenen Bauern an ihren adligen Patronen sehr viel hielt. Aber seinem genialen Scharfblick entging es nicht, daß außerordentliche Situationen auch außerordentliche Maßnahmen erfordern. Darum unterschrieb er nicht nur die Vorlage, sondern dehnte die nur für zwei Provinzen gemeinte mit einem Federstrich auf die gesamte preußische Monarchie aus.

Es versteht sich, daß eine sofortige Wirkung tatsächlich nur für die königlichen Domänenbauern eintreten konnte. Hier hatte der Staat das unbestreitbare Recht, auf sein Obereigentum zu verzichten. Für die zehntausend preußischen Rittergutsbesitzer, deren Erbuntertanen hörig waren, bedeutete jenes Edikt eine Eigentumswegnahme. Kein Wunder, daß sie wütend emporfuhren und im feudalen Adelsklub zu Berlin gezischt wurde: „Lieber noch drei Auerstädter Schlachten, als solch ein Gesetz!" Auch blieb vorerst notgedrungen alles beim Alten, bis endlich Hardenberg 1811 den richtigen Modus der Ablösung fang, bei dem ein Bruchteil (meistens ein Drittel, manchmal die Hälfte) des bäuerlichen Ackers dem Adel, der größere Rest aber den früheren Erbuntertanen als freies Eigentum zufiel und jene gesunde, selbständige Bauernschaft von etwa 1,2 Millionen spannfähiger Höfe, deren wir uns heut erfreuen, in Preußen aufblühen konnte.

Aus gewissen andern Paragraphen des Ediktes jedoch fuhr unverzüglich neues Licht und Leben in die preußische Welt. Noch das Landrecht, das unter Friedrich dem Großen aufgezeichnet und 1794 publiziert worden war, hatte den Besitz von Rittergütern durch Bürgerliche untersagt, Adligen keine bürgerliche Beschäftigung erlaubt. Fortan durften diese studieren, was sie wollten, durften Arzt und Notar, Nichtadlige dagegen durften Linienoffizier werden. Wohlhabende Bürger kauften, was bis dahin verboten gewesen war, verwahrloste ritterschaftliche Latifundien und nahmen sie in rationellen Betrieb; der Stand berufsmäßiger, gebildeter Landwirte fing jetzt erst an, recht zu gedeihen. Der Adel selbst mußte von seinem hohen Pferd heruntersteigen; „Er" als Anrede für den Bürgersmann hörte auf, der Gerichtsdirektor, der Kreisphysikus, der Superintendent kamen an der Galatafel nicht mehr unter fünfzehnjährige Fahnenjunker zu sitzen. Und jener Anfang zog eine ganze Reihe von Zusatzedikten nach sich, wie die Städteordnung des Jahres 1808. Ein völlig neuer Gemeinsinn in den preußischen Kommunen, die „Selbstverwaltung", die Erziehung zu politischer Mitarbeit und Verantwortlichkeit begannen.

Leider sollte sich das preußische Volk dieses Meisters in seinem Fach nicht lange erfreuen. Er kam ohnehin bald dahinter, daß seine eigentliche Aufgabe, weniger gesetzgeberisch als finanziell, vor allem in dem Zusammenbringen von hundertundfünfzig Millionen Francs Kriegsentschädigung für die Franzosen bestand. Von dieser Sorge getrieben, hat er drei kostbare Monate, von Februar bis Mai 1808, in Berlin mit Aufschubsverhandlungen verloren. Dann ward ein Brief, in welchem er aus seinen patriotischen Gesinnungen und Plänen kein Hehl machte, aufgefangen, im „Moniteur" veröffentlicht und Stein im Dezember geächtet. Eine sehr dringende Verwaltungsreform war kurz vorher noch durch Friedrich Wilhelm angenommen worden; ihre Publikation unterblieb jetzt. Stein aber flüchtete nach Oesterreich.

Digitized by Google

Dort hat er in Brünn, Troppau und Prag von Januar 1809 bis Mai 1812 als Privatmann verdrossen, obwohl nicht untätig für die große Sache der nationalen Befreiung, gelebt und ist schließlich einer Einladung des Kaisers Alexander nach Rußland gefolgt, wo in St. Petersburg am 12. August 1812 der treue Ernst Moritz Arndt als Begleiter zu ihm stieß.

Damit beginnt seine europäische Mission: alle aufrechten und unternehmenden Mächte zum Widerstand gegen Napoleon anzufeuern oder, wie man heute zu sagen pflegt, für den großen Freiheitskampf „starkzumachen". Zar Alexander hat dieser festen Rückenstütze nur zu sehr bedurft, wie denn viele russische Offiziere während des ganzen Feldzuges von 1813 zu 14 murrten: „Warum uns schlagen für eine fremde Sache?" Doch von Stein gingen Schwung und Willenskraft gleich einem elektrischen Strom in die Seelen anderer Menschen über. Den aus Rußland fliehenden Franzosen war er mit Arndt auf dem Fuße gefolgt, schon am 22. Januar 1813 erschien er in Königsberg und stand, ohne hervorzutreten, im kritischen Moment hinter den auf sein Andringen durch den Landhofmeister Hans Jakob von Auerswald einberufenen preußischen Notabeln, die sich eigenmächtig von Frankreich lossagten und nach dem Vorgange Yorks (vom 30. Dezember 1812) mit den Russen verbündeten.

Noch hatte Hardenberg, der dazumal Preußens Politik leitete, keine besonderen Schritte zu einer Rüstung getan oder vorbereitet; nur war der König am gleichen Tage, da Stein unter den Königsberger Patrioten auftrat, von Berlin nach Breslau entwichen. Am 3. Februar erfolgte von dort her der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jäger-Korps. Stein war sofort hingeeilt, lag aber, als Preußen am 13. Februar sein Ultimatum an Napoleon stellte, krank und verlassen im Dachstübchen eines kleinen Gasthofes darnieder, vom alten Kalckreuth, aus feudalem Haß gegen den Neuerer, den Franzosen denunziert. Der Aufruf des Königs „An mein Volk" vom 17. März fand ihn dann zum Glück schon als Genesenden.

Und nun endlich reifte dem Landflüchtigen auch eine Ernte. Nach der Besiegung Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig schrieb er frohlockend und grimmig in seiner lapidaren Weise: „Der Mensch ist am Boden." Er übernahm den Vorsitz einer Zentralkommission für die Verwaltung aller durch die Truppen der Verbündeten den Franzosen abgejagten Länder, organisierte überall, wo es die napoleonisch gesinnten deutschen Heimatsbehörden nicht durch passiven Widerstand vereitelten, neue Heerhaufen und zeigte sich als Administrator in seiner ganzen Größe. Auch nahm er am Wiener Kongreß von 1814—15 noch teil, ohne mit seinen Ansichten über die Gestaltung Deutschlands durchzudringen. Dann zog er sich ins Privatleben zurück.

Dies ist das Tragischste von allem. Volle fünfzehn Jahre noch hat unser Held in ungebeugter Kraft, doch so gut wie ungenützt, neben seiner Nation gestanden. Zwar hat er ihr einen großen Dienst noch geleistet, als 1819 auf sein Betreiben und unter seinem Vorsitz zu Frankfurt a. M. die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichte ins Leben trat, aus deren Arbeiten die Sammlung der monumenta Germaniae erwuchs. Aber selbst nach des Staatskanzlers Hardenberg Tod im Jahre 1822 hatte Preußen keinen Platz für ihn. Er wurde 1823 „Landtagsmarschall" in Westfalen, 1827 „Mitglied des Staatsrats". Aber der hatte ja, falls er zusammentrat, nur eine beratende Stimme, war kein gesetzgeberisches, kein Ausführungsorgan. Es macht wehmütig, zu denken, wieviele schöpferischen Kräfte in jenem einzigen Mann gezwungen waren, zu feiern*).

*) Unter dem Titel „Deutsche Männer", 50 Charakterbilder, hat Robert Hessen bei Julius Hoffmann, Stuttgart, einen Band von Biographien hervorragender Deutscher erscheinen lassen, der uns besonderer Beachtung wert erscheint. Das Buch ist wohl in erster Linie für die reife deutsche Jugend bestimmt. Aber wir bringen das von Hessen entworfene Charakterbild Heinrich Freiherr von Steins unter Weglassung der Einleitung, trotzdem zum Abdruck, weil wir glauben, daß an diesem wohlgelungenen Versuch, deutsche Geschichte einmal ohne den allzu weitverbreiteten Beigeschmack von hurrapatriotischem Byzantinismus zu lehren, alle diejenigen ein Interesse haben, die an ein Geschlecht immer freieren Bürgertums glauben.

Digitized by Google

Künstliche Befruchtung.

Von

Dr. med. J. Spier.

Wieder hat sich mal vor der Oeffentlichkeit ein Vorgang abgespielt, der in der Geschichte schon oft beobachtet wurde. Die Arbeit eines Forschers, durch günstigen Zufall oder ein Korrespondenzbureau in die weite Welt publiziert, beginnt mit ungeahnter Wirkung die Gemüter zu erregen, in den Brennpunkt der Diskussion zu rücken und wie etwas Unerhörtes, Eigenartiges, fabelhaft Neues aller Phantasie zu beschäftigen; dabei wird vergessen, daß dieses vermeintlich Zauberische, dieses Neuland längst schon entdeckt, abgemessen, verteilt, in allen Winkeln bekannt ist und nur, den Fachleuten vertraut, vor den Blicken Uneingeweihter gehütet worden ist.

Die künstliche Befruchtung spielt schon lange eine eigenartige Rolle in der Medizin und ist von amerikanischen, deutschen und anderen Gelehrten auch beim Menschen mit mehr oder weniger Erfolg versucht worden.

Auch in der Tierzüchterei ist sie längst bekannt und angewandt worden. Ja selbst die Araber sollen es verstanden haben, um Nachkommen berühmter Pferde zu erhalten, das nötige Zeugungsmaterial auf raffinierte Weise zu stehlen, ohne daß der Besitzer des Pferdes, der in Feindschaft mit den Dieben lebte, um Einwilligung gefragt zu werden brauchte.

Man erinnert sich gewiß des Bestäubungsvorganges im Pflanzenreich, und hat eine sehr deutliche Analogie der künstlichen Befruchtung. Berliner Aerzte, die nicht hervorgetreten, haben schon lange Gebrauch von ihrer Kenntnis, die es gestattet, auf Umwegen das Leben ein bißchen nachzuahmen, und dabei mit respektablem Erfolge, gemacht.

Die Frage der künstlichen Befruchtung, Einführung von maskulinem Zeugungsstoff in die Stätten der Generation auf künstlichem Wege, liegt bedeutend tiefer in den Urproblemen des organischen Lebens gebettet, als man ahnt. Es hat sich sogar schon in radikalen Frauenemanzipationskreisen die vollständige Eliminierung des paternen Teiles, um Nachkommen zu erhalten, zu hold winkendem Zukunftsbild verdichtet. Diese Bemerkung ist ernst gemeint, es gibt in vielen niederen Tierspezies tatsächlich eine Parthenogenese, d. h. unbefruchtete Zeugung; aber nicht nur dies, selbst bei Tieren, wo eine maskulinfeminine Vereinigung stattfindet, konnte Professor Loeb vom Rockefeller-Institut durch allerlei merkwürdige Experimente Eier zur Weiterentwicklung anregen, ohne daß männlicher Keimstoff benötigt wurde.

So veranlaßte er Seeigeleier durch Einlegen in verschiedene Flüssigkeiten zum Zellteilen und Zellvermehren, sie kamen ins Larvenstadium und bewiesen prinzipiell die Möglichkeit einer künstlichen Zeugung; Professor Loeb und nach ihm andere Physiologen und Embryologen stellten verschieden starke Salzlösungen (worin Ca, Ka, Na usw. diluiert waren) her und beobachteten, daß in manchen die Seeigeleier richtig einen Entwicklungsgang begannen. Die dazu geeignetsten Medien wurden dann zu weiteren Versuchen verbessert, und heute kann Loeb auf bemerkenswerte Resultate stolz sein; nach seinen Anschauungen ist in niederen Tierspezies das Maskulinum eigentlich nur dazu da, mit seinem Keimstoff die Eiaußenhaut zum Erweichen zu bringen und dann einen Reiz auf die Mutterzellen auszuüben; diese fangen dann an, sich zu teilen, zu vermehren und die Bildung des Neugeschöpfes zu übernehmen. Dieselbe Rolle konnten cum grano salis — auch gewisse Salzlösungen spielen, und tatsächlich vermochte er seine Theorien zu beweisen; also eine schon längst bekannte primitive künstliche Befruchtung.

Er steht erst als Gründer im Beginne einer embryologischen Epoche, die noch manche Ueberraschung bringen dürfte. Nun ist natürlich gar nicht erlaubt, von niederen Tierspezies auf höhere Arten zu schließen; ob also beim Menschen ohne maskulinen Keimstoff eine Zeugung möglich ist, muß vorerst als wissenschaftliche Zukunftsfrage ad acta gelegt werden; Analogieschlüsse sind in der empirischen Wissenschaft sehr peinliche Dinge, da sie meistens auf Abwege führen; z. B. kann man niedere

Digitized by Google

Wassertierchen, wie die Hydra in unendlich viele Teile schneiden, aus jedem entwickelt sich ein vollständig neues Geschöpf; oder ein Regenwurm, der zertrennt wird, wächst in jeder Hälfte wieder zu einem Ganzen aus; ich glaube, daß Konklusionen von diesen Exempeln auf menschliche Individuen etwas Unwahrscheinliches an sich haben; deshalb können die Frauenemanzipatorinnen schärfster Richtung noch nicht viel hoffen.

Bei höheren Wesen ist ja auch die Vererbung väterlicher Eigenschaften und Kennzeichen — über allen Zweifel — auf Kinder eine sichere Tatsache, so daß schon der Rückschluß Naturgewißheit annimmt, in dem die Wichtigkeit der männlichen Keimstoffe über einen bloßen Anreger zur Eizellenteilung und -vermehrung hinaus begründet ist.

Wir können sogar im Mikroskop einen bestimmten Teil der Vaterzelle mit einem anderen der Mutterzelle sich verbinden und so die Notwendigkeit des paternen Zellkörpers zur Befruchtung ad oculos demonstriert sehen.

Vorerst also bleibt wahrscheinlich das Problem der Befruchtung auf dem alten Status bestehen; die künstliche Modifikation hat nur für Ausnahmefälle Existenzberechtigung, genau so wie die künstliche Ernährung.

Aber eine wichtige Seite des Problems, die juristische, muß noch kurz berührt werden; in einigen Tagen wird Dr. Rudolf Wassermann bei Pulvermacher eine Schrift über „Die künstliche Befruchtung in juristischer Betrachtung" erscheinen lassen; darüber soll gelegentlich referiert werden; vorerst sei nur bemerkt, daß die künstliche Befruchtung ganz unangenehme Konsequenzen für den Erzeugten nach sich ziehen kann; einige Urteile von Gerichtshöfen (z. B. Bordeaux, dann des Reichsgerichts) liegen vor, die zum Nachdenken stimmen; man will das „künstliche Befruchten" nicht anerkennen, eventuell verbieten oder nur unter ganz eng begrenzten, festgelegten Kautelen hingehen lassen; die so Geborenen erfüllen nämlich eine Anzahl von juristischen Forderungen nicht, welche das „rechtliche Individuum, die juristische Person" ausmachen! Deshalb können merkwürdige Differenzen sich entwickeln.

Außerdem kann ein eigenartiges „Qui pro quo", durch künstliche Befruchtung ohne Wissen des Gatten usw., von gewissenlosen Charlatans der Medizin, entstehen u. dgl., man rüstet zum Gegenschlage gegen die „artifizielle Fekondation". Trotzdem kann man beruhigt der Zukunft entgegensehen.

Die ganze Frage bleibt doch bis jetzt noch eine Doktorfrage im wahrsten Sinne des Wortes, eine Studierzimmerangelegenheit, an der aber die Oeffentlichkeit brennendes Interesse hat.

Theatrum lyricum.

Von

Julius Bab.

IV.

Kunst ist gestaltetes Leben. Aber was Gestalt gibt, was als ein klingendes Gesetz den Stoff überwältigt, das ist nur die große innere Leidenschaft, mit der einer lebt. Eine neue Lyrik kann immer nur aus einem zentral neuen Verhältnis zur Welt, einem neuen Glauben erwachsen. Wer ohne innerlich schöpferischen Antrieb nur in sinnlicher Neugier und spielerischer Eitelkeit neue Impressionen aufstöbert, neue „feinnervige" Detailbeobachtungen kreuzt, der schafft überhaupt keine Kunst, geschweige denn eine neue. Das zeigen uns die Leute vom „Kondor" in aller wünschenswerten Deutlichkeit. Denn wo sie nicht überhaupt nur einen prosaischen Scherbenberg forcierter Notizen hinlegen, da füllen sie mit ihren mühsam neuen Details ganz alte Formen; Rhythmen und Klänge, die sich romantische und noch ältere Konvention als organische Verkörperung ihres Weltgefühls geschaffen hat, stopfen diese Glaubenslosen mit dem Häckselwerk ihrer Impressionen aus, und es entsteht eine wertlose und bedeutungslose Spielerei. Wo eine wirklich wertvolle, neue, lyrische Form entsteht, ist sie nichts als Nieder-

Digitized by Google

schlag eines neuen Glaubens: in Liliencrons Versen schuf eine heidnisch trotzige Weltfrömmigkeit ihr antiromantisches Manifest, und im formlos vergleitenden Strom Rilkescher Reime erneute sich der Rausch christlicher Mystik. George ward einzig durch seinen Glauben an die weltbildende Mission des Künstlers, an die unnahbare Hoheit des sinnlich Gestaltenden zum Meister, und Dehmels reife Rhythmen erhielten ihren donnernden Gang im Gegensatz dazu aus seinem Fanatismus dienender Hingabe, sozialer Führerschaft. Auch eine tiefe, leidenschaftliche Skepsis kann im kunstschöpferischen Sinne Religion sein, wie Hoffmannsthals angstvoll atmende Terzinen bewiesen haben. Wenn wir also glauben, daß die junge Generation, die nach diesen letzten Meistern deutscher Lyrik auf dem Plan erscheint, etwas neues zu bieten hat, so muß man nicht fragen, welche neue Vokabeln, raffinierte Nervenein drücke oder unerhört verblüffende Assoziationen sie sich angeeignet hat, sondern welche Gesinnung, welcher Glaube, welche neue Leidenschaft zur Welt in ihr mächtig ist.

Ich glaube, der Weg, den dieses jüngste Geschlecht gehen will, ist jener, der von Liliencron über Dehmel führt weiter ins Land fromm und stark froh ergriffner Wirklichkeiten hinein. Was jener in naiver Herrlichkeit besaß, was dieser in titanischen Kämpfen sich errang, das wollen diese Jungen auch am ganzen Stoff ihres neuen Lebens bewähren: kämpferisch frohe Bejahung des Daseins, gläubige Hingabe an den Sinn dieser toll verschränkten, gräßlich gärenden, häßlich erhabenen neuen Kulturwelt, tiefes Gefühl für die menschliche Gemeinde, für den Lichtkampf der Millionen, deren äußeres Glücksstreben doch im Kerne stets einen Willen zu innerer Heiligung bedeutet.

Von dieser Erdenreligion, dieser antiromantischen, wirklichkeitsstolzen, arbeitsgläubigen Gesinnung ganz erfüllt ist Alfons Paquet. Ihr Prophet war er schon in jenem Bande, der den charakteristischen Titel „Auf Erden" führte; er ist es nicht minder in seinem neuen Versbuch „Held Namenlos" (bei Eugen Diederichs in Jena), freilich noch mehr ihr Prophet als ihr Sänger. Nicht daß Paquet theoretische Predigten über seine Lebensauffassung hielte, aber er versucht noch durch die Masse zu geben, was nur der Intensität der Gestaltung gelingen kann. Er ist ein Weltfahrer und breitet das Leben aller Erdteile und Kulturen vor uns hin; er erzählt von den riesigen Strömen und den Urwäldern Amerikas und den phantastisch schillernden Kulturen Ostasiens, von der Stille deutscher Landstädte und von der donnernden Arbeit der Weltwerkstätten New York und London, er fährt zu den Sternen über die Wolken auf und kehrt in die melancholischen Wälder, Gletscher und Moore des Nordens ein. Und überall preist er im ergriffenen Zug seiner unendlich hinströmenden Rede den schöpferischen Geist der Erde, den namenlosen Geist, der aus dem Strudel alles Lebendigen immer neue Ordnungen gebiert.

„Des Glaubens alte Formen haben wir
Mit zärtlicher Entsagung hingegeben.
Es sprießen kühn und zart
Zu hoher Art
Des neuen Glaubens Helden in das Leben
Und folgen dir und siegen, tief bereit
Ihr Haupt zu beugen der Barmherzigkeit."

Diese schönen, begeisterten Berichte von der Lebensreise dünken mir freilich noch nicht im eigentlichen Sinne lyrische Kunstwerke, Gedichte, die, über alles verstandesmäßige Mitgehen hinaus, die Seele zum Erlebnis des neuen Glaubens zwingen. Paquets endlos hin strudelnder, rhetorisch wogender Vers drückt nur die allgemeine Erschütterung durch das neue Lebensgefühl aus; er zeigt nicht, wie dieses Gefühl nun jedes Stück der Welt zu fassen und zu formen vermag. Wir lernen die ganze Erde kennen, aber wir werden nirgends auf ihr heimisch. Wohl gehört diese Erschütterung durch die ungeheure Vielfalt der irdischen Erscheinungen zum Wesen des neuen Glaubens, und Paquet ist nicht nur stofflich, sondern auch gefühlsmäßig unendlich viel reicher als jene snobistischen Jünglinge, die ihre Großstadtnerven gierig belauern. Aber es käme nun darauf an, den Glanz der ganzen Welt nicht unfaßbar weit vor uns auszubreiten, sondern in die Tiefe eines eng umgrenzten Kreises hineinzulenken.

Digitized by Google

(Und das hieße formal: statt endlos Gesänge zu entströmen, den neuen Rhythmus in ein strophisch gebundenes, in sich klar gegliedertes Gedicht einfangen.) Auch für den Künstler, der Paquets Erdleidenschaft im Herzen hat, verliert das tiefsinnige Wort Goethes nicht seine Geltung: „Was braucht ein Gärtner zu reisen!“ Es gilt alles in die Tiefe zu bauen, was Paquet jetzt noch ins Breite verströmt.

Eine Paquet nah verwandte Natur ist der als Dramatiker bekannte Rheinländer Wilhelm Schmidtbonn, der in rauschenden Rhapsodien den „Lobgesang des Lebens“ anstimmt (Egon Fleischel & Co., Berlin). Er widmet das Buch dem Maler Gustav Wunderwald zur Erinnerung an ein gemeinsames Wanderjahr, in dem sie die Welt sahen „voll von einer nie schwach werdenden Liebe für jeden Grashalm und jeden Ziegelstein, und doch ewigem Fortmüssen“. Aber die klare, helle, harte Sinnlichkeit dieses jugendstarken Wanderers vom Niederrhein schafft nun schon stofflich wie formal schärfere Begrenzungen als Paquets uferlos strömender Weltgesang. Die Legenden von Orpheus oder vom heiligen Franz, die stolzen Einsamkeiten der Gebirgswelt und der zeugende Aufruhr Berlins, der Eichbaum im Frühling oder die Aufführung der „Räuber“ im „Deutschen Theater“, die Verkündigung Mariä im Rosengarten und der blutdürstige Zorn des Verbrechers — das sind ein paar von den vielen Bildern, in denen Schmidtbonns harthämmernde Sprache die Macht des Lebens lobsingt. Helle Luft und reiner Wind wehen aus den Blättern dieses Buches, und ein Mut zu neuer, traumloser Schönheit kommt mit seinen aufrechten Worten über uns. Aber wenn man dankbar und freudig diesen schlicht gebotenen, menschlichen Wert genießt, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß selbst hier noch mehr Predigt als Gestalt, Rede als Gesang ist, daß der Mangel strophischer und reimmäßiger Bindung doch wohl auch hier das Fehlen gefühlsmäßig einer nicht mehr lehrhaften, nicht mehr wollenden Hingabe an den neuen Lebensstoff bezeugt. Die innerste Lebenskraft des lyrischen Gedichts fehlt diesen klanglich zu vagen Rhapsodien noch — und deshalb ist auch dies schöne Buch mehr das Versprechen als die Erfüllung des neuen Liedes.

Neue Gedichte.

Alfons Paquet, „Held Namenlos“.

Bruchstück.

Da baut' ich meine Kirche aus zwei gekreuzten Eisenbahnbrücken
Und ein Riesenteleskop und eine Riesenkanone hinein;
Damit schoß ich die alltäglichen Wolken zu Stücken
Und schaute hell in den Saal der Planeten hinein.

Und riß Beethoven aus seinem Schlaf, in den Weltraum zu hören,
Und schloß sein ergriffenes Herz an die singende Bogenlampe an,
Und sie sang und wälzte eine Flut und einen Bergsturz von zerschmetternden Chören
Auf das Volk, und da löste sich endlich der Bann.

Und Zeugung und Liebestod und Wiedergeburt, Lust für Lust,
Wirkten magnetischer, und die unsichtbaren Strahlen
Tanzten in sausender Ruhe und wurden bewußt.

Und es gab nur noch die Parteien der Liebenden und Geliebten,
Und die Unterworfenen sangen den Triumphgesang,
Und es war ein Staunen in allen Betrübten,
Ein Gelächter der Auferstehung, ein Schleudern von Kräften, ein erzener Klang.

Und fremd allem Unfug und allem Gezänk und der Klage
Ueber den Tumult der Reiche, saß ich in meiner Mutter Schoß
Ohne Mond und ohne Sonne, ohne Nächte und ohne Tage,
Trinkend in süßer Schonung, nachdenklich, heldenmütig und namenlos.

Digitized by Google

Wilhelm Schmidtbonn, „Lobgesang des Lebens".

Pack mich an, Leben!
Zeig dich!
Nimm Gestalt an!
Schlag mir die gegen dich vorgestreckte Faust
ins eigene Gesicht.
Pack mich um die Schultern,
wirf dich mit deiner Last
auf mich Keuchenden,
schnür mir die Brust zu,
den Hals,
verhöhne mich,
gönne mir einen lachenden Zuruf.

Aber du bist nicht so klein,
bist ein Kämpfer anderer Art,
bleibst unsichtbar
doch nicht, weil du feig bist.
Weil du so groß bist.
daß der Teil, den ich von dir sehe,
nichts ist zu deinem Ganzen.
Ich sehe von dir so viel,
wie die Ameise vom Menschen
nichts, obwohl sie ihn spürt,
wenn sie gegen seine Sohlen läuft.
Ich fühle dich nur,
wenn ich auf Ellenbogen liege die Nacht,
flehend,
und der Tag mir das Unmögliche bringt —
die Nichterfüllung.
Da glänzte wie eine Fontäne der Kern aus der
verworfenen Schale,

Du bist nicht zu erflehen.
Du bist groß.
Darum liebe ich dich.
Aber in Kleinem doch zeig' dich mir,
wie es mir zukommt.
Geh' hart mit mir um,
erfülle meine Wünsche mir nicht,
gib mir ungerührt das Gegenteil.
Daß ich dich spüre
und jauchzend weiß,
daß mehr ist als ich,
daß mehr ist
als unsere Erde und wir darauf.
Locke meine Kraft aus mir,
daß ich mich wehre,
mich aufrecht halte
und nicht niederreißen lasse,
das kreisende Blut mir im Leibe
lebendig erhalte,
daß ich ein Mann werde,
zerfetzten Gesichts,
weißhaarig,
aber unter den weißen Haaren:
helle und feste Augen,
Augen,
die ihren Strahl,
wenn der Leib zerschüttet im Sarg liegt,
weiter tragen,
zu deiner Höhe dann, Leben, hinaufsehn,
hinter dich sehen,
dich, Leben, endlich erkennen.

Packets Gedichte bei Eugen Diedrichs-Leipzig; Schmidtbonns bei Fleischel & Co.-Berlin erschienen.

Randbemerkungen.

Verschämte Armut.

Noch harrt der Fall jener unglücklichen Steglitzer Portierfrau, die, von Nahrungssorgen und den Mißhandlungen eines Trunkenboldes von Mann zum Aeußersten getrieben, ihre fünf Kinder mit eigenen Händen ertränkte, um dann an sich selbst einen mißlungenen Selbstmordversuch zu machen, der richterlichen Auseinandersetzung, und schon berichtet die Berliner Selbstmordchronik von einer zweiten Mutter, die sich und ihren Kindern den freiwillig unfreiwilligen Tod gegeben.

Leute, die auch noch an diese immer wiederkehrenden Menschentragödien der modernen Großstadt, mit ihrer sozialdemokratischen Parteibrille behaftet, herangehen, machen immer so, als wenn der wirkliche leibliche Hunger nur bei den sogenannten kleinen Leuten so intensiv zu Gast sitzt, daß es zu wirklichen Hungerkatastrophen kommen kann. Das ist aber nicht wahr. Das Schreckgespenst des leiblichen Hungers ist wie Seine Majestät der Tod. Er kennt keinen Klassenunterschied und sucht sich seine Opfer ohne Rücksicht auf Herkunft, Bildungsgrad, Rang oder Titel, wo er sie findet.

Der wirklich leibliche Hunger . . . Der Theorie nach hat der moderne Kulturstaat diesen ungebetenen Gast längst aus dem Bannkreis des zivilisierten Landes verwiesen. „In

Digitized by Google

unseren Kulturzentren läßt man keinen Menschen mehr verhungern . . .", so sagt beruhigt und nicht ohne Stolz jeder Mitteleuropäer, der überhaupt für das Schicksal seiner Mitmenschen Interesse hat. Und es sei zugegeben: Eine Zeit, in der durch staatliche, städtische und private Wohlfahrtspflege so viel und mit so schönem Erfolg gegen das Hungerelend verarmter Menschen gekämpft ward, ist, seitdem es Satte und Hungernde gibt, noch nicht dagewesen. Wer hat früher an eine Altersversicherung, wer an eine so streng gesetzlich geregelte Fürsorge für die Angestellten und Arbeiter gedacht, wie sie heute besteht? Aber gegen eine Klasse von Verarmten kämpft die heute von Staat und Stadtgemeinde zweifellos sehr ernst genommene soziale Fürsorge ganz oder beinahe vergeblich. Es ist die Klasse der verschämten Armen aus den gebildeten Ständen.

Es wird niemand als Gemütsroheit empfinden, wenn man sagt, daß der kleine, mittellose Proletarier bei allem Mitleid, das seine Lage heischt, in dieser Hinsicht doch noch besser gestellt ist. Er braucht sich seiner Armut nicht zu schämen, denn sie ist ihm oft genug als einziges Besitztum einfach in die Wiege gelegt. Und kommt der ungebetene Gast, der Hunger, zu ihm ins Haus, so braucht er nicht sorgsam die Türen hinter ihm zu verschließen, denn in diesen Vierteln der Armen und Aermsten bewegt sich der Hunger ja doch so ungeniert, daß es für den Heimgesuchten keinen Zweck hat, erst noch lange mit ihm Versteck zu spielen. Und deshalb ist es der sozialen Fürsorge etwas verhältnismäßig Leichtes, hier Abhilfe zu schaffen. Hier in diesen Vierteln der Aermsten, wo der Hunger und seine Opfer deutlich sichtbare Armeleutekleider tragen, ist Hilfe, wenn das Elend nicht etwa wie im Fall der Witwe Friedrich, durch die breite Gestalt eines eigentlich arbeitsfähigen Mannes und die Gleichgültigkeit der Hausbewohner gedeckt ist, wenigstens insofern möglich, als Hilfsbedürftige und soziale Fürsorgetätigkeit sich beide auf halbem Wege entgegenkommen.

Aber anders steht es mit der verschämten Armut, für die der erschütternde Fall der Frau Dr. Hagemann mit ihren beiden, nun dem Leben entrissenen Kindern so überaus charakteristisch ist. Anders, wenn sich der Hunger mitten im Viertel der bessersituierten Stadtbewohner, bei Angehörigen des gebildeten Mittelstandes seine Opfer sucht. Hier kommt der Hunger nicht, wie in den Vierteln der Armen, in weithin sichtbarem Bettlerkleid. Hier, bei dieser Frau Dr. Hagemann und ihren bedauernswerten Kindern hat er selbstverständlich — im Viertel der guten Gesellschaft hält der Hunger auf distinguiertes Aeußere — als ein für die übrigen Hausbewohner durchaus nicht auffälliger Gast an die Tür gepocht. Und verschämt hat ihm dann die arme Frau Dr. Hagemann geöffnet. Um Gotteswillen, daß niemand davon weiß, daß der Hunger zu uns gekommen ist. Lieber, um ihn zu befriedigen, Stück für Stück, ein Möbel nach dem andern verkaufen. „Was machen Sie denn mit Ihren Möbeln, Frau Dr. Hagemann? Da wird ja jede Woche bei Ihnen etwas hinausgetragen? —" „Ach nichts, liebe Nachbarin. Ich will demnächst mit meinen beiden halberwachsenen Kindern ins Ausland ziehen . . ." Und dann, als sie den Erlös des letzten Möbelstückes aufgezehrt hatten, war die Katastrophe da: „Aus Nahrungssorgen!", so steht in dem Abschiedsbrief an die Menschheit zu lesen, der über den Selbstmord dieser Frau Dr. Hagemann und ihrer beiden sechzehn- und siebzehnjährigen Kinder Aufschluß gibt.

Wer hat an solchen Katastrophen innerhalb dieser Kreise, in denen die Armut heimlich wie eine Schande getragen wird, schuld? Die öffentliche Fürsorgetätigkeit? Nein. Sie hat von dem Schicksal dieser Menschen selbstverständlich nichts gewußt, und ebenso selbstverständlich hat sich die bemitleidenswerte Frau nicht an diese gewandt. Es ist leicht gesagt, daß das ein falsches Schamgefühl ist. Aber man wird das nicht aus der Welt schaffen. Diese verschämten Armen der gebildeten Stände gehen eben eher in den Tod, als daß sie das Asyl für Obdachlose oder die öffentlichen Garküchen aufsuchen. Aber wenn man von dieser Frau hört, daß sie Arztwitwe gewesen, so wird dies Menschenschicksal zu einer Schuld der Standesorganisation der Aerzte. Kümmert diese sich nicht um die Witwen ihrer einstigen Berufsangehörigen? Oder glaubt jemand im Ernst, daß diese Frau, ehe sie sich und ihre an der Schwelle des Lebens stehenden Kinder in den Tod schickte, nicht als Arztwitwe bei diesem oder jenem Arzt angeklopft hat, der — man denke an die Koryphäen in Berlin — vielleicht das Einkommen eines Bankdirektors hat? Wenn diese drei verlorenen Menschenleben wirklich, wie das anders gar nicht sein kann, wieder einmal eine Tragödie der verschlossenen Türen ist, das heißt der Türen, die nicht einmal von den gut situierten Kollegen des verstorbenen Mannes aufgemacht wurden, dann wäre es wirklich an der Zeit, daß auch der Stand der Aerzte endlich anfängt, aus sich heraus eine Instanz für die Hilfe in dringender Not zu schaffen und sich

Digitized by Google

hierin nicht von den Angehörigen pekuniär viel schlechter gestellter Berufsklassen beschämen zu lassen. Spectator.

Die Zöllner von Binz.

„Heiterkeit erregte es, als (in der Greifswalder Versammlung der beim Binzer Unglück Geretteten) einer der Anwesenden erzählte, daß man von den zu Hilfe eilenden Aerzten noch zehn Pfennig Brückengeld verlangt habe."

Der grauenhafte Humor des trockenen Berichts über ein tatsächliches Geschehnis, das man in einer realistischen Bühnendarstellung als Uebertreibung empfinden würde, führt sogleich mitten in das Gestrüpp von Schäbigkeit, Lächerlichkeit und Schuld, dem auch die Kulturblüte der Binzer Fünfzehnmenschenopferung entsprossen ist. Man male sich gefälligst die Ungeheuerlichkeit des Bildes aus: die Aerzte kommen womöglich per Auto angerasselt, um etliche Halbtote, die dem lebensgefährlichen Leichtsinn der Badeverwaltung mit einer blauen Frosthaut oder einem Nervenchoc entronnen sind, ins Leben zurückzurufen; doch siehe da die Kontrolle, die vorne am mörderischen Brückenkopf versagte, etabliert sich hinten, am Kassenschalter, als Rettungsbremse!

Aber das Lachen vergeht einem, wenn man weiterhin hört, daß auch „von den ins Wasser Gefallenen, als sie die Brücke verlassen wollten, noch zehn Pfennige Brückengeld genommen wurden." Und man atmet erleichtert auf, wie von einem schweren Seelendruck befreit, wenn man beim Lesen des Berichts endlich an der Stelle hält: „Es kam dabei zu erregten Szenen, die sogar in Tätlichkeiten ausarteten . . ."

Denn diese Tätlichkeiten sie sind im Grunde der einzige Lichtpunkt in dieser ganzen bodenlos düstern Affäre. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß irgendein Richter in Deutschland die dem nassen Grab Entstiegenen dafür zur Rechenschaft ziehen wird, wenn sie Leuten, die sie verhinderten, rasch ins Trockene zu kommen, ihre Meinung über den in solcher Situation verursachten Aufenthalt möglichst deutlich ins Gesicht schrieben. Im Gegenteil: die von Subalternen verübten Handgreiflichkeiten können in diesem Falle unmöglich als ausreichende Genugtuung gelten. Und die Kritik darf auch nicht an der einen gelegentlich offenbarten Unzulänglichkeit haften bleiben. Gibt es für eine schandbare Ueberflüssigkeit wie die Binzer Massenerträukung einen Trost, so liegt er in der Tatsache, daß nunmehr vor dem breitesten Forum der unheimliche Komplex von Leichtfertigkeit und Geschäftsgier bloßliegt, dem heute in Deutschland Leben und Gesundheit vieler Tausende von Erholungsuchenden überantwortet sind.

In dem Protesttelegramm der Binzer Ueberlebenden an den Minister des Innern wird auf Grund des Urteils von Sachverständigen festgestellt, daß in den andern Ostseebädern ganz ähnliche Mißstände herrschen. Und schon meldet sich jemand aus Zinnowitz zum Worte, der von der dortigen Seebrücke zu berichten weiß, daß sie beim Passieren — das natürlich ebenfalls zehn Pfennige Brückengeld kostet! — in geradezu furchterregender Weise schwanke; er selbst sei Zeuge einer wahren Panik unter den landenden Fahrgästen gewesen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß eine von Herrn v. Dallwitz entsandte Generaluntersuchungskommission noch zahllose andere Landungsbrücken in den Ostseebädern „faul" finden würde. Und nicht nur die Brücken, sondern den ganzen kleinstädtischen und kleinherzigen Betrieb der Bäderverwaltungen. Zu dem Fall des technischen Betriebsleiters von Binz, der zu seinem horrenden Jahresgehalt von 2100 M. auf seine Bitte um Aufbesserung noch ganze 25 M. pro anno, bewilligt erhielt, zu dem Fall der Zinnowitzer Seebrücke, deren Brückenzoll nach einer „aufklärenden" Mitteilung der dortigen Badeverwaltung von einem verantwortungslosen Privatmann eingesteckt wird, würde sie dann noch manch artiges Gegenstück entdecken!

Verantwortungslosigkeit der Betriebsunternehmer und Mangel an behördlicher Kontrolle — ein bergehohes Schuldkonto liegt zu diesem vaterländischen Kulturkapitel vor. Ein Bootsverleiher am Einfelder See bei Neumünster vermietet ein seeuntüchtiges Segelboot an eine Gesellschaft von zwölf Personen, von denen nicht eine des Segelns kundig ist! Resultat: neun Tote. In einem Wassergraben bei Scherrebeck nimmt ein Motorbootsführer 48 Ausflügler an Bord, obgleich nur 20 in seinem Fahrzeug Platz haben; als „Maschinist" fungiert sein zwölfjähriger Junge. Ergebnis: acht Personen tot. Wer die zahlreichen halsbrecherischen Landungsstege in der Umgebung Berlins kennt oder die meist unqualifizierbaren und polizeiwidrigen Zustände in unseren zwar gehörig exploitierten aber ganz unzulänglich gesicherten Freibädern (wo es oft an jeder Abgrenzung gegen die tieferen Stellen fehlt und so auffallend viele „Herzschläge" mit tödlichem Ausgang vorkommen!),

Digitized by Google

wer mit Kopfschütteln von so Unglaublichem vernimmt, wie von jenem letztjährigen Unfall am Ufer des Neuen Sees, wo durch die behördlicherseits völlig unvorhergesehenen „umstürzlerischen" Tendenzen zweier Bäume etliche Boote mit deren Insassen zu Schaden kamen, der wird wohl in optimistischen Augenblicken zu der Annahme neigen, daß derartige Vorfälle im Grunde hinlänglichen Anlaß böten, die behördliche Auf- und Umsicht entsprechend zu verstärken und umfassendere Schutzmaßregeln zu ergreifen. Worauf es aber den Behörden ankommt, zeigen die Verfügungen des Königlichen Wasserbauamts und des Teltower Kreisamts gegen das „wilde Baden": nicht Schutz gegen das Ertrinken scheint diesen beiden ehrwürdigen Stellen das Wesentliche zu sein, sondern die Rücksichtnahme auf das „Aergernis" des Nacktbadens . . .

Man verstopft ein Astloch im Badehaus der „Krummen Lanke", damit die Herren nicht in die Damenabteilung hinübergucken können (oder umgekehrt!) — aber vom Astloch in dem eingeknickten Pfahl der Binzer Brücke erfährt man erst „nachher". Sittlichkeit kostet nichts! Man scheut die Ausgaben für eine Vermehrung der Schutzvorrichtungen und der Schutzbeamten; aber man sorgt für hinreichendes Personal, um den Brückenzoll von Bewußtlosen und Samaritern beizutreiben. Ob man auch den zurücktransportierten Leichen das Brückengeld abgenommen hat, ist nicht überliefert; wenn aber heute ein Ertrunkener vom Tode auferstünde — er würde zweifellos beim Passieren der Binzer Brücke mangels wohlanständiger Kleidung und entsprechender Barmittel sistiert werden . . .

Pieter Breughel d. J.

Neue Bücher.

Freundliches Erleben. Gedichte von Otto Pick. Verlag Axel Juncker, Berlin.

Welch einer kultivierten Kunst bedarf es, um so einfach werden zu können! Und in weichen, klangvollen Versen die Welt zu erfassen wie sie täglich ist, ohne sie auf ein Postament künstlicher Erhabenheit und Seltsamkeit zu zwingen. Das Leben in hundert vielfarbigen, kleinen Bildern aufzufangen und ein Mosaik von zauberhaft einheitlicher Wirkung daraus zu gestalten. Jeder Tag hat seine Art Schönheit, jedem anderen Tag voraus. Alles was wir eben erleben, ist das Wichtigste, wichtiger auch als das viel Größere vorher und nachher. Otto Pick ist ein feiner Musiker in seinen Versen; gleich nach den ersten Versen schwingt etwas in uns mit; wir lieben ja auch was er liebt, und oft scheint es uns, als sei es gar nicht möglich, daß ein anderer vieles ganz wie er erlebt und gefühlt hat. Gibt es einen größeren Sieg der Dichtkunst?

Wir kommen schauernd in einer fremden Stadt an, wir sind einsam in der Nacht, und unser Glück ist in unerreichbare Ferne versunken. Wir marschieren. Soldaten gegen den Feind, sind wartende Liebhaber, halbreife Quartaner im ersten Fieber verzehrender Begier, lustige Mädchen, denen der Frühling wie ein Buch ist: „das von süßgeheimen Dingen handelt". Und vieles noch, oft nur durch seinen Ausdruck natürlichster Einfachheit verschwistert; manches von ergreifender Deutlichkeit, wie „Krankenbesuch".

Wie dumpfe Luft aus einem alten Schrein
Strömen Gerüche aus den flachen Betten
Auf den beklommenen Besucher ein.

Es ist zu spät, sich aus dem Raum zu retten.
Er strengt sich an und schleicht verzagt allein
Von Bett zu Bett, mühsam wie unter Ketten.

Und dann — er weiß nicht wie — hält er in seinen Händen
Des Kranken dünne fieberfeuchte Finger;
Doch seine Blicke flüchten zu den Wänden.
— „Geht's besser?" . . . „Dank, die Schmerzen sind geringer."
Und beide sind bemüht, sich noch nicht abzuwenden."

Voll freundlichen bunten Glücks sind die Spaziergänge mit der Geliebten durch Gärten, Straßen, Park und Wald. Ueberall leuchten die Wege von ihrer Liebe; und vom Duft des Glückes umgeben ist jede Bewegung, jeder Schritt, jedes Wort ein Erlebnis. Der Aufstieg zu einem Aussichtsturm, die Langweile eines verregneten Sonntags, Begegnungen auf einer steinigen Dorfstraße, werden Kapitel des Lebens, von Inhalt, von Spannung erfüllt.

In manchen der kleineren Gedichte besonders spiegeln sich noch mehr oder minder deutlich die Eindrücke tief und ernst verarbeiteter Lektüre; aber die Eigenart ist voll Kraft und Zukunft, und die Befriedigung, mit der wir dieses Buch aus der Hand legen, erfüllt uns mit der Sicherheit: Ein Dichter hat uns mit dieser naturtreuen herzlichen Erzählung seiner, unserer Gefühle und Erlebnisse ein bedeutungsvolles Geschenk gemacht, für das ihm gewiß keiner den Dank schuldig bleiben wird.

Oskar Baum.

Digitized by Google

Die Liebe der Magdalena. Ein französischer Sermon. Uebertragung durch Rainer Maria Rilke. Insel-Verlag 1912.

Dies ist einer der Sermons, welche die Gedanken der Bibel in französische hohe Klarheit und Grazilität modelten. Und von Rainer Maria wurde er ins Rilkische übertragen. Jene deutsche Sprache, die wie eine nur von den höchsten Vögeln gekannte Luft in den „Aufzeichnungen des Malta Laurids Brigge" feinste Kühle hauchte, hat hier noch dünnere, zarterblaue, geistigere Färbung erhalten. Und es fehlt die Schwermut, die, ob auch parisisch lächelnd, in jenen unerhörten Seelenskizzen lag; hier aber ist ein Lachen voll aufwärts fließender Tränen, wie es wohl auf dem Antlitz der ersten betenden Christen ruhte.

Diesen Worten, die als lichte Schatten über die Dinge fliegen, gleicht das was sie erzählen: die Liebe der Magdalena, nämlich die Liebe, die nicht besitzen darf, nicht besitzen will — ja, verlieren will. Es ist die Liebe derer, die „unterwegs sind"; sie als einzige stirbt nicht, weil sie nie erhört wird. Zwar gibt Jesus Magdalenen seine Füße hin, sie zu küssen; er tritt für die Sünderin gegen die Pharisäer ein; er stellt ihre anbetende Untätigkeit über die Geschäftigkeit der Schwester Martha; und will, daß sie bei seinem Tode zugegen sei: Aber . . . sobald er ihre Liebe befestigt fühlt, zieht er seine Hand leise zurück. Und spricht kein Wort zu ihr, die am Fuß des Kreuzes vergeht . . . Und als sie später zu dem Auferstandenen in inniger Erregung hinstürzt: „. . . Rühre mich nicht an!"

Denn: nur solange die Liebe Sehnsucht ist . . . ist sie Liebe. Weil Jesus will, daß sie ihn immer liebe -- denn er liebt sie -- darum sorgt er dafür, daß Magdalena sich mit der Empfindung des tödlichsten Im-Stich-Gelassenseins erfüllt. Sie soll in der körperlosen Einsamkeit des „Eines ist not" leben, sie soll in ewiger Erwartung leben — und sterben soll sie an der Erwartung. Nur indem sie sich von ihm entfernt -- bis in den Tod entfernt --, rührt sie an den Geliebten.

. . . Dieser Sermon erklingt gleich dem Kirchenorchester, das in Weihrauch gehüllt inmitten verzückter Gotik die heilige Messe feiert: Orgel, Posaunen, Violinen, Klarinette, Pauken . . .

Alfred Wolfenstein.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 34 Berlin, den 24. August 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Meister Wallot.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Deutschland trauert um einen seiner größten Architekten. Paul Wallot, der Erbauer des deutschen Reichstagshauses ist gestorben. Und wenn es noch Beweise dafür bedurfte, daß wir hier einen Künstler von Bedeutung verloren, so ist dieser Beweis durch die Art seiner Bestattung erbracht.

Alle angesehenen Künstlervereinigungen erwiesen ihm durch herbeigeeilte Abordnungen die letzte Ehre. Alle größeren Akademien Deutschlands waren vertreten. Aber nicht vertreten war das offizielle Preußentum. Und wer nicht einmal an die Witwe ein Wort des Beileids telegraphiert hatte, war Wilhelm II.

„Rußlands Trauer ist Deutschlands Trauer." Man weiß, Wilhelm II. ist ein chevalresker Mann. Wenn irgendwo draußen in der Welt der Tod kleine oder große Ernte hielt, hat er in sympathischer Weise mit Kondolenztelegrammen (wie überhaupt mit Telegrammen) noch nie in seinem Leben gespart. Auch der Witwen von bedeutend weniger verdienten Männern, denen doch vermittelst des Drahtes sofort das kaiserliche Beileid übermittelt ward, hat es in Preußen-Deutschland noch nie so viele gegeben. „Rußlands Trauer ist Deutschlands Trauer." Ein Wort, wie es einst nur die Ritterlichkeit dieses Herrschers prägen konnte. Aber Deutschlands Trauer ist durchaus nicht immer des Deutschen Kaisers Trauer. Und wann nicht? Wenn es sich um Künstler handelt, die . . .

Um Künstler, die sich bei Lebzeiten in die Wünsche von oben nicht fügen wollten. Um Künstler, die bei ihren Schöpfungen keine höfischen Rücksichten kannten. Es ist das gute Menschenrecht Wilhelms II., das Werk Wallots schön oder häßlich zu finden. Andere finden die von fügsameren Architekten nach des Kaisers Korrekturen angefertigten Monumentalbauten à la neuer Berliner Dom im Vergleich zum Reichshause geradezu fürchterlich. Geschmack ist Privatsache. Auch bei den Gekrönten.

Aber hier hätte der Respekt vor der Idee, der dieser Wallot das Heim geschaffen, doch wenigstens ein paar höflich gehaltene Worte des Beileids geheischt. Wenn nicht um Wallots willen — dann um des Volkes willen. Um des Volkes willen, an dessen Spitze zu stehen Wilhelm II. die Ehre hat.

Das deutsche Volk betrauert den Mann, der seiner jungen Einheitsidee und seiner staatsbürgerlichen Selbständigkeit die Stätte des unmittelbaren Wirkens schuf. Den Mann, der das Haus erbaute, in dem die Repräsentanten des deutschen Volkswillens zusammenkommen. Das Haus, in dem die Geschicke des deutschen Vaterlandes für unabsehbare Zeiten hinaus entschieden werden müssen. Und bei dem Tode dieses Mannes kein Wort aus dem Munde des Deutschen Kaisers. Keine Blume. Nur ein einfaches Ignorieren. Reicht es bei dem gegenwärtigen Kanzler des Reiches auch nicht mehr zu den primitiven Aufgaben eines Reichszeremonienmeisters, der im Verkehr zwischen Volk und Krone wenigstens auf die notwendigsten Dehors gegenseitiger Achtung hält?

Einige, die unsern Meister Wallot als Künstler besonders verehrten, äußerten sich in ihres Herzens Trauer nun so, als wenn in dieser kaiserlichen Nichtachtung des Reichshauserbauers so etwas wie eine letzte Tragik dieses an sich schon bitteren Künstlerlebens

Digitized by Google

liege. Bitteren Künstlerlebens, weil das Haus, wie es schließlich ward, doch nichts anderes als eine durch das Einspruchsrecht der Krone um seine künstlerische Einheit gebrachte Schöpfung ist.

Aber Künstlertragik — hierdurch? Nein! Als Wilhelm II. einst mit den unvergessenen Worten: „Eine Kunst, die sich über die von Mir bezeichneten Gesetze und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst", die Grenzen dessen absteckte, was er unter Kunst versteht, sagte er auch: „Der rechte Künstler bedarf keiner Marktschreierei, keiner Presse, keiner Konnexionen." Keiner Konnexionen... Also auch keiner allerhöchsten Lobsprüche, die verweigerte letzte Ehre von Kaiser und Kanzler mit eingeschlossen.

Ich sehe eine andere Tragik. Und die wohnt bei ihm, dem selbst der hehre Begriff des Reichshauses trotz aller persönlichen Abneigung gegen Meister Wallot, den Unhöfischen, nicht einmal ein Wort des Trostes an die Witwe entlockte. Und das ist die Tragik des Herrschers, der sich künstlerisch so wenig als ein Kind seiner Zeit fühlt, daß er — sonst der Mächtigste im Reich — noch nie einem der bedeutendsten lebenden deutschen Künstler und Dichter die Hand drücken durfte. Und nicht, weil sie nicht zu ihm kamen. Sondern weil er ja a priori von ihnen nichts wissen will. Es sei denn, daß sie wie Wolfgang Menzel, durch die zufälligen Sujets ihrer Kunst hoffähig waren. Oder, daß sie dies wie Schönherr — wider Willen durch ein Werk von religiösem Charakter wurden. Aber wenn heute dem deutschen Volke Gerhard Hauptmann oder Max Liebermann entrissen würde, Deutschlands Trauer fände bei Wilhelm II. ebensowenig Miterleben wie der Tod Meister Wallots.

Das künstlerische Sehnen und Streben der deutschen Gegenwart, soweit es jenseits von patriotischen und religiösen Tendenzen das rein Menschliche gestaltet, findet bei diesem Herrscher — Wilhelm II. hat es selbst oft genug bekannt — kein Verständnis. Der deutsche Künstler, der „nur" die Sehnsucht der Lebendigen und die Last seiner Zeit trägt, ist in Preußen von des Palastes Pforten ein für allemal als „Revolutionär" verwiesen.

Auch Meister Wallot war so einer. Er hat — wenn auch vergeblich — seine Schöpfung gegen die künstlerische Kommandogewalt des damaligen deutschen Kaisers zu verteidigen gewagt. Er hat sich als Gestalter bei dem Bau des Reichshauses in den Willen Wilhelms I. nur zögernd und blutenden Künstlerherzens gefügt. Sein Fall ist dem für solche Nüancen empfindlichen Enkel von diensteifrigen Höflingen sicher als „Insubordination" überliefert. Also hat das Ausbleiben auch des bescheidensten Beileidzeichens von Seiten des Enkels den bestpreußischen Grund von der Welt. Er heißt: Mangel an — Disziplin!

Fleischteuerung und Fleischeinfuhr.

Von

Fritz Selten.

Durch die Heftigkeit, mit der einst (in jetzt schon zurückliegenden Zeiten) der Streit um die Begriffe „Freihandel" oder „Schutzzoll" tobte, war eine ruhige, allen Seiten gerecht werdende Erörterung dieser Frage lange genug fast unmöglich.

Ein Mann, der sonst in seinen politischen Grundsätzen links stand und dabei die Sperrung unserer Grenzen gegen zollfreie Einführung von Vieh und Getreide gutgeheißen hätte, wäre früher schweren Parteiverrats geziehen worden. Und ein sonst konservativer Mann, der auch nur für eine mildere Handhabung unserer Grenzsperre eingetreten wäre, hätte in seinem Parteilager nicht minder die Entrüstung seiner politischen Freunde geweckt.

Aber wir sind politisch reifer geworden, auch in der Art, wie man hüben und drüben das Wesen einer zeitgemäßen Zollpolitik diskutiert. Wir sind endlich so weit, daß das wichtigste aller volkswirtschaftlichen Probleme, die Frage nach einer gesundheitlich einwandsfreien Volksernährung, aus der Sphäre des unentwegten Parteiprogrammstandpunktes hin-

Digitized by Google

ausgehoben und in das Licht der Wirklichkeit gestellt ist.

Ein altes Sprichwort sagt: „Not macht erfinderisch". Was des Menschen Fähigkeit zur Erkenntnis realpolitischer Notwendigkeiten angeht, so scheinen der Not noch viel mehr erzieherische Eigenschaften innezuwohnen als diese. Die Fleischnot, das heißt, der nicht wegzuleugnende Umstand, daß immer breitere Schichten des Volkes bis in die an sich gar nicht so schlecht situierten Kreise des bürgerlichen Mittelstandes hinauf selbst ein bescheidenes Maß von Fleischnahrung allgemach als schwer erschwinglichen Luxus betrachten müssen, beginnt uns endlich politisch weiser zu machen. Endlich öffnet diese schlimmste Not an dem sonst blühenden deutschen Volksleben von heute uns die Augen darüber, daß hier ein höheres Gut als das starre Festhalten am Parteiprogramm auf dem Spiele steht, und daß die ganze Frage: „Wie schaffen wir wieder billigeres Fleisch?" die dringende und allgemein nationale Frage nach des deutschen Volkes Wehrkraft und Zukunft ist.

„In einem Volk, das sich rühmt, durch Bismarck realpolitisch geworden zu sein, sollte selbstverständlich nur das Bedürfnis und nicht der Schein, ob etwas sozialistisch, liberal oder konservativ ist, in einem bestimmten Falle darüber entscheiden, was zu geschehen hat . .", so sagt Dr. Martin Spahn in einem Artikel, der sich ebenfalls mit der Teuerungspolitik beschäftigt. Wie recht er hat! Wann wäre je ein so „bestimmter Fall" gegeben, wenn nicht jetzt, da durch die andauernde Fleischteuerung die große Masse des Volkes zu nachweisbarer Unterernährung verdammt ist? Es wäre in der Tat antinational, in der Notstandslage von heute noch irgendwie Sonderinteressen mitsprechen zu lassen. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, haben Parteigegensätze zu schweigen, und wann wäre das Vaterland mehr in Gefahr, als zu einer Zeit, da der Gesundheitszustand eines Volkes durch andauernde Teuerung immer mehr durch Entbehrung des wichtigsten Nahrungsmittels gefährdet ist?

Aber selbstverständlich, die sittliche Forderung, hier von seinem Parteistandpunkt abzusehen und an die gefährdete Nationalkraft zu denken, darf nicht darauf hinauslaufen, uns zu einem unbesonnenen Schritt von unabsehbarer Tragweite zu verleiten. Die Oeffnung der deutschen Grenzen sans phrase und die Einführung des Freihandels wird auch heute noch von manchen Unbelehrbaren erstrebt, ist aber eine Unmöglichkeit, wie etwa eine verfrühte und einseitige Abrüstung auf militärischem Gebiet. Unser ganzes wirtschaftliches Leben ist auf den Schutzzoll gestellt. Würde eine Zollabrüstung, wie sie diese Utopisten erträumen, Wirklichkeit, so bräche damit über Alldeutschland eine wirtschaftliche Katastrophe ohnegleichen herein. Tausende und aber Tausende von Existenzen und beileibe nicht nur agrarische würden mit einem Schlage ruiniert sein. Es ist eine andere Frage, ob die Schutzzollpolitik, wie wir sie betrieben haben, wirklich der Segen ist, als den ihn seine Theoretiker darstellen. Aber unser ganzes nationales Wirtschaftsgebäude ist nun einmal auf dieses System aufgebaut. Dies System mit einem Schlage und radikal aufheben, hieße dieses Gebäude ins Wanken bis zur Gefahr des Zusammenbruchs zu bringen. Sicher spricht auch dieser Gesichtspunkt mit, wenn wir unter den Politikern des Landes immer weniger Anhänger für diese Kur à la Doktor Eisenbart und schon lange eine Reihe von Sozialdemokraten haben, die sich gegen eine prinzipielle, das heißt dauernde Oeffnung der Grenzen aussprechen.

Aber müssen wir uns so davor hüten, das Kind gleich mit dem Bade auszuschütten, so heischt doch die Fleischteuerung, unter der heute das deutsche Volk leidet, zum mindesten vorübergehende Maßregeln. Zeiten der Not fordern Notgesetze, die ein vielleicht sonst gesundes Prinzip für eine gewisse Zeit lockern, die aber das Prinzip selbst noch lange nicht für alle Zeit zu untergraben brauchen.

Ein solcher Notausweg, der wenigstens eine leichte Besserung verspräche und dem deutschen Nationalvermögen dabei keinen Abbruch tun würde, wäre die Maßregel, unsere Grenzen wenigstens für die Einfuhr von Schlachtvieh aus den deutschen Kolonien vorübergehend zu öffnen. Die allgemeine Fleischerzeitung hat

Digitized by Google

nun, um sich über die Aussicht der Verwirklichung eines solchen Gedankens ein Bild zu machen, sich mit einer Umfrage an die deutschen Reichstagsabgeordneten aller Parteien gewandt. Die Mehrzahl der Abgeordneten hat sich, wie zu erwarten stand, durchaus für diese Einfuhr ausgesprochen. Soweit man sich dagegen äußert, beziehen sich die Argumente auf die Schwierigkeit des Frachtproblems, auf die Seuchengefahr und nicht zu guter Letzt auf den Hinweis, daß durch eine solche Einfuhr die Preise für Fleisch doch nicht in Deutschland herabgehen würden.

Was den letzteren Punkt angeht, so sollte man schon deshalb dies Experiment tatsächlich in die Wege leiten. Denn blieben die Preise für Fleisch auch bei gesteigerter Einfuhr die gleichen, so wäre damit bewiesen, daß die schon oft wiederholte Behauptung, an der gegenwärtigen Misere wären die Zwischenhändler nicht ohne Schuld, auf Wahrheit beruht. Dann wäre es Sache der Volksvertretung, auf Mittel und Wege zu sinnen, der Preispolitik dieser Zwischenhändler das Handwerk zu legen, ehe der Schaden an der Gesundheit des Volkes nicht mehr zu reparieren ist. Was die Seuchengefahr angeht, so scheint diese Furcht durch den Hinweis, daß eine mehr als zwanzigtägige Meerfahrt eine vorzügliche Quarantäne darstelle, einigermaßen widerlegt. Und auf das Hauptgegenargument, den Hinweis auf die steuertechnischen Schwierigkeiten den anderen Ländern gegenüber, kann man nur antworten: „Wozu haben wir eigentlich unsere Kolonien, wenn man nicht einmal jetzt in den Zeiten der Not auf sie zurückgreifen wollte?“

Der Kampf um die freie Schulgemeinde.

Von

Otto Corbach.

Es ist leider erst zu kurze Zeit her, um es vergessen zu haben — so gern man unangenehme Vorfälle schnell vergißt —, daß Herr Ernst v. Wolzogen, Verfasser des Buches „Der Dichter in Dollarika“, sich getraute, in voller Oeffentlichkeit die deutsche Leserwelt zu tadeln, weil sie angeblich — leider ist es nicht der Fall — Werke Goethes, Schillers, Kleists und anderer Klassiker zum Lesen solchen moderner Dichter vorziehe, und weil sie gar nicht ahne, daß zwischen jenen alten und veralteten Schmökern und den Erzeugnissen neuester Literatur ein Unterschied bestehe, etwa wie zwischen einer Postkutsche und einer Eisenbahn. Die erhoffte Wirkung blieb aus. Es hat sich noch kein Verein zur Rettung verkannter moderner literarischer Genies gebildet, und in der Presse hat Herr v. Wolzogen mehr Widerspruch als Zustimmung gefunden. Nun kam dem unglücklichen Konkurrenten der Firma Goethe, Schiller und Co. neulich in verschiedenen Blättern ein Aufruf zu Gesicht, den der Bund für freie Schulgemeinden zugunsten Dr. G. Wynekens erlassen hatte und worunter ein halbes Hundert der allerbesten Namen Deutschlands prangten. Es sollen größere Geldmittel flüssig gemacht werden, um nach dem Muster der freien Schulgemeinde Wickersdorf im Meiningenschen eine ähnliche Anstalt in günstigerer Lage und mit reicheren Mitteln zu gründen. Der bisherige Leiter von Wickersdorf, eben Dr. G. Wyneken, war von der meiningenschen Schulbehörde seines Amtes entsetzt worden und darum für die Leitung einer neuen freien Schulgemeinde verfügbar. Seitdem lassen die Lorbeeren Wynekens Herrn v. Wolzogen nicht mehr schlafen. Das Berliner Tageblatt hat unter der Anmerkung, daß es des Verfassers Meinung nur als dessen ganz persönliche wiedergebe, einen Artikel von ihm veröffentlicht, worin er sich die Aufgabe stellt, die deutschen Eltern vor Herrn Dr. Wyneken zu warnen, weil er befürchte, daß „der gute Klang jener zahlreichen glänzenden Namen Herrn Dr. Wynekens Aufruf einen starken Widerhall verschaffen“ würde.

Was würden wohl moderne Schulreformer darum geben, wenn sie in dem Bestreben, neuen Ideen Geltung zu verschaffen, nicht mit mehr Widerständen zu rechnen hätten, als moderne Literaten? Was bedeutet das, was von Staatsorganen an Zensurgewalt noch gegenüber literarischen Erzeugnissen ausgeübt

Digitized by Google

wird, im Vergleich zu dem reaktionären Druck der gesamten Obrigkeit im Leben der Schule? Man sollte meinen, es könne heute keinen freien Schriftsteller geben, der sich nicht zu einem Kampfe zwischen einer Schulbehörde und einem Schulreformer mit anerkannt ehrlichem, ernsten Wollen wenigstens neutral verhielte. Herr v. Wolzogen bringt das Unglaubliche fertig, die Gründe mit einer kleinen Einschränkung zu billigen, die Herrn Oberschulrat Dr. Rittweger veranlaßten, den Gründer der freien Schulgemeinde in Wickersdorf aus dem Herzogtum Meiningen zu vertreiben. In dem Aufsatz eines sechszehnjährigen Sekundaners der Wickersdorfer Schulgemeinde hatte sich folgender Satz vorgefunden: „Somit ist die Bergpredigt der heutigen Anschauung entfremdet und ganz unzugänglich geworden, und es wäre eine Schande für den modernen Menschen, seine Ethik aus dieser fremden Ueberzeugung zu schöpfen." Herr Dr. Wyneken rügte das nur als „unmotivierte Schärfe", er schrieb unter den ganzen Aufsatz: „Verständnis gut; doch wäre an Stelle des temperamentvollen Urteils ein mehr historisch-objektives passend gewesen." Herr Oberschulrat Dr. Rittweger erklärte dazu: „Solche Meinungen können wir nicht dulden", und Herr v. Wolzogen meint, „es sei ein grober, pädagogischer Mißgriff, die unreife Jugend zu einer kritischen Ueberhebung zu verführen, welche zahlreiche Ideale der Vergangenheit, die bis in unsere Zeit hinein begeisternd und charakterbildend gewirkt haben, dem Gespött von Schulbuben und Mädchen ausliefert." Man sehe sich den wiedergegebenen Satz noch einmal an; ist er so schlimm? Warum soll sich eine freie moderne Schule der Bibel anders gegenüberstellen, als etwa dem Koran. Im übrigen spottete jener Schüler ja gar nicht über die Bergpredigt; er sagte nur, ihr Inhalt passe nicht mehr für uns, sei uns entfremdet, und weil sie fremde, unzugängliche gewordene Ueberzeugung bedeute, sei es eine Schande für den modernen Menschen, seine Ethik daraus zu schöpfen.

Wyneken selbst hat sich gegenüber dem Vorwurfe der meiningenschen Schulbehörde, daß er „einen Geist frühreifer, hochmütig-absprechender Kritik" in seinen Schülern großziehe, seinerzeit in folgender Weise gerechtfertigt: Junge Menschen in den Entwicklungsjahren seien überall in der Welt bereit, rasch zu urteilen und zu kritisieren. Gegenüber diesem allgemeinen und in der Natur der Jugend begründeten Zuge könne man nichts Verkehrteres tun, als die Grämlichkeit des Alters hervorzukehren. Es könne in solchem schnellen Urteil viel frischer Mut, Idealismus und Bewußtsein wirklicher Kraft liegen, die man nicht einfach zu negieren und abzutöten suchen solle: „Ich gewöhne meine Zöglinge einfach daran, Tatsachen und Urteilen mit Nachdenken gegenüberzutreten. Dadurch unterscheidet sich meine Unterrichtsweise allerdings von einem leider sehr verbreiteten Betrieb in öffentlichen Schulen, wo den Schülern Urteile, und zwar die konventionellen, fertig vorgelegt und eingeflößt werden; freilich häufig genug mit dem Erfolg, die innere, dem Lehrer verborgene Opposition nur noch zu stärken ... Sieht es denn in den Köpfen unserer modernen Jungen so aus, wie in ihren Aufsatzheften und ihren Aeußerungen im Unterricht? Wir dagegen wollen keine doppelte Buchführung in den Urteilen und der Gesinnung unserer Jugend ... Wir erziehen unsere Schüler zum Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was sie sagen; und ich speziell darf sagen, daß sich in meiner Gegenwart nicht leicht ein altkluges, voreiliges Urteil hervorwagen wird, einfach deshalb, weil meine Schüler wissen, daß ich sie auf der Stelle zwinge, es zu begründen."

Was Herr v. Wolzogen dem Gründer der „Freien Schulgemeinde" sonst noch vorzuwerfen hat, ist nicht der Rede wert. Er gönnt es dessen Zöglingen nicht, daß sie weniger mit totem Wissen beladen werden, wie sich die Schüler alter Lehranstalten immer noch aufbürden lassen müssen; er wagt die lächerliche Meinung auszusprechen, daß die alte Drillmethode geeignet war, Charaktere, „derbe Eichklötze" zu schaffen, während mit Wynekenscher Methode nur „bunte Quallen" gezüchtet werden könnten, die der Fuß eines Kindes vernichte. Und auf Grund solcher haltlosen Be-

Digitized by Google

hauptungen, versteigt er sich zu der dreisten Anklage: „Er (Wyneken) züchtet uns klug schwätzende Aestheten, oberflächliche, eitle und aufdringliche Mitläufer jedes snobistischen Modeunfugs, Affen jeder revolutionären Gebärde heran."

Man braucht nur wenige Grundsätze Wynekens wiederzugeben, um diese Beschuldigung als eine blinde, ungeheuerliche Dreistigkeit zu kennzeichnen. Wyneken erstrebt für die Schule dieselbe Freiheit gegenüber dem Staate, die der Rechtspflege zuerkannt wurde, als die Kabinettsjustiz aufgehoben und den Gerichten Garantien gegen den Staat selbst und seine staatsegoistischen („politischen") Interessen und Ansprüche gewahrt wurde. Wie die Rechtspflege ihr Mandat nicht eigentlich vom Staate hat, sondern vom Rechte selbst, so hat auch die Schule ihr Mandat von der Erziehung oder der Kultur selbst, und soll es ausüben, auch wo es den temporären Interessen des Staates widerspricht. Die Schule muß aus dem Kampfe der Parteien, aus der Interessensphäre herrschender Kreise herausgenommen und allein zum Dienste der Wahrheit verpflichtet werden. Die Schule muß auch gegen die Familie abgegrenzt werden. Die Familienerziehung ist nicht die beste, sie erhält alles in dem gewohnten Zusammenhang, strebt auf kein geistiges Ziel hin, lebt nach keinem geistigen Gesetz, schafft keine Distanz zwischen den Geschlechtern, wodurch sie sich aneinander bestärkend entfalten könnten, führt den Geist nicht zum Sieg über die Materie, will viel eher ihn in die Materie um so fester binden. Die Schule ist die Institution, die das Einzelbewußtsein am Gesamtbewußtsein teilnehmen läßt, die Resultate des Gesamtbewußtseins bewahrt und vermehrt.

„Wie ist es nun möglich," fragt Herr v. Wolzogen, „daß sich für solche gefährlichen Erziehungsmaximen so viele glänzende Namen führender Geister Deutschlands einsetzen können" (statt für verkannte literarische Genies wie Ernst v. Wolzogen, Hanns Heinz Ewers, Gustav Meyrink u. a.). Wie ist das zu erklären? Nichts leichter als das, antwortet Herr v. Wolzogen selbst, und „seelenruhig" fährt er fort: „Cherchez la femme. Es ist sehr begreiflich, daß diese gewissen modernen Damen, diese eleganten Kulissenschieberinnen der Mode, diese zungengewandten Souffleusen der Gesellschaftskomödie, diese Generaldilettantinnen sämtlicher freien Künste und pikanten Weltanschauungen . . . ich sage, es ist selbstverständlich, daß alle diese fortgeschrittenen Damen sich für Wickersdorf hell begeistern müssen - und von der Begeisterung solcher Damen bis zur Unterschrift der Koryphäen ist der Weg nicht weit!"

Ein Wunder nur, daß Herr v. Wolzogen, der das so genau weiß, es nicht längst fertig gebracht hat, die Unterschriften solcher Koryphäen für einen Aufruf zur Bildung eines Vereins und einer Kasse zur Rettung verkannter moderner literarischer Genies zu gewinnen. Oder sollte ein moderner „Dichter", der sich nicht umsonst in „Dollarika" aufgehalten und umgeschaut hat, für so etwas zu zartfühlend sein?

Zur Psychologie des Kusses.

Von

Prof. Dr. Adolf Mayer (Heidelberg).

Es besteht zurzeit die Neigung, dem Kusse eine ausschließlich konventionelle Bedeutung beizulegen und ihn z. B. mit den uns nur oberflächlich anhaftenden Grußgewohnheiten auf eine Linie zu stellen. Bei den Chinesen nur eine Berührung mit den Nasen, verbunden mit einem kaum hörbaren Zungenschnalzen; bei anderen Völkern kaum etwas dem Kusse ähnliches, so hört man verkündigen. Das sieht allerdings aus wie reine und bedeutungslose Form, und also erscheint es unnötig, sich den Kopf über die Willkür solcher Gewohnheiten zu zerbrechen, obwohl auch diese nicht aus der Luft fallen und unser Grüßen mit dem Hute bekanntlich den Sinn hat, daß man dem Freunde gegenüber, von dem man keinen Hieb oder Stoß zu be-

Digitized by Google

fürchten hat, sich der schützenden Bedeckung entäußert und ostensiv das Haupt entblößt. Das stammt, wie man sieht, aus der Zeit der ritterlichen Fehde, wo neben Waffenhandwerk schon die Sitte, die sorgfältig neben dem Feinde den Freund markierte, hoch emporgewachsen war, ist also einer bestimmten Kultur angehörig, in welcher Beziehung die einzelnen Völker ja weit auseinander weichen. Hier sind große Unterschiede und scheinbare Willkürlichkeiten sehr natürlich, und insofern mag man von Konvention sprechen, obschon freilich alle Dinge ihre zureichende Ursache haben.

Viel tiefer aber in der Natur des Menschen wurzelt der Kuß, und wenn er auch bei verschiedenen Völkern verschiedene Ausdehnung des Gebrauchs und des Mißbrauchs hat, so wird wohl im Gegensatze zu jenen auf ungenügender Beobachtung beruhenden Behauptungen kein einziges nachgewiesen werden das jenen intimsten Ausdruck der Neigung überhaupt nicht kennt.

Richard Kandt, der Entdecker der langgesuchten Quellen des Nils, berichtet in der Beschreibung seiner „gefühlvollen" Reise von den Negern tief im Innern des dunklen Kontinents, daß sie zwar wenig Verständnis haben für die Ausdehnung des europäischen Kußkomments, daß aber bei ihnen die gleiche Handlung im intimen Verkehr zwischen Liebenden oder von der Mutter zum Kinde eifrig geübt wird, und gerade diese Beschränkung der Handlung auf ganz intime Verhältnisse mag daran Schuld sein, daß manche Reisende bei nur oberflächlicher Bekanntschaft mit den Sitten wilder oder halbwilder Völkerschaften das Vorkommen der Kußhandlung bei ihnen in Frage gestellt haben.

Der chinesische Kuß aber ist das typische Rudiment, das dann übrig bleibt, wenn eine Handlung in einem gewissen Kreise früher geübt wurde und nun aus irgendeinem Grunde (z. B. dem des Ekels) nicht mehr geübt wird, in welchem Falle nur der Schein der Handlung übrig bleibt, bis schließlich auch deren Sinn nicht mehr verstanden wird. Ganz ähnlich wie bei uns der Besuchshandschuh, der, da es im Sommer angenehmer ist, soweit möglich unbekleidet zu bleiben, in die Hand genommen wird, zum Zeichen, daß man die Sitte wohl kennt und äußerlich auch beobachtet, während man sich dem Sinne nach von derselben zu emanzipieren wünscht.

Auch in Europa wird nicht bloß auf verschiedene Art, sondern auch mit sehr verschiedener Extensität geküßt, und auch in Europa gibt es viel Rudimentäres auf diesem Gebiete. Am kußseligsten ist man bekanntlich im Osten, wo sich auch Männer regelmäßig auf diese Weise begrüßen, und Ostern küßt der Russe bekanntlich mit seinem „Christ ist erstanden" jedermann auf offener Straße, mit welcher Sitte, wie berichtet wird, die Offiziere Suworows bei ihrem Einzug in Oberitalien in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts den hübschen Mailänderinnen gegenüber reichlich Mißbrauch trieben.

Auch im mittleren Europa, in Deutschland, küssen sich wohl noch Männer bei feierlichen Gelegenheiten, und die Studenten küßten früher einander regelmäßig beim Schmollis; aber die Sitte ist sichtlich im Rückgang. Bei den westlichen Kulturvölkern aber wird der Kuß geradezu abgeschmackt gefunden. Dagegen küssen unsere westlichen Nachbarn ihre weiblichen Verwandten sehr reichlich, und zwar auch die in höheren Semestern, und hierbei kann man auch das Rudimentärwerden der Handlung deutlich wahrnehmen. Wenn der beurlaubte französische Soldat in seine Heimat kommt, dann grüßt er seine Tanten mit: Kopf an die rechte Wange, dann an die linke, ohne daß er dabei auch nur nötig findet, die Zigarre aus dem Munde zu nehmen, und die Tanten lösen sich ohne Brandfleck im Gesichte aus dieser wunderbar herzlichen, unherzlichen Umarmung.

Das Wesen des Kusses aber ist zweifellos das Saugen, und um dies zur Einsicht zu bringen, muß u. a. hingewiesen werden auf die Gegensätzlichkeit von Saugen und Speien, und daß beides instinktive Bewegungen sind, ja bloße Reflexe, mithin das Allererste, was das neugeborene Menschenkind am Licht der Sonne zu tun beginnt. Ja, man sagt, daß schon im Mutterleibe diese Tätigkeit geübt

Digitized by Google

wird, wo schon ein Aufsaugen der den Fötus umgebenden Flüssigkeit stattfinden soll.

Saugen aber ist nichts anderes als das Fremde, zur Nahrung Taugliche, sich zu eigen machen, wie auch die Pflanzenwurzel mit dem Bodenwasser und den darin gelösten Nährstoffen tut, die Einverleibung, die in der Physiologie Assimilation genannt wird. Speien ist das Gegenteil und geschieht bei bitteren, unwohlschmeckenden oder harten und scharfen Dingen gegenüber, gleichviel ob sie von außen stammen oder aus dem eigenen Innern abgeschieden werden. Kein Wunder also, daß diese beiden ersten und zugleich universellsten Handlungen eine typische Bedeutung gewonnen haben, das Saugen als Zeichen der Liebe und der Aneignung, das Speien als Zeichen des Abscheues und der Verachtung.

Bis in die Sprache hinein sind diese Beziehungen zu verfolgen, da das Speien und Blasen mit dem Buchstaben p gleichviel ob als tenuis, media oder aspirata bezeichnet wird. Einen saugenden Buchstaben haben wir allerdings nicht. Am nächsten kommt ihm aber das deutliche Oeffnen des Mundes zur Aussprache eines langen a. Und es ist daher kein Zufall, daß a nicht bloß der Buchstabe ist, den der Laryngologe aussprechen läßt, wenn er tief in die Kehle des Patienten blicken will, sondern daß er auch der erste, d. h. doch wohl der am höchsten geschätzte Buchstabe des Alphabetes und daß a der Ausdruck des Wohlgefallens ist. Der Mund des eine schöne Landschaft Genießenden und die reine Waldluft Einsaugenden öffnet sich unwillkürlich, und der Laut, der in dieser natürlichen Stellung des Mundes entsteht, ist eben nach dem bekannten französischen Rätsel: le chef des vingt cinq camarades, sans lequel Paris serait pris. Und vielleicht steht auch damit im Zusammenhang, daß die Namen der Urväter der Menschheit: Adam, Abraham mit diesem gedehnten vornehmen Buchstaben beginnen.

Die Wörter, die Abscheu ausdrücken, fangen dagegen meist mit dem blasenden p, b, oder f an. Pfui, das französische fi, bäh, das französische bas; bébé in der Kindersprache, das auch in den Sprachen unserer beiden westlichen Nachbarn der Name des kleinen speienden Ungeheuers selbst geworden ist; und bei speien oder spucken geht dann dem p noch ein s voraus, genau, als wenn dem Auswerfen des Unliebsamen erst ein zischendes Räuspern voranginge: Also alles geräuschnachbildende Laute, aber von einer ganz bestimmten Kategorie.

In diesem Zusammenhange wird bald einleuchtend, daß die saugende Bewegung des Mundes vom Mutterleibe an die liebevolle Annäherung bedeutet. Auch in der Poesie, die überall vom Instinktiven ausgeht, ist das deutlich genug. Der Liebende saugt den Duft der Geliebten, der ihm lieblicher dünkt als der von Rosen, ein und trinkt selbst deren Tränen:

„Ich hab von ihrer weißen Hand
Die Tränen fortgetrunken."

Und auch hier wieder mit dem bezeichnenden Gegensatze, daß man ausspeit beim Anblick des Verhaßten. Die ganze „Seelenriecherei", mit der allerdings, wie schon der verächtliche Ausdruck sagt, in unseren Tagen großer Humbug getrieben wurde, hängt mit diesen Dingen zusammen und enthält gewiß ihr gutes Korn Wahrheit.

In diesem Zusammenhange verliert die Entstehung des Kusses all das Wunderliche, das ihr im nüchternen Lichte unseres abstrakten Verstandes anhaftet. So wird auch deutlich, warum Frauen soviel besser zu küssen verstehen als Männer, da sie dem konkreten Leben um so viele Schritte näher stehen, die die Männer in der Richtung einer abstrakten Bildung und Verbildung tun mußten. Aber allerdings unser großer Vollmensch Goethe, er kannte die Natur noch. Ihm genügte nicht das „Liebeln leis mit Augen", er wußte sich noch „festzusaugen an geliebten Lippen". —

*) Wohl zu scheiden von dem kurzen a, das ein Drücken andeutet; ach usw.

Digitized by Google

Jules Massenet †.

Von

Paul Zschorlich, Berlin.

Hochgeachtet in ganz Frankreich, verehrt insbesondere von seinen Parisern, ist Jules Massenet am 13. August im Alter von siebenzig Jahren gestorben. Im Herzen von Paris, dem er so viel und das ihm selber alles gewesen ist, in seiner Wohnung rue Vaugirard 48 hat er der Stätte seiner großen Erfolge das letzte Lebewohl gesagt. Geboren in Saint-Etienne im Département Loire ist Massenet dennoch ein echter Pariser gewesen. Von seinen Jugendjahren an, da er das Pariser Konservatorium besuchte und noch zu Füßen von Ambroise Thomas, dem Schöpfer der „Mignon", saß, bis in sein hohes Alter hat er sich Paris und den Parisern dauernd verbunden gefühlt, wenn er auch wochenlang zurückgezogen auf seinem Landsitz d'Egreville lebte, wo er ein Schloß mit einem großen Park bewohnte. Er gehörte zu den bekanntesten Persönlichkeiten, die man sich auf der Straße oder im Café zu zeigen pflegte, obwohl er durchaus nichts dazu tat, sich der öffentlichen Aufmerksamkeit zu empfehlen. Im Gegenteil: man hat ihn nie in den Premieren seiner eigenen Werke gesehen. Selbst den Generalproben blieb er fern. Er war jedem Lärm abhold und wußte viel zu gut über das Pariser Claquewesen Bescheid, als daß er die Komödie eines Pariser Premierenerfolgs ertragen hätte. Er sonnte sich fernab von der Wahlstatt im Glanz seiner Siege, die ihm die Blätter meldeten, und war Philosoph genug, um zwischen Kunstwert und Marktwert unterscheiden zu können. Im großen Park von d'Egreville gibt es eine Anzahl kleiner, bescheiden ausgestatteter Pavillons. Dort hat Massenet viele, viele Stunden allein gesessen und alles, was er zu seinem Glück brauchte, war ein Stoß Notenpapier und ein paar Bleistifte. Denn dort hat er fast alle seine Werke geschrieben.

Es ist sonderbar, daß man ausgerechnet gegen einen Mann, der so ruhig und unbekümmert, so friedsam und beinahe altmodisch geschaffen hat, den Vorwurf der Mache und des falschen Pathos erhob. Indessen ist dieser Vorwurf wesentlich deutschen Ursprungs, die Franzosen empfinden seine Geste längst nicht als so theatralisch wie wir. Es ist gewiß nicht zu verkennen, daß Massenet konventionelle Züge aufweist, und daß insbesondere ein gewisser melodischer Duktus bei ihm wiederkehrt, der weniger Stil als Gewöhnung ist. Aber Massenets Musik nur daraufhin anhören, heißt doch ganz entschieden ihn unterschätzen. Französische Musik will ein für allemal mit französischen Ohren gehört sein. Wie darf man Massenet an Wagner messen, seinen Stil mit Wagners Stil vergleichen wollen! Zugegeben auch, daß der Schöpfer der „Manon" nicht der Mann der großen Leidenschaft war (und zu sein brauchte), daß ihm die Glut fehlte und Präzision, die jeder echten Tragik eignet, so sollte man ihm doch Wärme und tiefes Empfinden, Feinheit und vor allem Geschmack nicht abstreiten. Wie viel schön geschwungene, ja großzügige Melodik findet sich in seiner „Herodias", wie viel innige, empfindungsvolle und feinsinnige Musik in seiner „Manon"! Wer unter uns Deutschen hat „Scènes pittoresques" geschrieben? Wer dürfte es überhaupt wagen, mit diesen echt französischen Strichzeichnungen in Wettbewerb zu treten? Im „Werther" freilich hat sich Massenet stilistisch ebenso vergriffen, als er sich in der „Manon" als Meister der Nachempfindung gezeigt hatte. Hier versagte, dem deutschen Charakter gegenüber, sein gallischer Instinkt.

Im übrigen aber dürfte sich vielleicht noch einmal herausstellen, daß Massenet und andern Franzosen gegenüber (ich erinnere nur an André Messager, dessen Operetten in Paris Hunderte von Malen hintereinander gegeben wurden, während sie bei uns nicht mehr als einen Achtungserfolg errangen, und dessen „Basoche" in Deutschland überhaupt noch nicht aufgeführt worden ist) der deutsche Instinkt versagt hat. Gounods „Margarete" und Bizets „Carmen" sind vielleicht mehr Zufallserfolge. Nach den übrigen Opern dieser beiden Franzosen haben die Deutschen nie gefragt.

Digitized by Google

Bizets „Perlenfischer", seine „Djamileh" und seine entzückenden Lieder sind bei uns nicht heimisch geworden, obwohl man sich über ihren künstlerischen Wert durchaus einig ist. Und was Gounod außer der „Margarethe" geleistet hat, hat man erst kürzlich in Berlin erfahren können, als sein „Arzt wider Willen" der Vergessenheit entrissen wurde. Aber es gibt Wesensunterschiede, die das Volk unwillkürlich empfindet, während der Gebildete über sie hinwegkommt. Es gibt einen Instinkt der Rasse, der sich auch da ablehnend verhält, wo ein starkes Talent spricht. Einfach weil es sich einer anderen Sprache, eines anderen Stils bedient. Aus genau demselben Grunde finden die Franzosen kein rechtes Verhältnis zu Weber, zu Lortzing, selbst zu Wagner und ganz und gar nicht zu Ibsen. Es gibt eine gewisse Wasserscheide der Empfindungen.

Darin liegt vielleicht der Hauptgrund, warum Massenet, der von unseren Bühnen keineswegs vernachlässigt worden ist, durchaus nicht populär bei uns werden konnte, während er für den modernen Durchschnittsfranzosen neben Saint Saëns der Opernkomponist kat'exochen ist. Am bekanntesten geworden ist bei uns seine „Manon". Und selbst diese Oper darf sich nicht entfernt der gleichen Popularität rühmen wie etwa „Carmen". Es ist immer nur eine musikalisch vorgebildete Elite gewesen, die den Reizen dieses Werkes erlag und in die Fülle ihrer melodischen Schönheit untertauchte. Der „Cid" hat sich ebensowenig durchsetzen können wie die „Thérèse", der „Gaukler unsrer lieben Frau" ebensowenig wie der „König von Lahore". Von „Thais", den biblischen Werken „Eva" und „Maria Magdalena", der kriegerischen „Navarraise" gar nicht zu reden.

Es wird manchem ganz sonderbar vorkommen, wenn ich daran erinnere, daß Massenet noch mit Bizet um den Ruhm gekämpft hat. Wie weit entrückt erscheint uns heute bereits der Schöpfer der „Carmen"! Seit 37 Jahren ist er nun tot, der im Alter von nur 37 Jahren starb. Massenet ist nur vier Jahre nach Bizet geboren: 1842. Und Saint-Saëns, der sich heute noch, den jugendlichen Strohhut auf dem Kopf, in Aegypten photographieren läßt, Saint-Saëns, der sich selbst von den Impressionisten und Anhängern Debussys seinen Platz nicht streitig machen ließ und uns fast als der Inbegriff der Moderne in der französischen Musik erscheint, er ist noch vor Massenet und Bizet geboren: im Jahre 1835. Wenn Bizet sein oder Massenets Lebensalter beschieden gewesen wäre, welche Schöpfungen hätten wir uns von ihm erwarten dürfen! Denn der Begabung nach war er doch wohl der Größte unter ihnen. Angesichts seines frühen Todes richtet man wieder einmal die Frage an das Schicksal, ob ein großes Talent oder ein Genie wirklich erst dann abberufen werden, wenn sie alles gesagt haben. Und man ist sehr geneigt, Nietzsche beizupflichten, der nur den grausamen Zufall gelten läßt.

Massenet ist in den letzten Jahren von den Debussyisten ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden. Ja, selbst heftige Angriffe blieben dem „Alten" nicht erspart. Es ist ja das Unglück jeder neuen Kunstrichtung und ihr angeborenes Schicksal, daß sie zunächst einseitig ist und damit ungerecht wird. Um sich durchzusetzen, muß sie es wohl sein. Wie könnte sie sonst Terrain gewinnen? Die französischen Neutöner haben die Einseitigkeit und die Undankbarkeit soweit getrieben, daß sie Massenet behandelten, wie die Straußklique bei uns etwa Schumann oder Mendelssohn. Massenet selber hat diese geschmacklosen Selbstüberhebungen stets ignoriert. Er konnte sich das leisten, da ihm sein Publikum nicht auseinanderlief und den neumodischen Rattenfängern nicht nach der Pfeife tanzte. Selbstverständlich ist ein Debussy in seinen Mitteln wie in seiner Technik weiter als Massenet, der schon viel zu alt war und viel zu viel Erfolge hinter sich hatte, um es an seinem Lebensabend noch mit dem Impressionismus zu versuchen. So kam er vor allem auch in instrumentaler Hinsicht mit der Zeit ins Hintertreffen. Aber darüber darf man doch nicht übersehen, was Massenet als Persönlichkeit für sich geleistet hat. Was er vor den Impressionisten unbedingt voraus hat, das ist seine sinnfällige, auf Schönheit und formale Geschlossenheit bedachte Melodik. Acht- und mehrtaktige melodische Phrasen, wie sie sich allent-

Digitized by Google

halben bei Massenet finden, fallen den Impressionisten, Debussy selber vielleicht ausgenommen, eben doch nicht ein. Auch an sauberer, feinsinniger Arbeit läßt sich der „Alte" von den Jungen, Allzujungen nicht übertreffen. Aber freilich: auf die Hexenkünste dieser Neutöner hat er sich nicht mehr verstanden.

Schließlich soll man nicht übersehen, daß Massenet, wenn keine Schule, so doch Schüler hinterläßt, die ihm sehr viel verdanken. Ich erinnere nur an Charbrier, Charpentier und Alfred Bruneau. In ihnen ist des Meisters Einfluß heute noch wirksam. Auch andere haben von Massenet gelernt. Man betrachte die $^9/_8$taktige letzte Ansprache des Chevaliers des Greux an Manon: wem würde nicht die starke Aehnlichkeit mit Puccini sofort auffallen! Sie geht soweit, daß Reminiszenzenjäger von einem Plagiat sprechen würden, wenn es nicht chronologischer Unsinn wäre. Ein schwaches Talent oder ein flauer Nachahmer wirkt nicht so. Nur von den Originalen wird gelernt.

Massenet war keiner von den Großen in der Musikgeschichte. Darüber dürfen und sollen wir uns auch angesichts seines Todes klar sein. Aber er war andrerseits entschieden mehr als ein glatter Faiseur. Er war ein Musiker voll echter und warmer Empfindung und vielleicht ein Meister der Nachempfindung. So lange man Bizet und Saint-Saëns nennen wird, so lange hat auch er Anspruch darauf, in einem Atem mit ihnen genannt zu werden. Den Deutschen muß dies, scheint es, gesagt werden. Den Franzosen braucht man es nicht zu sagen. Ihnen liegt Massenet einfach im Blut.

Theatrum lyricum.

Von

Julius Bab.

(Schluß.)

Zum Schlusse unserer Wanderung durch die neu erwachte deutsche Lyrik will ich von zwei Büchern sprechen, die unter den Veröffentlichungen des letzten Jahres mir am wertvollsten scheinen. Das eine ist von Oskar Loerke und heißt „Wanderschaft", (S. Fischer, Berlin). Loerke ist ein Weltwanderer wie Paquet, der uns bald eine Weichselfahrt, bald einen Berliner Abend und bald die Terrassen von St. Cloud in seinen Bildern zeigt, und dem aus den Hinterhäusern der Großstadt und der Freiheit einer Bergreise dieselbe Andacht reift. Denn Loerke ist auch ein Glaubensgenosse Paquets, einer, der in mutigem Realismus allem Schmutz und Elend der Wirklichkeit ins Gesicht sieht — aber nicht, um wie der alte Naturalismus düstere Anklagen wider Gott und die Welt zu schleudern, oder gar wie der neue Talmi-Naturalismus, um mit dem erschreckend Bizarren zu kokettieren, - Loerke will auch hier die gestaltende Kraft, den Drang zum Licht finden, er will in immer tiefere Weltanschauung hineinwandern: „Mein Leben ist: ich schaue zu einem guten, großen Du." Loerke hat aber nicht Paquets Pathos, das mit rhetorischer Wucht endlose Schilderungen vorübertreibt, er hat einen im Grunde leisen und sanften Ton, etwas, was an die Idyllik alter Spielmannsweisen erinnert, und das sich mit dem gelegentlichen Aufklingen unseres wilden und harten Industrie-Zeitalters noch nicht immer organisch verbindet. Mit dieser Andacht zum Augenblick, mit diesem Sinn für geschlossene Bilder zeichnet er seine meist ganz kleinen und einfachen Gedichte auf. Sie klingen in Reimen und Strophen dahin, die oft noch von geringer Eigenart sind, deren Klang mehr die Weichheit des romantisch träumenden Weltwanderers als jenes trotzig wachen, kriegerisch frommen Weltfahrers Rhythmus trägt, den Loerke im Grunde aus sich heraus stellen möchte. Seine schönen und zumeist schon sinnvoll gerundeten Gedichte sind oft in der Melodie konventioneller als in den Motiven, weil Loerke noch nicht zu seiner eigenen, freien Form durchgedrungen, sich oft noch von romantischen Weisen tragen läßt. Es ist in dieser Hinsicht interessant, seine Verse von den Vorstadtbalkons mit einem, ganz dem gleichen Gegenstand gewidmetem Gedichte Ernst Lissauers zu vergleichen. (Die beiden Gedichte gelangen nachstehend zum Abdruck.) Loerkes Gedicht ist an sinnlichem Anschauungsmaterial entschieden

Digitized by Google

reicher, und es fängt die fast resignierte Schönheit eines großstädtischen Sommerabends ein, und steigert sie künstlerisch klar zu frommem Ernst. Aber das ganze Gedicht schwimmt in einer wohlbekannten weichen Musik, gibt mit seinen jambisch regelmäßigen, gereimten Zweizeilern einen Takt, der mehr der erotischen Situation, die quasi als Staffage im Bilde steht, gerecht wird, als dem neuen und für das neue Leben wirklich sehr bedeutsamen Bilde der Vorstadtbalkons selbst. Damit vergleiche man nun Ernst Lissauer, der ohne diese persönliche Staffage auskommt, dafür aber das Bild selbst, dies rührende und vielbedeutende Stückchen Natur inmitten der Großstadt im antithetischen Bau und in der rauhen, eigenartig betonenden Wucht seiner Rhythmen ganz anders herausarbeitet.

Und damit haben wir schon die wesentlichste Tugend von Ernst Lissauer erwähnt, dessen Band „Der Strom" (Eugen Diederichs, Jena) das andere wirklich bedeutende Versbuch des letzten Jahres darstellt. Mit einem kleinen Bande „Der Acker" hat sich Lissauer vor fünf Jahren eingeführt; sehr durchgearbeitete, fast epigrammatisch scharfe Verse, geformt unter dem Einfluß Conrad Ferdinand Meyers, aber von einem ganz anderen, irdisch trotzigen, raumgierigen, schaffensfroh frommen Sinn erfüllt. Die gewisse Unstimmigkeit, die zwischen Meyers aristokratisch scharfer Form und der demokratisch hingebungsvollen, begeisterten Stimmung seines Dichtens lag, hat Lissauer in der Entwicklung zu seinem neuen Bande aufs Glücklichste überwunden. Nichts mehr gemahnt jetzt an den schweizerischen Meister als die höchst gewissenhafte und planvolle Arbeit, mit der Lissauer ein jedes Gedicht als ein in sich geschlossenes Ganzes aufbaut, eine kleine Welt, die Geburt, Zeugung und Tod in sich selbst haben muß, ein Organismus, in dem geistig wie klanglich nicht eine Zeile geändert, nicht zwei Worte vertauscht werden könnten, ohne die eigentliche Lebenskraft zu verletzen. Aber in diesem Gebilde, durch dessen strenge Gesetzmäßigkeit sich Lissauer gerade über all die andern jungen Lyriker von Talent erhebt, die heute mit ihm zu ähnlichen Zielen wandern – in dieser strengen Gesetzmäßigkeit herrscht nun die Freiheit, die dem Geist seines Dichtens entspricht, und die sich in einem ganz selbständigen, neuen und starken Rhythmus verkörpert. Ein Rhythmus, der den bisherigen Gesetzen des Strophenbaues und der Metrik entläuft, der nur noch vom Geist des Stoffes Gesetze annimmt, der von ganz kurzen Zeilen auf ganz lang ausrollende hinüberspringt, der schwingende Reimbrücken über ganze Abgründe schnellrollender Verszeilen wirft, und so, wie im Ueberspringen elektrischer Funken, Betonungslichter von höchster Eindringlichkeit schafft. In diesem neuen und ganz persönlichen Versbau, der ebenso streng wie frei ist, lebt zweifellos ein Leib, der die geforderte Gestalt jenes selbstbewußten und hingebenden, schwärmenden und kriegerischen, wirklichkeitsstrengen und glaubensfrohen Geistes bedeutet, dem die Besten dieser jungen Generation sich geweiht haben. Ob Lissauer seinen Stoff nimmt von den Balkons in der Vorstadt oder von den Zeigern der Uhr, ob er im feierlichen Hymnus Haus und Ehe segnet, oder das Bild großer Tonkünstler entstehen läßt, immer sind seine Gedichte lebendige Bekenntnisse des neuen Glaubens, immer reift aus den großen Betonungen ihrer Rhythmen ein Gefühl aufrecht schaffensfroher Wirklichkeitsverehrung. Eine Ueberwindung romantischer Weltflucht und Wehleidigkeit und ebenso materialistischer Starrheit und Hoffnungslosigkeit kündet sich hier an. Das ist der Wert dieser neuen lyrischen Bewegung. — Ist Lissauers Kunst heute schon klarer, sicherer, sieghafter zum geistigen Ziele gerichtet, so hat Loerke dafür eine reicher quellende Masse von Anschauungen, vielleicht auch eine lyrisch vollkommenere Hingabe an das Objekt voraus, während Lissauers klar gehämmerte Verse zuweilen etwas allzu vollkommen, etwas zu bewußt, zu spröde im Gefühlsmäßigen wirken. Gewiß aber ist, daß diese beiden jungen Dichter den besten Besitz und die größte Hoffnung der jüngsten deutschen Lyrik bedeuten.

Digitized by Google

Neue Gedichte.

Oskar Loerke, „Wanderschaft".

Das Du.

Mein Leben ist, ich schaue zu
Einem großen, kühlen Du.
Das hat in Strömen seine weißen Adern,
In Tannen, die sie säumen, seine Wimpern,
In klugen Tieren seine Schranken
Und in den Städten seine Gedanken,
Und seinen Traum versteckt in Marmorquadern
Und Künstlermeißeln, die an ihnen klimpern,
Seine Freude am Kolbenstoß,
An Radiumkraft und Dynamos,
Und seine Krankheit hat es in den Kriegen,
Und Fieberphantasien in Königsfiegen,
Sein Spielzeug in den frechen Göttern,
In ihren Derwischen, Pfarrern und Spöttern.
— — — — — — — — — —
Mein Leben ist: ich schaue zu
Einem guten, großen Du.
Ich muß es immer begehrlicher sehn,
Und lasse es im Winde stehn
Und kann nichts sagen vor meinem Vergehn.

Balkonnester.

Du bist mir gut, du sitzst auf meinem Schoß,
Und unsre Augen sind vom Abend groß.

Durchs Zackenloch in wilden Weines Nest
Hinabzulugen ist ein Herrgottsfest.

Noch zwanzig Nester backen an der Wand,
Drin wippt und kippt ein Menschenallerhand.

Ein jedes hat den Tisch illuminiert,
Manch lautes Schwänklein wird exekutiert.

Bei uns ist's dunkel und bei uns ist's leis,
Wir sinnen nach der stillen Herrgottsweis.

Ernst Lissauer, „Der Strom".

Balkons in der Vorstadt.

Stuben an Stuben, langhin aneinandergestaut,
Stockwerk auf Stockwerk getürmt, Wolken und Sterne verbaut,

Weithin Stein und Asphalt —
Wächst irgendwo Weizen und Wald?
Dunst, Rauch, Staub —
Rauscht irgendwo Welle und Laub?

Nie von starkem Leuchten besonnt,
Wie gemauerte Nebel starrt die unendliche Front.

Doch an jedem Haus, jedem Geschoß, immer zu zweit,
Balkone, schwebende Zimmer, hangen
In langen
Fluchten zur Rechten und Linken die Straße hinuntergereiht;
Aus Wein und aus Epheu geflochten Wände aus Grün,
Irdene Töpfe, drin rote Geranien und Fuchsien blühn,
Stücke Wiese und Wuchs, verwehte, verstreute, —
Land der landlosen Leute.

Straße, Du Strom — — —

Straße, du Strom, breit rollend in Schotter und Sand,
Weither in grauem Glanz fließest du weit ins Land.

Uferhin wechseln dir Wiese und Fels, Weinhang und Hof, Buchenwald und Kapelle;
Immer in gleichem Maß, windunbewegt, treibst du die erdene Welle.

Und es geschieht, daß einer am Abend vom Fenster schaut,
Wie drunten dein Lauf dämmernd vorübergraut.

Und er blickt, und er horcht und er neigt das Haupt, um zu lauschen,
Und erschrickt tief ins Herz, denn er hört, Straße, du Strom, dich laut durch die Ebene rauschen.

Oskar Loerkes Buch bei S. Fischer (Berlin).
Lissauer bei Eugen Diedrichs (Jena).

Aus der Hauptstadt.

Der „Boarding-Palast", der neueste, breite Schritt der Reichshauptstadt auf ihrem zum Luxus führenden, teppichbelegten Wege ist (oder vielmehr wird sein, denn man wird seine Einrichtung erst in etwa 14 Tagen abschließen können,) eine Kreuzung von Hotel und Straße: eine

Digitized by Google

Erhebung des eleganten Gasthofs zum Umfange und zur Leistungsfähigkeit einer kleinen Stadt. Berlin hat genug Hotels, in denen sich der Passant, wenn er Geld in seinen Beutel getan hat, an den raffiniertesten Bequemlichkeiten weiden kann, deren Raumgrenze er in dessen überschreiten muß, wenn auch seine Bedürfnisse gewisse engere Ressorts verlassen. Die Technik des Boarding-Palastes folgt den Prinzipien des Warenhauses, alle Truppen an einem Platze zu sammeln, alles an einem Orte zu bieten. Sie stellt in das Hotel von 600 Zimmern Umfang noch eine Passage von 18 Läden hinein, die der Hotelbewohner mit allem Komfort der Neuzeit eingekleidet und hergerichtet verlassen kann, auch wenn er, was ihm freilich die Polizei wohl verbieten würde, sich einfallen lassen sollte, diese Passage unbekleidet zu betreten. Dieses Prinzip, die Ablenkung des Großstädters oder Großstadt-Gastes von den Spezialgeschäften zu einem einzigen Waren-Sammelbecken, ist wie gesagt nicht neu, auch recht egoistisch, aber in dieser Form, die einen gewaltigen Raum überspannt, von unerhörter Großartigkeit und Repräsentationskraft. Aber die Systemabsichten des Boarding-Palastes sind mit dieser einen Maßregel noch nicht erledigt, und das Register seiner Pläne geht weiter, als nur bis zu dem Einfall, eine glänzend ausgestattete, aber immerhin nichts als eine Durchgangsstation sein zu wollen. Dieses Haus hat sich mit 600 Zimmern beladen und sie alle geschmackvoll, im geringsten Falle im Tone einer bescheidenen, bürgerlichen Solidität eingerichtet, weniger, um dem Strom der internationalen Durchreisenden auf Berliner Boden ein neues Reservoir zu öffnen, als um gewisse Kreise, die zu einer bedingten Seßhaftigkeit in Berlin gezwungen sind, denen weniger an unbegrenzter Intimität als an unbegrenzter Bequemlichkeit gelegen ist, und die die „Segnungen des Familienlebens" weniger genießen als vielmehr für eine gewisse Spanne Zeit entbehren möchten, zu sich herüber zu ziehen. Der Boarding-Palast appelliert also an die Reichstags- und Landtagsabgeordneten, die hier gelegentlich von der Politik zum Weltstadtleben hinüberäugen, und an die Herrschaften, die es sich leisten können, ihre Provinzruhe mit einigen aufregenden und kostspieligen Berliner Winterferienwochen zu vertauschen, und an die einzeln stehenden jungen Leute, die imstande sind, sich von der Dürftigkeit des durchschnittlichen „möblierten Zimmers" freizumachen: vor allem aber an das Massenaufgebot der Ausländer, der Studierenden und Musikstudierenden und Angestellten, die ihr Beruf an Berlin bindet. Ihnen bietet der Boarding-Palast „mehr Licht" in der Ausschmückung des Milieus, in der Offerte von tausend Annehmlichkeiten, als ihnen bisher die „Pensionen für In- und Ausländer" mit ihrer Sparsamkeitspraxis und ihrer schlecht verhüllten Nüchternheit zur Verfügung stellen konnten. Das System des Boarding-Palastes hat dabei freilich den Fehler, daß es die verstärkte Anmut und Bequemlichkeit seiner Räumlichkeiten nicht auch zu volkstümlichen Preisen zur Verfügung stellen kann: das billigste, in der vierten Etage des Hauses belegene Schlafzimmer, ein Bett und zwei Fenster, verlangt, auch wenn der Bewohner mehr als sechs Monate seßhaft bleibt, doch noch einen Mietskostenaufwand von 3,15 M. pro Tag, also eine Mietsleistung von 94,50 M. pro Monat. Nun, so bleibt eben auch die ethische Kehrseite der Medaille nicht unberücksichtigt. Der Boarding-Palast wird jene „Pensionen für In- und Ausländer" nicht zu erdrücken brauchen, sondern sie im Interesse weniger Bemittelter getrost am Leben lassen können, das so oft von verschämter Armut gefristet wird. Aber: Preisfrage: wer baut den Berlinern endlich den „Boarding-Palast" für die kleinen Leute, für die durchreisenden „unteren Hunderttausend", deren Hotelmisere in Berlin um so aktueller wird, je kaninchenhafter hier ein Nabobsgasthof den anderen zeugt? Leser, dieses Geschäft würde sich in der Nähe der Spree besser rentieren, als das, einen Kientopp oder ein Theater zu bauen . . .

Der Boarding-Palast liegt da, wo er hingehört: Berlin WW., Kurfürstendamm, wo die Schelle des mondain modernen Berliner Lebens am lautesten klingt, wo die Grenzlinie der Möglichkeiten mit Privatpalast und Geschäftspalast und Hotelpalast- und Cafépalastbauten täglich überschritten wird, und sich der Charlottenburger Magistrat eben anschickt, der weiteren Entwicklung in diesem Stile ein warnendes Veto entgegenzuschieben. Der Platz den jetzt der Boarding-Palast füllt, hat ja übrigens auch schon seine Geschichte: und er ist seiner Zeit nur durch die Energie des Oberregierungsrates von Glasenapp, der in Berlin gleichmäßig Theaterstücke und Theaterbauten zensiert, daran verhindert worden, eine „Große Oper" zu beherbergen, zu deren Aufrichtung kaum ein anderer Grund als eben der Baugrund vorhanden gewesen wäre. Auf diesem Terrain also verteilt jetzt der Boarding-Palast seine 600 Zimmer (in denen übrigens die vom Journal d'Allemagne nach Berlin gerufenen Franzosen schon ein flüchtiges Wohngastspiel gaben), auf drei Riesenblockkomplexe von je vier Stockwerken, deren jeder sich um einen

Digitized by Google

steingepflasterten, mittelalterlich dekorierten Hof lagert, und an deren, vom Kürfürstendamm aus gesehen, rechter Peripheriegrenze der Passagekanal mit den achtzehn Läden entlanggeführt ist. Im Parterregeschoß besinnt sich der Boarding-Palast natürlich in ausgedehntestem Maßstabe auf die Pflicht, dem Berliner nicht nur Praktisches, sondern auch Vergnügtes oder, wie man heute hier sagt „Tip-Toppes" zu bieten. Er sperrt also eine Flucht von Sälen auf, die das in anderen Berliner Hotels in dieser Beziehung Gebotene wieder einmal steigern. Frühstückssaal, Rauchzimmer, Lesezimmer, Wandelhalle gehören ja schließlich zum eisernen Bestand eines jeden Hotels, wenngleich der Ton ihrer farblichen Ausstattung hier mit besonderer Diskretion wiederklingt. In der unendlichen Zimmerguirlande des Boarding-Palastes, die sich an diese anspinnt, fehlt dann aber auch nichts, gar nichts, was dem Berliner von heute „sein Fall" ist, wenn er vor seinem unentwegten Amüsierbedürfnis Kotau machen will. Erschöpfend ist hier der „dernier style" von Neu-Berlin, ist dieser Stil, der Genußsucht durch die Kühnheit der Farben, Protzentum durch die Verwendung des Materials ausdrückt, wiedergebildet worden. Da ist die Halle für den „five o'clock", dieses Paradefeld der Kurfürstendammdamen, ohne welches jedem eleganteren Berliner Hotel von heute bald das Lebenslicht erlöschen würde: (ich zerbreche mir immer den Kopf, woher diese Gentleladies bei ihren anderen Pflichten auf den verschiedensten Gebieten des Nichtstuns noch immer die Zeit nehmen, an jedem Nachmittag zum mindesten in zwei Hotel-Vestibülen Tee zu trinken, und wo der Tee wächst, der auf solche Weise nach Berlin importiert werden muß). Da ist der „Grill-room", in dem man aber um Gottes Willen keine Grillen fangen darf, und in dem hier, unter den farbenkräftigen Blumenfriesen der Tapete, Blüten aus gelber Seide über dem Farbengrundton von saftigem Grün leuchten werden. Da ist die „American Bar" in kirschigem, zündendem Rotei, wenn da erst die Fräcke der Zigeunermusikanten dazwischen kommen werden: ein Ort, wie auserlesen zum Two-Step- und Wackeltanz-Wesen: — und der Speisesaal, goldtriefend, von knalligstem Barbarentum (am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles in diesem Ableger des berüchtigten Wiesbadener Kurhaussaales), in dem die Michaelis und Brederecк nach Gefallen über ihre Verhältnisse leben können. Und die weiteren Glieder dieses Saalleibes: eine Bierstube, auf den Hanseatischen Ratskellerton gestimmt, zum Festwachsen; nicht ein, nein, zwei Konzertcafés; der Festraum in Weiß und Grün geben in Gemeinschaft mit den achtzehn Läden, den Dampfbädern, Turn- und Fechtsälen, Luftbädern, Sonnenbädern und Dachgärten nicht etwa Abschließendes, o nein: auch ein Arzt wird sich in dieser Hotelstadt etablieren: (in dem kleinen Städtchen Breege auf Rügen, in dem ich jüngst idyllische Sommerwochen verlebte, und das sich eine Badegastfrequenz von zwölfhundert Menschen bescheinigen läßt, lebte kein Medikus!) Krankenpflegerinnen werden ständig zur Disposition stehen. Sämtliche Zeitungen der Welt — ihr sprecht ein großes Wort gelassen aus — sind im Lesezimmer des Hauses aufzublättern. Sämtliche Mineralbrunnen des Kontinents werden verabreicht: man kann hier also nicht nur die Cour, sondern auch die Kur machen, und als Kurpromenade gilt die schon mehrfach erwähnte Passage mit den achtzehn Läden. Für den telegraphischen Verkehr der Gäste und Reflektanten mit dem Hotel, bei Bestellungen und Abbestellungen, ist ein besonderer, chiffrierter Code eingerichtet. Aus dem Oberstock des Hauses will man eine Kuranstalt für Nervöse im Sinne Lahmanns machen. („Nun segg blos noch Spickaal", sagt man an der Waterkant . . .)

Vor der Front des Boarding-Palastes wartet ein gewaltiger Regenschirm, in braungelben Buchstaben die Firma des Hauses tragend und geneigt, die Tropfen aufzufangen, die der Himmel herabsenden wird. Ich glaube, es werden zumeist goldene Tropfen sein . . .

Urbanus.

Neue Bücher.

„Wenn ihr mir sagtet, wo der Weg zur Sonne führt! Wenn ihr mir sagtet, was des Lebens Sonne ist!"

Das sind die Worte, die Alfred Maderno seinem neuesten Werke „Sonnensehnsucht" (Verlag von Carl Reißner, Dresden 1912) als Motto voranstellt. Und aus dem ganzen Buche leuchtet als erhabene Tendenz die Antwort: Eures Lebens Sonne ist die Liebe! Mit Meisterhand werden ihre verschiedenen Aeußerungsformen und Wertabstufungen, die ewig wechselnden Mischungen von sinnlicher Leidenschaft und veredelnder geistiger Harmonie, in einzelnen Gestalten verkörpert, diese im engen Rahmen des wundervollen Mittelmeerstädtchens Ragusa vereint und so, von herrlichen Naturschilderungen umwoben, zu einer eigenartig reizvollen „dalmatinischen Landschaftsnovelle" verflochten. Ob noch Novelle oder nicht besser Roman, sei dahingestellt. Aber jedenfalls hat das Buch, trotz mancher oft kindlichen Naivität der Darstellung und ermüdenden Breite eingestreuter Episoden, etwas elementar Ergreifendes und Fort-

Digitized by Google

reißendes durch die Kraft und Schönheit der Worte, mit denen das tiefste Wesen dieses Urgefühls der Menschenbrust uns entschleiert wird. Das Ganze könnte als ein „Hohes Lied der Liebe“ bezeichnet werden, eine anmutig-poetische Umschreibung ihrer einzelnen Erscheinungsformen in der Menschheit. Der Ort der Handlung, die Meerlandschaft Dalmatiens, ist im gewissen Sinne Nebensache, ermöglicht jedoch durch Gegenüberstellung der Rassen- und Temperamentunterschiede von Deutschen, Italienern und Kroaten eine reichere und reizvollere Darstellung der Tendenz. Liebliche Naturbeschreibungen in der so anschaulichen Art von Frage und Antwort, die der Verfasser auch meisterhaft bei Zeichnung von Charakteren und Wiedergabe von Seelenqualen seiner Menschen anwendet, runden die psychologischen Darlegungen zu einem Kunstwerk, das in allen, die sich für die Frage nach dem Wesen der Liebe zwischen Mann und Weib interessieren, einen tiefen und schönen Eindruck hinterlassen wird.

Nachahmungen.

Der Kampf um den Erfolg zeitigt oft recht zweifelhafte Blüten. Zu diesen gehören die Nachahmungen. Es wird Zeit, daß der Deutsche beginnt, Rückgrat zu zeigen und das Ausland nicht länger zu imitieren. Das „made in Germany“ beweist, daß wir alle Veranlassung haben, uns auf uns selbst zu stellen. Aber auch die Deutschen unter sich sollten sich vor gegenseitiger Nachahmung hüten. Es gibt leider Fabrikanten und Kaufleute, die da glauben, etwas zu erreichen, wenn sie sich mit fremden Federn zu schmücken suchen. Moralisch richtet sich dieses Prinzip selbst: es ist immer eine beabsichtigte Täuschung. In praktischer Hinsicht kann eine Nachahmung niemals auf dauernden Erfolg rechnen. Darin, daß einer Sache absichtlich das äußere Aussehen einer anderen von anerkannter Güte verliehen wird, liegt schon das Zugeständnis der Schwäche, ein Armutszeugnis. Der Gedanke des betreffenden Herstellers ist: die und die Sache ist gut — die meinige mäßig; sie kann sich aus sich selbst nicht durchsetzen so sehe ich zu, daß man sie mit jener verwechselt!

Er ist zu kurzsichtig, um zu erkennen, daß er für einen anderen die beste Reklame macht, sobald man ihm auf die Spur gekommen ist. Nur der segelt unter fremder Flagge, dem die eigene keinen Schutz bietet. Wirkliche Qualität verschmäht es, sich hinter andere zu hängen. Sie hat den Grundsatz: „Wir sind wir“. Wo Händler und Konsumenten auf Nachahmungen stoßen, sollten sie diese schon aus moralischen Gründen zurückweisen. Rein materiell werden beide durch Nachahmungen geschädigt: der Konsument, weil er Scheinware für Qualitätsware erhält, der Händler, weil der Käufer dann an ihm seinen Aerger ausläßt.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN’S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 Pf
H. BAHLSEN’S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 35 | Berlin, den 31. August 1912. | 41. Jahrgang Band 82.

Das „verbrecherische" Deutschland.

Von

Heinrich Ilgenstein.

In dieser Woche ist dem deutschen Volke eine überraschende Erkenntnis geworden. Hat man da in amtlichen Kreisen feststellen wollen, wie es eigentlich mit der allgemeinen Moral und Ehrenhaftigkeit in unserm lieben Vaterlande steht. Und siehe da, das Resultat ist niederschmetternd. Jeder sechste männliche Staatsbürger im deutschen Reiche ist ob irgendeines Verbrechens oder Vergehens gegen die Gesetze bestraft. So hat es uns die Statistik als zahlenmäßig feststehende Tatsache bewiesen.

Jeder sechste männliche Deutsche ein größerer oder kleinerer Verbrecher. Jeder sechste Deutsche (ohne die Polizeistrafen) von einem ordentlichen Gerichte bestraft. Wann ward je einem angesehenen Kulturvolk von seiner eigenen Behörde ähnliches vorgerechnet? Und wer von denen, die als Ausländer die musterhafte Disziplin im staatlichen Zusammenleben von uns Deutschen nicht genug bewundern können, käme wohl auf den Gedanken, daß sich hinter der fast weltsprichwörtlich gewordenen Ehrlichkeit deutschen Wesens der an „Verbrechern" reichste Großstaat des Erdenrunds verbirgt?

Jeder sechste deutsche Staatsbürger ein kleinerer oder größerer Verbrecher . . .! Was ist das? Jedenfalls irgend etwas Beschämendes. Aber für wen? Nicht für das deutsche Volk! Wenn ein Volk in diesem geradezu grotesken Umfang aus wirklich Strafwürdigen bestände, dann müßte sich das auch sonst in dem Leben seiner Tage widerspiegeln. Dann könnte es nicht diesen blühenden kulturellen Aufschwung bei uns geben. Nicht dies Anwachsen unseres durch ehrliche Arbeit sich ständig steigernden Nationalvermögens. Nicht diese gerade in unseren Tagen neu erwachte Lust an einer (nur durch eine unkluge Teuerungspolitik gefährdeten) Gesundheitspflege. Ein Volk, das jeden sechsten Staatsbürger als Verbrecher beherbergt, schafft weder auf geistigem noch auf industriellem Gebiet die Kulturarbeit, die heute das Volk der Deutschen leistet. Es gibt nur eine Erklärung für den statistischen Nachweis, daß ausgesucht Deutschland heute das am besten und reichsten gerichtlich bestrafte Volk der Kulturwelt ist. Und diese heißt: In Deutschland muß so leicht und so leichtsinnig bestraft werden wie sonst nirgendswo.

Jeder sechste deutsche Staatsbürger ein Verbrecher . . .! Da das deutsche Volksleben also vorläufig viel zu gesund ist, um eine so angefressene Volksmoral auch nur wahrscheinlich zu machen, bleibt nur die Annahme übrig, daß die deutsche Rechtsprechung krank ist. Und hier liegt die Bedeutung dieses für die Kulturgeschichte der deutschen Gegenwart so wertvollen statistischen Resultats: Es beweißt mit geradezu erdrückender Wucht die gänzliche Unzulänglichkeit der deutschen Strafrechtspflege von heute.

Es ist eine andere Frage, worin diese Unzulänglichkeit besteht. Da an dem guten Willen des Richterstandes nicht gezweifelt werden darf, so kann und mag man für den Umstand, daß heute Millionen von Deutschen als „gerichtlich bestraft" herumlaufen müssen, in Fachkreisen verantwortlich machen, wen und was man will. Aber das ist mit diesem „sechsten Staatsbürger" als Tatsache wohl unwiderleglich bewiesen: Die moderne (das heißt unmoderne) Verbrechensbekämpfung in Deutschland hat nachgerade zu einer Strafvergeudung und Straf-

Digitized by Google

sucht geführt, deren peinlicher statistischer Niederschlag nicht gegen das deutsche Volk, sondern nur gegen die Strafpraxis in der deutschen Rechtspflege verwertet werden kann.

Der Buddhismus.

Von

Professor D. Otto Pfleiderer*).

Die vier grundlegenden Wahrheiten, von denen Buddhas Lehre ausging, sind: 1. daß alles Leben Leiden sei, 2. von der Ursache des Leidens, 3. von der Aufhebung des Leidens und 4. vom Wege zum Ende des Leidens. Das erste, daß alles Leben Leiden sei, galt für den weltmüden Inder von vornherein als ausgemacht und bildet das in endlosen Sprüchen und Bildern variierte Thema. Worin liegt nun aber die Ursache des Leidens? Zunächst in dem „Durst" nach Lust, Macht, Leben und Glück. Aber woran hängt dieses unersättliche Begehren? Das erklärt die Lehre von der „ursächlichen Verkettung des Geschehens". Das letzte Glied dieser Kette ist das „Nichtwissen", nämlich vom Unwert alles Lebens und von der Nichtwirklichkeit des Ich; aus diesem Nichtwissen entspringen die Begehrungen („tendencies of mind", Rhys Davids), daraus das Bewußtsein, daraus Körperlichkeit, dann Sinne und Gegenstände, Berührung und Empfindung, Durst und Haften (an den Objekten), dann (neue) Geburt, Alter und Tod in endloser Wiederkehr dieses Kreislaufes. Diese psychologische Deduktion ist nicht ganz klar (sie mag etwa verglichen werden mit der Schopenhauerschen Lehre, daß aus dem unbewußten Willen die Individuation und damit die Objektivation des Willens im Bewußtsein entstehe); immerhin läßt sich als der wesentliche Sinn so viel erkennen, daß das im Nichtwissen wurzelnde Begehren die Ursache der Verkörperung des Bewußtseins in immer neuen Daseinsformen sei, wobei auch das „Wie" des künftigen Werdens immer bedingt ist durch die Art des vorhergegangenen Begehrens. Darin eben besteht das den Weltprozeß beherrschende Gesetz der Ursächlichkeit, das einzig Unbedingte in dieser Welt des allbedingten Geschehens. Wie der Brahmane in allem Werden nur das beharrliche Sein sah, so der Buddhist in allem scheinbaren Sein nur das stete Werden; es ist das derselbe Gegensatz, wie wir ihn in der griechischen Philosophie zwischen den Eleaten (Parmenides und Heraklit finden: dort das Sein ohne Werden, hier das Werden ohne Sein. Und dieses allbeherrschende Gesetz der Ursächlichkeit ist nicht etwa eine persönliche Vorsehung; eine solche gibt es hier nicht, denn Buddha will vom Weltgeist der Brahmanen nichts wissen, und die Volksgötter (die er zwar nicht leugnet) haben für ihn nicht mehr religiöse Bedeutung als die Götter Epikurs. Aber auch an eine blinde Schicksalsmacht, ein Fatum, eine Moira haben wir hier nicht zu denken, denn es ist nicht ein äußeres Gesetz, eine fremde Macht, was über den Menschen herrscht, sondern es ist nur die fortwirkende Kraft seines eigenen Tuns, sein „Karma". Diese Notwendigkeit, nach der ein jeder erntet, was er gesäet hat, läßt sich vielleicht am ehesten vergleichen mit dem Gesetz der „sittlichen Weltordnung" im Sinne der Fichtischen Philosophie. Hierbei scheint nun freilich die Voraussetzung unerläßlich zu sein, daß der, der in künftiger Existenz den Lohn seiner Taten in der jetzigen oder in früheren Existenzen empfängt, derselbe sei, wie der Täter dieser früheren Taten, daß also die Fortdauer der Seele als des beharrlichen Subjekts, des Tuns und Leidens in den verschiedenen Lebensläufen anzunehmen sei. Aber gerade die Existenz einer in dem Wechsel ihrer Zustände beharrenden substanziellen Seele wird aufs entschiedenste verneint; was wir Seele nennen, das existiert nach buddhistischer Lehre, die schon auf Gaotama selbst zurückzugehen scheint, nicht in Wirklichkeit, sondern ist ein bloßer Schein, ein Name für die vorübergehende Gruppierung von fünf Elementen (Skandhas), nämlich Körperlichkeit,

*) Als Probe aus dem bekannten Werk „Religion und Religionen", das auch nach dem Tode Otto Pfleiderers mit Recht einen immer weiteren Leserkreis findet und soeben bei J. F. Lehmann, Verlag, neu aufgelegt wird.

Digitized by Google

Empfindungen, Vorstellungen, Begehrungen und Bewußtsein; eine Substanz, ein dauerndes Ich besteht nicht hinter dieser Gruppe von Erscheinungen oder Zuständen. Zur Veranschaulichung dieses Gedankens werden mehrfache Bilder gebraucht: wie ein Wagen nur ein Name ist für die Verbindung der verschiedenen Teile, deren Gruppierung den Wagen ausmacht, so die Seele nur der Name für die Gruppierung der genannten fünf Elemente; oder: die Seele gleicht der Flamme, die zwar ein Seiendes zu sein scheint, in Wahrheit aber nur der fortwährende Vorgang des Verzehrtwerdens von immer neuem Brennstoff ist; oder: sie gleicht dem Strom, dessen scheinbares Sein nur im fortwährenden Kommen und Gehen immer neuer Wellen besteht — diese beiden letzten Bilder finden sich ähnlich auch bei Heraklit („πάντα ῥεῖ").

Das also ist die buddhistische Seelenlehre, die ausdrücklich als eine der Kardinalwahrheiten hingestellt wird, deren Nichtwissen zu den obersten Illusionen gehöre, die man beim Betreten des Erlösungsweges aufzugeben habe. Da erhebt sich nun offenbar die Frage: wenn es keine reale Seele gibt, wie kann es dann eine Seelenwanderung geben? wie kann für das Tun des jetzigen Lebenslaufes der nächste Lebenslauf die Vergeltung sein, wenn es nicht mehr dasselbe Subjekt ist, das vorher gehandelt hat und dann den Lohn empfängt? Die Buddhisten erklären das selbst für ein unbegreifliches Geheimnis; und es läßt sich in der Tat nicht auflösen, auch nicht durch die Analogie von zwei Generationen, deren zweite, obgleich aus lauter anderen Subjekten bestehend, doch die Erbschaft der Verdienste oder Verschuldungen der früheren antrete. Man wird zur psychologischen Erklärung nur sagen können, daß die Schwierigkeit entstehe aus der Kollision zweier verschiedenartiger Motive. Das eine ist der Gedanke der Vergeltung, nicht in der äußerlichen Fassung einer richterlichen Zuteilung von Lohn und Strafe, sondern in der tieferen Form eines innerlichen Zusammenhanges von Saat und Ernte; dieser tiefwahre Gedanke kleidete sich für Buddha in die überkommene Vorstellung der Seelenwanderung. Auf der anderen Seite aber sollte dem egoistischen Glücksverlangen des Menschen die Axt an die Wurzel gelegt werden durch die Erkenntnis von der Illusion des selbständigen Ich; die praktische Forderung der Selbstlosigkeit kleidete sich in die theoretische Form der Verneinung eines realen Selbsts. Diese beiden Motive treten zwar in einen logisch schwer zu lösenden Gegensatz, verbinden sich aber in der gemeinsamen Abzweckung auf ethische Selbstzucht.

Damit kommen wir auf die weitere Frage nach dem „Weg zur Erlösung". Da müssen wir unterscheiden zwischen dem allgemeinen Weg, der elementaren oder Laienmoral, und dem besonderen Weg der zur Vollkommenheit Fortschreitenden, der Mönchsmoral. Die erstere enthält schöne Züge von allgemeingültigem Werte, vor allem die Innerlichkeit und Reinheit, Selbstlosigkeit und Milde der Gesinnung. Nicht auf äußere Kasteiung oder auf rituelle Werke kommt es an, sondern auf Reinheit des Sinnes von Wahn und Leidenschaft. „Jeder ist selbst die Ursache seines Leidens, und durch sich selbst wird er davon frei; Reinheit und Unreinheit sind eines jeden eigene Sache, keiner kann einen anderen rein machen" — ein Grundsatz, der an die Kantsche Autonomie erinnern kann. Andere schöne Sprüche, wie die von der Selbstüberwindung als der größten Tapferkeit und vom Ueberwinden des Hasses durch Liebe, der Lüge durch Wahrheit sind schon früher erwähnt worden Die Pflichten werden in 10 Geboten zusammengefaßt, deren erste fünf unbedingt gelten, die letzten fünf nur als Hilfsmittel zur Tugend empfohlen werden, nämlich: 1. Kein Leben zerstören. 2. Kein fremdes Eigentum nehmen. 3. Nicht lügen. 4. Nicht berauschende Getränke trinken. 5. Von ungesetzlichem Geschlechtsverkehr sich enthalten. 6. Nicht zur Unzeit essen. 7. Nicht Kränze oder Salben brauchen. 8. Auf hartem Lager schlafen. 9. Tanz, Musik und Schauspiel meiden. 10. Kein Gold oder Silber besitzen. Außerdem soll der Laie die drei monatlichen Feiertage durch Fasten und Wohltätigkeit gegen die Ordensleute feiern, soll Vater und Mutter in Ehren halten und ein ehrlich Geschäft

Digitized by Google

treiben. — Diese Laienmoral ist nun aber erst die Vorstufe des „edlen Pfades der Erlösung", der zur Heiligkeit und zum Nirwana führt. Um diesen zu betreten, muß man Mönch werden. Für diesen verschärfen sich die Gebote der Laienmoral: Die Ratschläge der fünf letzten Gebote werden für ihn verpflichtend, das Verbot des ungesetzlichen Geschlechtsverkehrs verschärft sich zu dem Verbot jedes Geschlechtsverkehrs; dann ist überhaupt kein eigener Besitz mehr gestattet, sondern der Mönch soll seine Nahrung erbetteln; das sind also die bekannten Mönchsgelübde der Ehelosigkeit und freiwilligen Armut. — Aber auch das Mönchtum ist nicht an sich schon die Vollkommenheit, sondern nur der Weg dazu, gleichsam die Schutzmauer, hinter der sich der zur Vollkommenheit Strebende vor den Anfechtungen und Zerstreuungen der Welt schützt. Der letzte und eigentlich entscheidende Punkt liegt in keinem äußeren Verhalten, sondern in der inneren Arbeit des „rechten Denkens und rechten Sichversenkens".

Diese fromme Meditation wird nun genau beschrieben und vier Grade werden unterschieden, deren Grenzen wohl etwas fließend sind. Den Anfang macht das Durchschauen der naiven Illusionen des natürlichen Menschen, dann kommt die Unterdrückung aller sinnlichen und selbstischen Affekte, dann völlige Apathie und endlich eine Art von ekstatischem Bewußtsein oder Verschwinden aller bestimmten Vorstellungen in träumender Bewußtlosigkeit (die ähnlich im Neuplatonismus den Gipfel der Kontemplation bildet). Doch gilt dieser abnorme Zustand — gewissermaßen eine Selbsthypnose — nicht als die Regel, sondern nur als vorübergehende Ausnahme. Die Regel ist vielmehr für den höchsten Grad der Meditation die absolute Ruhe, die nicht mehr von äußeren Reizen, noch von inneren Kämpfen bewegt wird, in der voller Friede und damit die erwünschte Seligkeit, das Nirwana, erreicht ist. Der Weise, der diese Stufe erreicht hat, ist der Heilige; für ihn ist das Begehren erloschen und damit die Wurzel neuer Geburten vernichtet. Das „Nirwana" ist das Erlöschen zunächst zwar nicht des Lebens, sondern des Begehrens oder Willens zum Leben; aber wo dieses bis auf die Wurzel ertötet ist, da ist die Ursache neuer Verkörperung aufgehoben, also die Gewißheit völligen Aufhörens der individuellen Existenz nach dem Tode gegeben — wenigstens muß dies als die logische Konsequenz der oben beschriebenen Lehre von der Seele und dem Karma gelten; wie weit sie wirklich gezogen wurde, ist freilich fraglich. Daß das Nirwana zunächst jedenfalls ein schon hier zu erreichender seelischer Zustand des Friedens, der Seligkeit sei, das geht zweifellos aus vielen Stellen hervor, z. B.: „Der Jünger, der Lust und Begier von sich abgetan hat, der weisheitsreiche, er hat hienieden die Erlösung vom Tode erreicht, die Ruhe, das Nirwana, die ewige Stätte." Einem Jünger Buddhas wird das Wort in den Mund gelegt: „Ich verlange nicht nach Tod und verlange nicht nach Leben; ich warte, bis die Stunde kommt, wie ein Knecht, der seinen Lohn erwartet, bewußt und wachen Geistes."

Die Frage nun, ob denn mit dem Heiligen, der hier schon das Nirwana erreicht hat, nach dem Tode alles aus sei? soll schon von den ersten Schülern dem Meister vorgelegt worden sein, aber er soll, so wird berichtet, die Antwort darauf verweigert haben, weil ein Wissen darüber nicht zum Heile diene. Daß die Konsequenz der Lehre von der Nichtwirklichkeit der Seele auf die Leugnung einer Fortdauer des Heiligen hinführe, haben wohl die entschlossenen Geister der Gemeinde erkannt, aber offizielle Lehre ist es doch nie geworden. Man blieb dabei stehen, daß darüber nichts geoffenbart sei; ja die direkte Behauptung, daß der Heilige nach dem Tode nicht mehr sei, wurde als unkirchliche Meinung getadelt. Mag man nun diese Zurückhaltung des Urteils mehr zugunsten des Für oder des Wider deuten, soviel ist jedenfalls klar, daß das religiöse Verlangen nur auf Erlösung vom Leid der Vergänglichkeit ging; ob jenseits dessen irgend welches positive Sein oder das einfache Nichtsein liege, das blieb als religiös gleichgültig dahingestellt. Nimmt man dazu, daß die logische Konsequenz zweifellos auf das Nichtsein nach dem Tode hinführt, so wird das Urteil berechtigt sein, daß diese

Digitized by Google

Erlösung nur eine negative, die Befreiung vom Uebel der Welt ist, ohne ein positives Gut an die Stelle zu setzen. Dies ist erklärlich aus der Lebensmüdigkeit des Inders, dem das Dasein nur eine Quelle der Qual ist, dem die positiven Zwecke des Lebens, Schaffens, Strebens und Hoffens fehlen; bei solcher Zwecklosigkeit des Lebens muß freilich die Bilanz seines Wohl und Wehe negativ ausfallen. Daher die Negativität dieser Erlösungslehre, der auch der überwiegend negative und passive Charakter der Moral entspricht. Ihr Motiv ist nicht sowohl die Anerkennung des positiven Rechtes und Wertes der menschlichen Persönlichkeit, als vielmehr die Gleichgültigkeit gegen alle Werte, das Verurteilen der individuellen Existenz selbst als der Quelle aller Uebel; daher zwar wohl Mitleid mit den leidenden Wesen, aber nicht schaffende Tatkraft, wohl Ertötung der selbstischen Triebe, aber nicht Bildung eines höheren Selbsts, wohl ein negatives, aber nicht ein positiv inhaltsreiches Lebensideal. Die buddhistische Moral läßt sich in das biblische Wort zusammenfassen: „Habt nicht lieb die Welt, denn die Welt mit ihrer Lust vergehet!“ Aber beim Buddhismus bleibt dies das letzte, während die Bibel zu der Negation die Position hinzufügt: „wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit“, d. h. wer den positiven Zweck des Ganzen, das allgemeine höchste Gut, zu seines Lebens Inhalt und Zweck gemacht hat, für den besitzt das Leben einen überzeitlichen Wert und damit die Bürgschaft einer, ob auch unser Begreifen übersteigenden, unvergänglichen Dauer.

Mit der Negativität des buddhistischen Erlösungszieles hängt eine weitere Frage zusammen. Der Buddhist verehrt seinen Meister als den Bringer der Erlösung und das Vorbild derselben, den Allwissenden, Heiligen und Vollkommenen. Aber als solcher ist er ja eingegangen in das Nirwana, existiert also eigentlich nicht mehr, oder doch nur in einem geheimnisvoll ruhenden, mit der zeitlichen Welt nicht mehr zusammenhängenden Sein; die buddhistische Gemeinde hatte also an dem geschichtlichen Stifter zwar wohl einen Gegenstand der dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung, aber doch nicht eigentlich einen Ersatz für den fehlenden Gottesglauben, nicht die dauernde Macht der Erlösung, zu der sich das fromme Gemüt in Vertrauen und Hoffnung erheben könnte. Da half sich nun das religiöse Bedürfnis der buddhistischen Kirche in einer bemerkenswerten Weise. Bald kam die Lehre auf, daß die Erscheinung des Gaotama Buddha nur eine der zahllosen Buddha-Erscheinungen sei, die sich in jedem Weltalter, wenn das menschliche Elend dessen bedürfe, immer aufs neue wiederholen; schon vor dem Gemeindestifter Gaotama habe es 24 Buddhas gegeben (von einigen derselben werden Namen und Legenden berichtet) und nach ihm werden weitere folgen. Von diesen künftigen Buddhas glaubte man, daß sie jetzt schon als erwählte Kandidaten der Buddhawürde im Himmel existieren; den nächsten derselben, Meitreya, soll Gaotama vor seiner Menschwerdung schon zu seinem Nachfolger im Erlösungsberuf oder zum „Bodhisattwa“ eingesetzt haben, wie im Lalitavistara überliefert ist; sein Bild ist schon frühe in der buddhistischen Kirche in Ceylon neben dem des Gaotama als Gegenstand der Verehrung aufgestellt worden. Später wurden zu Maitreya, dem Geist der Güte, noch weitere im Himmel präexistierende Bodhisattwas hinzugefügt, insbesondere Manjusri, der Geist der Weisheit, und Avalokitesvara, der Geist der Macht und Vorsehung. Nun sind die Geister der Güte, Weisheit und Macht offenbar nichts anderes als die verselbständigten Attribute des einen höchsten Geistes, den wir Gott nennen (ähnlich wie die persischen Erzengel oder Amschaspans die Repräsentanten der Eigenschaften Ahuramazdas darstellen). So ist es denn nicht zu verwundern, daß in einer späteren Entwicklung der nordbuddhistischen Kirche alle diese Buddhas und Bodhisattwas als Erscheinungsformen eines „Urbuddha“ aufgefaßt werden, der als „selbstexistierendes ewiges Wesen, unendliches Licht und Leben“, d. h. als Gott im vollen Sinn gedacht wird. Man kann also nicht eigentlich sagen, daß der geschichtliche Gemeindestifter Gaotama Buddha selbst im Glauben seiner Gemeinde zum Gott geworden sei; wohl aber

Digitized by Google

gilt er ihr als die letzte und wichtigste Erscheinung des ewigen Erlösungsgeistes, der auch vor ihm schon sich geoffenbart hatte und nach ihm sich immer wieder in neuen Gestalten offenbaren wird. Unwillkürlich erinnern wir uns dabei an die johanneische Lehre vom göttlichen Logos, der sich schon vor seiner Erscheinung in Jesus als das Licht der Menschen geoffenbart hat und nach Jesus sich weiter zu offenbaren fortfuhr in dem Geist der Gemeinde (dem Paraklett), der in Aposteln und Propheten die Werkzeuge seiner fortgehenden Offenbarung hat. Eine solche Aehnlichkeit zweier unabhängig voneinander erfolgten Lehrbildungen dürfte für den nachdenkenden Betrachter der Geschichte doch wohl ein Zeugnis dafür sein, daß wir es hier nicht mit willkürlichen Phantasiespielen zu tun haben, sondern mit einer im Wesen des religiösen Bewußtseins begründeten und natürlichen Bedürfnissen entsprechenden sinnreichen Entwicklung der religiösen Gedankenreihen.

Maurice Maeterlinck.

Zum 50. Geburtstage des Dichters am 29. Aug.

Von

Will Scheller.

Belgien hat der neuen Zeit zwei ihrer hervorragendsten Repräsentanten geschenkt, Emile Verhaeren, den lyrischen Pathetiker, und Maurice Maeterlinck, den Dramatiker und Denker. Beide verkünden in ihrer Produktion ein neues Weltgefühl, eine neue Daseinsweise, in beiden offenbart die neue, die werdende Zeit ihr Wesen, und während Verhaeren in immer weniger gebändigten Rhythmen den neuen Takt vernehmen läßt, die neue Lebensstimmung, die ihn von außen her zuinnerst ergriff, in Gedichten von revolutionärem Schwung verlautbart, zeigt der stillere Maeterlinck in Dramen von überaus feiner Vertiefung ins Psychologische und in Schriften rein meditierenden Charakters die Entwicklung eines Menschen, der durchaus und mit vollem Bewußtsein der neuen Zeit angehört und diejenigen ihrer Elemente, welche mit seinem Wesen kongruieren, in sich läutert und vermittelst seines Werkes ihren gegenwärtigen Wert und ihre Richtung ins Zukünftige kundgibt.

Versucht man gelegentlich eines persönlichen Gedenktages auf den Weg zurückzublicken, den der Gefeierte hinter sich hat, so tut man gerne das, was jener zur Zeit seiner Anfänge naturgemäß nicht vermochte, nämlich sich zu orientieren über die Linien, welche für dieses individuelle Dasein bezeichnend sind. Der Beschauer eines fremden Lebenslaufes hat es leicht, die Voraussetzungen desselben richtig zu fixieren und aus ihnen das, was ja allen bekannt ist, der historischen Folge gemäß zu entwickeln; aber das gelingt ihm auch nicht ohne Gewinn, und wenn wir einen kurzen Umriß des anherigen Lebenslaufes von Maurice Maeterlinck zu zeichnen unternehmen, so hoffen wir, am Ende den allgemeinen Begriff, der von diesem eigenartigen Vertreter der neuen Daseinsbetrachtung gilt, in seinen hauptsächlichen Zügen bestätigt zu haben.

Zwei hervorstechende Neigungen haben sich in der Maeterlinckschen Produktion immer wieder gezeigt und sich aus dem Dualismus seiner Abstammung erklärt, der Hang nämlich zur fatalistischen Mystik des Nordens, welche die germanische Seite dieses Charakters besonders in den früheren Werken hervortreten ließ, und der Aufschwung zur bewußt heiteren Wirklichkeitsbetrachtung des Südens, welcher die romanische Richtung seines Temperamentes besonders in der späteren Produktion kennzeichnet. Wie gesagt, erklären sich diese Widersprüche aus der Nationalität des Dichters, in dessen Adern wie in denen Verhaerens und vieler Belgier überhaupt das romanische Blut mit germanischem vermischt ist, was bei der Lage und ethnographischen Zusammensetzung Belgiens nicht mehr als natürlich ist. Aus der germanischen Wurzel seines Wesens erwuchs in Maeterlinck die niemals ganz erloschene Sucht, sich in die dunkelsten Mysterien des Daseins zu versenken, einzutauchen in den schattenhaften Kreis des innersten Lebens und nach der Mitte aller Erscheinungsgründe zu tasten. Das Rätsel des Todes hat ihn lange beschäftigt, und

Digitized by Google

da er es nicht zu lösen vermochte, gab er ihm den Ausdruck, den es in seinen Gedanken gewonnen hatte, und noch immer wird er nicht müde, zuweilen seine Betrachtung zu diesem finstersten aller Geheimnisse zurückschweifen zu lassen, als ob er die Hoffnung hegte, doch einmal unversehens den Schleier zu lüpfen. Zuerst indessen, nachdem er, in Gent geboren, dortselbst bei den Jesuiten erzogen war, durch welchen Einfluß die geradezu religiöse Neigung zum Wunderbaren in ihm gefördert wurde, wandte er sich dem Rechtsstudium zu, was im Hinblick auf seine wesentlichen Naturanlagen vielleicht erstaunlich vorkommt. Es ist aber zu erinnern, daß gegenüber seinem Hang zum steuerlos Schweifenden, zur fatalistischen Mystik, ein entgegengesetztes Element seinem Wesen inhäriert, ein gesundes Vertrauen zum Dasein, eine Lebenszuversicht und Weltliebe, die ihm jeden Weg erleichtert und ihn nichts überhasten, ihn gegen kein Erlebnis mutwillig angehen läßt. Aus den Etappen seines Aufstieges lernt man erkennen, inwiefern es möglich ist, daß ein Mensch in allen Situationen die richtige Wahl trifft, und der Dichter selbst hat es späterhin besonders in „Der begrabene Tempel" bestätigt, daß von der jeweiligen Stärke des Selbstvertrauens nicht allein die Folgen der Handlungen, sondern auch die Entwicklung des Charakters in vielen Richtungen abhängt. Der Lebensgang M. Maeterlincks hat in der Tat etwas ungemein Selbstsicheres, Furchtloses, und diesem Fonds an innerer Realität ist es wahrscheinlich zu danken, daß den Dichter die Meditationen, zu welchen ihn sein Drang zum Rätselhaften veranlaßte, nicht ins Bodenlose geführt haben.

Als er 24 Jahre alt war, ließ er sich, wiederum den Wünschen seiner Familie nachgehend, als Advokat in der Vaterstadt nieder, aber er trug die Amtsrobe gerade zwölf Monate, da wurde die Sehnsucht in ihm doch stärker als die Pietät, und so reiste er nach Paris, freilich unter dem Vorwande, dort noch ein Semester die Rechte studieren zu wollen. Hier bekam er nun ein neues Gesicht des Lebens zu sehen, die Kehrseite der Anschauungsart, zu welcher ihn die eine Bedingung seines Wesens nötigte. Denn mochte ihn immer das germanische Element zu den Dunkelheiten des menschlichen Daseins unerbittlich hintreiben, es blieb ihm doch immer noch eine mächtige Sehnsucht, jene Dunkelheiten mit einem Lichtschimmer zu verklären, und er hatte ja die Zuversicht, daß ihm diese Sehnsucht einmal erfüllt werden würde. So brachte er ein halbes Jahr im Taumel des Neuen, der bunten Ueberfülle zu, lernte die literarische Atmosphäre atmen und verfaßte währenddessen eine Anzahl kleinerer Werke, die wir nicht kennen, Sonnette, Novellen und sogar eine kleine Komödie. War nun seine innere Unsicherheit in dem Bestreben, die Relation zwischen den Menschen und dem Kosmos, den Sinn des Daseins auf eine einigermaßen annehmbare Formel zu bringen, durch diese sieben Monate in Paris auch noch nicht in Sicherheit umgeschlagen, waren die Schatten auch noch nicht aus seinem Innern verjagt und sein Wesen zur Reife gekommen, so hatte er doch bei seiner Rückkehr nach Gent den Gewinn mitgebracht, zu wissen, welcher Art seine gesamtmenschliche Berufung sei, so wußte er doch, daß er zunächst in der Dichtung die vagierenden Motionen seiner Lebenskraft verlautbaren sollte.

Das Dokument dieser Zeit sind die „Serres chaudes", ein Band Gedichte voller Schwüle, die in Stimmung und Prägung wunderbar übereinstimmen und von einer seltsamen, auf der sprachlichen Formung beruhenden suggestiven Gewalt sind. Der Dichter bietet hier noch ganz den Anblick eines, der die Elemente des allgemeinen und die seines besonderen Daseins noch nicht klar erkannt hat und mit ihnen als mit dunklen, unberechenbaren Mächten Rede tauscht. Er war sich dieser Unfreiheit allerdings wohl bewußt, und so bekümmerte es ihn auch wenig, daß man sich in Gent über diese Publikation unmäßig entrüstete, weil man gewissermaßen die eigene Atmosphäre in den wunderlichen Strophen des jungen Rechtspraktikanten nachgebildet sah; und ohne auch sonderlich an den literarischen Bestrebungen Belgiens teilzunehmen, schrieb Maeterlinck hiernach sein erstes größeres Werk „La princesse Maleine", welches, zuerst nur in fünfundzwanzig Exemplaren vom Autor und einem Freunde

Digitized by Google

hergestellt, bald in ganz Paris besprochen wurde; Octave Mirbeau hob es in exaltierter Begeisterung gleich über den ganzen Shakespeare. Aber es legt auch dieses Drama wie jene Gedichte Zeugnis ab von der noch wenig geminderten Befangenheit seines Schöpfers in ungeklärten Vorstellungen von den Gewalten der irdischen Existenz. Das Schicksal tritt noch ganz in der herkömmlichen Fabelgestalt auf, die es uns als etwas von außen her unerbittlich auf uns Eindringendes anschauen läßt, und doch ist in diesem Werke etwas, was die Grausamkeit der Lebensbetrachtung mildert, ein freundlicher Hauch ideal aufgefaßten Daseins, wie wir ihn vor unseren Märchen kennen, macht sich bemerkbar. Auch ist das Dunstige der Treibhausluft einer einfachen Reinheit gewichen, welche die Worte lieblicher anzuhören macht. Es tritt ferner in diesem Drama zuerst der Gedanke von der Bedeutung des Schweigens auf, der späterhin so wichtige Formen innerhalb der Produktion Maeterlincks einnehmen sollte. Inzwischen aber, noch immer von dem jugendlichen Hang zur Traurigkeit besessen, beschäftigte sich der Dichter nachhaltiger als zuvor mit dem Mysterium des Todes, das am stärksten von allen Geheimnissen des Daseins zu ihm sprach, und indem er es aus seiner allgemeinen Erscheinung heraus zu erklären dachte, und indem er auf den zweiten Dialog, der unhörbar neben dem der Lippen hergeht und doch zu vernehmen ist, seine Aufmerksamkeit richtete, schrieb er „Pelléas et Mélisande", welches Drama einen gewissen Höhepunkt in seinem Schaffen bedeutet, zumal sich in ihm der Schicksalsgedanke als verwandelt erweist.

Jede Zeit beeinflußt die während ihres Verlaufes Lebenden, und wenn ein produktiver Mensch sich mit den geheimnisreichsten Problemen des Daseins beschäftigt, wird er, bewußt oder nicht, zum Sprecher derjenigen Anschauungsstufe, welche den religiösen Kulturzustand seiner Zeit ausdrückt. So wurde auch Maeterlinck infolge seiner Liebe zur mystischen Versenkung in das Weltgefühl nicht ein Philosoph, sondern ein Künder neuer, religiöser Ideale, und seine gereiftere Auffassung der Schicksalsidee, wie sie sich in „Pelléas et Mélisande" darbietet, zeigt ihn auf dem geraden Wege zur Ausformung eines neuzeitlichen Bewußtseins. Das Schicksal, und die allgemeinen Grundlagen seiner Wirkung, liegt nicht außerhalb unserer Persönlichkeit und darf in seinen Ursachen nicht in fremden, unerreichbaren Bezirken wohnend gedacht werden, sondern es kommt aus unserem Innern und geht in unser Inneres; es ist keine außerhalb unserer Individualität frei schaltende Macht, und seine Kraft hängt durchaus davon ab, wie wir uns ihm gegenüber verhalten. Dieser Gedanke bekam nun für Maeterlinck eine solche Bedeutung, daß er sich mit der künstlerischen Fixierung nicht mehr begnügen konnte, und so beginnt er allmählich, meditierende Untersuchungen anzustellen über die Elemente des menschlichen Daseins und versucht, zunächst ganz naiv und noch dichterisch befangen, durch ein Gewirr ungestümer Fragen Licht in die dunklen Tiefen zu bringen. Dieses Ziel erreicht er natürlich nicht, und was er im „Schatz der Armen", hauptsächlich und mit großem Nachdruck immer wieder formuliert, ist die Frage, ob man nicht über den außerordentlichen Leidenschaften das wahre Leben recht eigentlich versäume. Eine durchaus positive Antwort weiß er nicht zu geben und läßt uns mit dem Postulat vorlieb nehmen, daß man in sich selber sehen und die ruhigen, geklärten Augenblicke befragen müsse, wenn man dem höchsten Sinn des Lebens nahe kommen wolle. Und die Idee, daß das Wesen des Seins weniger in den Weltkatastrophen als vielmehr in der Tragik des kleinen Lebens aufzusuchen sei, wird ihm so lieb, daß sie ihn auch in der nun folgenden Produktion nicht verläßt und den Grundgedanken gibt für die „Alltagsdramen", von denen „Intérieur" unstreitig das reifste ist und den tiefsten Eindruck hervorruft, weil es der Wirklichkeit, deren mystische Tragik es verbildlichen soll, in seiner künstlerischen Makellosigkeit am nächsten kommt. Die Maeterlincksche Lebensstimmung, deren Düsterkeit in den Alltagsdramen noch einmal besonders eindringlich hervorgetreten ist, erscheint in dem jüngeren Drama „Aglavaine et Selysette" lichtreicher und hoffnungsvoller, und es läßt sich sagen, daß dieses Werk der Markstein in der Produktion

Digitized by Google

Macterlincks ist, von dem aus der Denker bewußt nach Licht und Befreiung von den dunklen Gestalten seiner bisherigen Anschauungen strebte.

Große, individualistische Krisen werden oft dadurch entschieden, daß ein bedeutendes menschliches Erlebnis den endgültigen Ausschlag gibt. Nachdem sich Maeterlinck, seiner Neigung entsprechend, dem Einfluß der Mystiker ganz hingegeben hatte und von Jakob Böhme, Ruysbroek, Swedenborg, Novalis, der Cabbala, den Gnostikern, den Zend-Schriften und von Plotin in seiner Art, die Welt intuitiv zu erfassen, bestärkt worden war, gelang es ihm, durch diesen Einfluß in eine gewisse Enge getrieben, also noch nicht, die Einheitlichkeit seiner Individualität vollkommen zu erringen, und so zeigt er sich im „Schatz der Armen", welches Buch eigentlich nichts ist als eine dichterische Propagierung des bewußt gesteigerten Seelenlebens, noch immer tastend und unentschieden. Das letzte Tor zur endgültigen Erschließung der eigenen Persönlichkeit und damit des natürlichen Weltbildes sollte ihm nicht einmal die unphilosophisch brünstige Versenkung in die Lebensrätsel, sondern erst ein rein menschliches Erlebnis öffnen, eine Frau mußte kommen, um ihm das eigene Ich ganz ohne Hülle zu zeigen, Georgette Leblanc, die gefeierte Darstellerin Maeterlinckscher Frauengestalten. Diese Frau, die in einem eigenen Roman Ideen formulierte, die den bisherigen Macterlincks oft geradezu entgegengesetzt sind, scheint ihm das Licht gebracht zu haben, dessen er bedurfte, um seine Wege zielbewußt weiter zu gehen. Das Jahr 1896 ist für den Dichter das Jahr des Umschwungs, der nordische Pessimismus weicht nunmehr offensichtlich dem südlichen Optimismus, und dieser Umschwung zeigt sich im Großen an der Wandlung des Frauentyps im Drama, und im Kleinen in den „Douze chansons", in denen er herbe und liebliche volkliedhafte Töne anschlägt. Maeterlinck verließ nun das heimische Flandern und zog in die lichtvolleren Gefilde Frankreichs, und dieser Wechsel des unmittelbaren Weltbildes mag ebenfalls dazu beigetragen haben, die neuen Begriffe von der Erde und dem Leben auf ihr vom Gefühlsmäßigen immerhin mehr nach der wissenschaftlich beabsichtigten Fixierung hinüber zu drängen.

Maeterlinck ist, wie angedeutet, kein Philosoph im reinen Sinne, es handelt sich bei ihm viel weniger um Erkenntnis als um praktische Lebensweisheit. Und auch sein eigentümliches Vorgehen, dieser Weisheit habhaft zu werden, macht in seiner unsystematischen Art einen sehr wenig philosophischen Eindruck. Der Dichter versucht zwar oft, seine Probleme mit wissenschaftlicher Klarheit abzuhandeln, aber er verfällt doch immer wieder auf die gänzlich unwissenschaftliche Zuhilfenahme poetischer Bilder, und so macht ein Werk wie „Weisheit und Schicksal" nicht den Eindruck einer zusammenhängenden Gedankenleistung. Der Optimismus darin ist im eigentlichen Sinne unphilosophisch und wissenschaftlich jedenfalls nicht zu verteidigen, und schließlich hat doch nur das von der Wissenschaft als wahr Bewiesene ein Recht, allgemein wirksam zu werden. Es zeigt sich in der Maeterlinckschen Glückseligkeitslehre nur ein schönes Streben, in der Wirklichkeit festen Fuß zu fassen, und dies gelingt ihm denn auch am sympatischsten in dem herrlichen „Leben der Bienen", das in seiner harmonischen Gestaltung und schlichten Rede als das Kostbarste erscheint, was uns Maeterlinck gegeben hat; denn in ihm zeigt sich sein Vermögen, das Dasein als etwas Symmetrisches anzusehen, am schönsten in Aktion. „Der doppelte Garten" und „Die Intelligenz der Blumen" krönen das betrachtende Werk Macterlincks und zeigen ihn fest im Konkreten, Weltlichen fußend, und mit dieser Wandlung seines kosmischen Gefühls vom dunkel Schweifenden zum bewußt Schauenden hat seine Idee der Bühnentechnik Schritt gehalten, indem er jetzt gerade das Gegenteil seiner früheren Postulate fordert, wobei allerdings die psychische Substanz seiner Dichtungen unverändert geblieben ist. Wollte er im Anfang die Bewegungslosigkeit des Theaters, so verlangt er jetzt unverhohlen die Bewegung und realisiert diese Forderung in seiner eigenen Produktion, in „Monna Vanna", dem Drama, das seinen Namen in die weitesten Kreise getragen hat.

Digitized by Google

Wir sehen, daß das Künstlerische und das Betrachterische eines Charakters einmal nicht zur problematischen Daseinsspannung geworden sind, und wenn wir sagen, daß die so geäußerte Lebenskraft in ihrer Wirkung auf die glückliche Verteilung der natürlichen Elemente im Wesen Maeterlincks zurückzuführen ist, fixieren wir die Empfindung, welche die Person und das Werk Maeterlincks als Individualkreis in uns erwecken, daß nämlich dieser Dichter in der Gesamtheit seines Lebens und Wirkens einen menschlichen Typus repräsentiert, der durchaus der neuen Zeit angehört: Ausbildung der Individualität unter weisem Verzicht auf das dem eigenen Wesen Fremde, Bewußtheit der Relativität des Daseins unter Berücksichtigung der geklärten und der ungeklärten Lebenselemente, und Betrachtung der Zeit im Hinblick auf das, was Gutes in ihr ist, machen die allgemeinen Ziele aus, welche dem neuen, dem werdenden Menschentume vorschweben. Dieses Menschentum repräsentiert nun Maeterlinck auf seine Weise, indem als persönliche Note die Pflege des kosmischen oder religiösen Bewußtseins das eigentliche Motiv seiner Produktion ausmacht. Läuterung und Steigerung des Bewußtseins haben Selbstsicherheit zur Folge und diese wiederum das Vermögen, sich ohne Flachheit mit der Welt abzufinden und aus diesem Ausgleich neue Lebenskräfte zu entwickeln. Die Person Maeterlincks versinnbildlicht die wirklichkeitsfrohe Stärke dieses Weltgefühls und an seinem Schaffen ist nachweisbar, wie die Wandlungen der Persönlichkeit glückhaft sich vollziehen, wenn man das eigene Ich nicht über der Welt und die Welt nicht über dem eigenen Ich vergißt.

Zu erwähnen ist noch, daß die deutsche Ausgabe der Werke Maeterlincks vollständig bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist und eine sehr klare Einführung von Anselma Heine bei Schuster und Löffler in Berlin. Ueber den Denker Maeterlinck im Besonderen unterrichtet eine wertvolle Studie von H. Meier-Benfey bei Eugen Diederichs.

In Rembrandts Land.

Von

Julius Bab.

Für uns Deutsche ist Holland eigentlich kein „Ausland"; es ist nur eine Landschaft deutscher Kultur. Und zwar wohl zu allererst die Landschaft, die den (neben Shakespeare) größten Künstler germanischer Rasse hervorgebracht hat. Ich glaube, viele werden den kleinen Landstrich zwischen Zuidersee und Schelde mit ähnlichen Gefühlen fragender und lauschender Pietät durchschreiten, wie man heute Weimar durchwandert und Goethe sucht. Holland ist Rembrandts Land.

An drei Stellen ist innerhalb des Niederlandes das Gedächtnis des größten Bildkünstlers besonders verankert: In Leyden, in Amsterdam und im Haag. Dort ist er geboren, hier hat er gelebt -- und da hängen heut die erschütterndsten seiner Werke.

In einer ganz verlassenen, engen Gasse, am Rande der Stadt Leyden, zehn Schritt vom trägen alten Rhein, der dem Rembrandt von Rhyn den Namen gab, zeigt eine Tafel an einem Stallbau die Stelle an, wo der Künstler geboren wurde. Das Haus steht nicht mehr, aber von der Welt, in der es gestanden, läßt sich doch heute noch manches schauen. Auch anno 1606 wird diese entlegene „Wedellgasse" kein Ort des Prunks gewesen sein, der Rhein war noch wie heute, wie heute werden dort Kähne geankert haben und auslandend und einschleppend hat mancherlei Volk des Knaben Auge gefesselt. – Auch in jenen Glanztagen der Universität Leyden, da der junge Rembrandt sich als Student einschreiben ließ, können diese baumreichen Grachten nicht sehr unruhig, diese schmalen Straßen nicht sehr großartig gewesen sein — solch halblaut-beschauliches Wesen wie heute mag Leyden stets gezeigt haben. – Und oben auf dem Rundturm der alten Burg, da hat wohl schon der angehende Maler gesessen und erste Zeichenkünste geübt. Damals wie heute ging der Blick auf die Rose der großen alten Kirche, auf die

Digitized by Google

scheckigen Dächer der kleinen Stadt und weit, weit hinaus ins flache, grüne, fruchttragende Holland.

*

In Amsterdam aber ist der große Maler Rembrandt geboren. In dieser wimmelnden, lärmenden, lustigen, bunten Stadt, die schon vor 300 Jahren Weltstadt war und heut noch keine Farbe an das Nivellierende der europäisch-amerikanischen Großstadt-Zivilisation abgetan hat. Noch stehen die bunten handtuchartigen Häuser, zwei Fenster breit und fünf Stock hoch, schwarz, grau, rot, grün, blau nebeneinander, zeigen vorspringende und ganz breite, flache, helle Fensterkreuze; noch ziehen — mit erklecklichem Gestank — die hundert Grachten ihr trübes Wasser zwischen den dicken Baumreihen; noch lärmt das Volk breit und nicht eilig um Hafen, Börse, Schloß, und durch winzigenge Geschäftsstraßen hin, lacht dem Orgelspieler, dem Volkssänger zu, staunt auf Wagen und Läden, ißt gut, trinkt besser und freut sich. Noch steht Rembrandts Stadt!

Und noch steht Rembrandts Haus. Das Haus, in das der Dreißigjährige, Amsterdams geliebter Porträtmaler und Gatte der reichen friesischen Erbin, seine Saskia führte. Steil, in rechteckigen Ornamenten aufgemauert, fällt die prunkende Renaissancefassade noch heute zur Straße herab. Und die Straße ist heute noch die Soden-Breestrat, die Schlagader des Amsterdamer Ghettos!

Und noch — als hätte die „Emanzipation" nie Schranken gestürzt — ist dies Ghetto das alte. Noch drängt lärmend, schwatzend, lachend, feilschend, pfeifend und unendlich gestikulierend ein schwarzhaariges, glanzäugiges Volk durch die Gassen der Judenstadt. Alles ist auf der Straße: die Männer handeln und schreien Waren aus — Heringe und altes Eisen, Bücher und abgelegte Socken, Obst und Uhren — und schreien immer, ob Käufer sind oder nicht. Junge elastische Mädchen promenieren und kichern, fette alte Weiber stehen auf der Schwelle und schwatzen. Und Kinder, unzählige Kinder, spielen und lärmen, umdrängen gaffend und bettelnd jeden Fremden, sind frech und doch gutartig, verlumpt, schmutzig — und dabei fast alle bildschön! Das ist das Volk, unter dem Rembrandt in seinen reifen Jahren gehaust hat; die hat er gemalt vom Rabbiner bis zum Bettler, die haben ihm das Modell seiner biblischen Legenden gegeben: hier hat er den segnenden Jakob gefunden, den spielenden David und den werbenden Boas. Dies ist die Rasse, deren phantastische Sprungkraft und deren orientalische Ausdruckskraft, den großen Maler zu so intimer Versenkung anzog, daß man ihn, Rembrandt „den Deutschen" schon für einen Juden halten wollte! In einer überspannten, aber keineswegs blödsinnigen Empfindung.

Hier hat Rembrandt gelebt, hier hat er Menschen und Schätze gesammelt für das Auge — alles nur für sein nie befriedigtes, immer zum Wesen forschendes Auge! Stets nur auf sein Auge bedacht, nie auf die Welt. Und hier, aus diesem Hause, ist er von der Welt nach zwanzig Jahren vertrieben worden — bankrott, beschimpft, elend. Und bankrott, beschimpft, elend hat er weiter gemalt, göttliches Werkzeug seines Auges, und ist gestorben in dieser selben Stadt Amsterdam, in irgendeiner Hafengasse, in irgendeiner Spelunke, die man nicht mehr kennt.

*

Von dem aber, was die Jahre seines Elends, seine letzten, größten Jahre geschaffen haben, hängen heute die erhabensten Proben im Mauritshuis zu Haag. — Auch das Amsterdamer Reichsmuseum hat ja sehr berühmte „Rembrandts": da ist die „Nachtwache", diese Umdichtung eines biederen Gruppenporträts in einen farbigen Märchenzauber, die ihm die Gunst und Kundschaft der Bourgeoisie kostete, und die „Staalmeester", mit denen der Alte nach zwei Jahrzehnten ohne Märchenfarben einen letzten Porträtauftrag hinmalte den scheinbaren Realismus mit noch viel größerer, weil ganz geheimer Leidenschaft durchleuchtend. Aber selbst diese Meisterstücke verblassen neben den letzten Zeugnissen dieser großen Seele, die im Haag sind. Ich meine nicht die berühmte „Anatomie", die dem jungen Rembrandt einst die Kundschaft zubrachte, die ihm dann die „Nachtwache"

Digitized by Google

verscherzte; die bezeichnet nur den letzten Punkt, bis zu dem größtes Talent eine Konvention dem Persönlichen annähern kann. Ich meine jene genialen, freisten Dokumente einer reifen Persönlichkeit: „Saul und David" „Homer" das Bildnis des alten Bruders, den Frauenkopf. Da ist ein Ringen der nackten Seele ans Licht, ein Greifen nach letzter Wahrheit, ein Wühlen, Zerreißen, Umbilden in Form und Farbe weit hinaus über alles Naturwahre und auch über alles Farbenfreudige. Da ist ein Allerletztes.

Vor diesen Bildern fühlt man ganz Holland wie eine Vorhalle zu solchem Saal. Um ihretwillen lohnte dieses Volkes Leben. Holland ist Rembrandts Land.

Traum.

Aus Feldern wilden Mohns und sonnengolden
Gereifter, hangend übervoller Aehren
Tritt unser Fuß in die geliebten, hehren
Und kühlren Haine der erblühten Dolden.

Syringenüberrieselt führen Pfade
Durch Wispern, Raunen, Schattenköstlichkeiten,
Bis ohne Schwere schwebend wir beschreiten
Der Silberbäche duftende Gestade.

Erschauerst du? Bald wird sich, unermessen
An Licht und Schöne, ein Gebild erheben:
Wird rund empor der weiße Tempel streben
Aus stillen Kronen heiliger Zypressen.

Dein Auge leuchtet. Deine Schultern strahlen
Viel herrlicher als Marmor. Oh, umschlungen
Sind wir ins Allerheiligste gedrungen
Und spenden Wein aus glatten Onyxschalen

Dem Bild, das thront in der gewölbten Grotte.
Und unsres großen Daseins starke Flammen,
In Eine, Eine schlagen sie zusammen:
Wir knieen, stumm und betend, vor dem Gotte.

Kurt Hiller.

Randbemerkungen.

Der Fall Parsifal und das Erbrecht.

Am 1. Januar 1914 läuft die Schutzfrist der Werke Richard Wagners ab. Das „Haus Wahnfried", das sich durch die Freigabe auch des „Parsifal", der als eine Art Familienreliquie betrachtet wird, in seinen „heiligsten" Empfindungen verletzt fühlt, rebelliert gegen ein Gesetz, das die geistigen Erzeugnisse 30 Jahre nach dem Tode des Autors zum Allgemeingut macht. Wenn schon der „Lohengrin", „Tannhäuser", „Rienzi" usw. dem Ausbeutertum anheimfällt, so müßte wenigstens der „Parsifal" der Familie als ausschließliches Ausbeutungsobjekt reserviert bleiben — das ist die Forderung, die das „Haus Wahnfried" mit bemerkenswerter Ungeniertheit an die gesetzgebenden Körperschaften stellt. Es handelt sich also um nichts geringeres, als um ein Ausnahmegesetz zugunsten der Familie Wagner! Der selige deutsche Bundestag hatte allerdings für die Erben Goethes, Schillers, Herders und Wielands auch eine Ausnahmebestimmung erlassen, damals betrug aber die Schutzfrist nur 10 Jahre, und zwar nicht vom Tode des Autors ab gerechnet, sondern vom Erscheinen des Werkes ab. Und noch im 18. Jahrhundert waren die geistigen Erzeugnisse so gut wie vogelfrei.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit die Frage aufwerfen, ob eine Schutzfrist im Interesse der Erben eines Autors vom Standpunkt des Fortschritts, der Aufklärung und der Volksbildung überhaupt zu rechtfertigen ist. Jeder Dichter und Denker wendet sich mit seinen Werken an die Oeffentlichkeit, er will von möglichst vielen gehört werden, er will Wirkungen ausüben und einen Platz in der Geistesgeschichte der Menschheit behaupten. Das kann er nur, wenn seine Werke zu einem Massenartikel werden, der auch den Aermsten zugänglich ist. Andererseits hat auch das Volk ein natürliches Anrecht auf die Erzeugnisse seiner Dichter und Denker, da doch jeder von ihnen, auch der Größte, alles, was er geworden ist, seiner Umwelt verdankt. Auch sein Werkzeug, die Sprache, ist nicht sein persönliches Eigentum, sondern nationaler Besitz. Die Schutzfrist ist demnach eine Konzession, die man dem Privateigentum, das sich von dem Vater auf den Sohn vererbt, gemacht hat.

Den Volksrechten stehen nun aber die Familienrechte diametral gegenüber. Die Familie fühlt sich, wie im Fall Wagner, auf das gröblichste benachteiligt, wenn die Gesellschaft eines Tages ihr Anrecht an dem Erzeugnis des Dichters, der außerdem Familienvater war, gel-

Digitized by Google

tend macht. Die Familie sagt sehr richtig, die geistigen Werke des Verblichenen stellen das Kapital dar, das er uns hinterlassen hat, und sie bestreitet ganz entschieden, daß er unter Ausschaltung der Angehörigen nur für die Allgemeinheit geschaffen hätte. Es ist daher nicht mehr als recht und billig, daß sie den vollen Nutzen aus den Werken für alle Zeiten zieht. Ein anderer Familienvater hat keine dichterischen Erzeugnisse, wohl aber Börsenpapiere den Seinen hinterlassen. Da wird natürlich kein Mensch auf die Idee kommen, daß diese Papiere nach dreißigjähriger Schutzfrist der Gesamtheit, also dem Staate, anheimfallen müssen. Für geistige und materielle Güter bestehen verschiedene Erbordnungen, was vom Standpunkt des Privateigentums und der kapitalistischen Gesellschaft auf keinen Fall zu billigen ist. Wie wäre es nun, wenn man auch die Industriepapiere, Hypothekenbriefe und sonstiges Forderungskapital als „geistiges Erzeugnis" behandelte und von der Vererbung ausschlösse? Wo ist überhaupt die Grenze zwischen geistiger und rein gewerblicher Tätigkeit zu ziehen? Auch die kaufmännische Spekulation beruht auf einem intellektuellen Vorgang, der der dichterischen Intuition sehr nahe stehen kann. Wagehalsige Spekulanten erinnern oft an phantasiebegabte Dichter. Manche kaufmännische Spekulation trägt den wirklichen Dingen so wenig Rechnung, daß sie entweder zu einer glatten Pleite oder — zu einem märchenhaften Erfolge führt. Ohne Phantasie und Kombinationsgabe läßt sich auch im praktischen Leben nichts ausrichten. Die Erfolganbeter bezeichnen Rockefeller als einen Mann von hoher Intelligenz. Intelligent ist der Mann, der seinen lieben Mitmenschen die Millionen mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers abgenommen hat, ohne Frage, doch ist seine Intelligenz ganz anders geartet als die Richard Wagners, dem die materiellen Werte gewissermaßen als Nebenfrucht in den Schoß gefallen sind. Ich komme damit auf den Hauptpunkt meiner Ausführungen zurück: was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Warum sollen die Nachkommen des Mannes, der unvergängliche Werte geschaffen hat, mit Entziehung des Nutzungsrechtes seiner Erzeugnisse bestraft werden, während man den Nachkommen der großen Geldmacher das ungeschmälerte Besitzrecht seines Vermächtnisses garantiert? Das ist eine der vielen Inkonsequenzen unserer Wirtschaftsordnung. Eine Revision läge im Interesse des Staates und der Gesellschaft. Darum schlage ich vor, daß eine künftige Gesetzgebung die Großvermögen so behandelt, wie die geistigen Werte. Dann wäre die soziale Frage mit einem Schlage gelöst und das Haus Wahnfried hätte keinen Grund mehr über die Einschränkung seiner Rechte Klage zu führen.

Johannes Gaulke.

Aus der Hauptstadt.

Der Buchmacher.

Die unleugbare Tatsache, daß der unbekannt verzogene Rechtsanwalt Paul Bredereck, daß auch der jüngste Sproß des vielverzweigten Berliner Defraudantengeschlechts, der Bankjüngling Klotsch, ihre Unterbilanzen besonders im Verein mit Buchmachern aufgetürmt haben, hetzt die Polizei wieder einmal mit Zähigkeit und Schärfe auf die Spuren der Hyänen des Wettrennbahn-Schlachtfeldes. Man liest von beschlagnahmten Wettbureaus; von Razzias in den berüchtigten Wettkneipen des Berliner Zentrums; und das „Buchmachen", womit man hier nicht nur die Fabrikation von Operettenlibrettis, sondern auch die Tätigkeit der nicht konzessionierten Wettenvermittler bezeichnet: das „Tippen", das in Berlin die Ratgeberkunst der Buchmacher nominiert, ist wieder einmal ein streng verpöntes Gewerbe geworden. Freilich nur im Sinne des Heinrich Heine-Zitats: „Blamier mich nicht, mein liebes Kind, und grüß' mich nicht Unter den Linden; wenn wir allein zu Hause sind, so wird sich alles finden". Und auch wenn ich heute, in Gemeinschaft eines der kundigsten Thebaner der Rennbahnen von Hoppegarten und Karlshorst, von Grunewald und Ruhleben im Auto von Berlin WW. bis nach Berlin O. jage, so geschieht das nur, um sozusagen inmitten des polizeilichen Belagerungszustandes, eine der prominentesten Persönlichkeiten des so arg verfolgten Gewerbes zu interviewen. („Hochimke, Hochimke, hüte di: fangen se di, so hangen se di.") Den Mann, den ich aufsuche — der Zufall hat ihm den zu seinem Gewerbe nicht ganz passenden, aber hier längst populär gewordenen Namen eines römischen Papstes gegeben — verbinden freilich die Fäden seiner Beziehungen mit den verschiedensten Klassen und Kasten. Wenn Sixtus — ich will ihn, weil er doch nun einmal darauf Anspruch machen kann, mit dem Namen eines anderen Papstes nennen, als mit dem, der ihm eigentlich zukommt —: wenn Sixtus im lichtgrauen Gehrock, die Lackschuhe durch Gamaschen gegen den Rennbahnstaub geschützt, den schmalrandigen Zylinder schräg in die Stirn gesenkt auf dem Sattelplatz promeniert, wird sein Gruß

Digitized by Google

von den Herren vom „Union-Klub" erwidert. Der Friseurgehilfe von nebenan, der Schlächtergeselle von geradüber, der Stadtreisende von links um die Ecke rum benutzen ihn als Heizkörper ihrer Spielleidenschaft; aber auch der bekannte Berliner Schauspieler, dem jüngst allzu früh der Lebensfaden abgeschnitten wurde, kannte mit vielen seiner Kollegen keinen anderen und besseren Berater, wenn ihn der Wetteufel beim Kragen packte. „Ich hätte ma schon längst sollen konzessionieren lassen", meint Sixtus in den Augenblicken, in denen er sich eine verkannte Größe fühlt. Solange er aber mit diesem Plane nur liebäugelt, und solange die Regierung Preußens ähnliche Wünsche ein für alle Male energisch abzuweisen pflegt, hat der Buchmacher vor seinem wirklichen Gewerbe wenigstens eine Barrikade aufgerichtet, die ziemlich undurchsichtig scheint. Er führt nämlich gerade an der Stelle, an welcher der Berliner Osten das Maul am lautesten auftut, ein Zigarrengeschäft, das seine knallgelben Schilder, wie auf dem Kundenfang begriffen, der Straße entgegenstreckt. Aber man tut gut, die Aufforderung zum Kauf, wenigstens zum Kauf von Zigarren, an dieser Stelle nicht so wörtlich zu nehmen, und Sixtus gerät nie so sehr in Verlegenheit, als wenn irgend jemand, der seine wahrhafte Physiognomie hinter der Maske nicht wittert, im Ernst an seinen Tabakverstand appelliert. Denn das kleine Lädchen mit seinen hochgefüllten Regalen, seinen aufdringlich bunten Bumstheater- und Zigarettenplakaten ist im Grunde eine einzige große Attrappe, aufgebaut aus zumeist leeren Zigarrenkisten: ein Potemkinsches Dorf, in welchem es allerhand „starken Tabak", aber nur wenig richtigen Tabak gibt. Ein paar Bündel schlanker Virginias, ein paar Kisten Zigaretten, ein paar Holzschachteln gute Havanneser sind mehr für die Hausfreunde da. Auf Bezahlung wird nicht gerechnet . . .

Vorsichtig — wir werden uns hüten, in diesen aufregenden Zeiten dem guten Sixtus noch extra Grund zur Nervosität zu geben — pürscht sich unser Auto an das Lädchen heran, das durch unsichtbare Drähte mit allen Plätzen des internationalen Wettmarktes verbunden ist. Der „Chef" (so pflegt Sixtus sich selbst zu nennen und sich gern nennen zu lassen) ist nicht zugegen, wohl aber sein „Minister" — auch dieser Name stammt von Sixtus —, ein strammer Greis mit hochstehendem, buschigem Silberhaar, aufreizendem Bindeschlips in Grün und Gold und einem Landsknechtsgesicht, das seine Feuerfarbe sicher auch nicht gerade vom Wassertrinken erhalten hat. Wir argwöhnen und fragen: „Ist der Meister etwa gar zur großen Baden-Badener Woche ausgeschwärmt?" Nein, das machen zwei von den zwölf Kommis, die die Firma im In- und Auslande vertreten. Und richtig, da kommt mit gemütlich den vertrauten Kunden grüßendem „Tach, Herr Betriebsdirektor" auch schon Sixtus selbst, flott springenden Schrittes aus dem Café heraus, das nur durch einen kleinen Hausflur von dem Zigarrenladen getrennt ist und das „Buchhaltungs- und Korrespondenzbureau" dieses Welt- und Wettgeschäftes darstellt. Dort sitzen allerhand Galgenvögel bei knisternden Sportzeitungen und beweglichen Bleistiften um geleerte Biergläser herum; Männer mit Stiernacken und brutalen Gesichtern, denen man es ansieht, daß ihnen die sorgfältige Frisur und Rasur, die forsch geschnittenen Modeanzüge, mit denen sie jetzt so eine Art von Simili-Gentlemen spielen, auch nicht an der Wiege gesungen worden sind. Sixtus selber vertritt im flotten, blaugrauen Jackettanzug, die scharf stahlblaue Krawatte über lichtgrauer Weste um den hohen Stehkragen geschlungen, im Anzug schon einen etwas vornehmeren Typ. Aber die am Rande der Stirn sorgfältig gekräuselten blondgrauen Haare der Strizzifrisur, das aufdringlich aufwärts gedrehte und gesalbte blonde Oberlippenbärtchen sind auch bei ihm Merkmale des Talmi-Elegant. Und die kleinen, kalten, hellblauen Augen, Glasaugen, deren stechender Blick immerfort prüfend das stereotype, süßliche Lächeln, mit dem Sixtus seine Kunden liebkost, unterbricht, weisen auch auf ein Talmi des Charakters und lassen die recht umfangreichen Vorstrafen, die unser Freund als Tintenflecke auf der Konduitenliste hat, ohne weiteres glaubhaft erscheinen . . .

Sixtus ist jetzt nicht mehr in „der großen Form", die seine Lebensführung vor zwei Jahren vergoldete: damals, als er im eigenen Break zum Rennen fuhr, die Herren Ulrich von Oertzen und Leberecht von Kotze, wenn er ihnen per Wagen begegnete, mit kühn-vertraulichem Peitschenschwenken grüßte und am Schlusse der Nacht im „Palais de Danse" den Sekt aus einem eigens für ihn gefertigten Zweiliter-Kruge trank. Er liegt vielmehr momentan „schief"; und erzählte es selbst in einem Jargon, dessen Rotwelsch mir mein Begleiter nachher in allen Einzelheiten und Feinheiten erst in mein geliebtes Deutsch übertragen mußte. Die brennende und das Gespräch einleitende Frage ist natürlich: „Wat sagen Sie zu Bredereck?" Wir sagen: „Nichts"; aber Sixtus, der heute so nervös ist, daß wir richtige Zigaretten kaufen müssen, bevor er unsern längeren Aufenthalt in seinem Laden duldet, sagt um so mehr: „Heerense, da bin ick orntlich rinje-

Digitized by Google

schliddert! Jahrelang war ich mit den Mann in Jeschäftsverbindung. Er hat mir Wechsel jejeben und hat se bezahlt. Aber schließlich war ja mit ihm nur noch „im Namen des Königs" was zu machen. Nee, daß der Mann so enden mußte . . ." Mein Begleiter — die Katze läßt das Mausen nicht — fühlt sich nun im Jagdrevier und examiniert den Buchmacher in ein paar Sätzen, die mir wieder wie Sanskrit klingen, über die Chancen des heutigen Baden-Badener Tages. Aber Sixtus lenkt ab und bleibt bei seinem berlinisch gefärbtem Lamento: „Nee, is det jetzt 'n Jeschäft! Am Ende verkoof ick wirklich noch mal Zijarren! Also heute is der jroße Tach von Baden-Baden. Im vorijen Jahre ham se um die Zeit hier bis auf die Straße jestanden. Und heute? Is det 'n Betrieb? Keen Aas läßt sich sehen. Da schreiben sie immer: „Die Wettverluste des kleinen Mannes!" Aber wie ick meine Spesen decke, danach fragt kein Mensch. Zwei von meine junge Leute hab' ick nach Baden-Baden jeschickt. Det soll erst wieder rauskommen dabei. In Bahrenfeld hab' ick neulich an einem Tage 86 000 Mark Wettjewinnste auszahlen müssen. Da haben die „kleinen Leute" auch 'n janz hübsches Sümmchen von jeschluckt. Aber davon erfährt natürlich kein Mensch; das kommt nich an die jroße Glocke . . . Jestern war ick in die Markthalle, bei die Großschlächter. Ich war wirklich in Schwulitäten. Mein Gott, ick habe ja 'n juten und jroßen Kundenkreis, und sogar der Gendarm estimiert mir, wenn er mir in Karlshorst sieht. Aber schließlich, bei die Verluste jeht auch unsereinem mal die Puste aus. Na also: von 11 000 Mark ausstehende Forderungen — allens an Schlächter — hab' ick jlücklich 400 janze Mark jesehen. „Sixtus, du kannst ja warten", hieß det; und „Wie du jebaut bist!" Nee, et wird einem heute schon schwer gemacht, ein anständiger Jeschäftsmann zu bleiben; det kennen Se mir glauben, meine Herren!"

Inzwischen erteilt der „Minister unausgesetzt eiligen Menschen, die, das Gepräge der Arbeit und der Erregung in den Gesichtern, in den Laden kommen, Audienzen. Ich erlebe: ein paar Arbeiter, die ihre Bluse verrät, zwei junge Mädeln, die ihre großen runden Ohrringe und ihre käseweiße Gesichtsfarbe vermutlich hinter der Nähmaschine erworben haben, und schließlich zügelt sogar der stattliche Bote eines unserer Parlamente (den Sixtus durch seine Anrede legitimiert) sein mit Schriften bepacktes Rad vor der Offizin. Aber sie alle werden in diesen Sturmzeiten nur bei verschlossenen Türen, in einem kleinen, an den Laden anstoßenden Gelaß um ihre Sorgen und wohl auch um ihr Geld erleichtert, und so scharf ich auch mein Gehör einstelle, die Akustik ist miserabel; ich kann nichts zulernen, sondern nur die eben Gekommenen nach wenigen Minuten eiligst und gesenkten Hauptes den Laden verlassen sehen. Dann aber habe schließlich auch ich Blut geleckt; und lächelnd empfiehlt mir Sixtus den sogenannten „heißen Favoriten" des „Fürstenberg-Memorial" als „totsichere Sache". Mein Zehnmarkstück, das blanke, klingende, vertauscht er mit einem abgegriffenen, mit Bleistifthieroglyphen bedeckten Zettel und sagte: „Jebrijens, Herr Doktor, der Jewinn is so verbürgt; ick könnte 'n Ihnen jleich vorher auszahlen . . ." Ich fragte dann draußen meinen rennkundigen Freund: „Wieviel geben Sie mir für diesen Zettel?" „Nicht fünf Pfennige", erwiderte der. Und er hat leider Recht behalten. Urbanus.

Neue Bücher.

Kurt Walter Goldschmidt. Erlebte Dichtung. (Zur Kritik der Moderne II.) Im Xenien-Verlag zu Leipzig, 1912.

Dichtung ist, soweit sie in irgendeiner Weise Gerichtstag halten bedeutet, zugleich immer ein Stück Kritik des Lebens. Umgekehrt kann man aber auch sagen: Kritik ist nicht bloß Gerichtstag halten, sondern zugleich auch Nachdichten eines Erlebnisses, das diesmal freilich nicht aus dem täglichen Leben, sondern aus der Sphäre der Künste stammt. In solchem Sinne versteht sich der Titel, den Kurt Walter Goldschmidt, der bekannte Kritiker und Essayist, für sein neues Buch gefunden hat: Erlebte Dichtung. Es sind eine Anzahl tief durchdachter und fein geschliffener Essays, deren jeder die moderne Literatur von einem anderen Punkte aus beleuchtet, die jedoch zusammengehalten werden durch das starke, übergreifende Band der Persönlichkeit des Verfassers. Goldschmidt liebt es, seine Urteile philosophisch zu vertiefen, die Gegensätze der Persönlichkeit auf die Gegensätze der Zeit und diese wieder auf allgemeine kosmische Gegensätze zurückzuführen. Das einzelne Werk sehen wir unter seinen Händen aus des Dichters Gesamtpsyche emporwachsen und unter großen Gesichtspunkten den rechten Umriß gewinnen. Goldschmidt nimmt sich mit Vorliebe derjenigen an, die noch nicht voll nach ihrer Bedeutung gewürdigt sind, z. B. Karl Spittelers. Dagegen geht er streng mit dem literarischen Snobismus und dem manierten Artistentum ins Gericht. Ein besonders schöner Zug aber ist es, daß dieser Kritiker auch dort noch zu verstehen sucht, wo er tadeln muß. Goldschmidt fragt sich selbst bei verderblichen Erscheinungen immer nach ihrer Entstehung und psycho-

Digitized by Google

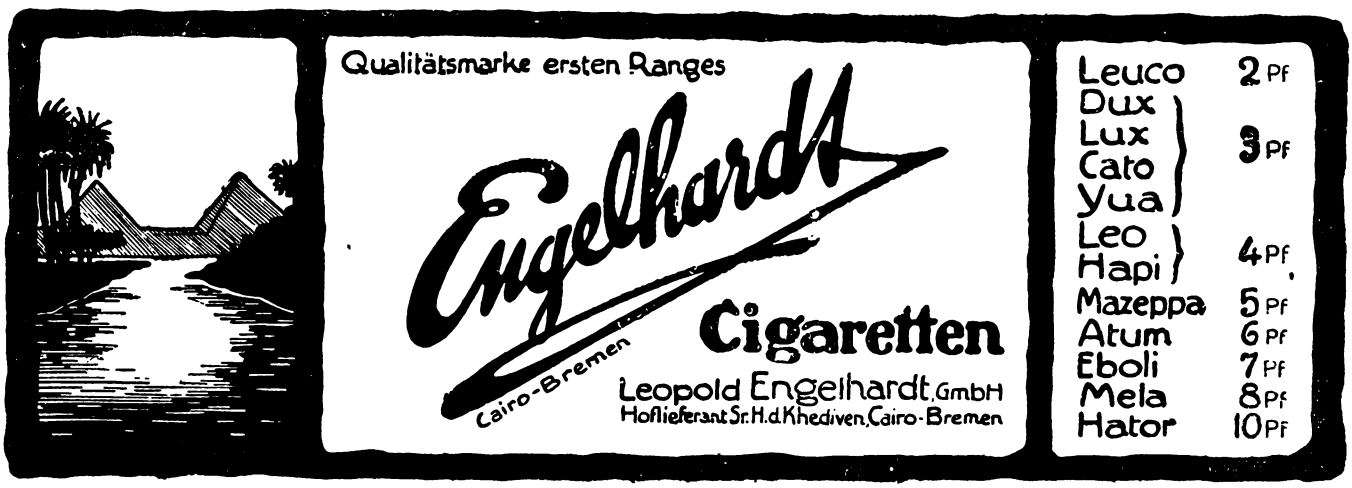
logischen Begründung. Manche seiner Essays wachsen sich aus zu literarhistorischen Analysen von einer Durchdachtheit, wie man sie in Deutschland sonst nur Toten, nicht aber Lebenden und Ringenden zu widmen pflegt. Und alle exzellieren in einem Stil, der voll gehaltenen Farbenreichtums das architektonische und das malerische Element der Sprache aufs glücklichste miteinander verbindet. So ist kein Zweifel: diese Essays, der Extrakt einer fünfzehnjährigen Produktion, gehören zu dem, was bleiben wird, und man möchte ihnen nur denjenigen äußeren Erfolg wünschen, der ihrem inneren Werte gleichkommt. H. M.

Heinrich von Kleists Werke, in sechs Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Professor Dr. Hermann Gilow, Dr. Willy Manthey und Dr. Wilhelm Waetzoldt. Mit einer Biographie von Dr. Adolf Wilbrandt. Goldene Klassiker-Bibliothek. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

In der vorliegenden Ausgabe der rühmlichst bekannten Goldenen Klassiker-Bibliothek kommt die erst in jüngster Zeit voll gewürdigte Tätigkeit, die Kleist als politischer Journalist in jener schicksalsschweren Periode entfaltet hat, zu ihrem vollen Recht, indem die Herausgeber alle irgendwie bedeutenden Aufsätze dargeboten haben. Die Dichtungen Kleists, die erst durch die neueren Forschungen aus langjähriger Entstellung befreit werden mußten, werden hier in der jetzt gesicherten reinen Fassung in ihrem vollen Umfange vorgelegt. Dazu wird von den Briefen eine so reichliche Auswahl gegeben, daß mit ihrer Hilfe Kleists Leben von Katastrophe zu Katastrophe verfolgt werden kann. Aus der Hempelschen Ausgabe wurde Adolf Wilbrandts berühmtes, mit dem intuitiven Verständnis des Dichters gezeichnetes Lebensbild herübergenommen und sachliche Berichtigungen, die inzwischen neuere Forschung notwendig gemacht hat, in Anmerkungen hinzugefügt. Nach dem Prinzip der Goldenen Klassiker-Bibliothek sind den einzelnen Werken Einführungen beigegeben, die dem Leser die Absichten des Dichters mit feinem Gefühl und großer Sachkenntnis darlegen. Alle sonst für das Verständnis notwendigen Erklärungen bringen die Anmerkungen. Die Bände sind geschmückt mit einer Wiedergabe des einzigen beglaubigten Kleistbildes von Krüger, sowie den interessanten Faksimilebeilagen eines Briefes und eines Gedichtes. Druck, Papier und Einband sind von jener Vortrefflichkeit, welche die Ausgaben der Goldenen Klassiker-Bibliothek so schnell beliebt gemacht hat. Da trotz alledem der Preis für zwei stattliche Leinenbände nur 3,50 M. beträgt, so dürfen wir hier eine wirkliche Volksausgabe von Kleists Werken begrüßen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.



BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 ₰
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 36 | Berlin, den 7. September 1912. | 41. Jahrgang Band 82.

Richard Strauß als Erzieher.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Kann wäre je einem Goethe oder einem Schiller die Größe seines Dichterruhms zu Kopf gestiegen?

Gewiß, alle Künstler sind Aristokraten. Sie gehören nicht zur großen Herde. Sie gingen zu allen Zeiten ihre eigenen Wege. Einsamkeit war und ist ihre Sehnsucht, ihr Glück und ihre Tragik. Sie kennen nur eine wirkliche Hingabe. Die Hingabe an ihr Werk. Und auch Stolz geziemt dem Künstler. Wer wäre wert ein Schöpfer zu sein, wenn seine Schöpferkraft ihn bescheiden stimmte? Nur daß dieser Stolz auch etwas Aristokratisches sein muß und sich nicht auf Grund äußerer Erfolge zu parvenühafter Selbstgefälligkeit veroberflächlichen darf.

Goethe, Schiller, Ibsen, Bismarck, und wie die großen schöpferischen Genies heißen mögen, sind alle mehr oder minder selbstbewußte Naturen gewesen. Aber ihr Selbstbewußtsein war etwas Edles. Es nährte sich nur von der Schöpferfreude am eignen Werk. Nicht von der Verachtung für die anderen. Aber das Selbstbewußtsein unserer Modernen ist plebejisch. Die Modernen lungern nach der Anerkennung und dem Geld der Menge wie noch nie Künstler vor ihnen. Aber wenn sich Gelegenheit beut, über ihr Verhältnis zum Volksganzen zu sprechen, dann setzen sie sich auf das hohe Roß der Volksverachtung und schreien ihr edleres Menschentum, den Vorübergehenden gleichzeitig hochmütig auf den Kopf spuckend, wie Budenbesitzer auf dem Jahrmarkt aus.

Richard Strauß, der mit Recht gefeierte Komponist des „Rosenkavalier", ward aufgefordert, über den Streit um die endliche Freiwerdung von Wagners „Parsifal" seine Meinung zu sagen. Er steht auf dem Standpunkt, daß unter allen Umständen Wagners Wille, dies Werk nur in Bayreuth spielen zu lassen, zu respektieren sei. Eine Auffassung, die vom Standpunkt des Schaffenden verständlich scheint. Verständlich auch für denjenigen, der von ihr aus sozialen Gründen nichts wissen will. Aber Richard Strauß tritt bei dieser Gelegenheit auch sonst als praeceptor Germaniae auf.

Da sind zuerst mal unsere Reichstagsabgeordneten. Der Dutzendmensch (ohne Opernkompositionen) respektiert in ihnen trotz allem, was er gegen einzelne auf dem Herzen hat, immer noch die Gekürten des Volkes. Richard Strauß findet die ganze Bagage verächtlich. „Leider haben aber in der Frage des Parsifalschutzes nicht Leute zu entscheiden, denen die Steigerung und Verfeinerung unserer Kultur am Herzen liegt, sondern nur Juristen und Politiker . . ." Die Fortsetzung läßt den Verdacht aufkommen, daß so ein (unzweifelhaftes) Musikgenie von heute nicht nur an lächerlicher Ueberhebung, sondern auch an schlechten Manieren leidet. Es ist ganz klar, daß der verstorbene Abgeordnete Eugen Richter, da er weder komponierte, noch malte, noch dichtete, in den Augen eines modernen „Kunstmenschen" als etwas kulturell weniger Wertvolles anzusehen ist. Aber Richard Strauß geht noch weiter: er zeiht Eugen Richter, der sich als längst Verstorbener gegen solchen Anwurf ja nicht mehr verteidigen kann, mutig der „unverschämtesten Lügen".

Ueberhaupt wir Künstler von heute! Wie kann man, wo man uns hat, noch an dem „öden allgemeinen Wahlrecht" festhalten! Wenigstens gibt der Kunstmensch Richard

Digitized by Google

Strauß gleich ein praktisches Beispiel, wie ein kultivierteres Deutschenvolk sich auf dem Gebiet der Staatsverwaltung zur wirklichen Menschenhöhe doch noch hinaufregieren lassen könnte. „Die Stimme eines einzigen Richard Wagner gleich hunderttausend andern deutschen Wahlstimmen." Oder wie Richard Strauß dann noch drastischer exemplifiziert: „Richard Wagner zehntausend Hausknechte."

Spricht so eine künstlerische Edelnatur? Nein und abermals nein! Nur eine künstlerische Parvenünatur (es gibt auch begabte künstlerische Parvenünaturen) kann kein Gefühl dafür haben, daß der auf Bayreuth beschränkte Parsifal allmählich zu einem künstlerischen Unfug werden muß. Die Künstler von heute scheint ihr Hunger nach Goldanhäufung menschen- und kunstblind zu machen. Unsere Kunst nicht für die Kunstsehnsüchtigen. Unsere Kunst nur für die Leute, die einen imponierenden Geldsack haben! Die Frage, ob jemand des Genusses des Parsifal wert ist, erledigt sich (für einen Künstler!) durch die Fähigkeit, die Reisekosten nach Bayreuth bezahlen zu können. Jeder reich gewordene deutsche Schlächtermeister, jeder kunstfremde amerikanische Nabob ist dem Komponisten des „Rosenkavalier" lieber als alle musikhungrigen Unbemittelten Deutschlands zusammengenommen. „Respekt vor dem Willen des Genies", wettert Richard Strauß. Ich gestatte mir, diesen Theaterschrei ins Deutsche zu übersetzen und sage: „Respekt vor dem Umstand, daß unsere Künstler von heute längst smarte Kaufleute wurden . . ."

Richard Strauß sieht blutenden Herzens die Zeit kommen, da man in Deutschland „den Parsifal für fünfzig Pfennig hören könnte". In Tagen, da selbst dieser in seinen Schöpfungen ernst zu nehmende Künstler es verkündet, daß Kunstgenuß nur ein Reservat für gebildete und ungebildete Leute mit Portemonnaie sein sollte, allerdings eine fürchterliche Perspektive!

„Und da", so schließt dieser Bekenntnisbrief, „wundern wir uns, daß uns die Franzosen und Italiener in allen Kulturfragen immer noch für Barbaren halten . . ." Mein lieber Dr. Richard Strauß! Ihr künstlerischer Hochmut, der in seiner nur das Pekuniäre hütenden Bescheidenheit nicht mit dem echten Stolz unserer Genies von einst zu verwechseln ist, scheint Sie für die Wesensart unseres Nachbarvolkes etwas blind zu machen. Gehen Sie nach Paris und sprechen Sie über Frankreichs Volksvertretung mit der gleichen Ueberhebung. Sagen Sie es den Franzosen, daß Sie ob Ihrer Künstlerschaft staatsbürgerlich so viel wert seien, wie nur fünftausend französische Hausknechte. Hammern Sie darüber, daß ein großes Kunstwerk von Gesetzes wegen jetzt Volksbesitz werden müßte. Und die Franzosen pfeifen Ihnen, empört über solches Barbarentum im Munde eines Künstlers, Ihre schönen und von mir besonders geliebten Opern aus, daß der unzweifelhaft sonst so zielbewußte Geschäftsmann in Ihnen für lange genug hat.

Zur Mischehenfrage.

Von

Willy Roß (Hamburg).

Durch den Beschluß der Budgetkommission des Reichstags, „die Verbündeten Regierungen um Einbringung eines Gesetzentwurfes zu ersuchen, welcher die Gültigkeit der Ehen zwischen Weißen und Eingeborenen in allen deutschen Schutzgebieten sicherstellt", und die Bestätigung dieses Beschlusses durch den Reichstag selbst ist die Frage der Mischehen in unseren Kolonien von neuem aufgerollt und zur breiten Erörterung gestellt worden. Die deutschen Volksvertreter haben sich durch Annahme dieses Antrages in Gegensatz zu den meisten Kolonialpraktikern gestellt, die immer wieder die scharfe Trennung von Weiß und Schwarz predigen. Daß die Rassenfrage, d. h. die Frage, wie die Weißen zu den Schwarzen sich zu stellen haben, große Beachtung verdient, vielleicht sogar eine größere als die wirtschaftlichen Fragen, die bisher das Hauptinteresse in Anspruch genommen haben, ist nicht von der Hand zu weisen. Es ist hier mit sentimentalen Regungen oder Hervorheben des einseitigen Herrenstandpunktes nicht viel

Digitized by Google

zu machen. Fehler, die in Hinsicht auf diese Frage gemacht werden, sind, wenn überhaupt, schwer wieder gut zu machen. Um so schärfer muß daher geprüft werden, ob es im Interesse unserer Kolonien und unseres Volkes liegt, daß durch Legitimierung der zwischen Weißen und Schwarzen geschlossenen Ehen die Aufrechterhaltung der von der Natur bestehenden Rassenunterschiede verwischt wird.

Wir haben es in unseren Kolonien, was die Eingeborenen betrifft, mit verschiedenen Völkerschaften und Stämmen zu tun, die unendlich weit von der weißen Rasse verschieden sind. Es kommen hier weniger die anatomischen und psychischen Eigenschaften in Frage, die uns von den primitiven Völkern trennen, sondern die ungezählten und unzählbaren Jahrtausende unseres Fortschrittes und unserer Kultur. Der vorgeschichtliche Mensch von Europa war genau ebenso „primitiv" wie der Hottentotte, aber er hat sich in günstiger Umgebung weiter entwickelt, während der Hottentotte durch Hunderttausende von Jahren fast unverändert geblieben ist. Dadurch ist eine Kluft zwischen den beiden Rassen entstanden, die nicht von heute auf morgen überbrückt werden kann, sondern die noch lange bestehen bleiben wird. Selbst wenn die Farbigen sich kulturell so weit entwickeln sollten, daß sie geistig den kaukasischen Rassen ebenbürtig werden, eine Frage, die man ohne weiteres nicht bejahen kann, so würden trotzdem die Rassenunterschiede sich fühlbar machen und schroff hervortreten. Man braucht nur auf Nordamerika zu verweisen, wo die Gesetzgebung den Farbigen die Rechte der Weißen verliehen und ihnen die Pflichten der Weißen auferlegt hat, und wo trotzdem sich die Rassenunterschiede so schroff wie nur möglich geltend machen. Leider hat der Deutsche nicht den Rasseninstinkt wie der Nordamerikaner und der Engländer. Zusammenleben mit Schwarzen, sei es in legitimer Ehe oder im Konkubinat, sind in unseren Kolonien, besonders in Deutsch-Südwest-Afrika nicht selten. Die Zahl der Mischlinge, die aus solchen Verhältnissen, teilweise schon vor unserer Kolonialtätigkeit, hervorgegangen sind, betrug nach dem letzten amtlichen Jahresbericht 1222. Das ist eine erschreckend hohe Zahl, die aber, wenn man die Art der Besiedelung der Kolonie in Betracht zieht, erklärlich ist. Das Land eignet sich, mehr als jede andere Kolonie, zum dauernden Aufenthalt Weißer und weist denn auch eine bedeutende seßhafte weiße Bevölkerung auf. Daß dadurch, zumal bei dem Ueberwiegen weißer Männer, die Gefahr der Mischung des weißen und farbigen Blutes groß ist, liegt auf der Hand. Hierzu kommt noch, daß in den ersten Jahren unserer kolonialen Tätigkeit, als das Rassenempfinden noch nicht genügend ausgeprägt war, es mehrfach vorkam, daß der Reiter der Schutztruppe, die sich im Schutzgebiet als Farmer ansiedelten, sich mit Kenntnis und Billigung der Behörden mit Bastardmädchen verheirateten, die ihrem Gatten vielfach ein nicht unbedeutendes Vermögen an Vieh mitbrachten.

Trotzdem muß man die Verbindung eines Weißen mit einer Schwarzen, sei es durch eine vollgültig geschlossene Ehe, sei es durch eine wilde Ehe oder Konkubinat, wegen der vielen Schäden für die einzelne Person wie für die Gesamtheit der Bevölkerung, unbedingt verwerfen. Es wird einem Weißen niemals gelingen, die geistig tief unter ihm stehende Frau zu sich hinaufzuziehen. Es fehlt jede geistige Gemeinschaft und jede Grundlage, auf der sie allmählich aufgebaut werden könnte. Der Schwarzen fehlt jedes Zusammengehörigkeitsgefühl mit ihrem Manne, sie hält sich nach wie vor zu ihren Stammesangehörigen und teilt deren Anschauungen und Sitten. Es ist sogar nicht selten, daß er mit ihr zusammen in einem Pontok lebt und ganz die Gewohnheiten ihres Volkes annimmt. Ebenso ist es mit den Kindern, die aus solchen Verhältnissen stammen. Von den Weißen nicht für voll angesehen und gemieden, erfreuen sie sich bei den Schwarzen dagegen eines besonderen Ansehens und vermögen sich, infolge ihrer Blutmischung intellektuell höher stehend, oft zu Führern der niederen Volksart aufzuwerfen. Und daß sie dann äußerst unbequeme Gesellen werden können, beweist aufs eindringlichste der letzte Südwestafrikanische Aufstand. Noch heute sitzt der gefährlichste dieser Bastarde, Simon

Digitized by Google

Kopper, ränkeschmiedend auf englischem Gebiet, und wir haben keinerlei Garantien, daß er uns späterhin nicht abermals ernstlich zu schaffen machen wird.

Andere Kolonialvölker haben mit den Mischlingen nicht bessere Erfahrungen gemacht. In Indien ist es die eurasische Frage, die den Engländern so viel Schwierigkeiten macht. Ebenso ergeht es den Holländern auf Java. Auch die Zustände in den Staaten Süd und Mittelamerikas, die sich in der Hauptsache auf Mestizen stützen, sind nicht gerade vorbildlich zu nennen. Zieht man dann noch die portugiesischen Kolonien Afrikas in Betracht, so sollte man es wohl überlegen, ehe man einer Erleichterung der Verbindung zwischen Weißen und Schwarzen das Wort redet. Es ist eingewendet worden, daß England in der Mischehenfrage in seinen afrikanischen Kolonien einen sehr toleranten Standpunkt einnehme. Nun besitzt aber der Engländer ein so hoch entwickeltes Rassegefühl, daß Blutmischungen zwischen Weißen und Schwarzen fast ausgeschlossen sind. Theoretisch können sie also sehr wohl eine Ehe mit den Eingeborenen gestatten, praktisch hat aber diese Erlaubnis wenig zu besagen. Bei ihnen macht die Mischehe den Weißen unmöglich, sie infamiert, und diese Disziplinierung durch die Gesellschaft selbst, schützt die englische Rasse draußen, wenn auch nicht bis zu dem Grade, wie es bei dem Burenvolke der Fall ist, dem Mischehe wie Blutschande gilt, und das sich so durch Jahrhunderte auf eine ganz wunderbare Weise rasserein gehalten hat.

Leider steht es in unseren Kolonien nicht so gut, und die Kolonialverwaltung sah sich daher gezwungen, gegen die Verbreitung der Mischlinge mit durchgreifenden Mitteln vorzugehen. Der Staatssekretär hat kürzlich an seine Beamten eine Anweisung ergehen lassen, die einige Grundsätze für die Behandlung der Mischlingsfrage festlegt. Nach der „Deutschen Kolonialzeitung" sind die allgemeinen Gesichtspunkte die folgenden:

1. Ehen zwischen Nichteingeborenen und Eingeborenen werden nicht mehr geschlossen.
2. Die Nachkommen aus den bisher als legitim angesehenen Mischehen sind Weiße.
3. Die aus illegitimen Verbindungen stammenden Mischlinge, soweit sie in den gegenwärtig geführten Mischlingslisten eingetragen sind, sind den Weißen gleich zu achten.
4. Mischlinge, die nach dem Bekanntwerden dieser Grundsätze geboren werden, sind Eingeborene.
5. Solche Eingeborene, die fließend deutsch sprechen und europäische Bildung nachweisen, können auf Antrag den Weißen gleichgestellt werden.

Wie gesagt, sind dies nur allgemeine Richtlinien für die Behandlung der Mischlingsfrage. Ob diese Anweisungen juristisch einwandfrei sind, darauf soll hier nicht weiter eingegangen werden. Uebrigens bestand ein Verbot der Mischehen in Südwestafrika schon seit 1905. Weißen, die mit einer Farbigen zusammenleben, ist dort die Mitgliedschaft von Vereinen, die Bekleidung bürgerlicher Ehrenämter und das aktive und passive Wahlrecht versagt.

Und trotzdem die große Zahl der Mischlinge. Mit dem einfachen Verordnen und Verbieten ist es also, wie man sieht, nicht getan. Um eine Besserung in dieser Hinsicht zu erzielen, kommt einzig und allein die vermehrte Einwanderung weißer Frauen in Frage. Wie sieht es aber mit dieser Einwanderung? Leider noch recht mäßig. Die Frauen, die von unseren afrikanischen Kolonien hören, bekommen bei dem Gedanken, dahin auszuwandern, einen größeren oder geringeren Schauder. Die Anlehnung, die ihnen der Gedanke gewährt, mit ihrem Gatten in die Kolonie zu gehen, gewährt allerdings einigen anderen Mut. Aber wie viele sind dies. Vielen Kolonisten, und besonders den Beamten und Offizieren, ist es nicht möglich, zu heiraten; die letzteren dürfen als willenloses Werkzeug ihrer Behörden nicht daran denken, einer Frau den Aufenthalt bieten zu können, den sie zu verantworten vermöchten, den ersteren fehlt aber häufig die materielle Unterlage für einen solchen Schritt. Es ist daher sehr erfreulich, daß sich der Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft in erster Linie die Aufgabe gestellt hat, die Frauenein-

Digitized by Google

wanderung in den Kolonien und besonders in Südwestafrika anzuregen, und deutsche Frauen und Mädchen, die sich dort niederlassen wollen, mit Rat und Tat zu unterstützen. Welche Erfolge der Frauenbund aufzuweisen hat, möge folgende Tabelle veranschaulichen. Es sind ausgereist:

Im Jahre	weibl. Pers.	davon Ehefr.	Töchter	sonst. Verw.	Bräute	Dienstb.
1898	18	2	1	1	2	12
1899	23	—	—	10	3	10
1900	17	4	1	4	8	—
1901	19	5	1	2	11	—
1902	31	6	1	16	7	1
1903	33	6	1	8	12	6
1904	24	11	2	5	4	2
1905	53	12	18	11	4	8
1906	92	26	18	8	16	24
1907	138	43	23	9	15	48
1908	161	30	33	15	27	56
1909	183	35	29	26	21	72
1910	192	43	29	26	19	75
1911	246	56	55	21	15	99
	1230	279	212	162	164	413

Wenn man diese Zahlen betrachtet, so findet man, daß die Einwanderung von Ehefrauen und Familienangehörigen, sowie von Bräuten und Dienstmädchen im allgemeinen im Steigen begriffen ist. Eine solche Zuwanderung ist mit Freuden zu begrüßen, und es ist zu hoffen, daß sie weiter ansteigen wird.

Es würde dadurch die Mischehenfrage die erfreulichste Lösung finden. Wir wollen deutsches Land in unseren Kolonien besitzen, deutsch sollen die Bewohner sein, deutsch deren Sitten und Gebräuche, deutsch ihr Denken und Fühlen. Damit wir dies erreichen, müssen wir immer mehr deutsche Mütter hinaussenden; nur sie allein sind berufen, die nachwachsende Generation in diesem Sinne zu erziehen. So lange wir keine genügende Anzahl weißer Frauen in unseren Kolonien haben, wird die Mischehenfrage ein ungelöstes Problem bleiben, trotz aller Eheverbote. Es wird nach wie vor der Weiße mit einer Farbigen zusammenleben. Er gehorcht hierbei vielfach der Not. Er muß bei dem Leben auf einsamer Farm eine weibliche Gehilfin haben, und da er keine weiße finden kann, nimmt er eine farbige. Die ganze Mischehenfrage läuft schließlich auf eine koloniale Frauenfrage hinaus. Sie ist in dem Augenblick gelöst, wo es genügend weiße Frauen in den Kolonien gibt. Darum sind die Bestrebungen des kolonialen Frauenbundes von eminenter Wichtigkeit. Das Vorhandensein weißer Frauen gewährleistet das Entstehen deutscher Familien, und die deutsche Familie ist das sicherste Bollwerk gegen die Zunahme der Mischlinge.

Herbert Eulenberg.*)

Von

Hans Franck (Hamburg).

Gleich nach einem ersten, noch jenseits der Künstlergrenze liegenden Werke, dem Dogenglück, stand Herbert Eulenberg, als Dreiundzwanzigjähriger, mit seinem wildschönen Jugenddrama Anna Walewska fertig da. Es gibt manche, die mit gutem Recht behaupten, daß er die grandiose Wucht, die mitreißende Leidenschaftlichkeit, die Glut der kraftstrotzenden Prosa, die an Shakespeare gemahnende Lebendigkeit der Nebengestalten nie so ganz wieder erreicht hat, wie in diesem genialen Wurf. Die daher der jüngst veröffentlichten theatergerechten Neubearbeitung, so einsichtsvoll und behutsam Eulenberg dabei verfahren ist, die Urform noch immer vorziehen, da sie, auch in dem Ueberwuchern mancher Einzelheit, auch in der Ungebärdigkeit von Wort und Ton, überaus bezeichnend für das Wesen des Dichters ist. Seiner Art ist das über ein einzelnes Werk hinausgehende, die Form in ihrer Allgemein-

*) Von Herbert Eulenberg erschienen an dramatischen Dichtungen: Dogenglück, Anna Walewska, Münchhausen, Leidenschaft, Künstler und Katilianer, Ein halber Held, Kassandra, Ritter Blaubart, Ulrich Fürst von Waldeck, Simson, Der natürliche Vater, Alles um Liebe, Alles um Geld. An nichtdramatischen Dichtungen: Deutsche Sonette, Sonderbare Geschichten, Katinka die Fliege. An Publizistischem: Du darfst ehebrechen, Das keimende Leben, Schiller, Die Kunst unserer Zeit, Schattenbilder. Fast alle diese Werke Eulenbergs, die früher bei einer ganzen Reihe von Verlegern zerstreut waren, sind jetzt in den jungen, überaus rührigen Leipziger Verlag Ernst Rowohlt übergegangen. Dort erschien auch ein bei aller Verehrung für das Schaffen des Dichters durchaus maßvoller Einführungsversuch in seine Werke von Peter Hamecher. — Einige der Dramen kann man für 20 Pf. bei Reclam erstehen. Das erfolgreichste Buch Eulenbergs „Die Schattenbilder“ ist bei Cassirer (Berlin) verlegt.

Digitized by Google

heit betreffende, das vom Geist her erzwungene, zielgewisse Emporringen versagt. Eulenberg kämpft immer nur mit dem einen Werk, das ihn gerade ausfüllt. Läßt er es, in dem Glauben, daß es ihn gesegnet habe, so sinken ermattet seine Arme, und er wartet, innerlich um nichts gefestigter, nicht sicherer, nichts überlegener auf die nächste Gnadenstunde. Dichten ist für Eulenberg ein Kraftrausch. Wenn die Stunde über ihn kommt, verliert er Willen und Bewußtheit. Ganz fiebernde Hingebung, gibt es für ihn kein Wissen und Wägen, kein Ueberlegen und Besinnen, kein Eindämmen und Leiten der drängenden Kraft. Schaffend in höchster Ekstase zeugen, dem ist er völlig verfallen. Aus diesen Rauschstunden werden seine Werke, er weiß nicht wann, nicht wie. Als voll lebendige Wesen kommen die einen, als Krüppel die anderen zur Welt. Auch Totgeborene fehlen nicht.

Herbert Eulenberg ist Temperamentskünstler. Ein Temperament ist dieser Rheinländer, das an Feurigkeit und Wucht, an Ungestüm und Frische unter unseren gegenwärtigen Dramatikern nicht seinesgleichen hat. Aber daß er nur Temperamentskünstler ist, daß seiner mehr genialischen als genialen Schaffenskraft nicht genügend Erkenntnis- und Willensenergien beigemischt sind, macht ihn vielfach statt zum Herrn zum Knecht seines Könnens. Es geht Herbert Eulenberg nur zu oft wie seinem Förster Jobst (Alles um Liebe). Im Anfang gelingt ihm alles vortrefflich. Aber er kommt zu schnell in Alarm. Dann überstürzt er sich, und es gibt, wie bei dem ungestümen Waldhornbläser, Kicksen über Kicksen. Weil Herbert Eulenberg der gebietenden Stunde oft nicht wie ein einsichtsvoller Diener, sondern wie ein willenloser Sklave gehorcht, stehen nicht nur in der Reihe seiner Werke die gelungenen und die schwachen, die starken und die armseligen wie durcheinandergewürfelt, sondern auch innerhalb des einzelnen guten Werkes werden Szenen, die einem den Atem versetzen, unvermutet von anderen abgelöst, die so leer und öde sind, daß man meint, ein bloßes Ueberlegen hätte sie tilgen oder ändern müssen. Aber eben dies Distanz verlangende Besinnen kennt der Künstler Eulenberg nicht; diese wertende Kühle kann er gemäß seiner Art, die im Fieber dichterisch konzipiert und mit dem Schwinden des Fieberzustandes abgebraucht und matt ist, nicht haben. Das muß man, statt es zu beklagen oder durch zwecklose Wünsche zu paralysieren, als unumstößliche Tatsache ins Auge fassen und sich vergegenwärtigen, daß es nur die Doppelseitigkeit einer im Wert und Unwert einheitlichen schaffenden Kraft darstellt; daß ohne das eine das andere nicht wäre, ohne den Mangel an wegeweisender Bewußtheit nicht die spielend gehorchende Lebendigkeit des Empfindens und Schauens, daß Eulenberg in höchstem Maße zwar die Fehler seiner Tugenden, aber auch die Tugenden seiner Fehler hat. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß das Geschick des Dramatikers Eulenberg stärker, als etwa das seines Glückes auf Gnade, letzten Endes auf Zufall steht.

* *
*

Herbert Eulenberg hat mit der ganzen Reihe seiner Dramen, die mehr oder minder das Tragische streifen, im Grunde genommen nur ein Thema ausgebildet. Ein großer Leidenschaftsmensch — das zu variieren wird er nicht müde — empört sich gegen die durch geschriebene und ungeschriebene Gesetze fixierten Ungerechtigkeiten dieser Welt. Gegen tatsächliche und nur vermeintliche Ungerechtigkeiten. Mit prachtvollster Kraft, mit wilder Wut, mit schrankenlosem Ungestüm rennt er wider sie an. Bald schwinden Einsicht und Vernunft. Wie ein Verblendeter schlägt er auf das Widerstrebende los. Etwas Berserkerhaftes, etwas vom wilden Mann, dem es jetzt nur noch darauf ankommt, um jeden Preis zu zerstören, gewinnt Macht über ihn. In seinem blinden Rasen trifft er nicht, sondern er liefert sich selber ans Messer. Wie ein Sinnloser rennt er ins Verderben. Das Animalische überwiegt bei den meisten der Eulenbergschen Lieblingsgestalten. Das Geistige, das Temperament vergewaltigt die Einsicht. Einige Gramm Gehirn mehr würden manchen seiner rasenden „Helden“ dazu bringen, statt an der Welt zu zerschellen, an ihr, sie zerschmetternd, zum Sieger zu werden.

Digitized by Google

Oder doch: es würde wahrhafte Helden aus ihnen machen, die sich nicht mehr außerhalb des Ringes stellen, in den sie bei Eulenberg nur zurücktreten, um wider alles Sein und sich selber strafend zu wüten. Weil diese Riesen an Wut und Temperament, armselige Zwerglein an Einsicht und Vernunft, weil sie armselige Schächer, betrogene Selbstbetrüger sind, die wie sinnlos auf die ihnen ekeln Dinge des Lebens losschlagen. Daher kommen manche der Eulenbergschen Dramen, trotz aller herrlichen Einzelheiten, als Ganzes fünfaktigen, bänkelsängerischen Moritaten nahe. Die tragischen Gestalten sind ausnahmslos, was Eulenberg nur für einen von ihnen gelten lassen möchte: halbe Helden. Die Worte, die er über diesen einen, den Hauptmann von Kreith sagen läßt: „Wenn etwas hinter dem Willen steckte, vor dem man salutieren könnte: so ein ganzer Kerl oder eine große Sache!“ gelten für alle. Keiner kann die nötige Distanz zu den Dingen dieses Lebens finden. Der Eine nicht zum Glück, der Andere nicht zum Unglück, dieser nicht zur Lebensnot, jener nicht zu seiner Lebensgier, der erste nicht zum Verbrechen der Menschen, der zweite nicht zu seinen eigenen Gelüsten, der dritte nicht zum Weibe. Weil sie in der Ungebärdigkeit ihres Fühlens menschlich kleines für sich selber zu ungeheuerlicher Größe aufbauschen, sind diese Willensriesen für uns, die wir die Distanz haben, die ihnen fehlt, trotz ihrer nur animalischen Berserkerkräfte so oft arme, tumbe Schächer.

Ja, Eulenberg bringt in manchem Betracht überall keinen atemversetzenden Kampf zuwege. Er hat nicht den für den Tragiker unerläßlichen Blick für das Recht auf der anderen Seite. Nie versucht er, der stets mehr Dichter als Dramatiker gewesen ist, dem Helden, an den er sein ganzes Herz verlor, einen auch nur halbwegs ebenbürtigen Gegner gegenüberzustellen, das dem individuellen widerstrebende allgemeine Gefühl Gestalt werden zu lassen. Eulenberg steht bei dem dramatischen Kampf nicht über den Parteien. Er identifiziert sich nicht in unablässigem Wechsel mit jedem seiner Fechter, sondern ausschließlich mit dem Empörer. Die widerstrebende Welt ist ekel, feil, dumm. Sie ist nur dazu da, Schläge zu empfangen. Wenn sie sich dann doch als mächtig genug erweist, den prahlerischen Züchtiger mit einem Griff zu vernichten, so ist dieser Ausgang mehr melodramatisch als tragisch. Wo kein Kampf ebenbürtiger Schicksalsmächte ist, die sich wie zwei Wolkenkreise gegenseitig zerstören, und um in einem größeren aufzugehen, da ist auch keine Tragik. Wie sollte sie bei Eulenberg sein, der sich an seine gegnerlosen Helden (von hier aus leuchtet auf, warum er, wollte er sie wenigstens heldisch erscheinen lassen, sie ins animalisch Riesige wachsen lassen müßte) darum so völlig ausliefert, weil im Grunde er es ist, der seinem Haß wider die niedrige Welt Luft macht, weil er da herumschlägt und herumwütet. Tragiker sein aber heißt nicht Kämpfer, es heißt Kampfordner, heißt Kampfrichter sein.

Eulenberg baut seine Dramen eben nicht auf eine antithetische tragische Idee auf, die in den Gestalten und deren Handeln Erscheinung wird, sondern auf einen Charakter, oft nicht einmal darauf, sondern auf einen übersteigerten Zug dieses einen Charakters. Das kann keine tragischen Notwendigkeiten, sondern nur untragische Besonderheiten ergeben. Daß Eulenberg mit machtvoller Hand Charaktere formen, daß er in Zügen von höchster Lebendigkeit menschliche Eigenarten offenbar werden lassen kann, das macht seine dichterische, in vieler Hinsicht heute unvergleichliche Stärke aus; daß er an diese Charaktere gebunden ist, so daß er nicht vermag, sie in den großen Ring des allgemein Menschlichen einzuordnen und ihren Kampf, ihr Unterliegen und Sterben bis zur tragischen Ausweglosigkeit zu erheben, bezeichnet seine Begrenztheit. Ein Nur-Charakter kann keine bezwingende Tragik auslösen, denn er ist keine sicher einzustellende Größe, sondern ein willkürlich gesetzter Fall, dessen Wirkung sich das Gefühl mit Hilfe der Einsicht mühelos entzieht. Wir unterwerfen uns nur dem Menschlich-Allgemeinen, nicht dem Menschlich-Besonderen, am allerwenigsten, wie Eulenberg es nur zu oft bietet, dem Menschlich-Absonderlichen.

Digitized by Google

Der Umstand, daß Eulenberg seine Dramen ganz auf den Charakter stellt, bringt es mit sich, daß er am Glücklichsten und Bezwingendsten in den ersten Akten ist, in denen dem Dichter noch die Herrschaft über den Tragiker zusteht. Mit sicherer Hand weiß er in ihnen die Menschen in den Bedingungen ihrer Art und ihres Geschickes vor uns hinzustellen. Dann aber, wenn es gilt, in den folgenden Akten den Kampf zu ordnen, daß ein Unterliegen auf beiden Seiten als einziger Ausweg bleibt, versagt Eulenberg je länger desto mehr. Immer lauter wächst, so stark wir anfangs auch in den Bann des Dichters gerieten, ein vorerst nur zweifelndes, dann antwortheischendes, endlich empörtes Warum? auf. Warum leiden, warum toben, warum sterben diese Menschen? Warum gemahnen sie uns mit jeder weiteren Szene mehr an einen Tollen, der sich um jeden Preis den Kopf einrennen will? Warum? Keine befriedigende Antwort kommt. In dem Augenblick, wo aus dem dichterisch unnachahmlich entwickelten subjektiven Fall künstlerisch die tragisch verpflichtenden Konsequenzen zu ziehen sind, verläßt Eulenberg die Kraft. Der in den ersten Akten wie ein Großer, hier und da wie ein Genie einsetzte, wird in den letzten ein Kleiner, ein hilfloses Talent, ein Mann aus, hier und da unter dem Durchschnitt.

Der Blick schweift von Eulenberg ab zu einem anderen Shakespearemonomanen: zu Otto Ludwig. Zwischen beiden besteht eine starke Verwandtschaft. Nicht an eine literarische Abhängigkeit denke ich (oder doch nur an die mittelbare durch beider Meister), nicht einmal an handgreifliche Aehnlichkeiten (die Pfarrose ist eine Schwester der Irene in Eulenbergs „Leidenschaft", Ritter Blaubart ein Bruder des Cardilloc im „Fräulein von Scuderi"), nein: der künstlerische Grundfall scheint mir bei beiden gleichzuliegen. In Otto Ludwig war, wie bei Eulenberg, die Stärke der dichterischen Beseelung des Einzelnen mit der Unfähigkeit unlöslich verknüpft, tragische Werke hervorzubringen, die als Ganzes zu bezwingen vermochten. So gewiß nun Otto Ludwig in der künstlerischen Verlebendigung des Einzelnen seinem größeren Dichterbruder Hebbel überlegen, wie er ihm an Kraft des Bauens und Bildens sichergefügter, starker Werke unterlegen war, so gewiß hängt es damit zusammen, daß Otto Ludwig im Gegensatz zu Hebbel von Jahr zu Jahr vor unseren Augen versinkt. Die Frage ist nicht abzuweisen, ob dem dramatischen Lebenswerke Eulenbergs, der jetzt auf eine große Anzahl der Empfänglichsten eine außerordentlich starke Wirkung ausübt, ein ähnliches Geschick bestimmt ist. Seine dichterisch dramatische Begabung ist durchaus engbegrenzt und entwicklungsunfähig. So ungemein er zunächst, sowohl mit dem einzelnen Werke wie mit seiner ganzen künstlerischen Erscheinung auch für sich einzunehmen weiß, die Dauer und Tiefe der Wirkung entspricht der Lebendigkeit des ersten Eindruckes nicht vollauf.

Wenn eines im gegenwärtigen Augenblick uns eine Handhabung bietet, den Hinweis auf Otto Ludwigs tragisches Geschick zu immunisieren, so ist es der Umstand, daß Eulenbergs Kunst vor ein paar Jahren unvermutet von der Wurzel her einen neuen, mächtigen, Früchte versprechenden Schoß getrieben hat: seine Komödien.

* *
*

Zwar ist auch die Eulenbergsche Komödie aus dem Charakter, statt aus der Fabel entwickelt. Aber fast alles, was den ernsten Dramen zum Nachteil wurde, und sie zur Scheintragödie stempelt, gereicht diesen wahrhaften Lustspielen zum Vorzug. Denn während die Antike, auf das Lebenssubstrat abzielende Tragödie in der germanischen Gefühlswelt tiefe Wurzeln geschlagen hat, ist die romanische, das Leben um eines marionettenhaft Lustigen willen verflüchtigende Komödie uns im Innern stets wesensfremd geblieben. Hier kommt es Eulenberg zu statten, daß er in reichem Maße befähigt ist, am farbigen Abglanz das Leben zu ergreifen und mit Gestalten und Worten festzuhalten. Die deutsche Komödie, seit altersher mehr erstrebt als erreicht, hat denn auch seit langem keinen gefunden, der ihr mit gleichem Eifer und Gelingen nachgetrachtet hätte, wie

Digitized by Google

es Eulenberg mit dem natürlichen Vater, mit Alles um Geld und Alles um Liebe tat.

Was diese Komödie zwar nicht, wie es Eulenberg erstrebt, in die Sphäre Shakespeares, aber doch in die Tiecks, Jean Pauls und E. T. A. Hoffmanns erhebt, ist dies, daß ihre Gestalten jene Empfindungen, die in uns allen, niedergehalten von tausend, teils tiefberechtigten, teils unsinnigen Hemmungen, hungernd hausen, nicht nur ungescheut auslebes und Wort werden lassen, sondern, daß sie durch diese Empfindungen auch äußerlich geformt, in ihrem Sein und Gehaben, ja in ihrer Gestalt einzig bestimmt scheinen. So werden sie zu einer Art lustiger Zwitterwesen. Halb Mensch, halb Tier, halb Erdengeister, halb Fabelwesen tollen sie durcheinander. Da sich ihre Empfindungen bei der Schrankenlosigkeit, mit der sie leben, widerstreiten müssen, sehen wir sie einen tollen, von keiner Handlung eingezwängten Reigen vor unseren Augen tanzen: Lustige Sprünge, Mummereien, Verstecken, Haschen, Wehren, Ergreifen, Vorbeitappen, Zupacken, Flüchten, Suchen und Einanderfinden in mancherlei Schönheitsphasen, in mancherlei Verzerrungen und Verrenkungen. Nur Unverstand kann die Heimat der Eulenbergschen Komödienwesen verkennen. Trotz der prahlerischen Wirklichkeitsmaske ist mit einem Blick zu sehen, daß sie aus den blauen Märchenfernen stammen. Zwar darf nicht verschwiegen werden, daß sich auch der Komödiendichter Eulenberg bisweilen an Shakespeare überißt und dann - - wenn das Wort erlaubt ist — Shakespeare rülpst, daß die Hitzigkeit seines Temperamentes ihn auch hier zu arg verstimmenden Uebersteigerungen und unfreiwillig komischen Galoppaden hinreißt, daß auch hier! - des öfteren seine Sprache überladen ist, seine Bilderwut böse Euphuismen und arge Geschmacklosigkeiten erzeugt, aber trotz diesem und manchem anderen: Eulenbergs Komödien zeigen die Kräfte des Dichters auf der weitaus erfreulichsten Seite am Werke.

Und nicht nur, daß die Komödien, als Einheit gewertet, hoffnungsfreudiger für Eulenbergs dichterische Zukunft stimmen, dem Komödienschreiber scheint beschieden zu sein, was dem Dramendichter bislang verwehrt war: Eine Entwicklung. Obwohl auch hier, wie Anna Walewska bei den Tragödien, gleich das erste Werk, Der natürliche Vater, einen überaus starken, Art und Wert dieser Kunst in überraschender Weise festlegenden Einsatz bedeutete, so ist doch über diese humorvolle Charaktergroteske hinaus, die zweite Komödie, „Alles um Liebe", ein starker Schritt aufwärts. War jene eine virtuose Schwarzweißstudie, so ist in dieser des Lichtes schimmernde Fülle, gab jene einen Charakter in seinen menschlichen Relationen, so gibt diese ein Tiefmenschliches in vielfältigster wundersamer und wunderlicher Spiegelung; lag über jener muffige Stubenluft, so liegt über dieser der Zauber des deutschen Frühlingsmärchens, des deutschen Frühlings mit buntbeblümten Wiesen, Kastanien-, Flieder- und Goldregenblühen, mit lämmerwolkigem, blauem Himmel, Kuckucksrufen und Nachtigallenschlagen und mit frohen, liebessehnsüchtigen, von der Schwere ihres Gemütes in dem triebhaften, beirrten, glückhungrigen Menschen. Gegenüber dieser vielfarbigen Dichtung bedeutet „Alles um Geld" freilich einen Rückschritt, aber hauptsächlich in der Stärke und dem Beziehungsreichtum des stofflichen Vorwurfes, in der Weite und der Ergiebigkeit des Motives. In der Durchführung und der Einzelausgestaltung ist (ein zu seltenes Schauspiel bei Eulenberg, als daß nicht gebührend darauf hingewiesen werden müßte!) so etwas wie ein Verlangen nach Zucht und Maß deutlich spürbar. Und wenn dieses Verlangen vorläufig auch mehr dem Technischen als dem Dichterischen zugute kommt und diese Tragikomödie vor ihrer Vorgängerin mehr das Fehlen von Hemmungen als den Einsatz neuer künstlerischer Werte voraus hat, so scheint mir doch gerade diese überraschende Tatsache die Möglichkeit nahezulegen, daß dem Komödiendichter in höherem Maße als dem Tragödiendichter beschieden sein werde, sein reiches natürliches Können in jene Gestalterzucht zu nehmen, die für alle wahrhaft großen Menschenwerke mit ihm zusammen die Voraussetzung ist.

* *
*

Digitized by Google

Entgegen seinem früheren Brauch, sich ganz auf das Drama zu beschränken, hat Eulenberg in jüngster Zeit seine Kräfte in ungezügelter Weise auf den verschiedensten Gebieten sich herumtummeln lassen. So hat er in den letzten Jahren eine beängstigende Zahl der heterogensten Werke herausgegeben. Die Vermutung, die sich schon beim bloßen Anblick aufdrängt, bestätigt die nähere Prüfung. Während Eulenbergs Kunst mit seinen Komödien tatsächlich einen neuen Schoß aufgetrieben hat, stellen diese Bücher zum größten Teil Wildholz und Wasserreiser dar, die nur von Unverständigen als ein Beweis überschüttiger Kräfte angesehen werden. Der Kundige weiß, daß sie an der fruchtbildenden Kraft zehren und schneidet sie weg. Suchen wir also zum Schluß unter den Fruchtreisern und den geilaufgeschossenen Wildlingen zu schneiden.

Nur gefährdend können für Eulenbergs künstlerische Kraft die Halbnovellen („Du darfst ehebrechen!", „Das keimende Leben") wirken, in denen er einem aktuellen Thema, statt es nach der Weise der Publizisten nackt vor uns hinzustellen, ein fadenscheiniges Dichtermäntelchen umhängt. Der Umstand, daß sie hauptsächlich in den Titeln aufregend sind, die mit Eulenbergscher Ungebärdigkeit die Absicht des Verfassers nach der Art der Jahrmarktsbudenbesitzer ausschreien, und drinnen alles nur halb so gruselig ist, vermag daran wenig zu ändern. Sie sind ihrem Wesen nach literarische Exzesse, die Eulenbergs Kräfte nur schwächen können. Also lasse er dem Publizisten, was des Publizisten ist. Auch sein jüngstes Werk, der angebliche Roman „Katinka, die Fliege", ist eine Kraftvergeudung. Nicht dadurch, daß der Dichter literarische Mißstände in unerträglicher Gespreiztheit beschwätzt, sich, seine Darstellungsweise und seine Leser fortwährend in der billigsten Weise ironisiert, daß er ein kleines, gutgesehenes Gesichtchen, das uns ein Stück Tierleben außerordentlich lebendig macht, zu einem halb satirisch-humoristischen, halb ernsthaft-aufrichtigen Roman aufschwemmt, nicht durch selbstgefällige Geistigkeiten und spielerische Geistreicheleien, die die Dinge von außen anstoßen und sich wunder was darauf zugute tun, wenn sie durcheinanderpurzeln, macht er es besser als die Bespöttelten, sondern nur dadurch, daß er alle billig witzelnde Scheinnaivität aufgibt und Neues schafft, indem er die Dinge von innen bewegt. Nie war Eulenberg der Manier näher als in diesem „zeitgenössischen" Roman, der uns mit schmatzendem Behagen die Lebensgeschichte einer Fliege unter tausend und noch einigen lächerlichen, nicht belächelnswerten Einschiebseln und Komentaren zu erzählen vorgibt.

Nicht gerade gefährdend, aber auch nicht als fördernd erscheinen mir für das Dichtertum Eulenbergs die reinen Essays (Schiller, „Die Kunst unserer Zeit"). Obwohl der Schillervortrag mehr mutig als wahr ist, da er durch eine idealisierende Allerweltsporträtierung zu dem Extrem eines subjektiven Wahrheitsfanatismus getrieben wird, obwohl die Klage an die kunstunverständige Nation mehr wahr als ersprießlich ist, da auch beherzigenswerte Anklagen in der Regel das Gegenteil des Gewollten wirken: so waren sie in ihrer Urform, als Vorträge, durchaus am Platze. In dem Augenblick aber, wo sie gedruckt der breiten Oeffentlichkeit vorgelegt und von Eulenbergs Person getrennt wurden, mußten ihre, in einem sprunghaften Subjektivismus beruhenden Mängel in demselben Maß fühlbar werden, wie ihre Vorzüge zurücktraten.

Auf der Grenzscheide zwischen Positivem und Negativem stehen für mich Eulenbergs Schattenbilder, ironischerweise sein meist gelesenstes Buch. Es ist manches darin, was nur ganz von außen ergriffen ist und wie auf Lebendigkeit hin angepinselt scheint, anderes ist völlig verschnitten, Willkürliches, Oberflächliches, Handwerksmäßiges, Eitles, Spielerisches fehlt nicht. Freilich, auch nach Abzug alles dessen verbleibt unter diesen fünfzig Dichterbildnissen noch ein Dutzend guter Schattenrisse und ein halbes Dutzend Porträts, die schlechtweg meisterhaft sind, die in dieser mit den sparsamsten Mitteln außerordentliche Eindrücke erzielenden Weise nur ein echtbürtiger Dichter zuwege bringen konnte, der an Einfühlungs- und Darstellungskraft weit

Digitized by Google

über die handwerkernden Dichter-Porträtierer hinausragt.

Als vollwertige Lebenszeugnisse, als echt dichterische Emanationen bleiben von dem ganzen Bücherhaufen, auf den wir das Nichtdramatische legten, also nur zwei Bände, einer, der Novellen, einer der Verse enthält. Am wenigsten entwicklungsfähig scheint mir die Lyrik Eulenbergs. Denn in den „Deutschen Sonetten" stehen neben den ganz wenigen tiefdringenden Versen von unvergänglicher Kraft und Schönheit und den zahlreicheren erträglichen Gebilden, in denen zwar gute Ansätze sind, die aber als Ganzes nicht hoch genug tragen, als daß sie Erlebnisse bedeuten könnten, eine unverhältnismäßig große Anzahl inhaltsloser, leerer Reimereien: Gelegenheitsverse (nicht im großen Goethischen, sondern im kleinen Rückertschen Sinne), Leerheiten, Niedlichkeiten, Geschmacklosigkeiten. Am stärksten sind die Sonette da, wo sie eine Summe von Erlebnissen gedanklich zu erfassen und ihrem letzten gemeinsamen Sinn Worte zu geben suchen. Auch wo Eulenberg den an sein eigenes Sinnen, Dichten und Trachten gebundenen Empfindungen Ausdruck gibt, gelingt ihm manch starker aufwühlender Vers, wenn auch kein restlos bezwungenes Gedicht. Wo aber das Gefühl sich einem anderen Sein zuwendet und ihm sich ganz hingeben möchte, wirken diese deutschen Sonette von einer Frösteln bewirkenden Kälte. Es ist, als ob an der festgefügten, im Voraus bestimmten Form die warm sprudelnde Empfindung erstarre. Formal sind die Sonette von großer Meisterschaft. Der Rhythmus ist bei aller äußeren Strenge und Formpietät von großer innerer Freiheit und prachtvoller Schmiegsamkeit, die Reime sind reich und wechselvoll. Nur selten trifft man auf Notbildungen, und von der Eulenbergschen Bildhypertrophie ist kaum etwas zu spüren.

Ungleichwertig wie die deutschen Sonette sind auch Eulenbergs unter dem ziemlich willkürlichen Titel „Sonderbare Geschichten" zusammengefaßten Novellen. Nur, daß nach beiden Seiten hin das Pendel weiterausschwingt als bei den Versen und wir vom Entzücken bis zum Aerger, vom Bewundern bis zum Widerwillen die ganze Gefühlsskala durchmessen müssen. Ohne Zweifel: es sind wundervolle Stücke darin. Namentlich die Eingangsnovelle „Das Marienbild", in der das alte Thema von den ungleichen Brüdern, deren Herz das gleiche Mädchen begehrt, in die mit leuchtenden Farben geschilderte Welt der Wundergläubigkeit versetzt ist, gehört zu dem schönsten, was wir Eulenbergs Feder verdanken. „Das Geheimnis der Frauen" ist wie von einem süßen Duft umspielt, und „Das Märchen von der Ehe" hat eine Zartheit, die sich nicht vergißt. Daneben aber stehen Plattheiten, Albernheiten und — den Titel allein rechtfertigend — ein paar zum Gräßlichen verzerrte Geschichten, in denen Unerhörtes mit auftrumpfender Gelassenheit behandelt wird. Erzählt sind die Novellen in Eulenbergs bekannter Art: Mit einer starken Liebe zur Bildlichkeit, die — dank der ihm innewohnenden Schöpferkraft — immer aufs Neue für Altgewohntes unverbrauchte, langhaftende, das zu Sagende blitzartig belichtende Worte und Wendungen findet; die aber auch — infolge ihrer gedanklichen Unbehütetheit — die ärgsten Uebertreibungen, Gewaltsamkeiten und Geschmacklosigkeiten, ja Unsinnigkeiten dutzendweise mit sich bringt.

So führen gerade diese beiden scheinbar abseitsstehenden Werke wieder mitten hinein in das Künstlerproblem Herbert Eulenberg: Wie können Kraft und Unkraft, Können und Versagen, wunderreiche Natur und verstimmende Unnatur in einem Menschen so nahe beieinander wohnen, so geradezu miteinander verschwistert sein? Wo ist der Punkt, aus dem beide sich nicht nur als erklärlich, sondern als notwendig erweisen? Wer will Antwort sagen?

Randbemerkungen.

Der Freispruch von Ratibor.

Ratibor, sonst so weltstill, wie nur eine kleine preußische Garnisonstadt sein kann, hat plötzlich so etwas wie Berühmtheit erlangt. Und wie werden heute preußische Kleinstädte plötzlich

Digitized by Google

berühmt? Es gibt nur dies: irgendein Sensationsprozeß!

Ratibor ist weniger sensationell als die Garnisonstadt Allenstein mit ihrer Frau von Schönebeck und der Romangestalt des Majors von Goeben. Was uns da diese Oderstadt liefert, mag dem durch viel pikantere Geschichten verwöhnten Zeitungsleser Alldeutschlands auf den ersten Blick langweilig erscheinen. Kein Wort von Liebe. Nicht die kleinste vornehm gesellschaftliche Eheirrung. Eine Kleinstadtkomödie, nur von Männern gespielt.

Aber eine Kleinstadtkomödie, die speziell für preußische Zuschauer den Reiz von etwas noch nie Dagewesenem hat. Ein Amtsrichter und Reserveoffizier bezichtigt einen hohen Offizier „bösartiger Geistesschwäche". Einen anderen „wiederholter Lüge". Der Kriegsminister stellt gegen solchen Beleidiger pflichtgemäß Strafantrag. Und der Endeffekt? Freisprechung und die Kosten des Prozesses der Staatskasse überwiesen!

„Die Geistesschwäche", so heißt es in dem Urteilsspruch, „wurde als festgestellt betrachtet auf Grund der Sachverständigengutachten." Die Bösartigkeit wurde erblickt in dem zweideutigen und nicht offenen Verfahren gegenüber dem Angeklagten, sowie in dem Verhalten des Hauptmanns Kammler bei den Kontrollversammlungen. Hierfür ist der Wahrheitsbeweis objektiv erbracht. Das Verhalten des Hauptmanns Kammler bei den Kontrollversammlungen, seine Freude am Bestrafen, beweist seine bösartigen Charaktereigenschaften. Der Vorwurf der Lüge und der wiederholten Lüge gegenüber dem Hauptmann Kammler ist durch den Wahrheitsbeweis in zwei Fällen bewiesen. Dem Bezirkskommandeur Baron von Vietinghoff, ist vom Angeklagten wiederholte Lüge vorgeworfen. Auch dafür hat das Gericht den Wahrheitsbeweis als erbracht angesehen. Baron von Vietinghoff hat bewußt die Unwahrheit gesagt . . . Er hat eine Unehrlichkeit begangen und der Wahrheit nicht die Ehre gegeben . . ." So hat in einem Lande, das mit Recht auf den guten Geist seines Offizierkorps stolz ist, der Prozeß gegen einen Mann und Offizier geendet, der gegen zwei seiner Vorgesetzten die schwersten Anschuldigungen bis zum Kriegsminister trug.

Es sind Stimmen laut geworden, die diesen sensationellen Freispruch des Amtsrichters Knittel als für unser Offizierkorps „beschämend" bezeichnen. Das ist eine Auffassung, die der Gerechtdenkende zurückweisen wird. Das Offizierkorps, einschließlich des Reserveoffizierkorps, besteht aus Tausenden von braven, ehrenwerten Männern. Und wenn unter diesen Tausenden, wie diesmal gerichtlich erwiesen, wirklich zwei Männer darunter sind, deren Charakter nicht über allen Zweifel erhaben scheint, bedeutet das für die Integrität unseres Offizierkorps in den Augen jedes anständigen Menschen selbstverständlich einen Quark.

Von prinzipieller und allgemeiner Bedeutung ist in diesem Prozeß etwas anderes. Der ganze Streit, in dessen Verlauf dann Amtsrichter Knittel gegen diese beiden Offiziere so peinliche Beschuldigungen erheben mußte, hat den Umstand zum Ausgang, daß man dem Amtsrichter in seiner gleichzeitigen Eigenschaft als Reserveoffizier das Recht zur freien Wahlbetätigung als Staatsbürger absprechen zu dürfen glaubte.

Amtsrichter Knittel hat bei der Landtagswahl zwischen dem konservativ-liberalen Kompromißlandidaten und dem Kandidaten der Zentrumspartei als Katholik seine Stimme für diesen abgegeben. Das erregte bei den Männern des Rybniker Kriegervereins Mißfallen. Und nun ging die Hetze los. „Ein solcher Reserveoffizier muß mindestens sofort zur Landwehr abgeschrieben werden . . ." Kein Mensch denkt in diesem Klatschnest an den Staatsbürger im Amtsrichter. Die Hauptmann Kammler und Bezirkskommandeur von Vietinghoff zeigen sich dieser wahrlich nicht nur Rybniker Auffassung von dem selbständigen Wahlrecht als einer Farce nur zu willfährig. Und so erleben wir das Schauspiel, einen militärisch hochbefähigten Reserveoffizier nur deshalb urplötzlich zum Landwehroffizier „befördert" zu sehen, weil er nicht so gewählt hat, wie das die maßgebenden Herren vom Kriegerverein für schicklich halten.

Es muß unumwunden gesagt werden, daß diese echt kleinstädtische Uebung, einen Staatsbürger, nur weil er noch nebenbei Reserveoffizier ist, zum politisch Unmündigen zu stempeln, eine geradezu gefährliche Auffassung darstellt. Männer, die sich ihre politischen Ueberzeugungen einfach kommandieren lassen, sind keine starken Charaktere. Dringt das System, Staatsbürger von politischer Ueberzeugung nicht im Reserveoffizierkorps zu dulden, durch, dann dürften sich bald nicht die schlechtesten unter den militärisch tüchtigen Staatsbürgern für ein Reserveoffizierspatent bedanken. Und wer hätte die Kosten für diese hinterweltliche Auffassung von den politischen Rechten des Reserveoffiziers zu tragen? Die Armee, die dann diese Männer entbehren muß.

Jeder Mensch mit gesunden fünf Sinnen ist selbstverständlich dafür, daß ein aktiver Offizier sich jeder politischen Betätigung und öffentlichen Meinungsäußerung zu enthalten

Digitized by Google

hat. Aber in dem Augenblick, wo jemand wie dieser Amtsrichter Knittel zur Reserve übergetreten ist, hört, wie das Gesetz das ja auch nicht anders vorsieht, diese für einen aktiven Offizier unerläßliche Pflicht zur politischen Enthaltsamkeit auf.

Als Amtsrichter Knittel seine Stimme für den Zentrumskandidaten abgab, tat er das nicht als Reserveoffizier, sondern in seiner Eigenschaft als wahlberechtigter Staatsbürger und Amtsrichter. Das scheint so klar, daß man nicht begreift, wie sich die Militärbehörde überhaupt auf eine Untersuchung in einem Fall einlassen konnte, in dem das ganze Verbrechen in der Stimmenabgabe für das vom gegenwärtigen Reichskanzler hochgeachtete Zentrum bestand. Wenn jemand sich offen und bewiesenermaßen zu einer Partei bekennt, die, wie die sozialdemokratische, nichts heißer als den Sturz der Monarchie ersehnt, dann mag und kann die Militärbehörde eines solchen Reserveoffiziers sich entledigen. Aber alle auf dem Boden der Verfassung stehenden politischen Parteien müssen frei sein, ob der sein politisches Wahlrecht Ausübende nun nebenbei noch Reserveoffizier ist oder nicht. Alles andere ist überflüssige Gesinnungsschnüffelei. Alles andere unwürdige Bevormundung.

Der Prozeß gegen den Amtsrichter Knittel war überflüssig wie selten einer, weil der ganze Ausgangspunkt des Streites bei politisch wirklich gebildeten und die Ueberzeugung des andern respektierenden Männern von vornherein unmöglich sein sollte. Und in diesem Sinne wird man auch den beiden Offizieren, denen der Richterspruch so wenig Freundliches nachsagt, ein gewisses Mitgefühl nicht versagen. Sie sind wie schließlich alle anderen in dieser politischen Kleinstadtkomödie auch nur als das Opfer jenes noch heute latenten parteipolitischen Fanatismus zu betrachten, der endlich von politischer Duldsamkeit abgelöst werden sollte.

Aus Berliner Theatern.

Das neue „Deutsche Schauspielhaus".

Nun ist wieder aus Berliner Theatern zu berichten. Ich glaube, das Berliner Publikum hätte es schlimmstenfalls noch etwas ohne Rampenbeleuchtung ausgehalten; aber die Begeisterung der Theaterunternehmenden läßt sich länger wie sechs Wochen auf keinen Fall bändigen. Nun also hat es gleich mit der Eröffnung eines ganz neuen Unternehmens eingesetzt. In jenem, auf winzigstem Terrain, mehr als Kunststück denn als Kunstwerk, erbauten Bühnenhause an der Weidendammer Brücke, das bisher Gregors „Komische Oper" war, tat sich eine Unternehmung, für die Adolf Lantz zeichnet, als „Deutsches Schauspielhaus" auf.

Es gibt gewiß nichts Schwierigeres, als in Berlin ein neues Theaterunternehmen durchzusetzen, und man soll deshalb in der Beurteilung einer Eröffnungsvorstellung nicht rigoros sein; aber gegenüber der Eröffnungsvorstellung, mit der jenes Unternehmen nach zahllosen anspruchsvollen Vornotizen debutierte, kann auch der Wohlwollendste nichts weiter tun, als recht schnell vergessen. Was dort gezeigt wurde, kann jeder, aber auch jeder Amateur, der rein finanziell dazu in der Lage ist. Er kann sich nämlich den Professor Roller aus Wien für Bühnenskizzen und das Philharmonische Orchester für Wiedergabe der Szenenmusik verpflichten. Und das waren die beiden einzigen positiven Elemente der ganzen Aufführung. Weiterhin hatten die Mittel des Unternehmens zwar gereicht, um ein paar Schauspieler von berechtigt gutem Ruf zu verpflichten, aber schon nicht mehr ihr Talent, um diese Schauspieler zweckmäßig zu verwerten. Nur Helene Fehdmer stand in der nichtsentscheidenden Partie der Margarete von Parma stark, würdevoll und sichtbar auf ihrem richtigen Platz. Friedrich Kayßler, wahrscheinlich ein vortrefflicher Alba, sicherlich der beste Oranien, den wir heute hätten, konnte als Egmont nur liebenswürdig und mannhaft sein, aber niemals jenen schwärmenden Leichtsinn, jene dämonische Freiheitsgier verkörpern, die den Schwerpunkt des Stückes ausmachen. Hermann Nissen, der wahrscheinlich ein ausgezeichneter Vansen wäre, war ein mühsamer und doch ganz ausdrucksloser Alba, Hartau, der den Soldaten Bujk etwa glänzend hingepulvert hätte, besaß für den Oranier die große Haltung nicht, und Alfred Abel hat zwar vom unglücklichen Liebhaber Brackenburg die nervöse Schwäche eines sympathischen Mißgeschickten, aber doch allzu wenig von einem Liebhaber. Fast alle übrigen Rollen (das Klärchen leider durchaus nicht ausgeschlossen) waren nicht relativ, sondern absolut schlecht besetzt. Bei ihnen war nicht zu tadeln, daß die Schauspieler falsch beschäftigt waren, sondern, daß man sie überhaupt beschäftigte. Nur unter den Bürgern schienen einige gute Schauspieler zu sein — schienen, denn es war durchweg in den Volksszenen so vernichtend dunkel, daß man niemanden recht ins Auge fassen konnte. Mit den vortrefflichen Rollerschen Skizzen wußte nämlich die Regie nichts anzufangen, sie waren meist zu schwach beleuchtet, zuweilen auch im

Digitized by Google

Licht völlig physiognomielos, wie in der großen Szene Egmont Klärchen, die doch am späten Abend spielen soll, und der weder Sonne, Mond noch Kerzen, sondern schlechtweg die Rampen Licht gaben. Aehnlich phantasielos waren die meisten, an der Bühnentradition klebenden Arrangements. Das Rauschende, Ueppige, Volle der flandrischen Welt war so wenig herausgearbeitet, wie das Düster Steile des spanischen Kontrastes. So fehlten der Aufführung auch alle sinnlichen Beziehungen zu Beethovens unsagbar schöner Bühnenmusik. Die beiden Werte also, die sich das neue Unternehmen „angeschafft" hatte, waren von den beiden Regisseuren, die in rätselhafter Gemeinschaft für die Aufführung zeichneten, dem Organismus des Ganzen nicht einmal fruchtbar gemacht und so blieb man völlig im Negativen.

Was der Wohlwollende aus den zum Teil doch an sich wertvollen Anschaffungen für diese so unglückliche Vorstellung folgern könnte, wäre allenfalls der Wille der Unternehmer, wirkliche Kunst zu machen. Aber dann sind sie sich über Möglichkeiten und Mittel ganz unklar. Weder in diesem Hause, noch mit diesen Kräften, noch mit solcher Regie kann man in Berlin ein Theater für große klassische Stilaufführungen gründen, das jenseits der Schillertheater und des Königlichen Schauspielhauses in einen an sich sehr wohl möglichen stilistischen Wettkampf mit Reinhardt treten könnte. Was sich an dieser Stelle und vielleicht auch mit den vorhandenen Mitteln leisten ließe, wäre ein Repertoire von sehr gut gespielten, technisch ganz einfachen, wahrscheinlich modern kostümierten Schauspielen. Nur müßte auch dazu das ganze Unternehmen einen etwas solideren Eindruck machen. Ich will gar nicht von dem Chaos des Eröffnungsabends reden: von den fehlenden Programms, den unzulänglichen Garderobenmarken, den schlecht instruierten Logenschließern (die nach jedem Zwischenakt die Leute herausließen, so daß der Lärm der Zurückkehrenden regelmäßig den Anfang der Szene oder, was schlimmer war, die Beethovensche Musik zerstörte) und von den offenbar unklaren Billettverhältnissen (oben auf dem dritten Rang gab es eine kleine Revolte). Das mögen nun Kinderkrankheiten sein. Aber was ist das für eine Ensemblebildung? Alfred Abel ist überhaupt nur für einen Tag am „Deutschen Schauspielhaus" spielberechtigt; Kayßler und die Fehdmer gehen sehr bald nach Wien; Hartau und Leopold, ich glaube auch Herzfeld und die Somary sind im wesentlichen für andere Berliner Bühnen verpflichtet; von den Neulingen des Ensembles war auch nicht einer nur erträglich, geschweige denn interessant. Was bleibt übrig? Hermann Nissen, Rosa Bertens und Alexander Eckert — das sind drei, innerhalb ihrer Grenzen vortreffliche Kräfte, aber, weiß Gott, nicht genug für ein Berliner Ensemble, das künstlerisch mitzählen will. — Auch wenn man sich bemüht, diese Egmont-Vorstellung recht schnell zu vergessen, man wird nicht gerade hoffnungsvoll in die Zukunft dieses neuesten Berliner Theaterunternehmens blicken können. Julius Bab.

Hans Rehbein der Dichter.

Eine Schulerinnerung

Von

Richard Rieß-Berlin.

Eines wußten wir alle, wir verurteilenseifrigen Unter-Sekundaner, daß nämlich Hans Rehbein ein Duckmäuser war, eines der stillen Wasser, die bekanntlich oft tief sind.

O, wie recht hatten wir: Hören Sie nur, meine verehrten Leserinnen und Leser!

Daß die Stunden bei Professor Schwartel voll langweiligsten Stumpfsinnes waren — darüber herrschte nur eine Stimme. Daß Schwartel sehr schlechte Augen hatte — das wußte allerdings auch jeder, und seit einem Dutzend Jahren hatte ein Jahrgang dem andern diese Kenntnis als wichtigstes, heiligstes Vermächtnis übermittelt. Was taten wir Sekundaner also, um die Stunden kurzweiliger zu gestalten? — Wir dichteten. Doch nicht im stillen Kämmerlein, sondern während der Xenophon-Stunden. Wir waren aber deutsche Jungen, daher gründeten wir auch umgehend einen Verein. Den B. d. D. (Bund deutscher Dichter). Diesem Bunde traten die Schüler der drei hintersten Bänke bei. Es wurde als Ehrenpflicht eines jeden angesehen, der einen Reim finden konnte, sein Talent in den Dienst der Sache zu stellen. So entstand bald eine Art Wettdichten. In den Pausen, zwischen den Schulstunden wurde die Parole, das Thema ausgegeben (z. B. „Die Glatze Schwartels" oder „Die Gemeinheit der Pauker" oder „Der Frühling", und in der Stunde wurde gedichtet, daß es nur so eine Art hatte. — Nur einer schloß sich aus, Hans Rehbein, der Duckmäuser, obwohl man gerade ihn einmal früher schon im Verdacht poetischer Sünden gehabt hatte; — der machte auf einmal nicht mit.

Digitized by Google

Früher hatte man mal ein Gedicht von ihm entdeckt und zum allgemeinen Gaudium vorgelesen, und jetzt, wo die plötzliche Mode lyrische Ergüsse sanktioniert hatte -- nun streikte der „Kuscher" plötzlich — Pfui! Wie gemein!!!

Wir fragten unsern Rehbein, warum er nicht beitrete. Da erwiderte er schroff:

„Ich mache keine Verse mehr. Das habt Ihr mir glücklich abgewöhnt."

Was das nun wieder heißen sollte, dieses „Das habt Ihr mir nun glücklich abgewöhnt." Aber wir hatten ein wachsames Auge auf ihn.

Einmal fand Rehbein eines unserer Geistesprodukte. Mein Freund Zampa sah ganz deutlich, wie er das Blatt, auf dem die Verse standen, betrachtete. Zampa bemerkte aber auch, wie Rehbein geringschätzig die Achsel zuckte und das Blatt beiseite schob. Das reizte uns; denn eine gewisse Hochachtung hatten wir in literarischen Dingen vor Rehbein. Wenn wir es auch nicht eingestehen wollten. Aber wir wollten uns für seine Mißachtung schon rächen.

Bald fand sich auch die Gelegenheit dazu. - - - -

Eines Tages geschah es, daß wir in Rehbeins Diarium ein Sonett entdeckten, und zwar ein so gutes, wie es keinem von uns je gelungen war. Da hatten wir ihn wieder erkannt, den Duckmäuser, der sich von allen gemeinschaftlichen Unternehmungen zurückhielt und seine eigenen Wege zu gehen wagte. Dem wollten wir es heute anstreichen.

Die nächste Stunde hatten wir bei Schwartel. Der saß behäbig in seiner dickwanstigen Schwerfälligkeit auf dem Throne des Lehrers und sprach über die grammatikalischen Eigentümlichkeiten bei Ovid:

„Meßjös, eenen großen Dichter muß man da anpacken, wo er sich eenem am deutlichsten und erschten präsentiert: in der Sprache. Woas da drinnen ist in den Gedichten: Gedanken, Gefihle und noch so was . . . das kommt allens erst in zweiter Reihe bei der Betrachtung, die wir anstellen. Is es nich beim Menschen gradeso? Zuerscht sieht man bei 'm 'n Kärper, dann kuckts Oge erscht in de Seele. — -- — Fangen wir also an. Der Dichter Ovidius Naso unterscheidet sich sprachlich von seinen Vorgängern, die alle lange nich so scheen gedichtet haben wie er, erschtens ämol durch . . . aber . . . aber . . . . wär wagt da zu sprechen. Rehbein, steeren Se mir nich 'n Unterricht! Was hab'n Se hier zu quasseln?

Rehbein erhob sich glutübergossen:

„Verzeihen Sie, Herr Professor, ich such bloß mein Diarium, um nachzuschreiben."

„Na, steeren Se nich!"

Da erhob sich Zampa. Wir alle horchten auf.

„Ich glaube, hier ist Rehbeins Diarium. Ich wollte nur gern das Gedicht lesen, das da drinnen steht, ein Sonett, das Rehbein selbst gedichtet hat."

Ich sah, wie Rehbein zitterte. Er konnte sich kaum aufrecht halten. Er blickte auf Zampa mit einem Blicke des Hasses, den ich nie vergessen werde.

Vom Katheder tönte es:

„Wos, Rehbeen, hähähähä . . . Sie sind mir en Dichter? hähähähä . . . . Kimmern Se sich lieber um Ihren Ovid und de Trigonometrie . . . . Aber ansähn muß ich mer Ihr Gedicht doch ämol."

Ohnmächtig kämpfte Rehbein mit den Tränen.

„Zeigen Se ämol her," rief Schwartel. Zampa überreichte mit meisterhaft höhnischem Lächeln das Heft.

„Hähähähä! Meßjös! Heeren Se!

Sonett auf den Tod meines Freundes.

Hähähähä, Rehbein, hähähähä -- der wird sich ja im Grabe umdrähen, wenn er das wißte. Damit ist wohl Ihr friherer Mitschüler Friede gemeint?"

Nun las Schwartel mit komischem Pathos:

„Einst warst du mein. Empor kann ich mich ranken
an diesem Worte, wenn ein wild Verzagen,
wenn meine todesschmerzlichen Gedanken
mich immer, immer wieder zu dir tragen."

Hähähähä, nu heeren Se, Rehbeen, das soll nu ein Sonett sein? Die Reime sind gutt -- alles, was wahr is -- aber een Sonett muß so gereimt sein: ranken — tragen - verzagen -- Gedanken . . . . Das sag ich 'm Herrn Scheckig, daß Se noch nich ämol wissen, wie 'n Sonett aussieht. Da kriegen Se im Deutschen eene fette Fimwe (5). -- Nu stecken Se aber das Geschreibsel weg und passen Se hier uff . . . sonst sperr ich Sie wegen fremder Beschäftigung een! . . . . Hähähähä, Herr Rehbeen, der Dichter! Hähähähä."

Schwartel beruhigte sich langsam. Wir alle drehten uns nach Rehbein um, der zähneknirschend auf seinen Platz niedergesunken war. —

Grausam ist die Jugend, barbarisch grausam.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Ludwig Brinkmann, Die Erweckung der Maria Carmen. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Aufzeichnungen und Erinnerungen aus seiner Bergwerkszeit hat Ludwig Brinkmann hier zu einem Ganzen vereinigt, das sich wie ein Phantasiewerk, wie ein einheitlich durchkomponierter Roman liest, in dem Erzählung und Schilderung, Spannung und Lösung auf das wirksamste verteilt sind, und das doch in allen Stücken die Unmittelbarkeit eines Tagebuches hat. Es ist die Geschichte einer kleinen Silbergrube im südlichen Mexiko: die Geschichte der Maria Carmen. Wie ein junger Deutscher (der Verfasser selbst) und zwei junge Angelsachsen in jahrelanger Arbeit und Mühsal, unter den ungünstigsten finanziellen Verhältnissen, aufs neue stets durch Enttäuschungen aufgehalten, durch Unfälle zurückgeworfen, die seit mehr als einem halben Jahrhundert verlassene Mine wieder zum Leben erwecken, und wie dann doch alles zusammenbricht, gerade in dem Augenblick, da sich die weit angelegten Pläne zu verwirklichen scheinen und das Unternehmen durch kapitalistische Machenschaften seinen Begründern aus der Hand gewunden wird — das alles erleben wir beim Lesen wie ein tausendfältiges Abenteuer. Ein Abenteuer der Arbeit und des Kampfes in tropischer Wüste, im Zeichen der modernen Technik. Arbeit und Kampf verschmelzen die kleine, ursprünglich nur lose zusammengefügte Gruppe von Männern zu einer Organisation, zu einer Gemeinschaft, die schließlich doch durch die zentrifugale Kraft der Individualität gesprengt wird — der Individualität, die sich aber doch wieder neue Wege zum sozialen Leben sucht und sie findet. So steigt aus Aufzeichnungen über Minenbauten und Eisenbahnprojekte, über Wasserkraftwerke und Plantagenpläne ein episches Gebilde auf, gleichsam einer der Gesänge des großen Epos vom unsterblichen Ringen des modernen Menschen um sein Werk.

Ein dichterisch beschwingtes Dokument ist dieses Buch, ein getreuer und stimmungsreicher Bericht, ein bedeutsamer Beitrag zur Kolonisationsgeschichte unserer Tage, zur Geschichte der modernen Völkerwanderung.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 37 Berlin, den 14. September 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Rauchlose Ketzerverbrennung.

Von

Heinrich Ilgenstein.

„In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchelei hat ... Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist!"

Prinz Wilhelm bei seiner Regentschaftsübernahme im Jahre 1859.

In der evangelischen Kirche ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist. Ueber ein halbes Jahrhundert ging seit des Prinzen Klage ins Preußenland. Nicht besser ward es, sondern schlimmer und schlimmer. Ein evangelisches Papsttum... Noch vor einem Lustrum schien es grotesk. Heute ist es längst ernste, nicht mehr wegzuleugnende Wirklichkeit. Ihr seht es nicht gern, daß demnächst die Jesuiten wieder zu uns herein dürfen? Keine Aufregung, Landsleute! Soweit das evangelische Kirchenregiment von heute in Frage kommt, kann uns das wirklich gleichgültig sein. Mehr als wir mitten im Schoße unserer lutherischen Landeskirche in Preußen bereits verkatholisiert und verjesuitet sind, können wir durch keinen Zuzug von außerhalb mehr werden. Ignaz Loyola, nicht Luther, heißt der Mann, dem heute die preußisch-evangelischen „Kirchenfürsten" nachstreben.

Ignaz Loyola.... Fast ein halbes Jahrtausend hat sein Jesuitenorden vergeblich daran gearbeitet, der evangelischen Kirche den Garaus zu machen. Es ist ihm nicht gelungen. Aber jetzt gelingt es dem evangelischen Oberkirchenrat. Der evangelische Oberkirchenrat ist selbst bemüht, der evangelischen Landeskirche den Todesstoß zu geben. Er tut dies, indem er nach gut katholischem Ritus sich immer mehr in Ketzergerichten schier mittelalterlicher Uebung gefällt.

Erst die Amtsentsetzung Jathos. Und jetzt die „schlichte" Dienstentlassung des Pfarrers Traub. Als Konsequenz hiervon der Massenaustritt von Tausenden und Abertausenden, die durch ihr Verbleiben im Kirchenverband diese zeitgenössische Karikatur des Protestantismus nicht länger unterstützen wollen. Als Folge hiervon immer mehr gut protestantische Naturen, die der von diesem Oberkirchenrat betreuten Landeskirche aus religiösem Sauberkeitsgefühl den Rücken kehren. Und daneben die rein rechtliche Seite bei diesem Ketzergericht an Pfarrer Traub! Dieser Zwölfpäpstegerichtshof, der sich selbst in Glaubenssachen für unfehlbar zu halten scheint. Und die Details... die Details...

Da ist seine evangelisch-päpstliche Heiligkeit der Wirkliche Geheimrat D. Voigts. Ein um die moderne preußisch-rauchlose Ketzerverbrennung besonders Verdienter. Hat er doch schon den Vorsitz über jenes unvergeßliche Spruchkollegium geführt, das den Kölner Pfarrer Jatho ob zu großer Glaubenstreue vom Amt suspendierte. Und nun führt er (ein beneidenswerter Spezialist) auch gegen den der Ketzerei beschuldigten Pfarrer Traub den Vorsitz. Eine Stelle aus der Begründung des Urteils, das den Glaubensstreiter Traub wie einen bei sittlicher Verfehlung Ertappten einfach auf die Straße setzt: „... Die Schmähungen des Angeschuldigten richten sich in Sonderheit gegen den kraft des Gesetzes zum Vorsitzenden des Spruchkollegiums gegen Pfarrer Jatho berufenen Präsidenten des evangelischen Oberkirchenrats..." Also der wirkliche Geheimrat

Digitized by Google

D. Voigts als Ketzergerichtspräsident gegen einen Angeschuldigten, der (nach dem Wortlaut der Urteilsbegründung) für Schmähungen gegen den Ketzergerichtspräsidenten D. Voigts abgeurteilt werden soll. Und was tut Herr Voigts? Er sagt nicht, hier bin ich Partei. Lehnt nicht den Vorsitz ab, weil es unter der Würde eines Geschmackvollen ist, in eigener Sache als Richter aufzutreten. Er bleibt ungeniert und hilft fleißig mit verurteilen. „Schlichte Dienstentlassung ob nicht richtig befundenen Gottesglaubens in Idealkonkurrenz mit Schmähungen gegen D. Voigts..." Gezeichnet D. Voigts, als Gerichtspräsident. Ist es erlaubt zu sagen, daß hier Unerhörtes geschah?

Und eine andere Stelle aus derselben Urteilsbegründung gegen den Märtyrer Traub: „Der schriftstellernde Pfarrer hat zwar das Recht zur Kritik, sogar zur scharfen Kritik; aber er muß zuvor die Wirkungen auf die Durchschnittsbildung seiner Leser sorgsam abwägen..." Preisfrage: Was ist Durchschnittsbildung? Niemand kann es definieren. Niemand abgrenzen. Auch diese zwölf richtenden evangelischen Päpste nicht. Aber sie bauen ihr Urteil darauf. Zweite Preisfrage: Wo hat die einem evangelischen Pfarrer erlaubte „scharfe" Kritik ihre Grenzen? An dem Handeln von Spruchkollegium und Oberkirchenrat, das sich für heilig und unfehlbar dünkt, ganz wie der Papst in Rom.

Die Orthodoxen haben es herrlich weit gebracht. Endlich haben sie auch in der evangelischen Kirche in Dingen des Glaubens eine absolute Kommandogewalt stabiliert. Das Endziel ist ein religiöser Kadavergehorsam, der dem Wesen des Protestantismus glatt ins Gesicht schlägt. Die evangelischen Pfarrer wehren sich dagegen. Von Rechts wegen. Der endgültige Sieg dieser sich in Ketzergerichten betätigenden Orthodoxen bedeutete der Lutherkirche endgültigen Verfall.

Wer sind die Fatho und Traub? Unsere besten Kirchenfreunde. Es ist erwiesen, wie sie die sonst gähnend leeren Gotteshäuser durch die Kraft ihres Gottsuchertums wieder mit Andächtigen zu füllen verstanden. Und wo andern Orts sich auch wieder junge religiöse Sehnsucht in die leeren Tempel von gestern gedrängt, da sind die Rufenden ebenfalls nur Priester, die auch schon ob ihres freieren Fluges reif sind für die Ketzerrichter in Preußen. Vorläufig triumphieren die Finsterlinge, die von einer Verjüngung unseres kirchlichen Lebens nichts wissen wollen. Aber Geduld!

Dieser Triumph wird nicht lange dauern. Das Vorgehen gegen die Fatho und Traub ist, am Gang der natürlichen Entwicklung gemessen, doch nur ein Akt letzter Notwehr. Ein Akt letzter Notwehr, der den religiösen Bankrott der Orthodoxen besser als alles andere beweist. Die Richter, die die Kirche von einem so wahrhaft religiösen Charakter wie Traub „befreien" zu müssen wähnten, sind nicht von dem Geiste Luthers, sondern von Ignaz Loyola beseelt. Und Ignaz Loyola, der Erfinder der Ketzergerichte großen Stils, hat bei der Mehrheit des deutschen Volkes gottlob keine Chancen.

Voraussetzungen internationaler Verständigung.

Von

Professor Dr. Robert Piloty, Würzburg.

Im Verkehr miteinander benehmen sich Staaten ganz ähnlich wie Personen, die durch allerhand Interessen miteinander verbunden und auch wieder getrennt sind. Sie nähern und meiden sich, sie lieben sich, sind verstimmt und hassen sich, sie treten in engere oder losere Verbindungen miteinander und, wenn es sein muß, schlagen sie sich auch. Die Vorstellung der Staaten als Persönlichkeit ist den Juristen vom Rechtsverkehre her sehr wohl vertraut. Allein die formale Konstruktion des Staates als juristischer Persönlichkeit deckt sich nicht mit der Vorstellung, welche das Völkerrecht von den unter sich verhandelnden Mächten und welche diese selbst voneinander haben. Es haftet der „juristischen Persönlichkeit" im Rechtsverkehr ein kapitalistisch mechanisches Rechnungselement

Digitized by Google

an, mit dem man im Völkerrecht nicht viel anfangen kann. Hier spielen Regierung und Volk vielmehr eine weit menschlichere, natürlichere Rolle, wie sich denn auch in der berufenen Leiterin der internationalen Interessenbeziehungen, der Diplomatie von Alters her bis in unsere Tage das Element der natürlichen Persönlichkeit mit allen menschlichen Zutaten an Gefühlen, Vertrauen und Mißtrauen, Sympathie und Antipathie neben aller kühlen Berechnung erhalten hat.

Man kann dieses Element als eine der wesentlichen Voraussetzungen jeder Art internationaler Verständigung bezeichnen. Ganz mit richtigem Gefühl prüft denn auch jedes Volk seine Leiter instinktmäßig unter dem Gesichtspunkte: Wie nehmen sie sich im internationalen Verkehre aus? Wie vertreten sie die Art und Interessen des Volkes nach außen? Sind es feste und umgängliche Männer von Achtung gebietendem Stolz und guter Führung? Dabei sieht jedes Volk mit Millionen scharfprüfenden Augen jeden Mangel der Persönlichkeit. Der Charlatan, der Schemenmensch, die Windfahne sind ebenso bald durchschaut wie der blinde und plumpe Draufgänger. Man will an diesem Posten nicht formale Autoritäten, sondern wirkliche Männer, gerade und aufrechte Charaktere mit klaren, klugen Köpfen und warmen Herzen sehen, und man hat eine Vorliebe für solche, denen man zutraut, daß sie ihre eigenen Fehler und das Unglück ihres Volkes, wenn es not tut, mit dem eigenen Leben zu büßen bereit sind.

Dieses durchaus berechtigte und gesunde Verlangen sitzt heutzutage allen Völkern tief im Blute; es bildet neben den konstitutionellen Garantien der Verfassungen eine fast noch wichtigere lebendige Garantie vernünftiger Staatsleitung.

Aus diesem Grunde verträgt denn auch kein Staat an diesem Punkte die geringste Unsicherheit. Wenn irgendwo, dann ist es hier unerträglich, wenn die lebendigen und die formell rechtlichen Garantien sich nicht decken. Ein solches Mißverhältnis aber entsteht sofort, wenn der Glaube daran erschüttert wird, daß nicht etwa die verfassungsmäßigen Faktoren, sondern irgendwelche andere verborgenen Kräfte die Leitung tatsächlich haben.

Unsere deutsche Verfassung stellt dabei wegen ihrer Kompliziertheit stärkere Anforderungen an das Volksvertrauen als irgendeine andere. Wir haben als den Mann, in dessen Person dem Ausland gegenüber das ganze Reich samt allen seinen Gliedern ohne reservatrechtlichen Vorbehalt vertreten erscheint, den Kaiser anzusehen. Seine Person ist die einzige, der ein unmittelbares Recht der Reichsrepräsentation in der gesamten Reichsdiplomatie zukommt. Dies muß wegen des problematischen Gesandtschaftsrechtes der Staaten immer neu und immer stärker betont werden, je umfassender und eindringlicher unsere deutschen Weltinteressen werden.

Dies muß auch deshalb immer neu betont werden, weil der Kaiser nach der Reichsverfassung nicht Reichsmonarch ist, sondern auf bundesmäßiger Grundlage als König von Preußen seine Reichsmission empfangen hat. Es ist aber auch nicht zu vergessen, daß ihm diese Mission als ständiges, unwiderrufliches, verfassungsmäßig eigenes Recht zusteht.

Das konstitionelle und das bundesmäßige Element unserer Reichsverfassung weisen den Kaiser an, seiner Person als Reichsrepräsentanten zwei Einschränkungen anzutun. Die eine setzt ihn in Beziehung zum Volk als Ganzem, die andere zu den Regierungen der deutschen Staaten. Weder nach jener noch nach dieser Richtung besteht eine Teilung der Vertretungsmacht. Eine solche könnte nach außen nur eine Unklarheit, nach innen nur eine Unsicherheit bedeuten. Das ganze Deutsche Reich ist nach außen einheitlich nur durch den Kaiser vertretbar. Aber nach innen ist er durch seinen verantwortlichen Minister, den Reichskanzler, mit dem Volke durch den Reichstag, mit den Regierungen der Staaten durch den Bundesrat in Verbindung gesetzt. Irgend einen anderen Leiter dieser Beziehungen als den Reichskanzler, mag dieser andere mit dem Kaiser in noch so naher Verbindung stehen, kann es nicht geben. Allzu rascher Wechsel in der Person des Reichskanzlers kann daher leicht den Glauben erwecken, als seien auch

Digitized by Google

die Beziehungen zwischen Kaiser einerseits und Volk und Regierungen andererseits schwankende und wechselnde. Gerade für die Diplomatie wird eine gewisse Stetigkeit in der Pflege dieser Beziehungen im Interesse der Sache selbst, wie im Interesse unseres Weltansehens und unseres Weltstandes ganz besonders zu wünschen sein. Sollen Irrungen und Wirrungen, wie sie in der Marokkokrisis allzu deutlich hervorgetreten sind, dauernd vermieden werden, so ist eine der ersten Voraussetzungen die Sorge für eine Sicherung und Festigung des Reichskanzlerpostens. Die Person des Reichskanzlers kann man geradezu als Gradmesser für allen Wandel in den internationalen Beziehungen des Deutschen Reiches ansehen. Seine Absetzbarkeit und Verantwortlichkeit sind die Ventile des Dampfkessels der deutschen Politik. In seiner Person liegt der schwierigste und wichtigste Teil lebendiger Garantie und damit eine der bedeutsamsten tatsächlichen Voraussetzungen internationaler Verständigung. In der tatsächlichen und rechtlichen Gestaltung seiner Verantwortlichkeit angelt die Beziehung zwischen Kaiser, Volk und Bundesregierungen und gründet sich die lebendige Einheit des Deutschen Reiches und dessen Wirksamkeit im Verkehr der Mächte.

Prophezeiungen.

Von

Ike Spier.

Jemand hat die witzige Phrase geprägt: „Es gibt Leute, die etwas voraussagen, das sie nicht wissen können; trifft es ein, so nennt man sie Propheten."

Man nimmt allgemein die Wahrsager, Schicksalskünder, Propheten usw. nicht für ernst; trotzdem sind auch Aufgeklärte kaum fähig, einen gewissen Schauder, eine Art von Grauen zu beherrschen, wenn sie sich, sei es auch nur im Scherz, von einem orientalischen Magier aus den Handlinien oder sonstwas die Zukunft verkünden lassen; diese Beobachtung kann man leicht in den Tropen, im Orient machen.

Scheinbar ist die südliche Hemisphäre, die Aequatorialzone, mehr als die nüchterne nördliche geeignet, diese vibrierende Seelenemotion zu begünstigen.

Die große Masse glaubt ja ziemlich allgemein an die Wahrsagekunst. Offenbar spielen da vererbte Gefühle mit, die aus der Zeit kommen, wo der Stammeszauberer, der „Medizinmann" eine mit Furcht gemischte Verehrung genoß.

Nun ist die Frage der Prophetie absolut nicht so einfach zu erledigen, wie es dem monistisch-materialistisch Geschulten scheinen mag.

Dr. M. Kemmerich hat in einem Buch „Prophezeiungen" eine große Anzahl von historischen Voraussagungen aufgefrischt und, nach seinen Deutungen, auch die Richtigkeit dieser Zukunfts-Kündungen bewiesen.

Nostradamus, der mittelalterliche Mystiker, liefert das beste Material dazu. Ueber die Propheten der heiligen Schrift und die Apostel geht dieser historische Rückblick bis in die Neuzeit und verdient Beachtung, wenn auch nicht volle Zustimmung.

Die Erklärungsversuche Kemmerichs, die Paraphrasen, welche er zu diesen Prophezeiungen liefert, sind oft recht willkürlich und absolut nicht zwingend. Da diese Propheten alle in bilderreicher, schwülstiger Sprache redeten, so kann man sehr leicht beliebigen Sinn unterlegen.

Aber das allein ist nicht das Entscheidende; selbst wenn Kemmerich mit seinen Beispielen fehlgegangen wäre, so würde das nichts gegen das eventuelle Bestehen einer prophetischen Gabe sprechen; auch würde das nichts Uebersinnliches, wider die Naturgesetze Revoltierendes sein.

Die Telepathie, das Fernsehen, das Uebertragen von Gedanken usw. hat nichts Spiritualistisches, außerhalb des Erklärbaren an sich.

Sehr leicht kann man sich doch vorstellen, daß Gedanken, die ja zuletzt nur Gehirnmolekularvorgänge, wahrscheinlich sogar nur elektrische Teilbewegungen repräsentieren, als elektrische Strömungen sich auf andere, sehr feinorganisierte Individuen übertragen lassen, oder daß in weiter Ferne geschehene Dinge

Digitized by Google

irgendeinem Gehirn sich mitteilen und im optischen Vorstellungszentrum gesehen werden. Als elektrische Wellenbewegungen könnten sie sich auf viele Kilometer fortpflanzen; man denke vergleichsweise an die drahtlose Telegraphie und Telephonie.

Die Erklärung der Prophetie hat aber ganz erhebliche Schwierigkeiten, denn sie stellt scheinbar das Kausalitätsgesetz auf den Kopf, d. h. die Folge von Ursache und Wirkung. Da sie ja etwas voraussieht, das noch gar nicht geschehen ist, also auch noch keine substanziellen Folgen in irgendeinem Gehirn hervorbringen könnte. Das Kausalitätsgesetz ist, nebenbei gesagt, von manchen Forschern als nicht zu recht bestehend angegriffen worden, z. B. der berühmte Physiologe Verworn behauptet so; aber selbst seine Richtigkeit zugegeben, ist vielleicht die Erklärung der Prophetie als naturwissenschaftliches, nicht geheimnisvolles Geschehen möglich. Man muß dabei die zwangsmäßige Logik des Geschehens voraussetzen; z. B. ließ sich schon 150 Jahre bevor die Französische Revolution als die Folge der Mißwirtschaft der Könige voraussehen. Alles was geschieht, muß geschehen, sagen die Deterministen, die Leugner der Willensfreiheit; es ist nicht möglich, hier die Diskussion darüber zu beginnen; jedenfalls läßt sich bei pathologischen Fällen, z. B. in degenerierten Familien, bei geistesdefekten Eltern kein gesundes Kind erwarten, die Nachkommen werden vielfach Verbrecher, Belastete, Minderwertige sein müssen, und demgemäß sind ihre Lebensäußerungen in gewissem Sinne voraussehbar.

Die Hauptschwierigkeit in der Erklärung der Prophezeiungen von Dingen, deren bestimmende Ursachen eigentlich nicht zurzeit des Vorhersagens erkannt werden konnten oder wenigstens nicht offenkundig zutage lagen, kann vorerst nur, solange wir naturwissenschaftlich denken, durch kühne Hypothesen beiseite geräumt werden.

Daß mit der Gabe der Prophetie Ausgestattete auch nur Gehirnvorgänge — wie jeder Mensch — in diesem Falle in Gestalt von Visionen erleben, setzt eine materielle Unterlage für diese voraus. Durch irgend etwas war im Denkorgan eine Erregung hervorgerufen, die zukunftsausmalende Bilder produziert.

Mit dieser Möglichkeit des Prophezeiens würde in speziellen Fällen auch für Gottesgläubige die Willensfreiheit und damit Selbstverantwortlichkeit der Menschen, über die vorausgesagt wird, ausscheiden. Diese beiden unvermeidbaren Gegensätze, Vorhersagen, welche eintreffen, und Willensfreiheit, sind den Gläubigen eine „bittere und harte Nuß" zum knacken gewesen, und mit den hilflosesten Erklärungsversuchen hat man diese Kluft verdecken wollen; sie besteht aber trotzdem. Nur die Deterministen, die Leugner der Willensfreiheit, können leicht alle diese Schwierigkeiten beseitigen.

Nach ihren Anschauungen sind alle Handlungen und Geschehnisse bedingt und unfrei.

Für die in der fernsten Zukunft liegenden Ereignisse sind heute schon mitwirkende Ursachen vorhanden, dem einen mehr, dem anderen weniger leicht erkennbar.

Die Unterschiede sind da nur quantitativ. Deshalb könnten sich bei gewissen feinorganisierten Individuen diese Komponenten, diese Urzeuger zukünftiger Dinge, schon heute visuell zu Bildern verdichten und auch prophezeit werden; genau so, wie nur wenige imstande sind, Fernzusehen (räumlich), so sind auch nur sehr wenige begabt, aus kleinen Anregungen, geringen Zeichen, unbewußt weiterzubilden. Es handelt sich da um einen unter der Schwelle des Bewußten vorgehenden Gehirnmechanismus.

Wenn aber z. B. irgend jemand fähig wäre etwas vorauszukünden, dessen Bedingungen ihm unbekannt sind, so würde man gezwungen sein, anzunehmen, daß er doch Gehirnreize irgendwie erhält, daß aber alle diese Vorgänge im Unterbewußtsein stattfinden, die nicht zur Erkenntnis kommenden Erregungen weiterarbeiten und Ergebnisse zeitigen.

Wenn solche Gehirnreize zu jemandem gelangen, müßte es auf demselben Wege geschehen, wie bei den Fernsehenden, nur daß sie dem Prophetischen unbewußt bleiben. Es gibt da noch rätselhafte Zusammenhänge, die

Digitized by Google

uns nicht vollständig deutbar sind. Das würde nicht für ihre Uebersinnlichkeit, das außerhalb der Naturgesetze stehen, sprechen.

Wir sind nur noch nicht so weit vorgeschritten, die Zusammenhänge zu erkennen.

Wir brauchen zum Vergleich anzuführen, daß einem Wilden die Vorausverkündung einer Sonnenfinsternis als reine Prophetie, ungeheure Macht über die Elemente erscheinen muß. Uns dünkt dasselbe etwas Mathematisches, Nüchternes.

Und selbst der Optimist von reinstem Wasser muß zugeben, daß wir vielen Naturvorgängen genau so gegenüberstehen, wie der Wilde der Sonnenfinsternisverkündung. Das ist gut so, denn es ist eine Gewähr für immerwährenden Fortschritt. Wir können vieles noch nicht deuten, ohne daß deshalb gleich mit dem Ausdruck „Wunder" operiert werden müßte; ebensowenig aber brauchen wir das, was wir noch nicht zu erklären vermögen, abzuleugnen; die Garantie für die Höherentwicklung steckt in der Wahrheitssuche und im Eingeständnis der Unvollkommenheit, die sich aber immerzu einer ideellen Vervollkommnung nähern muß.

Fortschritt und Erfinderschicksale.

Von

Johannes Gaulke.

Die großen Erfindungen und Entdeckungen, die der Kultur neue Bahnen gewiesen und den menschlichen Horizont erweitert haben, sind in den meisten Fällen den Erfindern zum Verhängnis geworden. Diese für die Menschheit äußerst beschämende Erscheinung mag darin ihren Grund haben, daß der Mensch im allgemeinen am Hergebrachten klebt und in allem Neuen eine Gefährdung seines Wohlbefindens erblickt. Dazu kommt, daß für die meisten Menschen der eigene begrenzte Horizont die Grenze des menschlichen Erkennens überhaupt bedeutet. Neue wissenschaftliche Tatsachen, neue Erfindungen und Entdeckungen werden von ihnen entweder gänzlich in Abrede gestellt oder als unwesentlich und nicht erweiterungsfähig hingestellt. Und dennoch lehrt uns die Geschichte der Erfindungen, daß die Zweifler niemals recht behalten haben. In unseren Tagen, da das Problem der Luftschiffahrt nahezu gelöst ist, da ein uralter Traum der Menschheit seiner Verwirklichung entgegengeht, erscheint es darum besonders reizvoll, einige historische Reminiszenzen, die die geistige Verfassung der jeweiligen Zeitgenossen in eine besondere Beleuchtung rücken, wieder aufzufrischen.

Schon das klassische Altertum hat seine Wahrheitssucher und Forscher übel mitgenommen und sich Ketzerverfolgungen geleistet, die mit der vielgerühmten klassischen Geistesfreiheit nicht recht in Einklang zu bringen sind. Sokrates mußte den Schirlingsbecher trinken, weil er eine von dem damaligen Götterglauben abweichende Anschauung vertrat und deshalb als Volksaufwiegler galt. Als die Schule der Pythagoras die Bewegung unseres Planeten als Grundgesetz ihrer Naturlehre aufstellte, wodurch die Erde aus ihrer dominierenden Stellung als Mittelpunkt der Welt gerückt wurde, brachen die „führenden" Geister, wie Plato und Archimedes in ein Hohngelächter aus. Schlimmer noch erging es dem Anaxagoras, der wegen Gottesleugnung angeklagt und von seinen Gegnern auf das unduldsamste verfolgt wurde. Er hatte unter anderem die ungeheuerliche Behauptung aufgestellt, daß die Sonne größer sei als die Erde! Wegen eines ähnlichen „Delikts" wurde Galilei zweitausend Jahre später von der Inquisition zur Rechtfertigung gezogen, und entging mit knapper Not dem qualvollen Tode des Verbrennens.

Was Christoph Columbus von seinen Zeitgenossen, denen er seinen genialen Plan der Erdumsegelung entwickelte, zu erdulden hatte, ist in vielen Anekdoten der Nachwelt überliefert worden. Von überwältigender Komik ist die Entgegnung eines Skeptikers, der geltend machte, daß — vorausgesetzt, daß die Erde wirklich eine Kugel sei — der Erdumsegler schließlich irgendwo den Höhepunkt erreichen müsse, von dem er dann unbarmherzig in die Tiefe hinabgleiten würde.

Digitized by Google

Höchst bemerkenswert ist der Fall des großen Chemikers Lavoisier, eines der Begründer der neueren Chemie (1743—1794). Lavoisier hatte die Luft, die bis dahin als ein Element galt, in ihre Bestandteile, in Sauerstoff und Stickstoff, zerlegt, wodurch er sich den Unwillen der allerhöchsten gelehrten Körperschaft Frankreichs, der Akademie der Wissenschaften, zuzog. Eins ihrer Mitglieder führte u. a. aus, daß es nicht zulässig sei, alte Wahrheiten, die seit Jahrtausenden von den Chemikern und Physikern als solche anerkannt seien, zu verdrehen!

Die harte Kritik seiner Entdeckung hielt den großen Chemiker jedoch nicht davon zurück, einen Meteorfall, der von vielen Menschen genau beobachtet worden war, in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Er schrieb über diese Angelegenheit eine sehr gelehrte Abhandlung, in der er haarscharf bewies, daß Steine nicht vom Himmel fallen können. Heute werden in allen naturwissenschaftlichen Museen „vom Himmel gefallene Steine" aufbewahrt. Es können demnach, wie der Fall Lavoisier lehrt, die tiefgründigste Erkenntnis und das borniertesteVorurteil nebeneinander in einem Menschenhirn wohnen!

Mit dem Hohngelächter Europas sind die Erfinder der Dampfmaschine für ihre Leistung belohnt worden. Samuel de Caus (1576 bis 1626), dessen Name fast ganz in Vergessenheit geraten ist, war einer der ersten Ingenieure, die sich des Dampfes als bewegende Kraft bedient haben, Als er mit einem Apparat zum Heben des Wassers mittels Dampfdrucks vor die Oeffentlichkeit trat, hielt man ihn für einen unheilbar Verrückten und steckte ihn in ein Irrenhaus, wo er seine Tage beschließen sollte. Mit unsäglichen Schwierigkeiten hatten zwei Jahrhunderte später James Watt, der eigentliche Erfinder der Dampfmaschine, und Robert Fulton, der erste Erbauer des Dampfschiffes, zu kämpfen, um ihrer Idee Anerkennung zu schaffen. Hatte doch selbst ein Napoleon die Erfindung Fultons als Spielerei abgelehnt! Die Geschichte hätte vielleicht einen anderen Verlauf genommen, wenn der erste Kaiser der Franzosen das neuerfundene Dampfschiff seinen Zwecken dienstbar gemacht hätte. Auch hier sehen wir, daß nicht einmal die höchste Genialität den Menschen vor Dummheiten bewahrt.

Aber die Dampfkraft sollte trotz aller Proteste und falscher Bewertungen ihre kulturfördernde Mission erfüllen. Stephenson baute 1814 die erste Lokomotive, und nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts hatten die Hauptkulturstaaten das neue Beförderungsmittel sich zu eigen gemacht. Allerdings fehlte es auch bei Einführung der Eisenbahn nicht an mahnenden Stimmen. Es traten Ingenieure mit der Behauptung hervor, daß die Lokomotive sich nicht von der Stelle bewegen könne, da die Räder infolge ihrer besonderen Konstruktion sich um sich selbst drehen müssen. In Bayern erklärte sich das königliche medizinische Kollegium mit aller Entschiedenheit gegen den Bau von Eisenbahnen, weil die Reisenden durch die schnelle Bewegung des Zuges auf das äußerste in ihrer Gesundheit gefährdet würden. Gehirnerschütterungen, Krämpfe und Schwindelanfälle sollte eine Eisenbahnfahrt schon bei mäßiger Geschwindigkeit hervorrufen!

Ebenso energisch rückte man der Eisenbahn in Frankreich auf den Leib. In der Deputiertenkammer warnte M. Thiers vor einer zu optimistischen Beurteilung des neuen Verkehrsmittels. Er gab freilich zu, daß kürzere Strecken im Umkreise großer Städte wohl angebracht seien, aber von Länder verbindenden Eisenbahnen wollte er aus „verkehrstechnischen" Gründen nichts wissen. Noch weniger Bedeutung legte man anfangs der Eisenbahn als Mittel der Völkerverbrüderung und der Verbreitung neuer Ideen bei. Proudhon, einer der radikalsten Denker aller Zeiten und Verächter sozialer Vorurteile, war in dieser Beziehung so befangen, daß er eine derartige Behauptung als lächerlich und trivial hinstellte.

Ueber die Tragweite einer neuen Erfindung lassen sich von vornherein überhaupt keine Schlüsse ziehen. Oftmals werden die kühnsten Kombinationen, die man gern in das Gebiet der Utopie verweisen möchte, durch das endgültige Resultat bei weitem überholt. Wer hätte auch nur geahnt, welche gewaltigen Umgestaltungen die Elektrizität im Völker- und Wirt-

Digitized by Google

schaftsleben hervorrufen würde! Und es war wieder die zünftige Wissenschaft, die die Behauptung des Bologneser Gelehrten Galvani mit Hohnlächeln entgegengenommen hatte. Galvani hatte enthäutete Froschschenkel mittels Kupferhaken an einem eisernen Balkongitter aufgehängt und darüber bemerkt, daß sie bei jedesmaliger Berührung in konvulsivische Zuckungen gerieten. Dieses Phänomen brachte den scharfsinnigen Gelehrten auf die Idee, daß eine neue, noch unerforschte Naturkraft sich hierin äußere. Die verschiedenartigen Verwertungsmöglichkeiten seiner nach ihm benannten Erfindung (Galvanismus) dürfte er aber kaum geahnt haben. Ihn traf nur der Spott der gelehrten Perücken.

Aehnlich erging es Benjamin Franklin, dem Erfinder des Blitzableiters, er wurde von der königlichen Gesellschaft in London, der er seine Erfindung demonstrierte, mit Hohngelächter abgewiesen.

Welche Bedeutung die Elektrizität für das moderne Leben hat, bedarf keiner Erörterung. Aber so oft eine neue Verwertungsmöglichkeit dieser Naturkraft auftauchte, erhoben die geistig Kurzsichtigen, die in anderer Beziehung gewaltige „Autoritäten" waren, ein ungeheures Geschrei. Als die ersten Telephonleitungen in verschiedenen deutschen Großstädten Anfang der 80er Jahre angelegt wurden, steckten abermals die gelehrten und ungelehrten Besserwisser die Köpfe zusammen und freuten sich im stillen des Mißerfolges dieses „unsinnigen" Experiments. Ich werde den weihevollen Augenblick nie vergessen, als uns unser im Schuldienst ergrauter Gymnasialprofessor in der Physikstunde sozusagen experimentell bewies, daß das Telephon wohl an sich eine sehr schöne Erfindung sei, aber für die Praxis aus wer weiß welchen Gründen gar nicht in Betracht käme. Er hat noch den glänzenden Erfolg des Fernsprechwesens erlebt, ob er aber seine „wissenschaftliche" Ueberzeugung von damals im Einklang mit den Tatsachen korrigiert hat, vermag ich nicht festzustellen.

Der Erfinder der Gasbeleuchtung, Philipp Lebon, starb 1804 eines gewaltsamen Todes, verhöhnt und verspottet. Als er seine Erfindung nutzbar machen wollte, machte man die Einwendung, daß eine Lampe ohne Docht nicht brennen könne! Ein Jahr nach seinem Tode wurde die erste Gasbeleuchtung in Birmingham eingerichtet. Heute verdienen einzelne Fabrikanten oftmals mit ganz geringfügigen Verbesserungen der Beleuchtungsvorrichtungen viele Millionen.

Der Erfinder des Streichholzes, den man auch zu den Wohltätern der Menschheit zählen kann, Johann Friedrich Kämmerer, hatte mit ungeheuerlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, um seine Erfindung in Deutschland anzubringen. Ein unsinniges Gesetz, das der deutsche Bundestag in Frankfurt a. M. für die 33 Bundesstaaten erlassen hatte, verbot den Handel und Gebrauch des „gefährlichen" Feuerzeugs bei hohen Strafen, wodurch Kämmerer sich genötigt sah, seine Zündhölzer im geheimen herzustellen und ins Ausland zu verschicken. Der Regierung durch einen seiner Mitarbeiter verraten, wurde sein Laboratorium zerstört und sein Vermögen konfisziert. Infolge der vielfachen Anfeindungen, die er während seines ganzen Lebens zu erdulden hatte, wurde er wahnsinnig und starb im Jahre 1857 im Irrenhause zu Ludwigsburg. Seine glücklicheren Rivalen brachten es nach Aufhebung jenes unsinnigen Gesetzes durch Ausbeutung seiner Erfindung zu gewaltigem Reichtum.

Aehnliche Argumente, die für jeden Weiterblickenden den Stempel der Beschränktheit tragen, sind zu allen Zeiten geltend gemacht worden und werden auch in Zukunft dem Erfinder entgegengehalten werden von den Trägen und Denkfaulen, die von der Erweiterung des allgemeinen geistigen Horizonts eine Erschütterung ihres seelischen Gleichgewichts befürchten. Zwar sind dem Menschen von der Natur Grenzen gezogen, die er trotz intensiver Arbeit und rastloser Energie nicht zu überschreiten vermag, aber innerhalb des ihm gegebenen Betätigungsfeldes gibt es so viele Verwertungsmöglichkeiten seiner geistigen Kräfte, daß er einstweilen noch reichlich mit Arbeit versehen ist. Die Erfindungen der letzten Jahrhunderte haben sich derart gehäuft, daß wir noch gar nicht imstande sind, ihre Bedeutung für die allge-

Digitized by Google

meine Kulturentwicklung zu ermessen. Wer bürgt dafür, daß das Luftschiff, sobald es aus dem Stadium des „strategischen" Hilfsmittels hervorgetreten ist, nicht zu einem völkerverbindenden Faktor werden wird! Schon aus diesem Grunde ist der Sieg der Technik auf allen Gebieten zu wünschen, mag er auch manchmal, wie es die „Automobilseuche" lehrt, für den einzelnen mit unangenehmen Begleiterscheinungen verbunden sein.

Die Mitte Europas.

Von

Julius Bab.

Die Mitte Europas heißt Belgien — und das gilt im geographischen Sinne noch nicht einmal so genau wie im kulturellen und geistigen. Belgien ist der geometrische Ort für alle Linien der romanisch-germanischen Kulturgeschichte, der große Schnittpunkt all der Kräfte, durch deren Zusammenschlag sich seit tausend Jahren der europäische Geist bewegt.

Ich kam von Holland nach Belgien, und Holland ist Rembrandts Land. Und in der Schule erhält man so mit Kastor und Pollux, Schiller und Goethe auch den schönen Begriff Rembrandt und Rubens ins Gehirn geflößt. Und nun, da es in den großen und kleinen Städten Belgiens von Rubensschen Gemälden wimmelt und zu Antwerpen noch sein strotzendes Haus steht, könnte es einer für naheliegend halten, zu sagen, Belgien wäre des Rubens Land. Aber dieser Gedanke wäre noch weit mehr unrichtig als naheliegend. Denn einmal ist dieser riesige Meister des Barock kein zeitloser Genius wie Rembrandt, der die Quintessenz einer ganzen Kultur, die letzte Möglichkeit eines Volkes bedeuten kann; er ist eine historische Erscheinung größten Formats und repräsentiert deshalb eine Zeit, aber keinen Ort, kein Land, keine Rasse in endgültigem Sinne. Und zweitens ist es gerade das Wesen dieser unter dem ganz jungen und ungefähren Begriff „Belgien" geeinten Völker, daß überhaupt niemals eine einzelne Seele ihr Repräsentant so sein kann, wie Rembrandt in seinem Weg von prunklos grob strotzender Sinnlichkeit zu reinster seelischer Befreiung die Erfüllung jeder Möglichkeit im holländischen Menschen bedeutet.

Denn „Belgien" ist, wie gesagt, eine blutjunge Neugründung der politischen Praxis ohne Blutgewicht und ohne seelische Kraft. Man erträgt sie und trägt sie bestenfalls nicht ungern, aber als fühlender, sprechender, denkender Mensch ist man Flame oder Wallone. Die Männer der nordöstlichen Provinzen, die von Flandern und von Brabant, sind die kulturgeschichtlich weitaus wichtigeren. Aber die anderen, die überwiegend romanischen Wallonen im Südwesten, sie haben eben die Bedeutung, daß sie durch die jahrhundertlange engste Berührung, durch eine wahre Symbiose mit jenem äußerst empfänglichen germanischen Menschenschlag in den Flamen den unvergleichlich romanisch-germanischen Uebergangstypus geschaffen haben, jene Menschen, in denen sich, nach einem Worte Verhaerens französisches Feuer und deutsche Schwere wunderbar vereinigt — jene Menschen der europäischen Mitte.

*

Und diese ganz einzigartige Spannung der Blutsmächte ist es, durch die Belgien das Land der stärksten und fruchtbarsten Kontraste geworden ist. Das gilt im Raum wie in der Zeit, in der Geschichte wie in der Gegenwart. — Auf dem Berg bei Brüssel hat der Herzog von Brabant sein „Gott will es" über die Massen gerufen, und von hier flutete in den Kreuzzügen die Woge ekstatischer Begeisterung durch die Welt. Aber die Städte von Flandern und Brabant waren es auch sogleich, die aus dieser religiösen Ekstase einen ungeheuren irdischen Profit zogen, um die Wette mit Venedig, Florenz, und Genua blühten Ypern, Gent, Brügge und Brüssel empor. — In Flandern und Brabant begann zuerst das sinnliche, unruhige, lustige Blut der Niederländer gegen spanische Tyrannei zu revoltieren, in Brüssel fiel des leichtsinnigen Egmont Kopf. Aber hernach waren es nur die nördlichen Provinzen, die mit Oranien, dem klaren Statthalter Hollands, den Kampf siegreich durchführten; die Flamen und Brabanter

Digitized by Google

fanden schließlich, daß es sich auch unter anderem Glauben gut leben ließe, sie blieben habsburgisch, und die üppige Kompromißkunst aus neu erstarktem Katholizismus und wiedergeborener heidnischer Sinnlichkeit, das Barock, brachte Rubens, der große Meister von Brabant, zu üppigster Blüte. Die christliche Kunst, die hier einst durch Memling ihre kindlichste und reinste Form gefunden hatte, fand so hier auch ihre raffinierteste und sinnlichste. Und so stehen noch heute in diesem Lande nebeneinander: der sinnlich wüste Zynismus eines Rops und das unirdische Geisterwesen eines Fernand Knopf, die asketische Inbrunst des Bildhauers Minne und die monumentale Wirklichkeit Constantin Meuniers, die wirklichkeitsflüchtige Traumwelt Maeterlincks und das hohe Lied Verhaerens, der seinen neuen Gott auch im Qualm der Fabriken und im Donner der Maschinen zu sehen vermag.

*

Die Kontraste aber, in denen diese Menschen malen, meißeln und dichten, sind in das Land hineingebaut, dem Auge selbst des flüchtigsten Reisenden sichtbar. Man kommt aus Ostende, dem üppigsten, glänzendsten Seebad der großen Welt, dem die Tatsache, daß es zugleich ein bedeutender, verkehrsreicher Hafen ist, eine ganz einzige Energie und Wucht verleiht und ist in einer Stunde in Brügge, wo alles Gegenwärtige wie ein gleichgültiger und wenig geglückter Anhang erscheint zu den bewegungslos stolzen Denkmälern der Vergangenheit. Man sieht hier die Beguinenhöfe liegen, groß, ruhig, ungestört, in aller klösterlichen Würde des Mittelalters wenige Stunden später vielleicht trägt uns die Bahn durch das Hennegau über Mons oder Charleroi in Meuniers schwarzes Land, in das französische Grenzgebiet, in dem Zola die Studien zu seinem „Germinal" gemacht hat; da entsteht eine neue Hügellandschaft aus den schwarzen Schlackenbergen, die hier und da schon wieder Vegetation ansetzen — ein ganzes Gebirge, das als Nebenprodukt menschlicher Arbeit Tag für Tag in Qualm und Hammerschlag emporwächst. — Finstere Denkmäler unserer friedlosesten Arbeitswelt.

Man steht in diesem grimmigen Schlachtfeld der modernen Industrie der kapitalistischen Wirtschaft und denkt zurück nach Brügge: da ragt auf dem Markt der Belfried auf, der große Glockenturm der freien Bürger von einst; seine Schönheit ist so leuchtend, sein Stein so beschwingt, seine Wucht so leicht und jubelnd, daß er für mein Gefühl alles überklingt, was der poetischen Tradition nach das tote Brügge an melancholischer Beklemmung auslösen sollte. Viel stärker scheint mir das Gefühl des Stolzes und der Freude, das uns dies unvergleichliche Denkmal eines stolzen und siegreichen Gemeinsinns gibt. Und man denkt an den herrlichen „Grande Place", dies restlos versteinerte Stück Hochrenaissance, im sonst berlinisch modernen Brüssel; da stehen um ihr Rathaus gedrängt die prunkenden Häuser der Gilden und Zünfte und geben so grandioses Zeugnis einer mächtigen sozialen Kultur, daß unsere finstere Neuzeit neidvoll zum lichten Mittelalter aufblicken muß. Und dann denkt man, daß hinter diesen Kohlenwerken, dicht an der französischen Grenze, zwischen Ackerfeldern und jungem Wald ein kleines, sehr unscheinbares Haus steht, in dem lebt ein Mann der Zukunft: Emile Verhaeren, der Dichter und Prophet. Prophet einer Zukunft, in der Weltfreude und himmlische Seligkeit wieder Eins sein soll, in der die Arbeit adelt und der Adel arbeitet. Eine Zukunft, die vielleicht aufs neue glänzend offenbart, welch segensvolle Zusammenspannung ringender Kräfte dies Land der europäischen Mitte immer noch umfaßt.

Romane.

Von

Peter Hamecher.

Kein regelrechtes Romanreferat. Was wohl einmal fortlaufende Uebersicht werden soll, ist hier nur Spiegelung zufälliger Lektüre; nicht ein Bild vom Stand unserer gegenwärtigen Romandichtung. Die Willkür des Zufalls und ein wenig die subjektive Vorliebe haben die Zusammen-

Digitized by Google

stellung gemacht. So gebe ich denn nur ein paar Hinweise.

Zum letztenmal ist von Hermann Bang zu sprechen, dem Vaterlandsflüchtigen, der dem Tode nachreiste ein Leben lang und ihn endlich auf einer kleinen amerikanischen Station erreichte. Hier ist sein letztes Buch: „Die Vaterlandslosen" (S. Fischer, Berlin). Es ist wirklich ein Werk, wie aus der Ewigkeit des Grabes. Nur die heldischste Resignation konnte das eigene Leben so unpersönlich, so schicksalhaft sehen, wie dieser müde Erdenpilger es im „Michael" und in den „Vaterlandslosen" getan. Und er war ehedem der Dandy der Dekadenz, der Dichter der „Hoffnungslosen Geschlechter". Dieser ewig müde, von Nervenkrisen geschüttelte Mensch hatte sich dann gezwungen, dem Sphinxblick des Lebens standzuhalten, und er war ein illusionsloser Gestalter der stummen Schicksalstragödien geworden. Und mit diesem Blick hatte er auch das eigene Leben ansehen gelernt. In den „Vaterlandslosen" gibt er eine letzte Rechnungslegung vor dem Leben, die Bilanz eines Einsamen, der nie eine Heimat im Leben gefunden. Man sieht tiefer unter die Maske eines Entwurzelten, der ein König des Schmerzes war. Man sieht einen, der fremd in Leben und Heimat war und sehnsüchtig und glücklos das Lied seiner Schmerzen spielte. Man sieht in letzte Beweggründe einer Künstlerseele, die vor eines ihrer Werke die Worte setzte: „Ich habe den Menschen von meinen Schmerzen gegeben, das hat sie gerührt — für mich war es nichts, ich habe mein Herz dabei verschwendet ohne zu empfangen, ohne froh zu sein." Sehnsüchtig sucht Joan Uhijazi, der Rassenmischling, seine Heimat; die Heimat der dänischen Lieder, die seine Mutter sang, und die er mit dem wilden Feuer des vaterländischen Zigeunerblutes auf seiner Geige in aller Herren Länder spielt: ein heißes Lied der Schmerzen und der Sehnsucht. Er findet die Heimat; aber es ist seine Heimat nicht. Sie enttäuscht ihn, um die er so lange geworben. Und auch sein Geigenspiel will verstummen, seit er den neuen Lebensjubel vernommen, den Jens Lund, der Mensch einer neuen Erde, zu den Sternen emporjauchzt. Müde, resigniert, kehrt er zurück zur Insel der Verfluchten, auf der das Geschlecht seiner Väter seit undenklichen Zeiten haust; auf die auf der Grenzscheide der Länder gelegene einsame Donauinsel. Einsam wird er dort warten, bis das große Schweigen kommt, einsam und liebearm; denn die Insel der Verlorenen kennt die Liebe nicht. „Unsere Insel hat keine Frauen."

Man kennt die Entstehungsgeschichte dieses Romans. J. V. Jensen hatte um 1907 in einem Kopenhagener Journal Bang heftig angegriffen und ihm vor allem seine Homosexualität zum Vorwurf gemacht. Alle hexenhammerischen Vorurteile des Pöbels hatte er auf ihn gehetzt. Bang verließ damals die Heimat und kam nach Deutschland. So wurden die „Vaterlandslosen" eine Auseinandersetzung mit der Heimat und mit Jensen. Denn Jens Lund, vor dessen Genius Joan Uhijazi sich beugt, ist Jensen, der Dichter der neuen Zeit, des neuen Lebensjubels, der Bang haßte, den „Edelmann der Schmerzen", wie Jens Lund ironisch sagt; den, der „aus dem vorigen Jahrhundert" stammt.

Da liest man denn Jensens Mythos vom Heraufstieg des germanischen Menschen: „Der Gletscher" (S. Fischer, Berlin), und man begreift den Gegensatz zwischen dem Dichter der „Vaterlandslosen" und dem des „Gletscher", man fühlt: zwei Zeiten singen hier ihr Lied. Dieser „Gletscher" ist bei seinem Erscheinen mit einem Jubel empfangen worden, als ob hier wirklich dem modernen Menschen der Mythos seines Ursprungs gegeben sei. Ich kann da nicht mit. Was mich entzückt, ist die sieghafte Melodie; ist auch die wunderbare Kraft epischen Gestaltens, die manche Stelle zur unvergeßlichen Größe hinaufhebt. Aber das Ganze erinnert mich doch etwas zu sehr an den unkritischen und voreiligen Aufstiegjubel um 1900, der in Bölsches „Liebesleben in der Natur" und seinen Konstruktionen seine Bibel sah. Auf der einen Seite germanozentrische Romantik, auf der anderen lächerliche, pseudowissenschaftliche Rationalisierung, die den romantischen Visionen eine reale Grundlage geben will. Es ist hier nicht der natürlich ge-

Digitized by Google

wordene Urmythos in seiner epischen Größe und Farbigkeit, sondern die mythisch ausgestaltete Erfindung eines Späten, wissenschaftlich Orientierten. Ein paar Kapitel einer alten Stammessage sind mir lieber. Und was Jensen selber anbetrifft, so kann der „Gletscher" nach meinem Gefühl nicht gegen seine prachtvollen „Wälder" und andere der novellistischen Stücke auf. Bei diesem Urmythos habe ich mehr als einmal an Anatole Frances köstliche Parodierung der sagenhaften Vorgeschichten der Völker: „Die Insel der Pinguine" (R. Piper & Co., München) denken, mit herzlicher Freude denken müssen. Was groß ist an Jensens Buch, das ist diese jubelnde Bejahung des großen Einzelnen und seines Werkes, dieser Hymnus an die Kraft, die die Menschheit aufwärts trägt von Sonnen immer neuen Sonnen zu. Um dessentwillen soll man den „Gletscher" lesen. Nicht zu vergessen aber auch das unvergleichliche Kolorit der Darstellung.

Von Jensen zu Keyserling ist der Weg nicht weniger weit wie von Jensen zu Bang, während zwischen Bang und Keyserling mancherlei Verwandtes zu entdecken wäre. Es ist altes Geschlechtserbe, nur daß die Morbidität des Bangschen Wesens den Dingen empfindlicher preisgegeben ist, als die reserviert beobachtende Skepsis Keyserlings. Keyserling hat nur ein Erlebnis: das ist das erotische, das im Zusammenstoß mit der Kaste, in der die Vorgänge sich ereignen, eine besondere Intensität der tragischen Farbe erreicht. Auch Bang schreibt: „Es gibt im Leben nur zwei Dinge: die Liebe und den Tod." Aber er spricht das aus einer tiefen Schwäche, die subjektive Sehnsucht ist, während das Erotische für Keyserling überhaupt diejenige Lebensfunktion ist, in der er Menschliches sich am stärksten betätigen sieht und deren Beobachtung er sein ganzes Interesse zuwendet. Ihm ist das Erotische mehr als ein reizpsychologischer Vorgang. Es ist für ihn die Brücke, die die Sehnsucht des Menschen schlägt aus der Vereinzelung des Ich zum Weltganzen; der Schlüssel zum gefühlsmäßigen Erfassen des Außer-Ich. Die Auseinandersetzungen der Liebe sind ihm die Auseinandersetzungen mit der Wirklichkeit, die bekanntlich nie die vollkommene Widerspiegelung unserer Illusion ist. Eben weil das erotische Erlebnis die Wirklichkeit schlechthin bedeutet, sind auch die Kämpfe der Liebe so heftig. Die Menschen an sich locken Keyserling wenig, trotzdem er ein guter Psychologe ist. So kommt er denn auch mit einem kleinen, sich stets wiederholenden Umkreis von Gestalten und Gegenüberstellungen aus: ja, die Grundlinien bleiben dieselben: man kennt sie. Nur, daß er immer wieder die Situation von einer anderen Ecke aus beleuchtet. Was seine Gebilde dichterisch so wertvoll macht, ist die Verknüpfung von landschaftlicher Stimmung mit dem eigentlichen Geschehen, diese besondere Keyserlingsche Stimmungseinheit. Seine Nerven sind von zitternder Rezeptivität. So wird auch sein neuer Roman „Wellen" (S. Fischer, Berlin) durch die Einheit von Naturleben und Menschenschicksal zum bedeutungsvollen dichterischen Sinnbild. Schon mehrfach hat er das Motiv gebracht: Die junge lebensgierige Frau, die ihrem aristokratisch vornehmen, alten Ehegemahl durchgeht: so in „Dumala", in „Sein Erlebnis". Hier führt er dieses Motiv weiter: Die beiden, die durchgegangen sind und nun miteinander leben, sich miteinander auseinandersetzen müssen: das Weib, das schließlich doch bis in die Fingerspitzen Aristokratin ist, kompliziert, schillernd, mit tausend eigenartigen Bedürfnissen, und der junge unkomplizierte Plebejer, in dessen selbstverständlichen klaren Egoismus ein Unklares, Beirrendes hier eingetreten ist. Solange es sich nur um die Zwiesprache der Körper handelte, verstanden beide sich gut. Sie lebten im Himmel der Illusionen. Nun sie sich mit der Wirklichkeit, mit ihrer Wirklichkeit abfinden sollen, zeigt sich die Schwierigkeit der Lebenslage. Der Maler Grill ist es, dem das unbegreifliche Weib einer fremden Kaste zum Verhängnis wird. Das Weib und — das Meer. Er ringt mit beiden um den Ausdruck ihres geheimsten Wesens. Und er wird mit beiden nicht fertig. Er vermag das Auf und Ab des Wellenspiels nicht zu fassen. Man braucht die eigenartige Darstellungskunst Keyserlings nicht zu rühmen. Er ist der Meister

Digitized by Google

des Pastells. Nur will mir scheinen, daß seine Hand in den „Wellen" müder, unsicherer ist als in seinen früheren Werken.

Aber was fängt man mit Herbert Eulenberg an, der unter die Romandichter gegangen? Voriges Jahr gab er einen sehr schönen, künstlerisch zusammengehaltenen Novellenband: „Sonderbare Geschichten". Und nun kommt er mit einer Prosadichtung: „Katinka die Fliege" (Ernst Rowohlt, Leipzig), die er einen „zeitgenössischen Roman" nennt. Es ist ein Buch mit Abschweifungen, ein launisches Buch. Und ein Buch der üblen Laune. Das Werk eines köstlichen romantischen Traumgeistes, der sich partout um seine Zeitgenossen kümmern will und sich doch nur an ihnen den Aerger holt. All seine Dramenhelden: sein Anselm, sein Vinzenz, sie stammen aus dem Traumreich (und ein bißchen aus E. Th. A. Hoffmann) und möchten fliegen, hoch fliegen über alles Irdische und Zeitgenössische hinweg. Aber an ihre Füße hängt sich die Schwere der Verärgerung aus ihren Kämpfen mit den Realitäten. Sie haben einen Knax in den Flügeln, und so müssen sie in einem Limbus, in einem Vorhimmel sich krank sehnen und quälen, bis ihre Seele giftige Blasen treibt; armes Zwischenreichvolk, unbeholfen unter den Menschen umherstelzend wie die Albatros auf dem Schiffdeck in Baudelaires schönem Gedicht. Der Dichter der Revolte des Individuums ist Eulenberg wie kaum ein anderer. Die Revolte ist hier Blut, Temperament. Es lebt in ihm eine Art Ideal des natürlichen Rousseauschen Menschen, und dieses setzt er gegen die Welt. Ich kann mir nicht helfen: ich finde diese geistige Haltung ein wenig naiv; aber an diesem Punkte entstehen blutvolle, erlebte Worte und Gebilde, die mehr wert sind als mehr oder minder tiefe Gedanken. „Katinka" ist ein Tierroman mit satirischer Absicht. Die fröhliche, instinktsichere Individualistin Katinka wird in ihrem sicher in sich ruhenden Dasein dem sehr instinktunsicheren, von allerhand Moralvorschriften und ekken Gelüsten verdorbenen Menschen unserer „ungebildeten Bürgerzeit" gegenübergestellt. Und Herbert und Katinka belustigen und ärgern sich gemeinsam über diese schrecklichen Wesen. Katinkas Leben vom Tage ihrer Geburt bis zu dem Tage, da sie dem ewigen Weltwesen in Geburtswehen und zugleich im Tode ihren Tribut zollt, wird dargestellt, ein Zickzack, aber doch im eigenen Maß gebunden. Und mit Katinkas Zickzackflug geht es dann in die Kreuz und Quere. Alles wird hineinbezogen, was sich nur darbietet, Felix Holländer und Schiller, indische Dschungeln und deutsche Schulmeister, die neuen Griechen des dritten Jahrtausends und die Weltseele. Köstliche Bilder und Szenen mit Katinkas Rachetanz, wie die über den Sümpfen schwebenden schillernden Buhlschwestern, die Katinka verlocken wollen, das grandios unheimliche Nachtfest der Tiere, die Schlußszene in ihrer kosmischen Großartigkeit, wechseln ab mit haarsträubenden Schimpfereien und Trivialitäten. In einer lächerlichen Lage ertönt plötzlich das wunderbare Lied vom Grafen von Gleichen. Man kann das Buch nicht „empfehlen"; aber wer Eulenberg sucht, der findet ihn hier. Hier ist er rein und unverhüllt mit all den Tiefs und den Flachs seiner reichen, widerspruchsvollen Dichterseele.

Ein sehr schönes, ausgeglichenes Buch sind die, ebenfalls bei Rowohlt in Leipzig erschienenen Novellen „Nächte" von Karl Hauptmann. Ich muß gestehen: ich habe mich bisher wenig zu Karl Hauptmann hingezogen gefühlt. Die Leute, die sich für ihn einsetzten, schienen mir ein Vorurteil einzuflößen. In diesem Buche fand ich einen Dichter, den ich lieben werde. Es ist ein gutes Buch; gut, wie man von jemandem sagt, er ist ein guter Mensch. Aber auch künstlerisch ist es ganz rein und edel in der Linie. Nächte, in denen die Seelen irre gehen, schildern die drei Novellen, von denen mir „Ein Später Dürer van Doorn", die Geschichte eines jungen Priesters, am besten gefällt. Die Gestalt des Geistlichen in ihrer asketischen Strenge, in ihrer glühenden Frömmigkeit, ist wundervoll belebt.

Digitized by Google

Randbemerkungen.

Ein neuer Instanzenweg.

Der Freispruch des Amtsrichters Knittel, der als Reserveoffizier in einem Beschwerdeverfahren der Beleidigung zweier Vorgesetzter beschuldigt ward, hat zu einem höchst wundersamen Nachspiel geführt. Das Gericht hatte in seiner Urteilsbegründung bekanntlich auf Grund von Sachverständigengutachten nach bestem Wissen und Gewissen festgestellt, daß der eine der angeblich Beleidigten, der Hauptmann Kammler, tatsächlich „ein bösartiger Geistesschwacher" sei. „Eine gefährliche Sache, so einen als Vorgesetzten zu haben", denkt der Laie. Und des weiteren denkt er: die Militärbehörde wird nun unter allen Umständen schleunigst und in aller Stille dafür sorgen, daß dieser Hauptmann und Vorgesetzte keinen weiteren Schaden mehr anrichten kann, und dann ist es endlich Schluß mit dieser peinlichen Angelegenheit. Weit gefehlt. Es tritt ein Ehrenrat zusammen, und dieser begutachtet: Hauptmann Kammler hat sich ob dieses Richterspruches mit Amtsrichter Knittel zu schießen.

Was soll wohl mit diesem Duell bewiesen werden? Angenommen, Hauptmann Kammler hat das „Glück", zu seiner Reinigung den Amtsrichter Knittel totzuschießen. Dann gibt es eine Leiche. Und diese Leiche — ich sehe den armen Amtsrichter Knittel als Beweis für den Irrtum des ordentlichen Gerichts schon mausetot daliegen — soll doch wohl dann, wenn die Schießerei überhaupt einen Zweck hat, die Mitwelt unwiderleglich davon überzeugen, daß Hauptmann Kammler weder „bösartig" noch „geistig minderwertig" ist?

Gibt es eine schönere Illustration dafür, wie leichtfertig und sinnlos vom Offizier heute Duelle gefordert werden? Selbst der Umstand, daß Hauptmann Kammler gerichtsnotorisch als „geistesschwach" anzusprechen ist, soll nun nach dem Ehrenkodex der Offiziere den Amtsrichter Knittel nicht davon zurückhalten, sich mit dem Hauptmann zu schießen. Also eine neue Art von Instanzenweg. Die erste Instanz ist das ordentliche Gericht. Fällt der Urteilsspruch dieses ordentlichen Gerichts nicht nach Wunsch aus, dann appelliert das militärische Taktgefühl an die — Pistole!

Amtsrichter Knittel hat es abgelehnt, sich mit einem geistesschwachen Gegner zu schießen. Er sieht wohl mit Recht in der Forderung nach diesem Duell eine grandiose Respektlosigkeit dem ordentlichen Gericht gegenüber. Hat man an maßgebender Stelle wirklich kein Gefühl dafür, daß diese Berufung an die höhere gerichtliche Weisheit der Pistolenkugel dem Ansehen der Armee hundertmal mehr schaden muß, als die gerichtliche Feststellung von der bösartigen Geistesschwäche eines Mitgliedes des Offizierkorps?

Das Reichsgericht im Kampfe gegen die deutsche Sprache.

„Es handelt sich hierbei immer nur um eine gesellschaftliche Beteiligung auf Grund der eignen Erklärung des Zeichnenden, die, sobald die Aktiengesellschaft so, wie sie in der durch den Erhöhungbeschluß geschehenen Veränderung ins Handelsregister eingetragen, öffentlich bekanntgemacht und wirklich in den Verkehr getreten ist — und das war hier der Fall — nicht dadurch als konstitutiver Akt behufs Begründung der Aktiengesellschaft in der neuen Verfassung mit erhöhtem Grundkapital in Frage gestellt werden konnte, daß bei dem der Zeichnung zugrunde liegenden Generalversammlungsbeschluß vom 23. Mai 1900 die Vorschrift des § 278 Abs. 2 HGB. nicht beachtet worden war."

Es handelt sich hierbei immer nur um einen einzigen Satz auf Grund der eignen Erklärung des Reichsgerichts, der, sobald das Urteil, so wie es in der durch den Veröffentlichungsbeschluß geschehenen Veränderung in die „Juristische Wochenschrift" eingetragen, öffentlich bekannt gemacht und wirklich in den Verkehr getreten ist — und das war hier am 1. Juli 1912 der Fall — nicht dadurch als konstitutiver Akt behufs Begründung eines Satzbaus in neuer Verfassung mit erhöhtem Wortkapital in Frage gestellt werden konnte, daß bei dem der Veröffentlichung zugrundeliegenden Reichsgerichtsurteile vom 20. März 1912 die Vorschriften der deutschen Sprache nicht beobachtet worden waren.

Die neue Kurfürstenoper.

Berlin, im September.

Die „Kurfürstenoper", die sich jetzt, wie Mephisto dem Faust, in frischem, „rotem, goldverbrämtem Kleide" und unter der Herrschaft eines neuen Direktors — Victor Palfis, bisher am „Neuen Operettentheater" — zeigt,

Digitized by Google

hätte jenes Erröten im Grunde nicht nötig gehabt. Denn die neue Zeit des Hauses wurde mit einem Erfolge inauguriert, dessen Wurzeln mir auch dann kräftig genug erscheinen, wenn man aus der Tonstärke des Beifalls die Mitwirkung wohlgesinnter Hausfreunde heraushörte. Diese hätten freilich getrost abrüsten können: denn Wilhelm Kienzls dreiaktiges musikalisches Schauspiel „Der Kuhreigen", dessen Inhaltslinien der Prager Musikschriftsteller Richard Batka einer grotesken Novelle „Die kleine Blanchefleur" von Rudolf Hans Bartsch nachgezeichnet hat, ist als Drama und als musikalische Arbeit stark genug, um für sich selbst einzustehen. Wilhelm Kienzl wird, wenn diese Zeilen in Druck gegangen sind, seinen Berliner Aufenthalt auch dazu benutzen, um im Rahmen eines öffentlichen Vortrages den Berlinern seine Ansichten über die Beziehungen des Künstlers zur Umwelt des „Nicht-Schaffenden" (genauer Titel „Der Künstler und die Welt") vorzulegen. Vielleicht spricht er bei dieser Gelegenheit auch von der weisen, die Grenzen der eigenen Möglichkeiten beobachtenden und erkennenden Selbstbeschränkung des Künstlers, die weniger auf ein sich Anpassen an die allerneueste Mode, weniger auf ein Gastspiel auf neuen, wesensfremden Schaffensgebieten ausgeht, als auf einen rationellen Ausbau bewiesenermaßen vorhandener Kräfte: auf eine Pflege vorhandener Keime. Wenn nach diesem klugen Rezept Kienzl sich auch hier nur mit den Elementen einer allgemeinverständlichen Lyrik und einer handfesten, volkstümlich gehaltenen Romantik befaßt -- mit jenen Elementen also, als deren Besitzer er nach dem Welterfolge des „Evangelimann" feierlichst legitimiert wurde - , so ist diese Energie in der künstlerischen Selbstbeherrschung nur zu loben und anderen leichtsinniger, experimenteller angelegten Künstlern zu wünschen. Gewiß: auch Kienzl muß dieses Mal, sobald sein Librettist es will, in sich selbst nach neuen Fähigkeiten suchen. Er muß, um das Weltbild der französischen Revolution vorübergehend festzuhalten, seine empfindsame und empfindungsvolle Partitur zu Richard Straußischen Kakophonien und den brutal wahrheitsgetreuen Charakterisierungsversuchen der italienischen Veristen aufregen. Man verlangt von ihm — für die Uebermalung der ersten Szene des zweiten Aktes, in welcher die gespreizte Formalität eines „lever" des regierenden Königs von Frankreich auch in der Musik satirisch-amüsant gerahmt zu werden verdiente - -, sogar Humor, mit dem Kienzl, seine Oper „Don Quixote" war dafür Kronzeuge, sich so gar nicht zu stellen vermag. Aber erfreulicherweise dürfen diese Abstecher nach anderen Ufern nur eben Spritztouren bleiben: und die wesentlichsten Bestandteile seines Buches zwingen und treiben den Tondichter, lediglich zwischen seinen musikalischen Lieblingstendenzen, also zwischen einer sentimental und einer volkstümlich betonten Lyrik die Mitte zu halten. Nun: wie frisch weiß er da die breit einführende Soldatenszene des ersten Aktes mit prickelnden Chansons und würzigen Romanzen altfranzösischen Stils zu durchwirken. Wie breit, üppig und klar rinnt ihm der Fluß der Melodik, sobald es nötig wird, aus der Exposition das beherrschende Thema zu entwickeln: das einem Volkslied entnommene und auch in einem Volkslied leitmotivisch gestaltete Heimatsgefühl des schweizerischen Soldaten auszudrücken, dem die pastorale Abendstimmung auf dem Kasernenhof ein Lied auf die Lippen zwingt, auch wenn er sich dabei um Leib und Leben singt. Wie gut gelingen Kienzl endlich jene kleinen Randbemerkungen (etwa das Menuett, das dem zweiten Akt als Intermezzo vorangesetzt ist), die ihm das historische Kolorit der Vorgänge eingibt, und deren frivole Zierlichkeit, wenn sein Held, sein biederer Schweizer und dessen Ideal, die kokette Courtisane, die „kleine Blanchefleur", zusammenkommen, er höchst pikant auch in der Partitur mit einer Dosis Feld-, Wald- und Wiesenduftes zu überstäuben weiß . . .

Das Libretto: in Musik gesetzter Schönherr. Und zwar mehr „Heimat" als „Glaube". Primus Thaller, der wackere Schweizer Soldat, ist zum Tode verurteilt worden, weil er auf dem Kasernenhofe seinen Tenor nicht halten konnte und jenes streng verbotene Lied anstimmte, das die Kameraden schon scharenweise zur Desertion in die Heimat anregte, und dessen melancholische Anfangszeilen: „Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an" auch uns geläufig sind. Eine hübsche Hofkokette, deren dunkel punktierten guten Ruf Primus einmal gegen Kameraden verteidigte, legt beim Könige Berufung ein. Einen Jux will sie sich machen. Aber der brave, vom Tode befreite Schweizer merkt die Absicht, ist sich für den Schäfer eines Schäferstündchens zu gut und bittet: „O Königin, Göttin, laß mich ziehn!" Als er, demnächst zum Kapitän einer Jakobinerhorde ernannt, die Marquise Blanchefleur inmitten der Greuel der französischen Revolution und im Gefängnis wiederfindet und ihr den nervigen Arm abermals um den Hals legen möchte, ist dieser Hals dem Fallbeil ge-

Digitized by Google

weiht. Und auch jetzt schreitet Madame mit einer anmaßenden Geste und einem verblümten „fi donc" lieber zur Guillotine, als daß sie sich entschließen könnte, auf die Dauer „Frau Thaller" zu werden ...

Die Schlußszene mit dem Kernpunkt dieser Begegnung und dem Ringsherum der Aristokraten, die sich im Kerker bei tänzelnden Menuetten und tiefen Reverenzen auf ihr letztes Stündchen vorbereiten, hebt das Niveau des Werkes bis in die Nachbarschaft jener frechschaurigen Stimmung, die etwa in Schnitzlers Revolutionsgroteske „Der grüne Kakadu" den Mord und das Gelächter eng benachbart. Aber auch sonst, trotz gelegentlicher psychologischer Risse und geschichtlicher Verzerrungen, wird die Form literarischer Wohlanständigkeit stets gewahrt. Die Aufführung, deren dekorativer Aufwand und deren „Fluß der Massen" ihrem Ueberwacher und Regisseur Victor Palfi alle Ehre machten, litt unter der Ueberanstrengung der Proben, deren letzte vom Abend vor der Premiere bis zum nächsten Morgen um neun gedauert hatte. Immerhin traten, unter Assistenz des Herrn von Zawilowski und des Fräulein Zenker in kleineren Partien, die Darsteller des schweizerischen José und seiner hochgeborenen Carmen, Herr William Miller (von der Wiener Hofoper), ein Tenorist, dessen Begabung wie die Wilhelm Kienzls besonders eng mit dem Lyrischen verbündet ist, und Frau Eva von der Osten (vom Dresdner Hoftheater), deren Virtuosität mit den Tönen und den Gesten der „grande amoureuse" nur zu spielen brauchte, um sie zum Bilde zu vereinen, mit sieghaften Leistungen in den Vordergrund. Das Orchester stand unter Herrn Fritz Cortolezis. Feine Schattierungen, wieder besonders im Raume der lyrischen Passagen, fielen auf: und der neue Mann verdiente es, sich neben dem graubärtigen Komponisten immer wieder dem Publikum zeigen zu dürfen.

Walter Turszinsky.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die vierzespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 38 Berlin, den 21. September 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Milliardäre und Milliardenkultus.

Von

Johannes Gaulke.

Dem amerikanischen Volke ist ein großes Heil widerfahren: ein Dollarprinz hat das Licht dieser mühseligen Welt erblickt! Er ist der nachgeborene Sohn des bei der Titanic-Katastrophe ums Leben gekommenen Milliardärs Astor. Wenn im byzantinischen Preußen ein Prinz geboren wird, wird dieses „Ereignis" dem Volke durch hundert Kanonenschüsse bekanntgegeben, damit ist die Sache für die Oeffentlichkeit erledigt. Anders im republikanischen Amerika. Schon viele Wochen vor der Geburt eines Dollarprinzen werden in den Zeitungen spaltenlange Artikel über alle möglichen, das intimste Familienleben der schätzenswerten Eltern berührenden Angelegenheiten veröffentlicht. Und ist das freudige Ereignis erst eingetreten, dann geht ein wahrer Hexensabbat in den Blättern, die die öffentliche Meinung Amerikas dreimal am Tage fabrizieren, los. Tiefsinnige Betrachtungen über den Lebenslauf des jungen Erben wechseln mit Illustrationen aus seinem Babydasein.

Jedem von der amerikanischen Kultur noch unbeleckten Durchschnittseuropäer wird dieser Personenkultus unbegreiflich erscheinen. Man muß erst Einblick in die amerikanische Volksseele genommen haben, um überhaupt dazu Stellung nehmen zu können. Die Amerikaner sind durchweg Erfolgsanbeter. Wer etwas vor sich gebracht hat, wer Millionen zusammengescharrt hat, gleichgültig, ob mit ehrlichen oder unehrlichen Mitteln, der gilt etwas, der ist etwas „wert". Wenn man von den „großen" Männern des Landes spricht, dann versteht man darunter die Millionäre und Milliardäre. Die sogenannte Aristokratie New Yorks setzt sich aus einigen hundert Familien (die oberen Vierhundert), die über ein Vermögen von 100 Millionen aufwärts zu verfügen haben, zusammen. Sie bilden die „Gesellschaft", die der Skandalpresse einen ausgiebigen Unterhaltungsstoff liefert, und schon aus dem Grunde hoch einzuschätzen ist.

Wie sieht nun das neue Herrschergeschlecht, das Geschlecht der Mammonarchen, das Gegenstand unbegrenzter Verehrung ist, aus, und was haben sie der Menschheit geleistet? Der Hauptvertreter dieser Gattung ist John D. Rockefeller, ein Mann, der sich in wenigen Jahrzehnten zum Beherrscher des Geldmarktes aufgeschwungen hat. Seine Anbeter schreiben seine Erfolge seiner ungewöhnlichen Intelligenz und unbegrenzten Arbeitskraft zu. Ueber eine bedeutende Arbeitskraft verfügt Rockefeller sicherlich, aber eine Intelligenz in herkömmlichem Sinne, ein Schöpfer neuer Werte, ist er nicht. Was man ihm fälschlich als Intelligenz auslegt, ist weiter nichts, als ein außerordentliches Raffinement, Verschlagenheit und merkantilische Pfiffigkeit. Jeder höhere Schwung der Seele geht ihm ab, sein Leben ist ausgefüllt von Geldmachen und — Beten. Der Mann, der mit der größten Seelenruhe Tausende existenz- und brotlos macht, dessen Lebensweg durch eine tiefe Blutfurche gekennzeichnet ist, hat — das ist der Witz der Geschichte — eine kindische Furcht vor dem lieben Gott. Er ist abergläubisch wie ein Nigger und fromm wie eine alte Betschwester. Mit Vorliebe unterrichtet er die aufnahmefähige Jugend in der Sonntagsschule, wie sie sich ihr Leben in dieser und in jener Welt einrichten möge.

Die Bigotterie, dieser spezifisch amerikanische „cant", hat für uns einen komischen Beigeschmack, in Amerika gehört eine gewisse Frömmelei, trotz der Trennung von Staat und

Digitized by Google

Kirche, zum guten Ton. Mit der tieferen Religiosität, die auch ohne den Gottesglauben auskommt, hat diese Art von Frömmigkeit natürlich nichts zu schaffen. Bei Rockefeller und Konsorten mag auch die Angst vor dem Jenseits eine stupide Andachtsübung auslösen. Auch der Wohltätigkeitssinn der amerikanischen Plutokraten mag mit der Angst vor dem Strafgericht Gottes in ursächlichem Zusammenhang stehen. Rockefeller ist dabei, ein Wohltätigkeitsinstitut allergrößten Stils, wie es die Welt noch nicht gesehen, zu gründen. Man spricht von einer Milliarde oder mehr, die er für diesen Zweck festlegen will warten wir jedoch erst ab, was bei diesem Geschäft herauskommen wird. Es liegt nicht in der Natur eines Rockefeller, Segen zu stiften, und Wunden, die er selbst geschlagen hat, zu heilen. Näher liegt die Annahme, daß die Wohltätigkeitsgründung als eine Art Korruptionsinstitut gedacht ist.

Pierpont Morgan, Rockefellers rechte Hand, hat dem Meister alle Tricks mit wunderbarem Verständnis abgelauscht. Sein Charakterbild steht fest, es ist aber auch interessant, seinen äußeren Menschen kennen zu lernen. Theodor Duimchen, der Verfasser des bekannten Buches „Monarchen und Mammonarchen" (Freier Literarischer Verlag, Berlin), bringt eine Notiz über ihn: „Eine Landsknechtsgestalt, beinahe sechs Fuß hoch, vierschrötig und ungeschlacht gebaut. Auf breiten Schultern trägt ein kurzer fetter Hals einen Kopf mit breiter niedriger Stirn und unregelmäßigen Gesichtszügen ohne ausgeprägten Rassentypus. Struppige Brauen überschatten runde, ziemlich kleine graue Augen. Eine brutale knotige Nase; unter schlecht gepflegtem abgebissenem Schnurrbart vorsichtig schmale Lippen und ein massiver Unterkiefer. Die ganze Erscheinung macht mehr den Eindruck körperlicher als geistiger Kraft." In der Tat ein prachtvoller Typus des amerikanischen Uebermenschentums!

Ihm nahe verwandt, wenn auch nicht in der äußeren Erscheinung, so doch in der Denkart, ist Russel Sage, der New-Yorker Dollarfürst. Sage, den der Teufel vor einigen Jahren aus dieser sündhaften Welt abberufen hat, war von einer solchen Filzigkeit, daß er in der Klatschpresse als eine Art Original behandelt wurde. Er lebte in steter Gefahr vor Attentätern. Bei einem Ueberfall hatte einer seiner Angestellten, der ihm zu Hilfe kam, sein Leben für den teuren Chef eingebüßt. Bei einem anderen Ueberfall wurde ein Kontorist, der ihm zu Hilfe kam, so schwer verwundet, daß er zeitlebens daran zu tragen hatte. Russel Sage, der ohne die tatkräftige Hilfe seiner Angestellten nicht mit dem Leben davon gekommen wäre, zahlte seinem Lebensretter nicht nur keine Entschädigungssumme, sondern ließ sich von ihm erst auf Schadenersatz verklagen!

Fast alle Millionäre und Milliardäre Amerikas leben in steter Furcht vor Attentätern und Erpressern. Der berüchtigte Jay Gould, einer der größten Schurken aller Zeiten, soll allein zehn Millionen an Erpresser gezahlt haben. Nicht viel weniger ist Vanderbilt von seinem ergaunerten Kapital durch dieses ungewöhnliche Enteignungsverfahren losgeworden. Was Rockefeller an diese Nichtgentlemen zahlt, weiß man nicht, aber zu seinem persönlichen Schutz besoldet er ein gewaltiges Heer von Detektiven. Jeder Erpressungsversuch ist als ein Akt der Feigheit und Schäbigkeit der Gesinnung zu brandmarken, aber immerhin können die Erpresser der Milliardäre zu ihrer Entschuldigung anführen, daß ihre Opfer auch nicht besser sind als sie. Milliarden kann kein Mensch durch ehrliche Arbeit erwerben, sie werden stets durch Anwendung unlautersten Mittel zusammengescharrt. Jedesmal, wenn Rockefeller einen großen „Zug" gemacht hatte, setzte eine wahre Selbstmordepidemie ein. So hat er unter anderem die kleinen Oelquellenbesitzer, die sich vor dem Auftreten dieses „großen" Mannes schlecht und recht durchs Leben geschlagen hatten, restlos vom Erdboden vertilgt. Wenige von ihnen starben eines natürlichen Todes.

In Amerika ist seit einigen Jahren ein heftiger Kampf gegen die großen Trustmagnaten entbrannt. Es handelt sich jedoch nicht um eine grundsätzliche Bekämpfung des Wirtschaftssystems, das solche Gaunereien ermöglicht, sondern nur um die Bekämpfung der

Digitized by Google

schlimmsten Auswüchse der Trusts. In jedem Amerikaner steckt viel zu viel von einem „Geldmacher", als daß er das wohlbewährte Prinzip der Ausbeutung prinzipiell fallen ließe. Es hat sich in Amerika viel Haß gegen die Trustmagnaten und Milliardäre angesammelt, aber dennoch verehrt man sie als die „großen Männer" der Nation. Selbst die organisierten Arbeiter nehmen noch immer dem ausbeuterischen Treiben der Trustmagnaten gegenüber eine laue Haltung ein. Es ist erstaunlich, mit welcher Naivität in amerikanischen Gewerkschaftsblättern die Stellung des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber erörtert wird. Da ist nichts von dem starken Solidaritätsgefühl, das die deutsche Arbeiterschaft beherrscht, zu bemerken, im Gegenteil machen die Führer der Trade-Unions gelegentlich ihre Referenz vor den Dollargewaltigen. Die Herren Gompers und Konsorten haben alle schon bei einem Milliardär gefrühstückt! Carnegie, der als „Wohltäter der Menschheit" bei weitem überschätzt wird, nannte sie einst auf einem Bankett, wohl in Anerkennung ihrer Verdienste um den Kapitalismus, seine Offiziere. Der Mann wußte Bescheid. In den Köpfen der amerikanischen Arbeiter spukt immer noch das Märchen von der Interessengemeinschaft zwischen Arbeit und Kapital, was psychologisch nur zu verständlich ist, da in Amerika noch viele Menschen in dem Wahn leben, daß ein jeder die Anwartschaft auf eine Million habe. Denn die Dollarkönige sind ja am Anfang ihrer Laufbahn insgesamt arme Teufel gewesen! Es liegt nur an dem Menschen selbst, wenn er die Gelegenheit, die sich jedem wenigstens einmal im Leben bietet, nicht beim Schopfe packt!

Die Tatsachen sprechen indes eine deutlichere Sprache. Neuerdings scheint es sogar, als ob die Trade-Unions, die bis dahin nur eine privilegierte Arbeiterclique herangezüchtet haben, ihr Programm im Sinne der Trustgegner revidieren. Sollte dies eintreten, dann wäre allerdings die Zunft der Milliardäre in ihren vitalsten Interessen bedroht. Die Ausschaltung der großen Räuber, die das ganze Wirtschaftsleben beherrschen und den Weltmarkt kontrollieren, wäre dann nur noch eine Frage der Zeit. Auch bei uns fängt man an, dem Trustwesen eine ernste Beachtung zu schenken. Theodor Duimchen fordert in seinem vorher erwähnten Buche die Regierung der Vereinigten Staaten auf, sämtliche Trustmagnaten einfach zu expropriieren und ihre geräuberten Millionen als Staatseigentum einzuziehen. Das wäre allerdings nur ein Akt der vergeltenden Gerechtigkeit, aber Duimchen verkennt darüber ganz das Wesen des modernen Staates, der doch nichts anderes ist, als die oberste Geschäftsstelle der herrschenden Gesellschaftsschicht. Rockefeller hat öfter als einmal dem Staate seine Macht höchst anschaulich demonstriert, indem er die gegen ihn wegen Uebertretung des Trustgesetzes erlassenen Haftbefehle einfach ignorierte. Die paar lumpigen Millionen Strafe mußte er zwar hinterher bezahlen, aber er tat dies mit dem edlen Vorsatz, die Kosten des Verfahrens dem Volke aufzuerlegen, den er dann auch durch einen neuen Raubzug prompt durchgeführt. Es bleibt abzuwarten, ob die Arbeiterschaft Amerikas sich zu einer prinzipiellen Bekämpfung der vertrusteten Milliardärssippe durchringen wird. Erfüllt sie nicht diese ihr von der Geschichte zugewiesene Mission, muß sie in dem großen Dollarsumpf zugrunde gehen.

Binnenstädter und Seefischmärkte.

Von

Max Adler.

Der Verkauf auf den städtischen Seefischmärkten hat wieder begonnen: für viele durch den Bethmannschen Agrarierkurs ausgepowerte Haushaltungen der Großstadt sicherlich eine willkommene Botschaft. Auf der einen Seite Liebhaberpreise für die zweifelhaftesten Vierfüßlertypen der einheimischen Fauna — dagegen bloß 25 bis 30 Pfennig für das Pfund Seelachs: der Unterschied spielt im Tagesetat des Bürgers und Arbeiters zweifellos eine sehr gewichtige Rolle. Und daß in Berlin allein seit der Einführung der städtischen Seefischmärkte, also seit dem vorjährigen

Digitized by Google

Oktober, gegen 3000 Zentner frischer Seefische verkauft wurden, spricht jedenfalls für die Annahme, daß das künftige Massennahrungsmittel bereits auf dem besten Wege ist, auch die binnenländische Bevölkerung für sich zu gewinnen.

Eine andere Frage ist freilich die, ob die absolute Verbrauchssteigerung den Hoffnungen und Wünschen, die man insbesondere im Fischhandel und in der Fischereiindustrie an die Einrichtung städtischer Verkaufsstellen geknüpft hat, tatsächlich entspricht. Diese Frage dürfte rundweg zu verneinen sein. Und es fehlt auch nicht an Stimmen, die von einem relativen Mißerfolg sprechen.

Gründe mannigfachster Natur kommen hierfür in Betracht. Zunächst ist die deutsche Seefischerei, verglichen mit der englischen, holländischen, französischen, norwegischen oder dänischen, noch verhältnismäßig jung. Abgesehen vom Heringsfang wird sie überhaupt erst seit etwas mehr als einem Vierteljahrhundert intensiv betrieben. (Der erste deutsche Fischdampfer lief 1884 in Geestemünde vom Stapel.) Von dem internationalen Grundsatz, daß die Fische des Weltmeeres, außer einigen Fischarten, die nur in fremden Hoheitsgewässern vorkommen, sozusagen „vogelfrei" sind und von Angehörigen jedes Staates gefangen werden dürfen, machen die deutschen Seefischer noch bei weitem nicht jenen umfassenden Gebrauch wie die genannten anderen Nationen, die überdies durch die bessere Lage ihrer einheimischen Fanggründe, vor allem aber durch einen lebhafteren und regelmäßigeren Inlandskonsum der deutschen Konkurenz bei weitem überlegen sind. Von der Möglichkeit einer ausreichenden Versorgung der Märkte mit Inlandsware kann heute auf dem Gebiet des Fischhandels ebensowenig die Rede sein wie auf dem des Fleischhandels. Nicht weniger als 118 Millionen Mark wurden im Vorjahre für Fischereierzeugnisse an das Ausland bezahlt, während sich die Ausfuhr bloß auf 11 Millionen Mark bewertete!

Der Kernpunkt der Frage aber ist die einheimische Rückständigkeit auf dem Gebiete der Verteilung und Verkaufstechnik. Man hat die wahllose Vorliebe der Massen für alles „Billige" denn doch gehörig überschätzt und auch die Schwierigkeiten verkannt, mit denen jedes Unternehmen zu rechnen hat, das darauf ausgeht, den nun einmal vorherrschenden gastronomischen Gepflogenheiten und Geschmacksrichtungen mit einem Schlage neue Wege weisen zu wollen. Vor allem läßt die Art der Darbietung, die bei der heiklen Natur dieses Nahrungsmittels immerhin einige fachtechnische Gewandtheit voraussetzt, infolge des Mangels an traditioneller Uebung noch so gut wie alles zu wünschen übrig und schreckt viele sonst Kauflustige ab. Der Umgang mit einem Verkaufsartikel, bei dem Transport, Verpackung, Arrangement und Sortierung eine so ungemein große Rolle spielen, will gelernt sein.

Nun studiere man aber einmal den Verkaufsvorgang auf unseren städtischen Seefischmärkten! Da stehen noch die großen Transportkisten herum, angefüllt mit den übel zusammengepreßten, schlecht verpackten Fischen. Bauch und Kiemen sind oft „schwarz gelegen", und unter dem übermäßigen Druck ist hier und dort das Innerste nach außen gekehrt. Das ganze macht den Eindruck einer breiartigen, unterschiedslosen Masse. Kommt ein Kunde, so wird in die Kiste gegriffen und ein formloses Etwas herausgeholt. Oft wird das höchst dringliche Reinigungswerk erst unter den Augen des Käufers vollzogen, dem aber inzwischen längst aller Appetit und alle Kauflust vergangen ist. Nicht selten fehlt es auch an der Auswahl in Gattung und Preislage. So sind die Märkte im ganzen vielleicht quantitativ hinreichend assortiert, nicht aber qualitativ. Allerdings: auch das Publikum soll noch für die bessere Würdigung, vor allem aber für die richtige Zubereitung dieses für den Haushalt der Nationen so überaus wichtigen Volksnahrungsmittels erzogen werden; daß ein großer Teil der 10 000 Mark, die Berlin für die Propaganda auf dem Gebiet des städtischen Fischverkaufs bewilligt hatte, zur Herstellung von Gratiskochrezepten verwendet werden mußte, war ein ebenso charakteristischer wie selbstverständlicher Auftakt für die ganze Seefischkampagne.

Nicht bloß an die Kaufwilligkeit der

Digitized by Google

Massen war zu appellieren, sondern auch an ihre Bereitschaft, im kleinen, in der Haushaltkultur, umzulernen. Schon aus diesem umfassenderen Angriffsplan geht hervor, daß es in erster Linie keineswegs auf eine Notstandsaktion abgesehen war, sondern auf allgemeine Maßregeln zur Hebung des Fischkonsums. Die Rücksichtnahme auf dieses spezielle Interesse kommt übrigens auch in der Heranziehung der zahlreichen Kleinhändler zum Ausdruck, denen viele Gemeinden die Stände umsonst zur Verfügung stellten, mit dem Hintergedanken, den Privathandel sich selbst zu überlassen, sobald der Markt sich gekräftigt haben würde.

Nun verdient ja der Versuch, einem schwer ringenden Gewerbe neue Absatzmöglichkeiten zu eröffnen, sicherlich Förderung; nur sollte man nicht vergessen, daß ein solcher Versuch ohne Mitwirkung der Konsumenten und ohne Rücksicht auf deren Bedürfnisse nicht durchzuführen ist. Dabei wird man auch darauf verzichten müssen, in der Kalkulation für die voraussichtlichen Marktverhältnisse ganz Deutschland über einen Kamm scheren zu wollen. Hier ist eingehendes Studium der regionalen und örtlichen Gepflogenheiten erste Voraussetzung jedes dauernden Erfolges. Aus Süddeutschland beispielsweise, insbesondere aus Stuttgart und Tübingen, konnte man bisher häufig die Klage vernehmen, daß die einheimische Bevölkerung den Genuß der Seefische verschmähe und daß als Käufer meist nur die aus Norddeutschland Eingewanderten in Betracht kämen; der Markt in Reutlingen mußte sogar aus diesem Grunde nach kurzem Bestehen aufgehoben werden. Vor einiger Zeit wiederum hörte man, daß dasselbe Schicksal den Fischmarkt im Berliner Vorort Adlershof bedrohe. Aus vielen Städten wird berichtet, daß die Seefischmärkte speziell bei der Arbeiterbevölkerung wenig Anklang fänden - in einzelnen schwäbischen Gemeinden wieder sind es gerade die Arbeiterfrauen, die den Seefischmarkt am häufigsten frequentieren. In all diesen Fällen wird es nötig sein, sich den jeweiligen Marktverhältnissen unbedingt anzupassen.

Die Rechnung mit den beträchtlichen ökonomischen Vorteilen des Fischkonsums, der, bei fast ebenso großem Nährwert, dem Fleischkonsum gegenüber eine Verbilligung um ungefähr zwei Drittel des Preises bedeutet, ist zweifellos richtig und übt auch im allgemeinen die erwartete Werbekraft aus. Es frägt sich nur, ob es gelingen wird, für den Vertrieb und Verbrauch des Volksnahrungsmittels der Zukunft eine sichere Technik und eine feste, in Wirtschaft und Sitte begründete Tradition zu schaffen; damit erst wäre der endgültige Erfolg verbürgt.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Stickstoffs der Steinkohle.

Von

Dr. Emil Carthaus.

Seine in wissenschaftlicher wie technischer Hinsicht sehr bemerkenswerte, aber wenig beachtete Tatsache ist die, daß die Steinkohlen, welche ja in der Kulturwelt von heute eine so überaus wichtige Rolle spielen, verhältnismäßig reich an Stickstoff sind. Mit Rücksicht hierauf nahmen früher viele Geologen an, daß der Kohlenstoff dieser schwarzen Diamanten der Industrie von Meeresalgen herrühre, eine Ansicht, die jedoch nur in sehr beschränktem Maßstabe als richtig angesehen werden kann. Mit der bis heute in der Wissenschaft geltenden Meinung, daß eine größtenteils aus baumartigen, holzigen Pflanzen bestehende Landflora das Material zur Steinkohlenbildung abgegeben habe, läßt sich der nicht gerade unbeträchtliche, bis zu 2,5% steigende Stickstoffgehalt der alten Mineralkohle aber wohl kaum in Einklang bringen. Neben einer Reihe von anderen hat auch diese geologische bzw. mineralogische Tatsache Schreiber dieser Zeilen zu der von ihm in Wort und Schrift vertretenen Annahme geführt, daß die echten Steinkohlen im Gegensatze zu den meisten der viel jüngeren Braunkohlen (mit ihrem durchschnittlich viel geringeren Gehalte an Stickstoff) sich aus baumartigen und anderen Pflanzen gebildet haben, welche nach Art unserer heutigen Mangrovewälder und

Digitized by Google

Salzwasserpflanzen im Seewasser der Uferregion wuchsen. Eine derartige Vegetation bedeckt heute noch an der Ostküste von Sumatra eine zusammenhängende Fläche von vielen Tausenden von Quadratkilometern und führt sozusagen überall Kohlenbildung herbei. Hierbei schließt das kohlenbildende Pflanzenmaterial unter der Bedeckung von Salz- oder Brackwasser massenhaft verwesende tierische Substanzen neben Pilzen und Bakterien in sich ein, und dieses macht denn auch den sonst unerklärlich hohen Stickstoffgehalt der analog gebildeten Steinkohle, worin hin und wieder selbst noch Kalkschalen von Meerestieren, z. B. Aviculopekten, Goniatites, gefunden werden, begreiflich. Wie dem nun aber auch sei, der Stickstoffgehalt der Steinkohle ist jedenfalls ein so beträchtlicher, daß er für die menschliche Oekonomie von heute eine viel größere Bedeutung erlangt hat, als man allgemein denkt.

Von dem durchschnittlich auf etwa 0,75 % anzuschlagenden Stickstoffgehalte der Steinkohle wird bei ihrer trockenen Destillation in den Gasanstalten und Kokereien nur ein Zehntel bis ein Fünftel in Form von Ammoniak gewonnen, so daß man also aus 100 kg Kohlen nur 0,25—0,3 kg Ammoniak erhält. Letzteres sammelt sich bei der Vergasung der Steinkohle hauptsächlich in dem Waschwasser des Gases und wird aus diesem durch einfache Destillation gewonnen, zum Teil unter Zusatz von Kalkmilch. So bildet das höchstens in einer Gewichtsmenge von 25 g in einem Liter Gaswasser enthaltene Ammoniak eigentlich nur ein Nebenprodukt der Gas- und Koksfabriken, wenn davon aber in den Leuchtgas- und Koksfabriken der Hauptindustrieländer während des Jahres 1911 ganze 1 175 000 t oder 1175 Mill. kg gewonnen wurden, so zeigt dies gewiß deutlich genug, welchen Wert man auf dieses so vielen Zwecken dienende Gas legt. Nebenbei gesagt, repräsentiert die genannte Produktionsmenge einen Wert von fast einer Viertelmilliarde Mark. Mehr als ein Drittel von jener (400 000—418 000 t) entfällt auf Deutschland.

Das aus drei Atomen Stickstoff und einem Atom Wasserstoff bestehende, stechend riechende Ammoniakgas ist namentlich in seiner mehr oder weniger konzentrierten Lösung in Wasser als Ammoniak- oder Hirschhorngeist allgemein bekannt. Zunächst spielt dieses Gas als wirkliches Lebenselement der organischen Welt in der Natur eine höchst wichtige Rolle. Es gibt im Pflanzenreiche im großen und ganzen kein Wachsen und Gedeihen ohne Ammoniak; denn alle Pflanzen enthalten Stickstoff, wie sie auch aus stickstoffhaltigen Eiweißstoffen entstehen, und abgesehen von wenigen Arten (Papilionaceen), welche mit Hilfe gewisser Bakterien sich den Luftstickstoff nutzbar zu machen vermögen, entnehmen sie diesen Stickstoff direkt oder indirekt irgendwelchen Ammoniakkörpern. Nur der chemisch gebundene Stickstoff ist für die Pflanzen assimilierbar, und von diesem werden ihnen in der Natur eigentlich zwei Arten allein geboten, das Ammoniak und die Sauerstoffverbindung des Salpeters oder der Salpetersäure, welch letztere sich aber ohne menschliches Zutun und in nennenswerter Menge nur aus Ammoniak bilden kann. Der Tierkörper vermag überhaupt keinen anderen als organischen Stickstoff zu assimilieren und bezieht diesen aus dem Pflanzenreiche.

Man kann wohl sagen, daß in der organischen Welt in sehr vielen Regionen der Erde schon seit geraumer Zeit ein gewisser Mangel an gebundenem Stickstoff hervortritt, und macht sich dieser vor allem auch in dicht mit Menschen besiedelten Gebieten bemerkbar, wo an die Landwirtschaft die wichtige Aufgabe herantritt, durch intensive Kultur von Nutzgewächsen auf verhältnismäßig engem Raum vielen Millionen hungriger Erdenbürger Nahrung zu verschaffen. Hier ist die Frage nach der Herbeischaffung des für eine so ausgedehnte Pflanzenkultur benötigten Stickstoffs bereits eine geradezu brennende geworden, und steigert sich die Nachfrage nach gebundenem Stickstoffe bei fast stetig steigenden Preisen von Tag zu Tag. Dieser Tatsache und der enormen Zunahme des Menschengeschlechtes an Individuenzahl gegenüber muß man leider sagen, daß die Reserven der Erde an gebundenem Stickstoff erschreckend klein sind. Die einzigen

Digitized by Google

Salpeterlagerstätten von Bedeutung auf der Erde, die von Chile bzw. Bolivia und Peru, werden, wenn der Umfang ihrer Ausbeutung weiter so zunimmt, wie in den letzten Dezennien, nach sehr optimistischer Berechnung höchstens noch 150—200 Jahre aushalten, und die Hoffnung auf die Entdeckung neuer, reicherer Lager, die nur in heißen, trockenen Ländern denkbar ist, hat sich noch immer als trügerisch erwiesen. Nun kommt kohlensaures Ammoniak wohl auch in nicht unbeträchtlicher Menge in den Guanolagern von Peru, Chile usw., schwefelsaures Ammoniak in den warmen Borsäurequellen von Toskana (etwa 600 t im Jahre) vor, maßgebend für die Weltproduktion sind diese natürlichen Vorkommen indessen nicht. Um nun den Welthunger nach Stickstoff, wie man wohl sagt, zu befriedigen, ist man dazu übergegangen, sowohl Salpetersäure als Ammoniak aus dem Stickstoff der Luft durch sogenannte Synthese auf elektrischem bzw. chemischem Wege zu fabrizieren. Ist auch der Erfolg heute schon ein recht befriedigender, und jene künstliche Gewinnung bereits eine wirklich großzügige zu nennen, so wird doch aller Voraussicht nach die Steinkohle als Ammoniakquelle in der Weltökonomie nach wie vor eine große, wichtige Rolle spielen. Weitaus der größte Teil des gewonnenen Ammoniaks findet als Kunstdünger Verwendung, weshalb es auch gewöhnlich in seiner schwefelsauren Verbindung auf den Markt gebracht wird, da es als solches besser von der Ackerkrume festgehalten und für den Pflanzenwuchs nutzbar gemacht wird. Die Eigenschaft des Ammoniakgases, daß es sich durch Druck verhältnismäßig leicht zu einer Flüssigkeit verdichten läßt, wird vielfach in der Industrie und im menschlichen Haushalt zur Kälteerzeugung benutzt. Außerdem gebraucht man das stark alkalisch wirkende Gas bzw. seine wässerige Lösung in der Wollwäscherei, der Färberei, in der Farbstoff- und Sodafabrikation sowie auch noch in mancher anderen Industriebranche und endlich noch zur Darstellung vieler chemischen Präparate. In England zieht man zur Ammoniakfabrikation nicht allein die Steinkohle, sondern auch noch den kohle- oder bitumenhaltigen Schiefer heran, woraus dort i. J. 1910 nicht weniger als 60 000 t als schwefelsaures Salz gewonnen wurden bei einer Gesamtproduktion von 374 925 t. Die Vereinigten Staaten erzeugten im genannten Jahre 105 143, Deutschland aber schon 375 000 t, obgleich sich die Steinkohlenproduktion dort auf 441 617 075 t, hier aber auf ein weit geringeres Maß, nämlich 221 986 376 t erstreckte.

Wenn man bedenkt, daß während des Jahres 1910 auf der ganzen Welt nahezu 1140 Mill. t Steinkohle zutage gefördert wurden, woraus, selbst unter der Annahme, daß die Tonne (1000 kg) durchschnittlich nur 2,5 kg reines Ammoniak oder 8,67 kg schwefelsaures Ammoniak liefere, nahezu 10 Mill. t von diesem wertvollen Salze zu gewinnen gewesen wären (wogegen in Wirklichkeit nur 1 106 868 t erzeugt wurden), dann leuchtet ein, daß durch eine unrationelle Verbrennung der Steinkohle 1910 allein an Ammoniak ein Wert von 2 Milliarden Mark auf der Welt verloren ging! Als Dünger zur Vergrößerung des Bodenertrages verwandt, hätte dieses verlorene Quantum soviel pflanzliche Nahrungsmittel hervorgebracht, daß letztere für eine Riesenstadt wie London genügt haben würden.

Ein recht wichtiges Steinkohlenprodukt ist auch das Cyan oder die Blausäure, welche, an Kalium oder Natrium gebunden, als Cyankalium bzw. Cyannatrium seit 1890 in großartigem Maßstabe zur Extraktion von Golderzen verwandt wird. Deutschland allein gab 1909 6283 t und 1910 6328 t von diesem bekanntlich außerordentlich giftigem Salze an die Goldbergwerke von Amerika, Transvaal und Australien ab zum Preise von mehr als 8 Mill. Mark. Außerdem wird das Cyankalium, wegen seiner Eigenschaft Gold, Silber, Kupfer und Nickel als Doppelcyanide zu lösen, vielfach zur Galvanostegie, zum Vergolden, Versilbern, Verkupfern und Vernickeln von Metallgeräten benutzt. Die Cyanindustrie ist heute eine Großindustrie geworden, die ihre sehr wertvollen Produkte vornehmlich aus dem Steinkohlengas zieht. Eine Tonne Steinkohlen liefert bei der trockenen Destillation 500 bis

Digitized by Google

700 g Blausäuregas, welches als Ferrocyankalium oder -natrium aus dem Gaswasser gewonnen und auf Cyankalium bzw. Cyannatrium weiter verarbeitet wird, zu einem kleinen Teile aber auch auf Eisencyanürcyanid oder den bekannten Farbstoff des Berliner Blaus.

Wie die hier angeführten Tatsachen zur Genüge zeigen dürften, ist der Stickstoffgehalt der Steinkohle ein für die Lösung des „Stickstoffproblems" unserer Tage höchst wichtiger Faktor. —

Die Macht der Presse.

Von

Frank Wedekind.

Das Reich Israel, dem die Welt die Hälfte ihrer moralischen Normen verdankt, wurde bekanntlich von seinen Schriftstellern regiert. Im Alten Testament heißen sie Richter und Propheten, im neuen heißen sie „Pharisäer" und „Schriftgelehrte". Eine Zeitlang regierte sogar eine Schriftstellerin namens Deborah. Von den Propheten mußten sich die gekrönten Häupter den Standpunkt klar machen lassen. Wenn man jene Zeiten mit den unseren vergleicht, dann dürfen wir nicht behaupten, daß wir es in unserm Beruf gerade besonders weit gebracht haben. Allerdings wäre Lamartine einmal beinahe Präsident von Frankreich geworden, und Björnson konnte als Weltberühmtheit dem König seines kleinen Heimatlandes unbequem werden. Aber was besagt das, wenn man es beispielsweise der unerschütterlichen Passivität und Einflußlosigkeit gegenüberhält, deren sich seit Jahrzehnten die größten Geister deutscher Stammesangehörigkeit erfreuen. Für mich besteht kein Zweifel darüber, daß wir uns im Laufe der Jahrhunderte die Musik sowohl wie die Malerei über den Kopf wachsen ließen. Unter uns steht nur noch die Tanzkunst und die Akrobatik. Ich habe oft darüber nachgedacht, was in diesem Niedergang die Schuld tragen mag.

Sind wir in unserm Beruf nicht vielleicht zu vornehm geworden? Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts schlugen in der Welt die Schriftsteller aufeinander los wie zur Zeit des Faustrechts die Raubritter. Dafür gab es aber auch Schriftstellerfreundschaften und -Parteigängerschaften, die der Masse des Volkes Achtung abnötigten. Vor allem aber glaube ich, wenn ich unsere gesellschaftliche Stellung und Würdigung mit derjenigen der Musiker und Maler vergleiche, wir verstehen uns nicht genügend darauf, mit der Feder umzugehen, wir lassen die Macht der Presse außer Acht. Wenn irgendwo einem Maler ein Bild oder einem Musiker eine Oper zurückgewiesen wird, dann greift sofort einer seiner Kollegen zur Feder und schreibt einen geharnischten Artikel, in dem er Max Liebermann oder Richard Strauß als olympischen Zeugen beschwört. Widerfährt dieselbe Schmach einem Schriftsteller, dann geht ein Engel durchs Zimmer. Der Schriftsteller schreibt gegen Schauspielerelend, gegen Malerelend, gegen Musikerelend. Und wird ihm selber elend, dann entsinkt die Waffe seiner Hand, und er sagt: Es geschieht meinem Vater ganz recht, wenn ich mir die Finger erfriere. Warum kauft er mir keine Handschuhe!

Dazu kommt freilich noch etwas ganz anderes, was im Lauf der letzten drei oder vier Dezennien dazu beitrug, das Ansehen der Schriftstellerei in den Augen der Nation zu erschüttern. Das sind die guten Geschäfte, die einzelne auserwählte Glückskinder mit Bühnenstücken oder Romanen gemacht haben. Die Nation will ihre Märtyrer, ihre Gesinnungshelden haben, die für ihre Ueberzeugung leiden, d. h. hungern. Die Nation glaubt ein Recht darauf zu haben, diese Märtyrer unter ihren Schriftstellern zu finden. Aus alter Gewohnheit wird es der Menschheit schwer, die Größe eines nichthungernden Schriftstellers für echt zu halten. Dabei glaubt man täglich in Dramatik und Kritik einen, wenn er wirklich bestände, allerdings nicht erfreulichen Gegensatz von gewissenlosen Spekulanten und hämischen Moralisten vor sich zu sehen. An diesem Gegensatz, meine verehrten Herren, ist aber nur die Gesetzgebung schuld, die uns im Urheberrecht ein halbes, unfertiges Werk beschert hat. In dem Augenblick, wo der Mitarbeiter

Digitized by Google

einer Zeitung ebenso am Gewinn seines Blattes beteiligt ist, wie der Bühnenschriftsteller am Gewinn des Theaters, ist dieser häßliche Gegensatz im großen ganzen aus der Welt geschafft. Allerdings müßte sich die Nation dann endgültig mit der Tatsache aussöhnen, daß ein Schriftsteller überhaupt nicht die Verpflichtung hat, in erster Linie Hungerkünstler zu sein.

Der Weg, um zu diesem Ziele zu gelangen, ist durch die tatsächliche Macht der Presse um so leichter, daß man sich bei ihrer umfassenden Organisation nur wundern kann, daß er nicht längst eingeschlagen wurde. In jedem Zeitungskatalog ist von mindestens drei Viertel sämtlicher aufgeführten Blätter die Abonnentenzahl angegeben. Diese Angaben sind völlig zuverlässig, denn wenn das Geschäft gebietet, sie möglichst hoch zu greifen, so hindert das Gesetz über den Wettbewerb, daß sie zu hoch gegriffen werden. Multipliziert man diese Abonnentenziffer mit dem Abonnementspreis und dividiert das so gewonnene Produkt durch eine bestimmte Zahl, die, einmal festgestellt, für alle Fälle gleichbleibt, so erhält man das normale Zeilenhonorar für die in Frage kommende Zeitung. Dieses Normalhonorar repräsentiert dann den prozentualen Gewinnanteil des Autors an der Bruttoeinnahme seines Blattes.

Die Vorteile dieses Systems liegen auf der Hand. Der Schriftsteller braucht sich den Lohn seiner Arbeit nicht mehr bewilligen zu lassen, sondern er kann ihn im Voraus selber berechnen. Die Ehre, höhere Honorare zu bewilligen, bleibt natürlich keiner Zeitung vorenthalten. Dagegen ist es dem Schriftsteller von Standes wegen nicht gestattet, unter dem für seine Zeitung gültigen Preis zu arbeiten.

Die heikle Aufgabe, die heilige Zahl zu berechnen, durch die bei sämtlichen Blättern das Produkt aus Abonnentenziffer und Abonnementspreis zu dividieren ist, wird von einer Kommission von Schriftstellern gelöst. Zur Einbürgerung des Systems empfiehlt es sich, die Zahl zu Anfang nicht zu niedrig zu normieren. In dem Maße wie die Lebensmittelpreise und Wohnungsmieten steigen, wird die heilige Zahl dann im Laufe der Jahre stetig sinken. In ihrem Tiefstand hat der Schriftsteller ein untrügliches lebendiges Zeichen für das Gedeihen und die hohe Bedeutung seines Berufes vor Augen.

Der prinzipielle Unterschied in der Honorierung von Originalbeiträgen und Nachdrucken fällt damit fort. Sind doch auch am Theater bei Wiederholungen die gleichen Prozentsätze maßgebend, wie bei Premieren. Nur der Abnehmerkreis der gebotenen Leistung kann die Einkünfte ihres Autors beeinflussen.

Ob durch dies System der Idealzustand wieder erobert wird, von dem zu Anfang die Rede war, möchte ich nicht näher erörtern. Sicherlich kann seine Einführung dem Journalismus nur Ehre und Unabhängigkeit einbringen. Auf den Einwand, daß ich mich von einer seichten Utopie habe blenden lassen, von einer schillernden Theorie, die sich mit der Wirklichkeit nicht deckt, wäre zu entgegnen, daß dann die Theorie eben so lange vervollkommnet werden muß, bis sie sich mit der Praxis in Einklang bringen läßt.

Das schwierigste an der Sache ist, daß es sich hier um die Interessen von Schriftstellern handelt, einen Beruf, dem Martyrium, Selbstlosigkeit und Objektivität als Alpha und Omega zur Pflicht gemacht wird. Aber wo die Macht ist, da ist das Recht, sagt ein gutes Sprichwort. Wird das erörterte System in der Theorie als richtig anerkannt und läßt es sich praktisch trotzdem nicht durchführen, dann ist es wohl nur eine schöne Redewendung, wenn die Presse sich selbst als Großmacht bezeichnet.*)

Die große Berliner Kunstausstellung.

Von

Dr. Eduard Thoma.

II. Die Graphik.

Mit bedauerlicher Nachsicht sind die weitschweifigen graphischen Abteilungen zusammengestellt worden; selbst Kalenderzeichnungen, die mit dem alten Jahre hätten vergehen müssen, sind hervorgeholt und

*) Aus dem „Schriftsteller", Organ des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller.

Digitized by Google

aufgehängt worden. Noch schlimmer aber ist es, wenn ein guter Name nur mit mittelmäßigen Stücken belegt wird. In dem kleinen grünen Saale mit dem Empiredekor vom vorigen Jahre wird ein Kundiger bloß erfahren, daß auch Hans Thoma seine schlechten Tage und Jahrgänge hatte; die Vielen aber werden durch die besondere Aufmachung nur zu Ueberschätzungen verleitet und irregeführt. Aber trotz alledem, es ist eine große Freude, für sich die Sichtung vorzunehmen, welche die Jury sich erspart hat; es bleiben einige bedeutende Werke dabei übrig.

Die Engländer würden noch besser abschneiden, wenn ihre Kollektion vollständiger wäre. Wichtige Namen sind nicht vertreten. Alphonse Legros, der 1866 nach London übergesiedelt war, ist der Stammvater vieler englischer Radierer geworden. Auf der kleinen Platte mit dem verlorenen Sohne hat er, glaube ich, am besten gezeigt, wie der Duft Corots mit der Größe der Milletschen Silhouette sich verbinden läßt. William Strang, sein bekanntester Schüler, ist um viele Grade schwächlicher trotz des aufdringlicheren Vortrags. Von Strang aber bekennt sich zu einem andern Evangelium und hat in Francis Dodd einen überlegenen Rivalen. Der letztere hat den großen Lehrer, dessen Blätter wir leider vergebens in diesen Kabinetten suchen, porträtiert, Muirhead Bone, der uns mit einem langen, unangenehmen, lauernden Blick betrachtet, weil wir ihn bei der Prüfung eines Probeabzuges stören. Auf derselben Höhe sind die zwei anderen Bildnisse von der Hand des Francis Dodd; am größten aber ist „Somerset-Haus mit der Waterloo-Brücke." Von dieser Radierung glaubt man den Gerüchten, daß gute Werke Muirhead Bones und seiner Schule so hoch wie Rembrandtsche Graphik bezahlt werden. Eine überaus sichere Zeichnung bildet die Grundlage. Der kurze, haarscharfe Strich würde jede Flauheit sofort an den Tag bringen. Er dient aber auch dazu, die Schattenpartien, welche immer mit bewußter Deutlichkeit gegen das Licht abgesetzt werden, zu variieren. Sieht man nicht an den Wänden dieses Hauses die Spuren von Regen und Ruß? Um jedoch alle Kleinlichkeit zu vermeiden und das Dunkel besonders weich und voll wirken zu lassen, scheinen die Platten auf stark feuchtem Papier abgezogen worden zu sein. — Francis Dodd hätte allen Grund, Frank Brangwyn die große goldene Medaille zu mißgönnen. Dieser kommt nur im großen Format und mit schreienden Helldunkelwirkungen. Er ist viel äußerlicher, und der Vergleich mit Rembrandt, zu dem die Auffassung und zum Teil die Gegenstände auffordern, fällt ganz zu seinen Ungunsten aus. Einige Zeichnungen geben merkwürdige stilistische Hinweise: das ist einfach Barokko.

Wir halten unsern Erich Wolfsfeld mit Stolz neben Brangwyn. Da werden wir niemals an die Wirkung des Blitzlichts erinnert, das die Form zerstört, und der Größe der Platte entspricht die größere Klarheit in der Modellierung durch Licht und Schatten und die größere Reinheit der Linie. Man kehrt immer wieder von jenen dreien, deren Kunst am meisten der Wolfsfeldschen ähnelt, von Arthur Wilken, Friedrich Moron und Heinrich Otto-Werniger, zu den zwei großen Schachspielern zurück, und das Blatt mit Amor und Psyche gräbt sich von Anfang an unserem Gedächtnis ein. Der Dresdener Richard Müller strebt auf Umwegen derselben Größe zu; er hat die alten Meister um Rat gefragt, wie das triefäugige Gesicht eines alten Mannes beweist. — Heinrich Wolff-Königsberg ist in allen reinen und kombinierten graphischen Techniken zu Hause und hat eine große Schülerschar an sich gezogen. Aber er hat die Fehler seiner Tugenden. Auch wenn einmal eine Platte wirklich bis zum Rande durchgeführt ist, so hat man doch nie das Gefühl einer inneren Vollendung; wir suchen Augen und Wangen und sehen — Arbeitsspuren.

Unsere glücklichsten Federzeichner haben sich diesmal wieder neue Freunde erworben. Heinrich Kley, durch seine prickelnde Linie und den Witz seiner Darstellungen; Franz Christophe, durch die Zusammenfassung aller seiner Vorzüge im „verzauberten Wald". Die Hand dieses Künstlers weiß zwei Extreme zu verbinden, eine leicht zittrige Linie und eine breite, große Form. Das übt eine merkwürdige

Digitized by Google

Gewalt auf uns aus. Es ist, ich weiß nicht wie, dem Verschwiegenen und Geheimnisvollen, welchem die Zeichnungen gewöhnlich gewidmet sind, aus irgendeinem Grunde entsprechend. So werden wir hier in den Schrecken mit hineingezogen, der die erfaßt, welche zögernden Schrittes zwischen Lianen und Kannenpflanzen, Käuzen und Lemurenaffen, Schlangen und schlafenden Tigern hindurchziehen.

Die Handzeichnungsabteilung ist am meisten von den Männern der Berliner Akademie beschickt worden. Arthur Kampf hat überhaupt nur hier, und zwar sehr mager ausgestellt. Ein erschreckender dilettantischer Zug ist auf weiten Strecken wahrzunehmen. Anderswo ist ein seltsames Novum zu konstatieren. Für drei farbige Zeichnungen, deren beste drei vom Rennen heimkehrende Herren zeigt, sind verantwortlich Hans Beyer-Preußer und Fritz Glasemann. Wie hat man sich die Arbeitsteilung zu denken?

Hans Hartig hat Gouache und Pastell bei „Sturmglocken" und „Das Wasser kommt" anwandt, und so die besten zwei Bilder seines Sturmflutzyklus geschaffen. Die dazugehörigen Oelbilder sind bei weitem nicht so gedrungen in der Komposition und in der Farbe so zusammengehalten; sie geben nicht annähernd so stark das Elementare des Vorwurfs wieder.

Aus Berliner Theatern.

Der traurige Anfang.

Schlimmer hat wohl kaum je eine Berliner Spielzeit begonnen. Auf den Zusammenbruch des „Neuen Schauspielhauses", der einen langjährigen Verzweiflungskampf mit der Grundlosigkeit des Unternehmens beschloß, folgte unmittelbar die Eröffnung eines „Deutschen Schauspielhauses" von noch viel tieferer Grundlosigkeit. Als ob die Theatermenschen uns ein Paradebeispiel geben wollten, daß sie nichts zuzulernen vermögen und immer skrupelloser jedes sachliche Interesse in privaten Eitelkeiten und persönlichen Vorteilen ertränken.

Und dann, als erster Akt nach solcher Ouvertüre, präsentierten sich uns zwei Berliner Hauptbühnen in ihren tiefsten Schwächen. Das Königliche Schauspielhaus spielte seiner apathischen Natur gemäß etwas Vielzualtes, die experimentierwütige Reinhardtbühne etwas Vielzujunges. Im Reiche Hülsens ist man bei der modernen deutschen Tragödie die komische Muse gedenkt man dies Jahr wieder durch Blumenthal und Schoenthan zu repräsentieren — schon im Jahre 1870 angelangt und spielt „Die Bluthochzeit" von jenem Anton Lindner, dessen trauriges Schicksal nichts beweist, als daß auch der Irrsinn eines Schriftstellers nicht immer auf Genie schließen läßt. Lindner war nichts als ein Dilettant, der sich durch Ambitionen zerstörte, die unberechtigte Erfolge ihm eingeben mußten, und diese „Bluthochzeit" ist nichts als das allbekannte historische Oberlehrerstück in fünffüßigen Jamben. Einem ganz bescheidenen Geschick für theatralische Knalleffekte ist eine schon nicht mehr gewöhnliche sprachliche Unfähigkeit gesellt, Fünffüßler wie dieser:

„I will doch seh'n, wer auf dem Platze bleibt,
Das drohende Verhängnis oder ich!"

vertreten nur den Durchschnitt der hier offenbarten Ohnmacht. Jede Figur charakterisiert sich, indem sie beinah nach Manier eines Auftrittsliedes von den dunklen Eigenschaften ihrer Brust spricht, und diese Eigenschaften wechseln zwar von Szene zu Szene in erstaunlichster Weise, sind aber immer auf gute Beispiele von Schiller, Shakespeare oder Goethe gestützt. Wenn der Autor nicht weiter kann oder ein Bedürfnis nach Tiefsinn empfindet, läßt er den Marquis Posa unter falschem Namen auftreten und die bekannte Rede über Gedankenfreiheit halten. Und wenn das aus unhaltbarsten Fäden geknüpfte Intrigenstück im dritten Akt endgültig aus ist, so wird eben im vierten Akt ein neues Stück angefangen. — Daß man über das Werk eines lange toten Mannes soviel Unfreundliches sagen muß, ist lediglich Schuld dieser rätselhaften Hoftheaterdramaturgen, die aus dem gewaltigen Bestand der dramatischen Literatur keine lohnendere Aufgabe zu finden wußten. Psychologisch läßt es sich allerdings begründen: der manstote Historienstil dieses Stückes paßt zu der Art, wie man hier mit rollenden „r's", gezogenen „h's" und geflöteten „o's" Theater spielt und zu den höchst umfangreichen und höchst päppernen Pyloti-Bildern, in denen man hier inszeniert. Dem neuen Regisseur, Herrn Dr. Bruck, der das Unglück hatte, bei dieser Gelegenheit zu debutieren, darf man wohl nichts nachsagen — es klappte natürlich alles, und was soll es bei einem so dürren Stück sonst tun als klappen und klappern. — — — Vierzig Jahre sind vor den Augen unserer Hoftheaterintendanten wie ein Tag, sie spielen weiter die geschichtlichen Schillerstücke (mit der harm-

Digitized by Google

losen, weil künstlerisch entmannten liberalen Tendenz), als wäre die ganze große geistige Revolution der letzten Jahrzehnte nicht gewesen.

So langweilig ging es im „Deutschen Theater" keineswegs her: schon deshalb nicht, weil das Publikum schließlich, wie ein Hauptmannscher Mörder sagt, auch „'n bißchen frisch" wurde, in Herrn Sternheims „Don Juan" aufs Lebhafteste mitspielte und der Vorstellung ein verfrühtes Ende machte. Dabei ist dieser „Don Juan" so wenig wie sein Autor schlechthin unbegabt. Zwar der Tiefsinn, den der Autor in diese Zusammenziehung des mythischen Frauenbezwingers und des historischen Kaisersohnes Juan d'Austria legen möchte, scheint mir weder bedeutend gedacht, noch faßlich geformt, und seine Sprache macht bei Shakespeare, Calderon, Goethe, Lessing und vielen anderen die allerkeckste Anleihe, um schließlich so nacktem Papier wie „Sturm der größeren Persönlichkeit" doch nicht zu entgehen. Aber was die Stärke der Sternheimschen Spießbürgersatire, die wir inzwischen kennen gelernt haben, ausmacht, das findet si chschon hier: eine bedeutende szenische Erfindungskraft und ein merkwürdiger Sinn für pantomimischen Ausdruck. Der stumme Schluß der ersten Szene, wie Don Juan, den Maria nicht erwählt, wortlos in den Fluß springt - das zweimalige schweigende Vorübergehen der gekränkten Frauen vor der Kirchhofsmauer — Maria, die auf der Schaukel schwebend, nach dem Geliebten Ausschau hält — das und andere Momente von seltsam krampfig ausbrechender pantomimischer Kraft sind zweifellos Beweise irgendeines Talentes. Trotzdem, und trotzdem das Aufgeführte kaum zwei Drittel des riesigen Buches umfaßt, eine Anfängerarbeit, die so wirr, so verstiegen, so anspruchsvoll breit in der kaum vorschreitenden Szenenfülle und dem künstlich dunklen Dialog ist, würde normalerweise von keiner Bühne Deutschlands aufgeführt werden. Manche bessere Arbeit wird von der gleichen Instanz im Laufe eines Bühnenjahres als „begabt, aber unbrauchbar" zurückgewiesen. Daß Herr Sternheim inzwischen interessante Komödien zu schreiben vermochte, und auch sonst ein vermögender Mann ist, war kein Grund, hier eine so auffallende Ausnahme zu machen. Und daß ein Publikum, das stundenlang einfach nichts verstand, sich ausschließlich empörte, war, so sehr die Formen eines Theaterskandals immer wieder verletzen müssen, in der Sache berechtigt.

In der Aufführung steckten manche Werte um die es schade ist. Don Juan — Moissi (unausgeglichen, aber voll prachtvoller Momente), Wegner, die Dietrich, und vor allem der tragikomische Diener Arnolds boten (im Gegensatz zu der monotonen und schwachen Maria der Gina Mayer) schauspielerisch Schönes. Und Holländers Inszenierung erinnerte zwar etwas an Sternheims Sprache — der ganze Reinhardt mit den „Räubern", dem „Lear", dem „Faust", dem „Jedermann" und vielem anderen war besteuert — aber das Resultat war zumeist erfreulich anzusehen. Nur König Philipps einsames Gemach entgleiste. Statt eines undefinierten Raumes von Rembrandtschem Helldunkel, wie es wohl gemeint war, trat eine schlecht bekalkte Dachstubenwand in Erscheinung. Immerhin, welche Erholung bedeuten einem irgendwie kultivierten Auge nach all den Pylotis am Gendarmenmarkt die Sternschen Bühnenbilder. (Die übrigens wie alles Gute und Geschmackvolle so viel einfacher und so viel billiger sind!) Nur mit dem Ganzen dieses sachlich unbegründeten, hoffnungslosen Experiments auszusöhnen, vermögen solche szenischen Qualitäten nicht. Auch für die Reinhardtsche Saison war das kein fröhlicher Anfang. Julius Bab.

Die Pfirsiche.

Von André Theuriet.

Deutsch von Friedrich Walburg.

Meinen lieben, alten Freund Herbelot sah ich nach 25 Jahren zum ersten Male auf einem Balle der ehemaligen Schüler des Gymnasiums wieder, wo wir einst zusammen gebüffelt hatten.

Ich war ziemlich überrascht, einen gänzlich anderen Herbelot wiederzufinden als den, dessen ich mich aus meiner Knabenzeit erinnerte. Ich kannte ihn von damals her nicht anders als dünn, schüchtern, im Aeußern geschniegelt und gebügelt, im Benehmen gesetzt und zurückhaltend, also als einen jungen Menschen, der alle die liebenswürdigen Eigenschaften eines „Supernumerar" in sich vereinigt und sich anschickt, die höhere Beamtenlaufbahn in der Verwaltung einzuschlagen, in die seine Familie ihn hineingesetzt hat. Zu meiner Ueberraschung stand jetzt ein großer, kräftiger Mann vor mir, an Händen und im Gesicht sonnverbrannt, mit lachenden Augen, lebhafter Sprache, frisch und fröhlich im Ausdruck, wie jemand, der es nicht gewohnt ist, seine Worte vorsichtig berechnend abzuwägen. In seinem ganzen Benehmen lag etwas Ungezwungenes, Bestimmtes und Un-

Digitized by Google

geziertes, was gar wenig an die Beamtenhaltung erinnerte.

— Aber, sag' mal, fragte ich ihn, was ist denn aus dir geworden? Bist du nicht in der Verwaltung?

„Nein, mein Lieber," antwortete er, „ich bin ein ganz einfacher Landmann. Ich bebaue nicht weit von hier, in Chanteraine, ein ziemlich großes Landgut, wo ich das Korn säe und wo ich eine herrliche kleine Burgunderweintraube ernte, deren Lebenssaft du mit Freuden kosten sollst, wenn du mir die große Ehre antun willst, mich da draußen einmal zu besuchen."

— Wahrhaftig, rief ich aus, du, Sohn und Enkel einer echten, rechten Bureaukratenfamilie, du, den man überall als Muster eines Beamten hinstellte und dem man eine glänzende Zukunft vorhersagte, du hast die Feder mit dem Pfluge vertauscht?

„Bei Gott, ja!"

- Aber wie in aller Welt ist denn das nur zugegangen?

„Mein Lieber," entgegnete er lachend, „die größten Wirkungen haben oft kleine Ursachen. Ich habe um meine Entlassung gebeten wegen zweier Pfirsiche."

- Wie? um zwei Pfirsiche?

„Nicht mehr und nicht weniger! Und wenn wir den Kaffee genommen haben und du Lust hast, mich nach Chanteraine zu begleiten, will ich dir die Geschichte erzählen."

Nach dem Kaffee verließen wir also den Festsaal, und während wir, eine Zigarre rauchend, am Kanal entlangschlenderten, begann mein Freund seine Erzählung:

„Du weißt, daß ich das Kind eines alten Beamten war, eines Vaters, der die Beamtenlaufbahn allen anderen Berufsarten vorzog. Als ich daher mein Abitur glücklich hinter mir hatte, gab es nichts Selbstverständlicheres unter der Sonne, als daß ich als Ueberzähliger, sogenannter „Supernumerar", in den Verwaltungsapparat meines Vaters eingeordnet wurde. Ich fühlte keine ausgesprochene Neigung für irgendeinen anderen Beruf, und so begnügte ich mich denn, leicht zufrieden, mit dieser breiten Straße der Bureaukratie, wo mein Vater und auch mein Großvater langsam aber totsicher vorwärts gekommen waren. Ich war ein arbeitsamer, williger junger Mann und, was nicht zu unterschätzen ist, gleichsam schon von der Wiege an für diesen Tintenberuf erzogen, nämlich in der Hochachtung vor höheren Beamten und der Ehrerbietung, die man seinen Vorgesetzten schuldig ist. Ich war daher bei meinen Chefs gut angeschrieben und erwarb mir sehr schnell die ersten Grade der Verwaltungsbeamten. Als ich 25 Jahre alt war, nahm mich mein Direktor, der mich liebgewonnen hatte, in sein Bureau auf und — - - meine Kollegen beneideten mein Geschick. Man sprach von mir schon wie von einem höheren Beamten und prophezeite mir die glänzendste Zukunft. Aber die beiden Pfirsiche! — -

Damals verheiratete ich mich, und zwar mit einem jungen, sehr hübschen Mädchen von gutem, liebenswerten Charakter - - aber ohne Vermögen. Das war ein schwerer Fehler in den Augen der Beamtenwelt, in der ich lebte. Man ist in diesen Kreisen noch arg materiell gesonnen und sieht in der Ehe weit eher ein gutes Geschäft als eine zarte Herzensangelegenheit. Jedenfalls versicherte man mir sehr laut, daß ich mit diesem Schritte die größte Dummheit meines Lebens begangen habe. Mehr als ein Spießbürger meiner Umgebung erklärte mir rundweg, daß ich verrückt sei und mir leichtsinnigerweise meine ganze Karriere verdorben habe. Und doch! Da ich eine reizende kleine Frau hatte und wir beide nicht über unsere Verhältnisse lebten, so nahm man endlich das Urteil über meine Unvorsichtigkeit zurück, und die Gesellschaft geruhte wieder gnädigst, uns zu empfangen.

Mein Direktor war reich; er legte viel Wert auf die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten und war nach Kräften bemüht, eine größere Rolle in dieser Komödie zu spielen. Er empfing oft bei sich und lud die Beamten und die besseren Familien der Stadt zu einem Tänzchen ein. Vor allem sah er es sehr ungern, daß man seine Einladungen ablehnte, und so waren wenigstens seine Untergebenen, wenn er ihnen die Ehre antat, sie zu laden, verpflichtet, sich bei ihm auf Befehl zu amüsieren. Absagen durfte man nicht, selbst wenn die eigene Frau verhindert war, mitzukommen. So mußte auch ich eines Abends, ob ich wollte oder nicht, in meinen schwarzen Anzug steigen und allein zu einem solchen Direktorenballe gehen.

Abends, als ich fortgehen wollte und gerade mit dem Knoten meiner weißen Kravatte beschäftigt war, gab meine Frau mir noch allerhand Ermahnungen mit auf den Weg:

„Das wird heute sehr nett werden - - —. Vergiß nicht, dich ordentlich umzuschauen, damit du mir so manche Einzelheiten erzählen kannst: von den Toiletten der Damen und den Gängen des Essens — — - -. Sicher sind wieder große Mengen schöner Sachen da — — - - vor allem an Frühobst; man spricht von Pfirsichen, die das Stück drei Mark gekostet haben. — — - - Ah! diese Pfirsiche! - — — Weißt du, es wäre zu lieb von dir, wenn du mir davon eine mitbrächtest — — —"

Digitized by Google

Mein Einwand, daß es doch für unsereinen schwer sei, Früchte in die Tasche eines Fracks zu stecken, ohne ertappt und verurteilt zu werden, war vergeblich. — — Je mehr Einspruch ich erhob, desto hartnäckiger bestand sie auf ihrem Wunsch:

„Aber Lieb, im Gegenteil, nichts leichter als das! In dem Durcheinander der Gäste wird kein Mensch so etwas bemerken.
Du nimmst eine davon, als wolltest du sie essen und läßt sie geschickt verschwinden.
Zuck' nur nicht so mit den Schultern!
Gewiß, es mag ja eine Albernheit von mir sein; aber seitdem ich von diesen Pfirsichen gehört habe, brenn' ich darauf, eine davon zu probieren. Versprich, mir wenigstens eine mitzubringen !"

Und wie soll man nun einem geliebten Weibe eine Bitte energisch ablehnen? Ich murmelte eine unbestimmte Zusage und beeilte mich, fortzukommen. Aber im letzten Augenblicke rief sie mich noch einmal um, sah mich mit ihren großen, blauen Augen flehend an und fragte: „Versprichst du es mir - ?"

Ein sehr schöner Ball: Blumen überall, kostbare Toiletten, ein ausgezeichnetes Orchester. Der Landrat, der Staatsanwalt, die Offiziere der Garnison, also die feinste Auslese der Gesellschaft hatte sich eingefunden. Mein Direktor hatte nichts gespart, um dies Fest so glänzend wie möglich zu gestalten. Um Mitternacht wurde das Souper gereicht, und die Tänzer und Tänzerinnen eilten paarweise in den Speisesaal. Ich schlich mich dahin mit klopfendem Herzen, und kaum war ich eingetreten, da bemerkte ich in der Mitte der Tafel die schon so oft genannten Pfirsiche.

Sie waren wirklich herrlich anzusehen, wie sie in einer feinen Kristallschale zu einer hohen Pyramide aufgehäuft dalagen, von Weinlaub umrahmt, und stolz ihre leuchtenden Farben ausstrahlten, wobei das dunkle Rot in zarter Harmonie mit dem hellen Grün der sammetweichen Fruchthaut spielte. Schon beim Ansehen ahnte man den feinen, aromatischen Geschmack des rötlichen, schmelzenden Fleisches. Ich liebäugelte ihnen von weitem zu und dachte an die fröhlichen Ausrufe der Bewunderung, die mich zu Haus empfangen würden, wenn es mir gelingen sollte, eine Probe von diesen ausgezeichneten Früchten mit heimzubringen. Sie erregten allgemeines Entzücken. Und je inniger ich sie betrachtete, desto mehr nahm mein Wunsch die Form einer fixen Idee an und desto mächtiger wuchs in mir der Entschluß, eine oder zwei davon zu stibitzen. — — Aber wie? — — Mein Direktor ließ es sich nicht nehmen, diese seltenen und teuren Früchte selbst einigen besonders Bevorzugten zu reichen. Und so leerte sich die Schale immer mehr, ohne daß ich sie selbst in die Hand bekam. Doch zu meiner Freude blieben noch etwa ein halbes Dutzend dieser herrlichen Pfirsiche in dem grünen Bett des Weinlaubes, als die Gäste, durch ein Vorspiel des Orchesters aufgefordert, sich erhoben und wieder in den Salon eilten.

Ich folgte der Menge, aber nur zum Schein. Ich hatte meinen Hut absichtlich in einer Ecke des Speisesaales zurückgelassen — einen hohen Zylinderhut, der mir schon den ganzen Abend lästig gewesen war. — Ich trat nochmals ein, unter dem Vorwand, ihn zu holen, und da ich schon ein wenig mit zum Hause gehörte, mißtrauten die Diener mir nicht. Diese waren übrigens mit dem Abräumen beschäftigt und — — plötzlich sah ich mich allein, ganz in der Nähe des Buffets. — Nun gab es keinen Augenblick zu verlieren. — Nach einem flüchtigen Blick zur Rechten und Linken näherte ich mich der Schale, ließ zwei der Pfirsiche in meinen Hut gleiten und hüllte sie schnell in mein Taschentuch, damit sie nicht so hin und her rollten. Und dann verließ ich, scheinbar sehr ruhig, in würdevoller Haltung, obgleich mir das Herz zum Zerspringen heftig schlug, den Speisesaal, indem ich die Oeffnung des Zylinders mit der linken Hand sorgsam gegen meine Brust preßte und ihn dort mit der rechten Hand festhielt, die ich in den Einschnitt meiner Weste gesteckt hatte, was mir eine majestätische Haltung, fast à la Napoleon, verlieh.

Mein Schlachtenplan war, unauffällig den Salon zu durchqueren, dann polnischen Urlaub zu nehmen und, einmal draußen, mit Siegermiene die beiden Pfirsiche in meinem Taschentuche heimzutragen.

Die Sache war nicht so einfach, wie ich gedacht hatte. Man hatte gerade mit dem Kotillon begonnen. Rund herum an den Wänden stand eine doppelte Kette von Damen und Herren, und in der Mitte war ein weiter, leerer Raum, wo die einzelnen Paare tanzten. Diesen Platz mußte ich durchkreuzen, wenn ich das Vorzimmer erreichen wollte.

Ich schlüpfte schüchtern und vorsichtig an den einzelnen Gruppen vorüber, zitterte in jedem Moment, daß ein heftiger Stoß mit dem Ellenbogen meinen Hut treffen und die Pfirsiche herausschleudern könne. Ich hörte sie im Innern lustig hin und her rollen, und es überlief mich siedend heiß bei diesem verräterischen Geräusch. Endlich erreichte ich die andere Seite

Digitized by Google

des Saales, in dem Augenblick, als man einen neuen Tanz beginnen wollte. Die Tänzerin wird in die Mitte von mehreren Tänzern gestellt, die sich in einem Kreise, ihr den Rücken kehrend, um sie bewegen; sie hält einen Hut in der Hand, und muß versuchen, ihn demjenigen Herrn aufzusetzen, mit dem sie tanzen möchte. Kaum hatte ich zwei weitere Schritte gemacht, als die Tochter meines Direktors, die den Kotillon mit einem höheren Beamten der Präfektur führte, ausrief:

„Ein Hut! Wir müssen einen Hut haben!" Gleichzeitig bemerkte sie mein Ofenrohr, das ich ängstlich an meine Brust preßte; ich begegnete ihren Blicken, die mein Blut stocken ließen.

„Ah!" rief sie mir zu, „sie kommen ja wie gerufen, Herr Herbelot! Schnell, ihren Hut!" — — Und bevor ich auch nur ein Wort herausbringen konnte, stand sie neben mir und entriß mir meinen Hut — so energisch, daß die beiden Pfirsiche auf das Parkett rollten, mein Taschentuch und zwei oder drei Weinblätter hinterher — — —

Stell dir das Bild vor. Die Tänzerinnen kicherten heimlich, mein Direktor runzelte die Stirn, die ernsteren Leute steckten die Köpfe zusammen und zeigten mit dem Finger nach mir. Und mir begannen die Beine sichtbar zu zittern. Ich hätte im Parkett versinken und verschwinden mögen. Aber — — — —

Die Tochter des Hauses biß sich in die Lippen, um nicht loszulachen. Dann reichte sie mir meinen Hut zurück und sagte mit ironischem Lächeln:

„Bitte, Herr Herbelot, lesen Sie doch Ihre schönen Pfirsiche wieder auf!"

Eine Lachsalve aus allen Ecken des Salons folgte diesen Worten. Selbst die Dienstboten hielten sich die Seiten vor Lachen; und bleich, verstört und schwankend, wie voll süßen Weines, stürzte ich davon, vollständig verwirrt, so daß ich kaum die Tür finden konnte. — — — — Und ich eilte hinaus, den Tod im Herzen, um dieses schreckliche Ereignis meiner Frau zu berichten. — — — —

Am nächsten Morgen lief die Geschichte wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Als ich das Bureau betrat, empfingen mich meine Kollegen mit den Worten: „Herbelot, lesen Sie doch Ihre Pfirsiche auf!", was mir die Röte ins Gesicht trieb. Ich konnte nicht einen Schritt auf der Straße tun, ohne hinter mir eine spöttische Stimme murmeln zu hören: „Sieh da, der Mann mit den Pfirsichen!" Die Stellung wurde unhaltbar, und eine Woche später bat ich um meine Entlassung.

Ein Onkel meiner Frau hatte eine kleine Landwirtschaft in der Nähe meiner Vaterstadt.

Ich bat ihn, mich als junge Hilfskraft zu sich zu nehmen. Er willigte ein und wir richteten uns bei ihm in Chanteraine ein. — — Was brauch' ich dir noch weiter zu sagen — — — . Ich legte entschlossen Hand ans Werk, stand morgens mit der Sonne auf und klagte nie über die schwere Arbeit. Sicherlich war ich weit eher geschaffen für den Ackerbau als für den Bureaudienst, denn ich wurde schon in sehr kurzer Zeit ein sehr tüchtiger Landmann. Die Erfolge waren derart, daß unser Onkel uns sein Gut bei seinem Tode vermachte als unser Eigentum, das ich nun im Laufe der Jahre immer mehr vergrößert und in jenen befriedigenden Zustand gebracht habe, in dem du es gleich sehen wirst."

Wir hatten Chanteraine erreicht und betraten die Besitzungen meines Freundes, zunächst den Obstgarten. Die Zweige drohten unter der Last der Aepfel, Birnen und Zwetschen zu brechen und neigten sich bis zur Erde. Am anderen Ende der Einzäunung erstreckten sich saftige Wiesen vom Abhang herunter bis zum nahen Flusse, der von einer Hügelkette von Weinbergen umrahmt war, wo die Trauben zu reifen begannen und die Drosseln sangen. Zur Linken, hinter den Bäumen, ertönte aus den Scheunen das Gerassel der Dreschmaschine, und nachdem wir den Gemüsegarten durchquert hatten, sahen wir vor uns die weiße Fassade des Wohnhauses, an dem Pfirsichbäume spalierartig hinaufwuchsen, über und über von reifenden Früchten bedeckt.

„Du siehst," bemerkte Herbelot, „ich verehre noch immer die Pfirsiche. Ich verdanke ihnen mein Glück. Ohne sie wäre ich ein einfacher, magerer Schreiber geblieben, hätte bei dem geringsten Stirnrunzeln eines meiner Vorgesetzten gezittert und gebebt und die schon viel zu zahlreiche Meute der Beamten, denen es so unendlich schwer fällt, mit ihrem Gehalt glatt um die Ecke zu kommen, noch um ein stets unzufriedenes Individuum vermehrt, während ich jetzt vollauf mein eigener Herr bin."

Im selben Augenblick vernahm ich ein fröhliches Kinderlachen von Jungen und Mädchen aus dem Innern der Wohnung. Und in dem Fenster des Erdgeschosses, von dem Spalier der Pfirsichbäume umrahmt, erschien Frau Herbelot, eine kräftige und trotz der fast 40 Jahre noch schöne Frau, — selbst ein reifer Pfirsich, goldig umspielt von den warmen Strahlen der untergehenden Sonne.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Die Dichter Roms. Von G. Ferrero. Kulturbilder aus „Größe und Niedergang Roms". Mit Nachwort von Walter Lohmeyer und Bildnis Ferreros. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Die Bilder, die Ferrero in seinem großen Werke von den Dichtern Roms und den durch sie vertretenen Kulturströmungen entwirft, erscheinen hier aus dem politischen Zusammenhang losgelöst als selbständiges Bändchen, um das Neue an ihnen deutlicher erkennen zu lassen, als es im Fluß der Gesamtdarstellung möglich ist, und um von der Lebensfülle des alten Rom auch denjenigen eine Vorstellung zu geben, denen die Zeit mangelt, das umfangreiche Gesamtwerk des Turiner Professors zu lesen. Die Werke der römischen Dichter sind bei Ferrero stets als Ausdruck der wechselnden Zeitstimmungen behandelt. Diese Gestalten, die in uns zu kalten, klassischen Marmorbildern erstarrt sind, erhalten hier Blut und Leben, in ihrem Schaffen spiegeln sich die politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Probleme der Zeit, ihre Werke begleiten die Ereignisse der Weltbühne Schritt für Schritt, die Entwicklung der römischen Kultur läßt sich in ihnen ebenso verfolgen wie in der Politik. Die Schilderungen der Dichter gestalten sich so ganz ungewollt zu selbständigen Kulturbildern. Durch die neuen Gesichtspunkte in der Geschichtsauffassung erscheinen auch sie großenteils in ganz neuem Licht. Lukrez verkörpert die imperialistische Idee im Reich des Gedankens, Catulls Poesie zeigt den Verfall der alten römischen Aristokratie. Vergils Aeneis sollte das Nationalgedicht nach dem Herzen des Augustus werden, indem sie sich in den Dienst der sittlichen, religiösen und militärischen Wiedergeburt Italiens stellte. Horaz ist das vollkommenste Spiegelbild all der Widersprüche, an denen die Zeit des Augustus so reich war; er predigt die Rückkehr zu den alten Sitten ebenso gern wie den heiteren Lebensgenuß. Properz und Tibull, die beiden Antipoden Vergils, singen keck von Liebe und Wein und schmähen den Dienst der Waffen, eine Poesie, die in Ovid ihre Krone fand. Das hübsch ausgestattete Büchlein sei allen Liebhabern geistreicher Lektüre bestens empfohlen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 39 Berlin, den 28. September 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Wir Europäer.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Das Merkwürdigste an dem merkwürdigen Doppelselbstmord des japanischen Generals Nogi und seiner Gattin ist der Umstand, daß die Tat dieses Menschenpaares im christlichen Abendland nicht nur Bewunderung, sondern auch so etwas wie Neid erregt. „Wir möchten auch so einen Nogi haben, und wo sind die Zeiten hin, da in den hochkultivierten Ländern des Christentums einst Beweise ähnlich heldenhaften Opfersinns zu finden waren?“ so ging es allenthalben durch die deutschen Zeitungen.

Wenn man die mehr oder minder gehaltvollen Betrachtungen zu dem Harikiri der japanischen Generalsfamilie liest, könnte man glauben, daß die moderne christliche Kultur im Gegensatz zu dem mächtig aufstrebenden Japan wirklich bemerkenswertes Heldentum hervorzubringen nicht mehr imstande sei. Ein um sein Vaterland hochverdienter Feldherr bringt sein und seiner Gattin Leben in dem Augenblick, da der Sarg seines toten Kaisers vom Katafalk gehoben wird, als Zeichen seiner Trauer mit einem Schwertgriff zum Opfer dar. Die sterblichen Ueberreste seines Herrn und Kaisers werden in das Reich der Toten getragen, und nun hat es für diesen General keinen Sinn mehr, weiter zu leben. Selbstmord zum Beweise dafür, daß die Trauer auch „echt“ ist. Eine Tat, die zumal bei der Frau dieses Nogi von unerhörter persönlicher Tapferkeit spricht. Aber eine Tat, die ethisch wirklich etwas Befriedigendes hat? Nimmermehr! Es sei denn, daß man als richtiger Deutscher wieder einmal auf den exotischen Zauber dieses Geschehnisses kritiklos hineinfällt.

Die Männer, die in dieser Selbstaufopferung eines Nogi nur ein Stück konzentriertesten Heldentums sehen, und nun gar eines Heldentums, das man in dem weichlicheren Deutschland heute nur noch mit der Laterne suchen kann, sehen denn doch etwas primitiv. Eine Heldentat, die keinen höheren Zweck verfolgt, als durch völlig zweck- und sinnlose Selbstaufopferung die Liebe und Verehrung für einen Toten zu erweisen, ist lebensfeindlich und daher unsittlich. „Ich beschließe zu sterben, weil ein von mir hochverehrter Mann nicht mehr unter den Lebenden weilt. . .“ Gewisse Hinterweltler, die allem Monarchischen gegenüber auch heute noch so etwas wie Hundetreue predigen, schwärmen von einer Heldentat ohne Gleichen. Das kultiviertere Menschentum aber sagt: Hier triumphierte Barbarentum.

Selbstverständlich: Sich selbst freiwillig den Tod zu geben, dazu gehört immer ein gewisser Mut, den weder im christlichen Abendlande noch im Lande der aufgehenden Sonne jeder Sterbliche aufbringt. Aber so wahr solcher Selbstmord aus Opfersinn einer gewissen Tapferkeit bedarf, so wahr ist er noch lange nicht als Heldentum zu betrachten. Sein eignes Leben als nutzloses Todesopfer dargebracht, das ist ein Soldatentod, dessen ethischer Sinn dem Heldentod auf dem Schlachtfelde bei weitem nachsteht. Der Tod des kämpfenden Soldaten ist ein Opfer, das dem höchsten Gut des Staatsbürgers, der Freiheit des Vaterlandes, dargebracht wird. Wäre dieser Nogi einst, da er so heldenmütig Port Arthur eroberte, im Kampf gegen die Feinde des Vaterlandes gefallen, dann hätte sein Tod wirklich bewundernswerte Größe gehabt. Dann hätte er (in seiner Eigenschaft als Militär) noch sterbend dem Leben gedient. Aber der General

Digitized by Google

Nogi, der in dem Augenblick, da die Totenglocken des Landes seinem verstorbenen Kaiser zum letzten Gange läuteten, sich zum Zeichen seiner Trauer entleibte, hat sich ebenso wie seine Gefährtin als Opfer nicht dem Leben, sondern dem Tode dargebracht. Auch das ist Heldentum. Wer zweifelt daran? Aber wenn man sagt, daß diese Selbstaufopferung eine persönliche Größe ohne Gleichen umschließt, so sei doch dagegen gesagt, daß die völlige Nutzlosigkeit dieses Tuns eine uneingeschränkte Bewunderung für nachdenkliche Menschen nicht aufkommen läßt.

„Vasallentreue bis zum Harikiri. Vasallentreue bis zur freudigen Selbsttötung, wenn der Herr und Gebieter, dem man die Treue geschworen, das Zeitliche gesegnet.“ Als die Nachricht von der grausen Selbstaufopferung dieses hochgebildeten japanischen Generals und seiner Lebensgefährtin in die Heimatländer des Christentums gelangte, stand der kultivierte Mitteleuropäer ob dieser exotischen Heldentat verblüfft da und wünschte nichts sehnsüchtiger, als sagen zu können, daß auch bei uns noch solche Mannesgröße gedeihe. Aber noch nie war die Bescheidenheit gegen sich selbst und gegen seine eigenen Stammesgenossen unangebrachter als hier. Die Tapferkeit des jungen Japanervolkes in Ehren! Und dem General Nogi, der einst in unvergeßlich gigantischem Ringen die Feste Port Arthur niederzwang, aller Heldenuhm, den er für ewige Zeiten an seinen Namen geheftet! Aber Männer, die wie dieser Japaner sich nur nicht vor dem Sterben fürchten, haben wir im kultivierten Abendlande weiß Gott auch genug.

Es ist nicht wahr, daß unsere fortgeschrittenere Kultur in dieser Hinsicht irgendwie nachsteht. Nicht wahr, daß wir dem Tode gegenüber immer furchtsamer und weichlicher geworden sind. Nur daß die Männer, die bei uns und unter uns ebenso wie dieser Nogi ihr einziges Leben zu opfern jederzeit bereit sind, sich nicht den Toten, sondern den Lebenden und Zukünftigen darbringen. Der Telegraphist, der im Telegraphenraum der untergehenden „Titanic“ bis zum letzten Augenblick seine Pflicht tat, starb, seinen Mitmenschen dienend, einen Heldentod, der doch noch hundertmal erhabener ist, als dieses zwecklose Harikiri eines Nogi. Hier an der Bahre des Kaisers von Japan stand, in General Nogi und seiner Frau verkörpert, die stärkste Verachtung für den Wert des Lebens, die sich denken läßt. Und bei dem Telegraphisten der „Titanic“ triumphierte in treuester Pflichterfüllung die lauteste Bejahung des Lebens bis zum letzten Augenblick.

„Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“ Jede Krankheitsepidemie, die bei uns ausbricht, jeder Kampf um die Rettung gefährdeter Menschenleben, ja, jede neue technische Idee gebiert bei uns ein sich täglich erneuerndes Heldentum, das sich hinter der fatalistischen Tapferkeit des Japanertums, dessen ganzer religiöser Kult noch viel mehr als beim Christentum auf Lebensverneinung beruht, wahrhaftig nicht zu verstecken braucht. Wir nehmen es als Selbstverständlichkeit hin, wenn der Arzt im Kampfe gegen irgendein großes Sterben sich selbst zum Opfer bringt. Wir empfinden es als Feigheit, wenn ein des Schwimmens Kundiger am Ufer steht und aus Liebe zu seinem eigenen Leben einem mit den Wellen Ringenden nicht zu Hilfe eilt. Wir regen uns gar nicht mehr darüber auf, wenn unsere jungen Flieger in dem Gedanken, daß nun die Luft erobert werden soll und muß, mit jeder neuen Fahrt, als handle sich's um eine Bagatelle, ihr Leben in die Schanze schlagen. Wir Abendländer von heute haben im Gegensatz zu dem den Wert des Menschendaseins verneinenden Japaner eine heiße, inbrünstige Liebe zum Leben. Aber wir wissen zu sterben. Aus Berufstreue. Aus Menschenliebe. Aus Liebe zum Vaterland. Nur die Selbsttötung zum Zeichen der Trauer um einen Toten ist ein Stück unverständlichen Heldentums für uns. Aber wir glauben, daß sich dies Manko nicht durch Mangel an Tapferkeit, sondern eher dadurch erklären läßt, daß unser europäisches Heldentum trotz der japanischen Waffenerfolge wohl doch noch im großen und ganzen kultivierter ist.

Digitized by Google

Frauenrecht.

Von

Hermann Bahr.

Es gibt eine Frauenfrage, seit einzelne Frauen das Gefühl haben, daß ihnen unrecht geschieht. Ob auch in Zukunft die Frau von den Menschenrechten ausgeschlossen bleiben soll oder sie ebenso ansprechen darf wie der Mann, das ist eine Frage der sittlichen Empfindung. Fragen der sittlichen Empfindung aber können nicht logisch verhandelt, nicht durch die Vernunft entschieden, mit Gründen weder bewiesen noch widerlegt werden. Menschenfresserei, Sklaverei, Tierquälerei sind nicht durch die Vernunft, sondern durch das Gefühl erledigt worden. Warum fressen wir eigentlich heute keine Menschen mehr? Sie würden uns gar nicht mehr schmecken. Warum halten wir uns keine Sklaven mehr? Weil es uns unerträglich wäre, Sklaven zu haben. Warum quälen wir kein Tier? Weil es uns weh tut, ein Tier gequält zu sehen. Dem Jäger tut's nicht weh, und wir können ihm niemals beweisen, daß es ihm weh tun sollte; aber alle, denen es weh tut, können sich versammeln, und nun kommt es darauf an, ob ihr Gefühl die Kraft hat, so viele Menschen anzustecken, daß schließlich auch die Jäger sich zu schämen anfangen. Es ist immer der Prozeß einer Massensuggestion, durch die das neue sittliche Gefühl allmählich produktiv wird, zur Tat, zum neuen sittlichen Gesetz. Aenderungen der Sittlichkeit beginnen immer als Gefühlsfragen und werden dann Machtfragen.

Als das junge Bürgertum sich auf die Menschenrechte besann, vergaß es ganz, daß die Frauen auch Menschen sind. Und was noch merkwürdiger ist: die Frauen selbst vergaßen es auch; die Frauen versäumten den großen Augenblick, sie meldeten sich nicht. Obwohl gerade jene Zeit des jungen Bürgertums reich an begabten, ja bedeutenden Frauen war; man erinnere sich der Frauen der großen Revolution, des Weimarischen Kreises und der romantischen Gruppe. Aber diese, statt für die Frauen einzustehen, sonderten sich von den Frauen ab, es war ihnen genug, sich selbst, bloß sich allein den Bedingungen zu entziehen, unter welchen die Frauen leben; sie wurden fahnenflüchtig, verließen ihr eigenes Geschlecht und gingen zu den Männern über. Die Emanzipierte tritt zunächst als Mannweib auf, sie ähnelt sich den Männern an, sie gefällt sich in männlichen Sitten, sie raucht, reitet im Herrensitz, schert sich das Haar, reist gern in Männertracht und biegt ihre Stimme zum Baß hinab. Es ist natürlich, daß dieser Typus zunächst abschreckend wirken muß, besonders auf die Frauen, auf die besten Frauen gerade, die sich ja nicht verleugnen wollen, die sich nicht schämen, Frauen zu sein, die sich dagegen wehren, entweibt und vermannt zu werden. Aber die Emanzipierte der alten Zeit, diese nicht sehr erfreuliche Virago gibt doch den Frauen das Zeichen, daß eine Frau die Grenzen überschreiten kann, die ihnen bisher die Sitte gesteckt hat. Und nun kommen bald andere, die nicht mehr versuchen, den Unterschied zwischen Mann und Weib zu verwischen. Nein, die Frau ist nicht von derselben Art wie der Mann, die Frau ist von ihrer eigenen Art, aber sie hat dasselbe Recht auf ihre Eigenart wie der Mann auf seine. Ein Südfranzose ist nicht dasselbe wie ein Nordfranzose, ein Schwabe nicht dasselbe wie ein Preuße; der Südfranzose will auch gar nicht zum Nordfranzosen, der Schwabe nicht zum Preußen werden, der Bauer nicht zum Städter, der Kaufmann nicht zum Künstler, jeder ist anders und ist stolz darauf, aber jeder will für sich das Recht, eben dies, was er ist, ganz zu sein und seiner Art gemäß sein Leben zu bestimmen. Mit jedem kommt etwas zur Welt, was noch niemals vor ihm war und nach ihm niemals mehr sein wird; und eben dies ganz Einzige, was jeder ist, wer er auch sei, vollkommen darzustellen, ist seines Lebens Sinn. Lagarde hat gesagt: Jeder Mensch ist ein Gedanke Gottes, und Gott hat nicht die Gewohnheit, denselben Gedanken zweimal zu denken. Dies drückt aus, worauf unsere ganze Gesittung beruht: auf der Ehrfurcht vor der Persönlichkeit. Und die Frau verlangt nichts, als nun auch an unserer Gesittung teilzunehmen. Auch sie will nun Per-

Digitized by Google

sönlichkeit haben dürfen. Auch sie will nun ihr Leben nach ihrem inneren Gesetz bestimmen, um den Gedanken Gottes auszudenken, der sie ist. Und erst wenn sie sich einst dieses Recht errungen haben wird, dann erst kann überhaupt erscheinen, was „weiblich" ist. Was wir jetzt „Weiblichkeit" nennen, ist ja bloß Anpassung an männliche Wünsche; so lange die Frau dem Manne dienen muß, verwandelt sie sich stets in das, was ihr Herr braucht. Die jetzige „Weiblichkeit" ist eine Erfindung der Männer, die alles „unweiblich" finden, was ihnen an der Frau, wirtschaftlich oder erotisch, nicht paßt. Die wirkliche „Weiblichkeit" kann erst erscheinen, bis die Frau das Recht haben wird, sich zu zeigen, wie sie ist, ob es nun dem Manne recht ist oder nicht.

Aber dieses Recht wird ja den Frauen heute gar nicht mehr bestritten. Was die Frau braucht, um sich, jede ihren besonderen Anlagen gemäß, entwickeln und erfüllen zu können, soll ihr zugestanden sein. So weit sind wir längst. Man bestreitet ihr nur, daß sie dazu das Stimmrecht nötig hat. Darum geht es jetzt. Aber will man im Ernst behaupten, daß ein Mensch je des anderen Vormund sein kann, daß ein Mensch je den anderen genug kennt, um zu wissen, was der andere braucht? Was irgendein Mensch zu seiner Entfaltung, Entwicklung und Erfüllung braucht, innerlich und äußerlich, um nicht ein leerer Entwurf, ein bloßes Fragment zu bleiben, das weiß nur eben dieser eine Mensch selbst allein, kein anderer auf der weiten Welt kann es wissen, auch der weiseste nicht, auch der gerechteste nicht. Es gibt auf Erden keine Frau, die jemals einen Mann, einen wirklichen Mann, ganz verstehen wird; und so gibt es auf Erden keinen Mann, der jemals eine Frau, eine wirkliche Frau, ganz verstehen wird. Er sei der weiseste, der beste, der gerechteste, er wird ihr unrecht tun, wenn er über ihr Leben zu bestimmen hat. Und da nun zurzeit unser äußeres Leben in den Parlamenten bestimmt wird, bleibt also der Frau nichts übrig, als daß sie auf diese Bestimmungen einzuwirken trachte; sie muß darum gar nicht „für den Parlamentarismus schwärmen". Wir werden auch dieser dieser Form wieder entwachsen, und ich möchte noch erleben, daß wir uns ein handlicheres und weniger lärmendes Instrument zu finden wissen. Bis es aber so weit sein wird, muß sich schon auch die Frau mit diesem behelfen.

Werden die Frauen je das Stimmrecht haben? Das hängt nur davon ab, wie stark ihr Gefühl des Unrechts ist. Sie werden es solange nicht haben, als es den Frauen in einem Land nicht unerträglich geworden ist, Gesetzen gehorchen zu müssen, an denen sie nicht mitgewirkt haben. In dem Augenblick aber, wo dies in irgendeinem Land den Frauen unerträglich geworden sein wird, so sehr unerträglich, daß sie Gesetzen, an denen sie nicht mitgewirkt haben, nicht mehr gehorchen können, in diesem Augenblick werden sie das Stimmrecht haben. Die Frauenfrage wird nicht durch Argumente, sondern bloß durch die suggestive Kraft und die Leidenschaft entschieden, mit der die Frauen das Unrecht empfinden*).

Medizinische Probleme der Gegenwart.

Von

Dr. Otto Philipp Neumann.

Die Geschichte der Medizin, hat einer ihrer Altmeister Rudolf Virchow gesagt, ist die Geschichte der menschlichen Irrtümer in der Medizin.

Soviel verständige Resignation in diesem Ausspruch liegt, soviel Erkenntnis von der Notwendigkeit fortschrittlicher Entwicklung. Wir meinen hier nicht die vollendete Technik der Chirurgie oder einer mediko-mechanischen Behandlung oder die genaue Dosierung einer Diät für bestimmte Krankheitsformen, wie sie Leyden aufgestellt, wie sie Klemperer, Noorden, Goldscheider und andere fortsetzten, sondern rein theoretisch-medizinisch-philosophische Erwägungen, welche die Medizin nicht als ein Sondergebiet betrachten, sondern gewohnt sind,

*) Vergleiche Rubrik „Neue Bücher".

Digitized by Google

sie im Zusammenhang mit anderen Kulturerscheinungen darzustellen. Der moderne Charakter der Medizin zeigt sich ja gerade hierin, daß z. B. die soziale Medizin gar nicht losgelöst werden kann von den Begleiterscheinungen, wie sie der Zeitgeist zeigt. Nur unter diesem Gesichtswinkel kann man z. B. das betrachten, was man mit dem gänzlich falschen Namen als Naturheilmethode bezeichnet. Die wissenschaftliche Medizin — und sie allein kann hier maßgebend sein — bezeichnet diese Richtung als physikalisch-diätetisch. Damit ist kein Gegensatz ausgedrückt zwischen der alten lediglich arzneilosen Behandlung der Krankheiten und zwischen einer Heilanschauung, die auch andere Heilfaktoren, als arzneilose verwertet. Der Gegensatz zwischen natürlichen und künstlichen Heilfaktoren besteht gar nicht zu Recht. Die Wasseranwendung ist eine recht künstliche Theorie, während die Verabreichung von Chinarinde ein sehr natürlicher Vorgang ist. Auch die Impfung ist ein natürlicher Vorgang, sich auf ein Naturgesetz gründend, daß das Ueberstehen einer Infektionskrankheit in der Regel vor dem Wiederbefallenwerden schützt. Neuerdings hat man sich daran gewöhnt, die natürlichen Vorgänge mit dem Namen: „Biologie" zu bezeichnen. Ich halte dieses neue Schlagwort für kein glücklich gewähltes, denn es ist zu allgemein. Auch fehlt ihm zu seiner Charakteristik der notwendige Gegensatz. Biologisch ist eben alles, was lebendig ist. Auch das ist biologisch, was lebendig gewesen ist, oder was lebend werden soll, gleichgültig hier, ob wir noch an die Existenz einer Urzeugung glauben oder nicht. Die Biologie, um diesen modernen Ausdruck einmal beizubehalten, obwohl er in seiner Allgemeinheit zu nichtssagend ist, hat man nun konsequenterweise mit mannigfachen anderen Disziplinen in Zusammenhang gesetzt. So hat z. B. Breitung in einer sehr interessanten Studie die Biologie zur Metaphysik in Beziehung gestellt.

Auf biologischer Grundlage hat Kleinschrod versucht, die sogenannte Naturheilmethode wissenschaftlich zu begründen. Er verwirft das mechanistische Prinzip. Nur die vitalistische Lehre bestätigt sich, sagt Kleinschrod in der Erfahrung. Vitalistisch ist aber nichts, als der lateinische Name für das griechische biologisch. Das problematische Kind hat also nur den Namen gewechselt. Ich habe mich mit Kleinschrod in einer Fachzeitschrift auseinandergesetzt. Ein neues wissenschaftliches Problem hat er nicht aufgestellt, er hat alte Probleme mit der vitalistisch-biologischen Lupe beleuchtet und hat ganz vergessen, daß wir ohne mechanische, d. h. physikalisch-chemische Voraussetzungen gar nicht auskommen. Ganz sicher wird das Problem des Lebens nicht allein durch mechanische Anschauung gelöst — ich habe in meinen „Grenzen des Lebens" nachgewiesen, daß die neue mechanische Anschauung die Rätsel des Lebens nicht restlos löst — aber dem alten, schon abgelebten, nichtssagenden „Begriff der Lebenskraft" wollen wir doch kein modernes wissenschaftliches Mäntelchen umhängen. Wenn nun moderne wissenschaftliche, d. h. ärztliche Anhänger der sogenannten Naturheilmethode der Schulmedizin vorwerfen, daß sie lediglich mechanistisch vorgehe, so ist diese Behauptung nicht richtig.

Wir stellen gern einmal fest, daß wir über die arzneiliche Wirkung fremdartiger Stoffe im Organismus sehr mangelhaft unterrichtet sind. Die ungeheuere Fülle moderner arzneilicher Mittel, die leider auch in den Tageszeitungen dem völlig kritiklosen Publikum angepriesen werden, macht es an sich schon unmöglich, in eine exakte Prüfung der Mittel einzutreten. Gerster-Braunfels hat in seiner sehr interessanten Geschichte der Jatrohygiene nachgewiesen, daß das, was die sogenannte Naturheilmethode als neues Heilverfahren pries, längst ein ganz altes Besitztum der Schulmedizin war, ehe der Begriff einer sogenannten „Naturheilmethode" überhaupt geprägt war. Dieses Wort stammt etwa seit 1869 in seiner neuen Bedeutung, und selbst Kleinschrod gibt zu, daß es sich um eine „Laienbewegung" handelt.

Ich bin — obwohl man gesagt hat, ich sei heute wohl der temperamentvollste Gegner der Laiennaturheilkunde — der Ansicht, daß der Laie sich sehr wohl mit den medizinischen Problemen beschäftigen soll. Mein dem wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Boden entsprossenes Handbuch der Volksgesundheitspflege (München, Otto Gmelin) ist für Laien geschrieben. Aber zwischen der Beschäftigung mit der Biologie und Hygiene und der Behandlung Erkrankter durch Laien ist doch ein ganz gewaltiger Unterschied. Lediglich aus Gründen der Volksgesundheit können wir Aerzte nicht in die Freigabe der Behandlung willigen. Ich will ganz davon absehen, daß die Gegner uns unlautere, selbstsüchtige Motive unterschoben, als wir das Kurpfuschereigesetz einbrachten. Daß es vorläufig scheiterte, ist kein Ruhmesblatt für die Intelligenz derjenigen, die es fallen ließen. Keineswegs ist die Kurierfreiheit bedroht. Nur die Auswüchse sollten getroffen werden. Freie Bahn für jede Entwicklung, keine Schaffung von Monopolen. Aber diese Freiheit muß dort beschnitten werden, wo die Volksgesundheit Schaden leidet. Der Arzt von heute ist — und das ist ein wichtiges Problem der medizinischen Gegenwart — eben nicht bloß „behandelnder Arzt", der Rezepte schreibt und Wunden verbindet, der Arzt von heute ist Sozialhygieniker. Diese moderne medizinische Phase datiert erst seit einigen Jahrzehnten. Die Geschichte der Hygiene beweist zwar, daß auch die alten Hygieniker von Hippocrates und Celsus an, den sozialen Charakter nicht aus den Augen verloren, indes das Interesse an der Hygiene ist erst jüngeren Datums. Daß die Vereine für naturgemäße Lebensweise, wie sie sich anfangs nannten, sehr viel für die Propagierung hygienischer Kenntnisse getan haben, ist von mir, dem „gefährlichen Gegner der Naturheiler" stets anerkannt worden.

Keineswegs ist der Nihilismus das einzig Wahre in der Medizin, wie Steudel und Niemeyer vor Jahrzehnten sagten. Wenn wir wissenschaftlich gebildeten Aerzte heute auf dem Standpunkte stehen, die „natürlichen Heilfaktoren" zu verwenden, so darf eben nicht vergessen werden, daß es durchaus der intensiven ärztlichen Kunst bedarf, diese Faktoren auch richtig anzuwenden. So einfach und harmlos es klingt: Wasser, Luft, Licht, Diät, Bewegung, so schwer ist die individuelle Anwendung. Der Laie ist eben nicht in der Lage, individuell vorzugehen. Er operiert theoretisch mit Schlagworten und behandelt schematisch.

Die neue, ich will sie physikalisch diätetische Richtung nennen, ist ganz ausgezeichnet geschildert in einem gerade für Laien sehr lesenswerten Buche: Gesundheitslehre für Aerzte und andere gescheite Leute von Dr. Erhard (München, Otto Gmelin). Hier haben wir es mit modernen medizinischen Problemen auf streng wissenschaftlicher Basis zu tun. Diesen Weg geht auch die Medizinisch-biologische Gesellschaft, welche neuerdings (München, Otto Gmelin) einen Bericht über ihre Tätigkeit unter dem Titel: „Beiträge zur Reform und Weiterbildung der Medizin auf psychobiologischer Grundlage" durch den Medizinalrat Dr. Bachmann in Harburg hat erscheinen lassen. Bachmann schildert die Umrisse einer biologischen Medizin und sagt: „Nur eine von der Kenntnis des Lebens ausgehende Grundanschauung kann die Aufgabe des Arztes auf den richtigen Weg weisen. Dazu gehört meiner Ansicht nach, daß der Arzt zum Hygieniker wird, daß er sich mit der großen Aufgabe der Volksgesundheit befaßt. Diese Aufgabe umfaßt das physische ebenso wie das psychische." Bachmann spricht daher sehr treffend von einer Psychobiologie. Jede Krankheit, sagt Bachmann, hat eine äußere und innere Ursache.

Wir kommen somit in der Gegenwart wieder zu einer größeren Wertung der Konstitution. Ich möchte hinzusetzen: der Volkskonstitution. Ihr nachzugehen ist die Aufgabe des modernen Arztes. Helmholtz hat einmal sehr treffend gesagt, daß auch theoretische Fragen eine bedrängende Schwere und eine furchtbare praktische Tragweite haben können. Die Volksgesundheit, dieses kostbare Gut, an dessen Erhaltung wir alle mitarbeiten sollen, hängt also auch ab von der medizinischen Theorie, die in die Praxis umzusetzen ist. Deshalb sollen auch den Laien theoretische und medizinische Fragen interessieren. Auch der Laie soll mitarbeiten an seiner Gesundheit und an der Gesamtheit. Das ist die wünschenswerte organische und somit biologische Verbindung zwischen Arztthum und Laienwelt, die wir Aerzte gar nicht missen wollen. Aber wir wollen die Führer sein, weil

Digitized by Google

wir unseren Beruf im Interesse der Volksgesundheit ausüben wollen. In diesem Sinne soll das Volk seinen ärztlichen Führern vertrauen, dann wird es gut stehen mit der Volksgesundheit, an der wir alle beteiligt sind. Die Mitarbeit der Laien ist notwendig. Aber nicht jeder geht den richtigen Weg, und die von Laien geleiteten Naturheilvereine bewegen sich fast alle in einer Irrlinie. Ich möchte den Satz getrennt marschieren und vereint schlagen, sehr gern anwenden, denn das Ziel ist das gleiche: Hebung der Volksgesundheit. Aber die Grundlinien sind doch zu verschieden. Moderne medizinische Probleme, wie sie heute vorliegen, sind aber geeignet, das Interesse weiter Kreise zu erregen. Ohne Theorie keine Praxis. Und die Volksgesundheit ist doch eine eminent praktische Wissenschaft. An ihr arbeiten, heißt unser Volk groß und stark machen.

Richard Schaukal als Lyriker.

Von

Erwin H. Rainalter.

Im Jahre 1909 hat Richard Schaukal nach einem fast zwanzig Sommer währenden Reifen und Wachsen seine lyrische Ernte gefeiert, indem er uns mit den zwei Bänden „Verse“ und „Bilder“ die Auswahl aus seinen Gedichten bot. Dieses Reifen und Wachsen Schaukals war konsequent, bewußt und erfolggekrönt, es ließ ihn zwar erst spät zur Vollendung gelangen, um ihm allerdings dann ein um so reicheres und quellenderes Schaffen zu gewährleisten. Als Vierzigjähriger kann Schaukal auf eine für sein Alter unglaublich fruchtbare Ernte zurückblicken, er hat uns bisher — abgesehen von seiner novellistischen und essayistischen Tätigkeit — allein dreizehn Versbände, Erstveröffentlichungen und Auslesen, geschenkt. Nun möchte man wohl meinen, daß eine so stattliche Reihe genügen könnte, um dem Autor das Verständnis des Publikums zu erringen, um zu zeigen, wo seine Eigenart liegt und wie er sich diese erworben, gebildet hat. Aber gerade bei Schaukals Lyrik erhielten sich so lange Zeit hindurch Bedenken, die aus offenkundigen Vorurteilen entsprangen, daß man erst in allerjüngster Zeit zu erkennen beginnt, in welch duftige, volksliedmäßige Fernen seine Lieder deuten, und daß der Dichter noch im Jahre 1908 klagen konnte: „... Ich hieß jahrelang nach einigen Gedichten in „Verse“ und „Gärten“, trotz „Tristia“ und „Sehnsucht“ der „Dekadent“, nun heiße ich trotz „Großmutter“ und „Kreisler“ der „Dandy“. Besonders feinsinnige Beurteiler fügen noch den „Wiener“ hinzu — ich bin gar kein Wiener, sondern ein Mährer und habe mit der Wiener Literatur höchstens insofern zu tun, als ich sie seit Jahren als Kritiker bekämpfe. Somit lautet meine literarische Visitenkarte: der Wiener lyrische Dekadent und Dandy ...“ Es ist offensichtlich, daß die jahrzehntelange Verkennung Schaukals auch in gewissen äußeren Umständen ihre Erklärung findet, und da müssen wir uns mit einigen Worten einem der betrübendsten Uebelstände des neueren Schrifttums, dem Anthologienunwesen, zuwenden. Die bücherkaufende Menge unserer Tage wird durch die bequeme Erleichterung, die diese Auslesen darstellen, sehr verwöhnt, sie wird lesefaul und geizig und allmählich überhaupt zu träge dazu, einen Dichter und besonders einen Lyriker — in seinem Gesamtschaffen zu genießen, sie begnügt sich damit, von seiner Kunst nur zu nippen. Und wer will und kann aus zwei bis drei Proben, bei denen er sich auf den leider oft ganz unzulänglichen Geschmack dessen verläßt, der die Auswahl besorgte, ein Urteil über einen Dichter fällen können? Es wird durch die Anthologien viel an der heutigen Lyrik gesündigt, viele schöne Blüten müssen unerkannt verstauben, aber wohl noch am allerübelsten ist da eben Schaukal mitgespielt worden. Er versuchte sich vorerst an den Leuten, die ihn in völligem Nichtverstehen seines Wesens so vorschnell etikettiert und rubriziert hatten, zu rächen und schrieb sein Buch „Literatur“, doch die gemaßregelten Kunstrichter drückten die Augen zu und schwiegen. Nun wendete er sich an das breite Publikum selbst, indem er ihm in zahlreichen Auslesen aus seinen Gedichten gerade

Digitized by Google

diejenigen vorlegte und zugänglich machte, die man in den Anthologien totschwieg, um nur seine pretiösen zu bringen: die schlichten, volksliedmäßigen, die aufs glücklichste an die Tradition anknüpfen und sich dadurch keineswegs im eigenen Schwung, im eigenen ideellen Gehalt fesseln lassen. Eines läßt sich gewiß nicht leugnen: Schaukal hat manche pretiöse, kokette, spielerische und artistische Verse, die jedoch fast insgesamt aus seiner längst überwundenen Frühepoche stammen und von ihm selbst jetzt verworfen, gemißbilligt werden. Es kommt also niemandem das Recht zu, sie zu einer Norm für Schaukals Schaffen zu machen, was aber Hans Benzmann nicht hindert, in seiner bekannten „Modernen Deutschen Lyrik" aus schließlich als solche zu bringen.

Richard Schaukals Entwicklung ist eine solche, wie sie die ganze moderne Literatur nehmen muß, wenn sie die großen, schönen Möglichkeiten, die sie in sich birgt, verwirklichen und verwerten will. Von einer jugendlichen Sturm und Drangepoche, in der er noch in starker Abhängigkeit von den Aestheten, Dekadenten und Dandys dichtete damals hätte er den Vorwurf, ein solcher zu sein, nicht abwehren können , hat er sich zu einer bewußten, in streng künstlerischer Arbeit und Selbstzucht erworbenen Einfachheit geläutert, die ihn in manchen glücklichen Stunden Verse finden läßt, die einen Mörike zum Verfasser haben könnten, etwa diese:

Sie hat den Kuckuck gefragt:
Kuckuck, wie lange noch?
Dreimal rief er und schwieg.
Sie harrte bange noch.
Still war der Wald. Ins Tal
sah sie befangen.
Ueber die Sonne sind
Schatten gegangen.

In diesen Versen klingt schon leise an, was Schaukal später immer mehr zum Hauptmotiv seiner Verse gemacht hat: sein inniges, auf ein durchaus persönliches Verstehen gestelltes Verhältnis zur Natur. Schaukal ist noch in seiner Entwicklung begriffen, und es wäre verfehlt, heute schon Abschließendes für ihn festzulegen. Aber in dem Stadium, das er jetzt erreicht hat, ist eben dieses Verhältnis zur realen Umwelt das augenfälligste Moment an ihm. Ein Weiher, der heraufziehende Mond, ein Kastanienbaum, in dessen Schatten der Dichter sitzt das alles wird ihm zum Symbol für Werden und Vergehen, für den ungewissen Wellengang des Lebens, und dabei konstruiert er diese Symbolik nie in den objektiven Inhalt seiner Gedichte hinein, sucht nie damit zu posieren, sie wird ihm vielmehr zur Notwendigkeit, zum Ausdruck seiner physischen und metaphysischen Philosophie. Schaukal ist im tiefsten Grunde seiner Seele Pessimist, doch ist sein Pessimismus kein weltschmerzliches, im eigenen Mitleid sich wollüstig ergehendes Verzichten, er ahnt Wege, die in offene Fernen deuten, und diese zu finden, ist seine Hoffnung, ist die Aufgabe seiner Kunst.

. . . Alles gäb ich darum,
wenn ich die Wege fände,
die das vertrauende Kind
lachend zum Glücke geleitet.
Längst hat wehender Wind
Schnee darüber gebreitet.

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß diejenige Poesie, die die naivste und zugleich tiefste Philosophie birgt, das volkstümliche Lied und das Volkslied selbst ist. Auch bei Schaukal bergen die schlichtesten Gedichte den reichsten gedanklichen und seelischen Gehalt. Er hat die singbare Strophe wieder zu einer neuen Blüte zu erwecken gewußt, hat sich ihre Technik so sehr zu eigen gemacht, daß sie ihm zum unmittelbarsten Ausdrucksmittel wird. Daß sich Schaukal dabei an Vorbildern geschult hat, wird bei der Lektüre seiner Bücher zur Gewißheit. Goethe, Hebbel (der Lyriker), Mörike und Hölderlin sind seine Lieblinge, denen er viel verdankt, und unter ihnen wieder ist es Mörike, bei dem sich der ausgeprägteste Eindruck auf den Dichter nachweisen läßt. Aber er müßte nicht ein Dichter von seinem Range sein, wenn er nicht, nur von seinen Vorbildern ausgehend, sich zu einem eigenen großen Können aufgeschwungen hätte, das, an schon Errungenes anknüpfend, neue Ziele weist.

Aus Schaukals bisherigem Schaffen haben wir das Bild einer erstaunlichen Vielseitigkeit gewonnen, denn unter den 35 Bänden, die er bisher verlegt hat, findet sich so ziemlich

Digitized by Google

alles vertreten, was von dem Sammelbegriff „Literatur" umspannt wird: er hat Gedichte, Dramen, Novellen, Romane und Essays geschrieben. Diese selbe Vielseitigkeit wird uns auch auf dem engeren Gebiete seiner Lyrik offenbar. Neben der Pflege des Liedes, der er sich vorzüglich widmet, hat er sich mit Vorliebe einer Gattung zugewendet, die durchaus Buchpoesie, Artistik ist. Diese Dichtungsart, die man vielleicht am prägnantesten mit dem Namen „kulturhistorisches Gedicht" charakterisieren könnte, balanciert haarscharf auf der Grenzscheide zwischen Kunst und jenem Reimgeklingel, wie es zu Gottscheds Zeit Tagesmode war, wobei es sich leider nur allzu oft dem letzteren zuneigt. Hier wird die Pose zum Inhalt, die Form zum Selbstzweck, eine freilich sehr graziöse, gefeilte Form, die aber doch nie darüber hinwegtäuschen kann, daß sie nur Hülle um einen seichten Kern ist. Denn bei all diesen Wiederbelebungsversuchen vergangener Tage und vergangener Kulturen begnügt sich Schaukal zu sehr mit Oberflächenschilderungen, er sieht alles vom Gesichtswinkel des Aeußerlichen, des Dekorativen aus und glaubt mit der Beschreibung der Fräsetapete, des Spitzenjabots und des Spinetts genügend über das Rokoko gesagt zu haben, um damit ein sinnlich eindringliches Bild zu erwecken. Es läßt sich nicht leugnen, daß Schaukal in diesen Gedichten noch einigermaßen in jener Jugendmanier befangen ist, die er jetzt selbst, rückblickend, kritisch verwirft. Gewiß finden sich auch hier manche treffliche Verse, so die „Chronika", die in wenigen knappen Zeilen einen ganzen Roman erzählt, doch bleibt die große Mehrzahl immerhin zu sehr im Aeußeren stecken, um eine klare Anschauung, einen reinen Genuß vermitteln zu können. Das einzige, was diese graziösen und amurösen Gebilde auf einem respektablen Niveau erhält, ist Schaukals brillante Technik. Indem er jeden Plan auf alle Möglichkeiten hin prüft, verdichtet sich ihm das künstlerische Erlebnis so sehr, daß er seinen Stimmungsgehalt mit einem Minimum von Wortmaterial meistern kann und mit wenigen knappen Sätzen große seelische — mehr noch gedankliche — Prozesse auslöst.

Es wird hier am Platze sein, auf Schaukals Technik in seinem gesamten lyrischen Schaffen, vornehmlich aber in seinen Liedern einzugehen und dabei an eine Bemerkung Ernst Lissauers im „Literarischen Echo" anzuknüpfen. Lissauer will hier in einer kritischen Besprechung von Lyrikbüchern ein neues Versgefüge als das der Zukunft betrachtet wissen, den nicht in Strophen abgeteilten und damit zu einer starren Norm gefestigten Vers, sondern einen, der durch seine Ungebundenheit größte Entfaltungsmöglichkeit besitzen soll. Er findet bei Schaukal für diese neue Form und ihre Zweckmäßigkeit Belege und zitiert das Gedicht „Ewigkeit". Lissauer will auch wissen, daß sich die Strophe überlebt hätte, daß unser, die wir am Beginn einer literarischen Renaissance stünden, die Aufgabe warte, für andere Inhalte anderes Ausdrucksmaterial zu finden. Nun, Schaukals Schaffen belegt wohl einigermaßen Lissauers Forderungen, zumeist aber, und dies in erhöhtem Maße, führt es sie ad absurdum. Es finden sich zweifellos bei Schaukal außer der „Ewigkeit" noch manche andere Gedichte, die Lissauers Thesen zu beweisen scheinen, so „Hufe der Sonnenrosse", „Mittagstille", „Damals" und andere. Es fragt sich aber, ob das wirklich erst Errungenschaften unserer Zeit sind, ob nicht Goethe in „Ueber allen Gipfeln" und Mörike in „Er ist's" ähnliches angebahnt und erreicht haben, somit das beabsichtigte „Neutönen" einiger Junger nicht ohnehin schon als Tradition übernommen worden ist. Als ein zweifelhaftes Beginnen jedoch, dessen Wagemut sich kaum rechtfertigen läßt, ist es zu bezeichnen, wenn diese Tradition zu einer gewollt modernen Manier gesteigert wird, wenn man sich auf Wegen ins Ungewisse hinauswagt, die zum Ziel und ins Uferlose führen können. Wäre Lissauer Schaukal als objektiver Beurteiler gegenübergetreten, so hätte er in weit eindringlicherer Art bei ihm eine Widerlegung seiner Behauptungen vorgefunden und aus seinen Büchern zu der Ueberzeugung gelangen müssen, daß das strophische Lied einer neuen Blütezeit entgegengeht.

Schaukal hat im Jahre 1908 eine Studie über Richard Dehmels Lyrik erscheinen lassen,

Digitized by Google

in der er so viele Grundprinzipien für die Bewertung des lyrischen Schaffens aufstellt, daß man seine Erfüllungen schlechterdings an der Hand seiner eigenen Forderungen messen, daß man seine Praxis mit seiner Theorie in Parallele stellen kann*). Dabei erfreut die Tatsache, daß sich bei Schaukal Wollen und Können fast restlos decken. Auch er hat wie die Großen, wie Goethe, Mörike und Hebbel, auf die er verweist, in seinen besten Stücken den Stoff überwunden und nicht bewältigt — in den „Bildern" freilich ist er dem Stoffe manchmal sogar unterlegen, geschweige denn, daß er ihn auch nur bewältigt hätte. Auch bei ihm ist kennzeichnend, daß seine Lyrik durch das Wesenhafte des Wortes und nicht durch das Wort als Zweckträger wirkt — auch dies wieder mit der Einschränkung auf die besten Stücke. Denn manche Gedichte Schaukals, freilich in kleiner Minderheit, stehen in scharfem Kontrast zu diesem Ausspruch, in ihnen berauscht sich der Autor an seiner eigenen produzierenden Phantasie, er kann sich nicht genug tun im Herbeischleppen von Worten, die neue Charakteristika bieten sollen, streichelt jeden Buchstaben, jede Zeile, bevor er sich von ihnen trennt, und erreicht so immerhin eine bildkräftige Schilderung, die Eindrücke erwecken kann, nicht aber ein gutes Gedicht, wie er es verstanden wissen will. Doch, wie gesagt, hat dies alles nur für die „Bilder" und auch da mit Einschränkungen seine Gültigkeit, während für die „Verse" die Sentenz Schaukals, daß die beste Lyrik eine unmittelbare Reagenz auf einen Reiz sei und sein müsse, zutrifft. Und Schaukal, als ein moderner Sinnenmensch, ist von einer erhöhten, sensiblen Reizfähigkeit, alles löst bei ihm Stimmung aus, und diese Stimmung setzt sich in Bilder um. Er ist von einer wohltuend altmodischen Primitivität des Schaffens, er sucht keine Stoffe, denn die Motive drängen sich ihm überall und immer von selbst auf, und weil er zu seinen primitiven Gefühlswerten eine Ausdrucksform von der gleichen künstlerischen Einfachheit gefunden hat, deshalb ist er eine unserer größten Hoffnungen, die durch das, was sie bereits erfüllt hat, noch höheres Gelingen verheißt.

*) Die Studie erschien zuerst in der „Oesterreichischen Rundschau" (Band XI, Heft 2) und ist neuerdings im „Verlage für Literatur, Kunst und Musik" zu Leipzig auch in Buchform erschienen.

Gedichte.

Von

Richard Schaukal*).

Unterm Kastanienbaum.

Unterm Kastanienbaum
saß ich und sann:
war einst mein Tag wie ein Traum,
aber das Träumen verrann.

Stand auf und hob die Brust.
Leben ist schwer,
sagt immer nur: du mußt,
hört nie: ich kann nicht mehr.

Ewigkeit.

Was ist mein Leben als ein fadenscheinig Stück
im dunkel flutenden Mantel der Ewigkeit!
Ich nahm's mir nicht, ich geb es nicht zurück.
Nur im flattern ist Glück.
Und in tausend Jahren ist wieder meine Zeit.

In der Nacht.

Ueberm Klopfen meines Herzens bin ich aufgewacht . . .
Atemzüge meines Kindes ruhig in der Nacht.

Schwankend schwebt ein leichter Schatten an der Decke hin,
und aus bunten trunknen Träumen weiß ich, wo ich bin.

Lauschend beug ich mich hinüber. O erfüll sie ganz,
Frieden, meine bange Seele still mit deinem Glanz!

*) Aus den beiden Auswahlbänden „Verse" und „Bilder", die, wie alle andern Werke Schaukals, bei Georg Müller in München erschienen.

Digitized by Google

Mittagstille.

Hohe steife Stauden stehen
in der schwebend heißen Luft der Mittagstille:
Psychen hör ich gehen
heimlich auf den Zehen
zu dem Hafen meiner Träumerzille.

Randbemerkungen.

Der eucharistische Kongreß.

Für die Dauer kann die Kirche ohne Massenschauspiele nicht bestehen. Für ihren Zweck braucht sie die Extase der Menge. Sie will im Mittelpunkte des öffentlichen Interesses stehen. Früher, als die äußerliche Macht der Kirche noch mit dem Glauben der Menschen in Einklang war, hatte so eine Massenveranstaltung Weihe und Andacht. Heutzutage kann die Kirche Hunderttausende von Menschen nur noch mit allerhand äußerlichen Lockmitteln zusammenbringen. Amerikanisch anmutende Riesenplakate und diverse Volksbelustigungen sind mit im Spiele. Kurzum, die moderne Geschäftsreklame im Dienste der Kirche.

So geschah es jetzt in Wien. Der XXIII. internationale Eucharistenkongreß war ein Ereignis, das den noch heut gültigen Wirkungskreis der Kirche weit überragte. Der allgemeine Fahnenschmuck, die Festvorstellungen in den Theatern deuten auf ein enges Zusammenwirken von geistlichen und weltlichen Behörden. Die Haupt- und Residenzstadt Oesterreichs schien mit dieser internen Angelegenheit der katholischen Kirche der Sache des Fremdenverkehrs nützen zu wollen, denn es war nicht nur für Teilnehmer, sondern auch für Zuschauer reichlich Sorge getragen, und für den Glanz des Arrangements sorgten der hohe Klerus und die städtischen Behörden um die Wette.

Der Zweck der Eucharistenkongresse soll eine Demonstration für das Dogma der Umwandlung sein. Es steht jedem frei, seine Ueberzeugung auf korporativem Wege kundzugeben, selbst einer Religion, die doch bekanntlicherweise auf dem Prinzip der Duldsamkeit basiert und ihre Lehren den Gläubigen in unzähligen Kirchen ohnedies zur Genüge angedeihen läßt. Aber was sich jetzt in Wien abspielte, war mehr als eine feierliche Kundgebung für die Idee, mehr als eine Demonstration für den Glauben bestimmter Menschen: Kaiserhaus und Regierung haben sich in einer auffälligen Weise am Kongresse beteiligt, welche die Idee eines „katholischen Oesterreichs" den Liberalen zum Aerger wieder mal kräftig betonte. Den obligaten Religionsunterricht mag der Mann des Fortschrittes als lästig empfinden. Aber in dieser Frage kann wenigstens von einer gleichen Behandlung aller staatlich konzessionierten Bekenntnisse die Rede sein. Wenn aber Regierung und Behörden den päpstlichen Legat mit einer Feierlichkeit empfangen, die keinem Fürsten zukommt, wenn sich das Herrscherhaus, ja selbst das Ministerium an einer Prozession ex officio beteiligt, so ist das mehr als bedenklich. Der Staat hat einmal wieder ostentativ für die Kirche und die Kirche durch den Staat gewirkt.

Und doch zieht durch den Glanz und die Feierlichkeit dieser Versammlung ein demokratischer Zug, den die Kirche in gewissen Angelegenheiten mit Maß und Ziel immer gerne gelten ließ. Schon im Zeitalter der Kastenunterschiede verstand sie, arm und reich unter einem Dach zusammenzubringen. Während sie ihre Kardinäle und Bischöfe an die Spitze des Adels stellte, schmeichelte es dem armen Bauer, im Hause Gottes seinem mächtigen Herren gleichgestellt zu sein. Im Zustandekommen einer liberaleren und humaneren Staatseinrichtung war uns die Kirche nicht im mindesten behilflich. Aber bei besonderen Gelegenheiten führt sie Aristokraten und Proletarier noch immer unter einer Fahne. Dieser Kongreß war den Demokraten zum Trotze ein raffiniert demokratisch zusammengestelltes Schauspiel, das durch die Menge auf die Menge wirken will.

Ueber die Bedeutung dieses geräuschvollen Massenaufzuges mögen die Ansichten geteilt sein. War es ein Triumphzug des siegesbewußten Katholizismus oder eine glanzvolle Formalität, die innere Schwächen zu verbergen suchte? Vielleicht beides zu gleicher Zeit!

Denn wir dürfen uns nicht täuschen, der Vatikan greift unaufhörlich tief in die Geschicke der Weltpolitik und ist die Zentrale eines kräftig gebauten Organismus, dessen Arme überallhin reichen. Doch im inneren Gewölbe jener altgotischen Kirchen spaltet sich die Mauer, und keine Restauration vermag einem jähen Verfalle dauernd standzuhalten. Die Unannehmlichkeiten politischer Natur, den Fall Frankreich würde die Kirche mit ihrer zähen Ausdauer wieder verschmerzen. Nicht so den Geist der Auflehnung, der im Einzelnen gährt. Von dem feinen Instinkte des in seiner Existenz Gefährdeten geleitet, zieht die Kirche mit all ihren Waffen auf den „Modernismus" los. Dieser erscheint ihr einmal als Sozialis-

Digitized by Google

mus, ein anderes Mal als Monismus, bald wieder als eine freireligiöse Gemeinde, bleibt aber für sie im Grunde genommen immer derselbe: ein Todfeind, den sie durch Index und Exkommunikationen, durch Eid und Beichte nicht zu unterdrücken vermag. Noch sind ihr die großen Massen der Bevölkerung nicht abtrünnig geworden, aber wer steht für die Zukunft ein? Eine Rüstung aus dem vorhandenen Kapital, ein prunkvoller Aufwand der bestehenden Macht wäre ein wirksamer Schachzug gegen die Bestrebungen des Feindes!

Da folgt nun eine grandiose Anstrengung des mehrfach Ueberfallenen. Seine geistige Ohnmacht will er durch Glanz und Dimensionen verbergen. Mit dem altbewährten Syrenenrufe „panem et circenses" lockt er die Menge herbei, umgibt sich mit Fahnen und Glocken sausen und möchte die Gegner durch den Anblick der bloßen Gewalt zum Schweigen bringen.

Es war etwas wie eine Herausforderung in diesem Kongresse, wie ein entschlossener Schlachtruf: „Wir fürchten uns nicht." Doch blieb es bei der großangelegten Parade. Der Fortschritt und die Idee läßt sich durch keine Prozession und keine Reklame bekämpfen.

Gustav Eckstein.

Die Gattenmörderin.

Am 10. September wurde in dem in der Nähe von Posen gelegenen Unterberger Walde die Leiche des Assistenten am Posener Kaiser-Friedrich-Museum Dr. Erich Blume aus Steglitz bei Berlin erschossen aufgefunden. Die Gattin des Erschossenen hatte die Anzeige erstattet und dabei erzählt: Ihr Mann und sie hätten abends nach 8 Uhr einen Spaziergang in den nahegelegenen Wald gemacht. Als sie sich schließlich auf einer Bank niedergelassen, habe sie gehört, wie es verdächtig raschelte, und ihren Mann darauf aufmerksam gemacht. Der habe gemeint, sie brauche sich nicht zu ängstigen, da er einen Revolver bei sich führe; zugleich zur Beschwichtigung einen wirklichen Bulldoggrevolver aus der Tasche gezogen: Plötzlich sei die Waffe von selbst losgegangen und ihr Mann, von der Kugel getroffen, umgesunken. Sie wäre bestürzt fortgeeilt, um Hilfe zu finden. Diese Mär wurde anfangs geglaubt; bald aber mußte die Gattin, die zu ihren Eltern nach Ruszkowo bei Schroda gereist war, wegen dringenden Verdachts, die Tat selbst verübt zu haben, verhaftet werden. Inzwischen bekannte sie sich als Täterin. Sie hat ihren Gatten, anscheinend sogar mit Vorbedacht, erschossen, nachdem sie ihn vergebens von seinem Entschluß abzubringen gesucht, sich von ihr, mit der er erst fünf Monate verbunden war, scheiden zu lassen.

Dr. Blume, berichten die Zeitungen, zeichnete sich durch „eine hervorragende wissenschaftliche Begabung und ein liebenswürdiges und zuvorkommendes Wesen aus". Von seiner Gattin wird gesagt, daß sie schon als Schülerin an der Königlichen Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Posen durch ihr „exaltiertes Wesen" aufgefallen sei. Nach dem Abgang von der Schule war das ungewöhnlich schöne Mädchen von zahlreichen Verehrern umworben. Bald darauf verlobte sie sich mit einem in Höchst am Main ansässigen Ingenieur. Die Verlobung wurde jedoch später wieder aufgelöst, und zwar soll das auf Drängen Dr. Blumes geschehen sein, dem die Eltern des Mädchens, die in ihm die passendere Partie sahen, beipflichteten. Das Mädchen fügte sich, soll aber dann ihren Mann mit mehreren Verehrern hintergangen haben.

Die Tat selbst ist und bleibt niederträchtig. Gewiß, man kann unsere Moralbegriffe in Grund und Boden kritisieren. Der Feder eines Dostojewsky hätte es wohl gelingen können, eine Gattenmörderin vom Schlage der Frau Dr. Blume uns so menschlich nahe zu bringen, wie seinen Raskolenkow, und Nietzsche, der sich gegen das Christentum auflehnt, und dessen Mitleid für Kranke und Schwache, dessen Nächsten- und Feindesliebe doch noch zu überbieten sucht durch sein Mitleid mit Sündern und Verbrechern. Nietzsche, der Heiland aller von der Gesellschaft geächteten, sucht uns ja zu überreden, den Begriff der Sünde abzuschaffen und ihm den Begriff der Strafe nachzuschicken; „Schuldige" zu behandeln, wie wir heute Kranke behandeln, die einst, wie heute die Verbrecher, als „Gefahr der Gemeinde und als Wohnsitz irgendeines dämonischen Wesens" betrachtet wurden. Damals hieß es: jeder Kranke ist ein Schuldiger! „Sollten wir", fragt Nietzsche, „noch nicht reif sein für die entgegengesetzte Anschauung? Sollten wir noch nicht sagen dürfen: jeder „Schuldige" ist ein Kranker?" Indessen beantwortet Nietzsche selbst diese Frage mit nein. Es fehlten noch die „Aerzte, für welche das, was wir bisher praktische Moral nannten, sich in ein Stück ihrer Heilkunst und Heilwissenschaft umgewandelt haben muß"; noch seien die Kirchen nicht im Besitz der Pflege der Gesundheit; noch gebe es keine stillen Vereine solcher, welche sich untereinander verpflichtet haben, auf die Hilfe der Gerichte und auf Strafe und Rache an ihren Uebeltätern zu verzichten. . . .

Die Gattenmörderin mag also ihrem Schicksal überlassen bleiben; man kann der

Digitized by Google

Justiz nicht zumuten, daß sie mit Siebenmeilenstiefeln dem vorauseile, was heute Rechtsempfinden des Volkes ist. Dann aber dürften auch die Mitschuldigen keine Gnade für sich beanspruchen, und das sind wir alle, die Gesellschaft. Von ihr wird nicht im Gerichtssaale die Rede sein, denn unsere Richter und Rechtsanwälte sehen es nicht, wie moderne Romanschriftsteller vom Schlage eines Balzac, als ihre Aufgabe an, den sozialen Ursachen eines Verbrechens nachzuspüren, und unsere Rechtsanwälte sind meist nicht Psychologen genug dafür, oder, wenn sie es sind, gestattet ihnen die Ordnung des Gerichtssaales nur einen beschränkten Gebrauch von dieser Eigenschaft. Nur der Publizist hat, wenigstens zuweilen, genügend Freiheit, der Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten.

Es ist Schuld der Gesellschaft, daß die öffentliche Moral kein Gebiet mehr vernachlässigt als das Sexualleben. Je weiter die westeuropäische Zivilisation fortschreitet, in desto größerem Bogen pflegt sich das öffentliche Gewissen um das Sexualleben herumzudrücken. Diejenige Nation, die in Europa an der Spitze der Zivilisation schreitet, wenigstens auf dem Gebiete der ethischen Kultur, ist zugleich diejenige, um deren Sexualleben es am schlimmsten bestellt ist, das ist die englische Nation. Die Syphilis wütet in England mehr wie irgendwo anders, und mit der Prostitution Londons kann sich die keiner anderen europäischen Großstadt auch nur im entferntesten messen, aber kein englischer Volksvertreter darf wagen, im englischen Parlamente Worte wie „Prostitution“ und „Syphilis“ auch nur zu äußern. Was deutsche Verhältnisse betrifft, so erwäge man nur, daß es an einer Berliner Gemeindeschule einem Gymnasialdirektor 10 Jahre möglich war, sich an unreifen Schülerinnen sittlich zu vergehen, ehe die Kunde von seinem Treiben durch den Schlamm der gesellschaftlichen Heuchelei hindurch an die breite Oeffentlichkeit gelangen konnte. Was Wunder also, daß so häufig beim Individuum alle moralischen Hemmungen versagen, sobald sexuelle Triebe es zu einer verbrecherischen Handlung antreiben! Wenn die Moral selbst uns die Augen verbindet, sobald es sich um sexuelle Dinge handelt!

Ist es nicht bezeichnend, daß die öffentliche Meinung an dem erschossenen Gatten nur lobenswerte Eigenschaften entdeckt, daß sie auch gedankenlos über die Tatsache hinwegeilt, daß er seine spätere Gattin mit Hilfe der Eltern zu bewegen suchte, eine Verlobung, die sie aus Neigung eingegangen war, rückgängig zu machen? Es ist Schuld der Gesellschaft, daß jeder Freier für ein Mädchen der mittleren und höheren Stände ein doppeltes Gesicht trägt. Das eine ist Ausdruck des privaten, das andere solcher des öffentlichen Menschen. Man erinnere sich der Szene in Goethes Egmont, wo Egmont sein Klärchen den Staatsmann vom Privatmann an ihm unterscheiden lehrt: „Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer, kalter Egmont, der an sich halten muß... Aber dieser, Klärchen, der ist ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutraun an das seine drückt. Das ist dein Egmont.“ So wie bei einem Egmont im großen, so unterscheidet sich im kleinen bei jedem Bürger der öffentliche vom privaten Menschen. Es sind nun gewiß nicht die Schlechteren, die sich in der Liebe wie Goethes Egmont auf ihre privaten, statt auf ihre öffentlichen Eigenschaften verlassen. Es gibt aber auch umgekehrte Naturen, solche, die ihre öffentliche Persönlichkeit auch auf Liebespfaden hervorkehren, wenn ihre private versagt.

Man hatte die Gattin des unglücklichen Dr. Blume an dessen öffentliche Persönlichkeit gefesselt; die hatte sie schätzen gelernt, an ihr hing sie, um so mehr, als sie zu den Frauen gehörte, die eine konventionelle weibliche Erziehung noch zu wenig fürs Leben, zu sehr für eine Versorgung durch den Mann vorbereitet. Otto Corbach.

Aus Berliner Theatern.

Das neue „Komödienhaus“.

Wir wünschen zwar alle, daß das Theater ein künstlerisches Institut sei. Aber als vernünftige Menschen müssen wir auch zugeben, daß es außerdem eine soziale Institution ist: ein großes gegen Kunst und Kultur herzlich gleichgültiges Gesellschaftsspiel. In dieser sozialen Eigenschaft hat das Theater auch ganz ausgesprochene Pflichten, deren Gesetze freilich nicht im ästhetischen, sondern im soziologischen Buch stehen. Es soll nach außen, der Gesellschaft gegenüber, zweckmäßig, das heißt erwünscht, unterhaltend, anpassungsfähig sein — und es soll nach innen, seinen Mitgliedern gegenüber, zuverlässig, zahlungsfähig, korrekt sein. Im allgemeinen werden sich diese beiden Forderungen gegenseitig bedingen, und die eine wird ohne die andere nie erfüllbar sein. Unter diesem außerkünstlerischen, aber in sich berechtigten Gesichtspunkt wird man zu einer durchaus wohlwollenden Beurteilung der neuesten Berliner Theatergründung kommen.

Digitized by Google

Das Wohlwollen wird besonders lebhaft, wenn man an die eben vorausgegangene Gründung, das neue „Deutsche Schauspielhaus", denkt, das zwar mit den größten künstlerischen Ambitionen auftrat, in allem Sozialen aber so völlig unsolide war, daß es von vornherein kein Vertrauen verdiente und denn alsbald auch seine artistische Unfähigkeit bekennen mußte. Dr. Lothar aber, der das frühere Operettentheater am Schiffbauerdamm soeben als neues „Komödienhaus" eröffnet hat, hat zwar mit der Kunst nicht viel im Sinn oder doch nur so das, was sich großstädtische Reporter unter „Kunst" denken, aber als großstädtisches Vergnügungsinstitut macht sein Unternehmen einen durchaus vertrauenerweckenden Eindruck. Es antwortet mit Geschick auf ein wirklich vorhandenes Bedürfnis und bietet dadurch auch seinen Angestellten eine normal gesicherte Zukunft.

Zunächst hat der neue Direktor natürlich auch Reklame gemacht, und zwar tüchtig; aber nicht auf die knabenhaft dilettantische Weise wie jene Schauspielhausgründer, die mit den hochtrabendsten künstlerischen Versprechungen um sich warfen mit ganz uneinlösbaren, die von vornherein das Gelächter der Kenner wecken mußten. Lothar versprach vernünftige und ihm mögliche gesellschaftliche Einrichtungen. Daß er die unsinnige Vorverkaufsbelastung in eine Vorverkaufsprämie umwandelte, ist sogar ein kleines Verdienst denn in welchem Geschäft der Welt wird eine vorzeitige Barzahlung durch einen besonderen Zuschlag bestraft? Und jenes einstmalige Theater, das der Ueberzahl der Andrängenden durch vorherige Platzsicherung eine Gunst erweist, ist doch längst eine scherzhafte Legende. — Wichtiger für die Reklame als diese wirklich gescheite Maßregel war natürlich anderes: da gab es Zwischenaktmusik und gratis verteilte „Wunschbüchlein", da wurden Tees angemeldet und Modeschauen und Toilettenbeiräte. Und alles spielte in solider Deutlichkeit auf das klar erkannte Ziel, für Berlin ein Gesellschaftstheater zu schaffen. Das heißt, ein Theater für jene große und meist die „gute" genannte Gesellschaft, die im Theater eine elegante Geselligkeit, aber durchaus nicht diese exaltierten Aufregungen der Kunst sucht.

Immerhin sollte doch als Mittelpunkt dieser Geselligkeit Theater gespielt werden, und so brachte denn Lothar Schauspieler und Stücke zusammen. Hierdurch wieder sehr zum Vorteil von den Schauspielhäuslern unterschieden, deren märchenhafte Dreistigkeit es gerade ist, ein Theater ganz ohne Ensemble und ganz ohne Repertoire aufgemacht zu haben. Bei Lothar im Gegenteil könnte es höchstens bedenklich stimmen, daß er viel mehr Stücke erworben, viel mehr Schauspieler engagiert hat, als sich in einem Berliner Winter spielen und beschäftigen lassen. Aber es werden wohl auf dem Wege des Konkurses noch so viele Berliner Bühnen frei werden, daß der kluge Lothar ein zweites Theater hinzunehmen kann. Und er wird es können, denn qualitativ verraten auch seine Engagements und Erwerbungen den klaren Willen zum Unterhaltungstheater.

Und was so zielvoll begonnen war, kam denn auch in der Eröffnungsvorstellung zu entsprechendem Ende. Es ist ein nicht gerade intimes, aber vom Architekten Nachtlicht ganz geschmackvoll renoviertes Haus, es gab Musik und Wunschbüchlein, es gab „Gesellschaft" im Parkett, in den Logen und im Foyer, und zwischendurch wurde allerdings Theater gespielt. Mir hat's ja nicht gefallen, aber offenbar den beifallsfreudigen Leuten, für die das Theater berechnet ist. Erst gab es einen Einakter von Ludwig Fulda „Feuerversicherung", der das Motiv kreuzweiser Eheverstrickung in einem so haarsträubend gründlichen Dialog auseinanderwalzte, daß mir immerfort die Depesche des berühmten Theaterdirektors im Ohre klang „Parvenu à Paris". Und von dieser schweißtriefenden Frivolität erholte sich dann das Herz bei Max Dreyer, dessen „Lächelnder Knabe" der schönste Gartenlaubenroman ist, der jemals in Dialogform gebracht wurde. Man denke nur, daß das herzige Findelkind den bärbeißigen, doch grundedlen Major und seine Hauswirtin, die scharfe, doch grundbrave Jungfer Sabine schließlich zur Verlobung bringt. Und während so das deutsche Gemüt auf seine Rechnung kommt, sorgt die schon sehr fragwürdige Herkunft des Kindes für einige sanfte Zoten, wie sie denn auch zum Vergnügen gehören. Dazu hatte Herr Oberländer, der Regisseur, sehr hübsche Bühnenbilderchen gestellt, und es wurde entsprechend gespielt. Nämlich nicht gerade im Fluß eines wirklichen Gefühls, das Menschen lebendig macht, aber hübsch deutlich und bequem — mit der Technik der plötzlichen Rippenstöße sozusagen. Achtung, jetzt bin ich gemütvoll! sagt der Bonvivant — Vorsicht, jetzt heuchle ich! sagt der Intrigant — Aufpassen, ich schmelze hin! sagt die Liebhaberin — Silentium, ich habe jetzt einen Ausbruch! sagt der Vater. Und so in der Art. Nur Erich Ziegel verdarb durch Menschendarstellungsversuche den einheitlichen Stil.

Sonst aber war alles in Ordnung und in Harmonie. Ich bin ganz überzeugt, daß die Direktion Lothar in Berlin viel Geld verdienen wird, und finde das, da das höhere Philiste-

Digitized by Google

rium seit langem seine Bühne vermißt, auch sozial ganz berechtigt. Man muß schon das Gehirn eines Großstadt-Journalisten haben, um derartige Dinge mit jenen lachenden oder zornigen Schöpfungen der Leidenschaft zu verwechseln, die wir Kunst nennen. Aber man müßte jener Weltfremdling sein, für den der Schmock den künstlerischen Menschen stets zu erklären liebt, wenn man diesem außerkünstlerischen Unternehmen nicht seine volle gesellschaftliche Existenzberechtigung zuerkennen wollte. Julius Bab.

Neue Bücher.

Hermann Bahr: Inventur. — S. Fischer, Verlag, Berlin.

Bahr, einer von den Fruchtbarsten unter den Modernen, gibt uns in seinem neuesten Werke eine bunte Sammlung von Artikeln, die in den letzten Jahren erschienen sind. Es sind spannende Reflexionen über allgemeingültige und dabei durchwegs aktuelle Themata, über Religion, Erziehung, Frauenrecht und über die Friedensfrage, aber auch über Fragen wie das Problem unseres Zeitalters oder über das Verhältnis des Menschen zu seinem eigenen Ich.

Eine gewisse Einheitlichkeit kann allenfalls dieser „Sammlung" nicht abgesprochen werden. Hermann Bahr ist eine viel zu ausgeprägte Persönlichkeit, als daß sich seine Gedanken auf verschiedenen Gebieten ihrem Wesen nach stark differenzieren könnten. Auf einer Stelle seines Buches lesen wir über den immer wiederkehrenden Grundgedanken, der die Geistesäußerungen von Talenten und Genies im Grunde genommen einander so nahe bringt. Wenn es schon zwischen Menschen und Menschen ein solch geistiges Bindeglied gibt, wie viel eher muß der lebensfähige Einzelne von dieser geistigen Einheit durchdrungen sein. In vulgärer Sprache heißt es „Steckenpferd", gebildete Leute nennen es „Individualität", im höheren Sinne aber ist es jenes „geistige Band", das die einzelnen Teile zusammenhält.

Es mag paradox klingen: in Bahrs Gedanken ist das zusammenfassende persönliche Glied das Leugnen der Persönlichkeit. Er spricht von dem „unrettbaren Ich", meint, der Mensch wäre „niemals derselbe" und die Wahrheit eine Illusion. Was wir tun und wie wir handeln, ist ein Ausgleich zwischen unserem geistigen Inventar und den obwaltenden Umständen. Doch legt er um so größeren Wert darauf, daß sich das Bewußtsein des in der Entwicklung Begriffenen frei von aller äußerlichen Gewalt entfalte. Und so führt er uns durch tief begründete Umwege in den energisch geleiteten Kampf für die Persönlichkeit. Mit Eifer und Geist wendet er sich gegen das Drillen in der Erziehung und ist für das Ewig-Kindliche, für das Aufrichtige und Ungekünstelte, das eben durch die überlieferte Erziehungsmethode gefährdet wird. Auch in die Religion möchte er mehr Freiheit bringen, und die Frauenfrage ist für ihn, wie die in diesem Heft gebrachte Probe aus diesem Kapitel zeigt, eine bloße Frage der Individualität.

Wenn auch Bahr ein Mensch ist, der unter allen Umständen etwas zu sagen hat, so packt uns an seinen Schriften in erster Reihe das Wie. Wir denken jetzt nicht an den Stil, der auf einen gewandten Plauderer deutet und sich in abstrakteren Wendungen weniger zurechtfinden will. Es handelt sich um seine immer interessante Art, eine Sache anzupacken. Bahr hat gewiß, wie jeder Bedeutende, seine Gegner, aber für interessant wird ihn jeder finden. Dies ist ein eigenartiges Verdienst und eine seltene Fähigkeit, die wir nicht unterschätzen dürfen. Für jeden interessant zu sein heißt, mit Lauten, welche die große Menge erreichen, auch den höheren Intellekt zu fesseln.

Gelehrte und Künstler pflegen bei abstrakteren Problemen den Weg des Realen immer mehr zu verlassen. Auch in diesen „höheren Regionen" mag es Schönheiten und Tiefen geben, aber eine leichte Kost gibt es da oben nicht. Bahr ist ein geistreicher Mensch, es kostet ihm gar keine Anstrengung, geistreich zu sein, — ja, noch mehr: er hat die Angewohnheit, desto geistreicher zu werden, je tiefer er greift. Die triftigsten Probleme, seine innersten Ueberzeugungen hüllt er in kleine Erinnerungen aus seiner Jugendzeit und in Zitate, die er oft und gerne gebraucht. Diese Hülle mag den Problemen und seiner Ueberzeugung nicht immer nützen, auch nicht jeden Anschein der Maniriertheit entbehren. Aber eine gewisse Intimität, eine freundliche, gehaltvolle Alltagsstimmung strahlt uns aus seinen Werken entgegen. Er sitzt bei uns, leistet uns Gesellschaft und vermag so manche seiner Ansichten durchzusetzen.

Diese „Inventur" ist ein besonders glückliches Gemenge von Einfällen und Gedanken. Hier bietet sich zur Unterhaltung und zum Grübeln reichliche Gelegenheit. Gustav Erényi.

Friedrich Schulz, Tolstoi. Im Xenien-Verlag zu Leipzig, 1912.

Der Verfasser schreibt in seinem Vorwort: „Viel ist schon über den großen Menschen Tolstoi geschrieben worden, und doch wird nicht so bald genug über ihn geschrieben werden können. Ein sprudelnder Quell gibt immer neues, frisches Wasser. Auch dieses Büchlein will einen Becher davon seinen Lesern reichen. Möge es manchen neue Anregung bieten und viele ermuntern, Tolstois Werke selbst in die Hand zu nehmen. Sie werden zu einem unerschöpflichen Jungbrunnen gelangen, der lebendiges Wasser bietet in Fülle. — Nicht darin scheint mir die epochemachende Bedeutung Tolstois zu liegen, daß er aufsehenerregende Romane geschrieben hat, sondern vielmehr in den inneren Triebfedern seines

Digitized by Google

ganzen Lebenswerkes: Religion, Philosophie und Moral sind von Anfang an, wenn auch zuerst noch sehr verschleiert, bei ihm doch immer die eigentlich treibenden Kräfte gewesen, freilich der großen Welt erst von den siebziger Jahren an sichtbar. Der Gottsucher, der Christusbekenner, der Sittenapostel treten von dieser Epoche seines Lebens an scharf in den Vordergrund, und heute nach seinem Tode steht er als leuchtende Gestalt der Christenheit vor unsern Augen."

Der dies schreibt, Friedrich Schulz, ist Pfarrer zu St. Gallen. Es ist erklärlich, daß er in dem Manne von Jasnaja Poljana nicht an erster Stelle den größten Schriftsteller seines Volkes oder der Gegenwart überhaupt sieht, sondern vor allem den großen Charakter, den frommen Menschen, die Persönlichkeit. Tolstoi als Christen seinen Lesern nahezurücken, das erscheint ihm als die wichtigste Aufgabe. Daher betrachtet er zunächst in den ersten beiden Abschnitten „Tolstoi als Christ" und „Tolstoi als Prophet". In klarer, knapper Form wird hier die religiöse Weltanschauung dieses Weisen entwickelt: sein Christentum, sein Gottesbegriff, seine Lebensauffassung und daranschließend seine christlich-prophetischen Zukunftslehren. Mit feinem Gefühle für das Wesentliche hat der Verfasser hier die Grundideen aus den Werken dieses Philosophen herausgeschält und daraus ein logisch durchsichtiges Gedankengebäude errichtet.

Dann folgen zwei weitere Abschnitte, die uns „Tolstoi als Kunstkritiker" und „Tolstoi als Erzieher" vor Augen führen. Wieder ist es dem Verfasser meisterhaft gelungen, seine Ansichten und Stellung zur Kunst und zur Schule aus den Werken herauszukristallisieren.

Ueberhaupt ist es wohl einer der größten Vorzüge des Buches, daß Tolstoi darin selbst so viel zu Worte kommt. Die Ausführung bleibt dadurch in recht inniger Fühlung mit dem Manne, den sie wiedergeben will, und weckt und fördert auf diese Weise nicht unbedeutend das Interesse für diese große Persönlichkeit. Vor allem aber umgeht der Verfasser hierdurch die Gefahr, der Weltanschauung des Philosophen durch allzu subjektive Betrachtungsweise, d. h. durch Anlegung rein persönlicher Maßstäbe zu viel von ihrer Tolstoischen Eigenart zu nehmen, sie mit seinen eigenen Ansichten zu vermengen und dadurch zu verdunkeln. Gerade das ist ja das allzu menschliche Schicksal vieler Philosophen gewesen. Wer aber die Grundideen der Tolstoischen Weltanschauung einmal recht klar in ihrer Reinheit kennen lernen will, der greife zu diesem Buche. Wenn es auch nicht alles enthält, was hier zu sagen ist, so gibt es doch in anziehender, knapper Form ein geschlossenes Bild vom Wesen, Wirken und Wollen dieses Mannes. Jeder, der sich für den größten Dichter-Philosophen Rußlands interessiert — und er ist längst in die Interessensphäre der gesamten Kulturwelt eingerückt —, wird dieses kleine Büchlein nicht ohne reichen Gewinn an tieferer Erkenntnis der Zukunftsgedanken dieses Weisen von Jasnaja Poljana aus der Hand legen.

Leibniz-Keks
TET-Paket 30 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 40 Berlin, den 5. Oktober 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Der sozialdemokratische Parteitag.

Von

Johannes Gaulke.

Langsam vollzieht sich die Umwandlung der sozialdemokratischen Partei von einer revolutionären in eine reformatorische. Die große Geste, die Proklamierung des Generalstreiks, Demonstrationszüge und Barrikadenbau, alle diese Mittel einer veralteten revolutionären Taktik machen gar keinen Eindruck mehr auf die deutsche Arbeiterschaft. Nur eine kleine Gruppe innerhalb der sozialdemokratischen Partei, die „Unentwegten" und Ultra-Radikalen machen noch einen ausgiebigen Gebrauch von der revolutionären Phrase, und diese gehören meistens nicht einmal der wirklichen Arbeiterschaft an; es sind zum Teil Akademiker, Stubengelehrte, Theoretiker des Sozialismus, die selten mit dem Arbeiter in Berührung kommen, und daher kaum wissen, wo ihn eigentlich der Schuh drückt. Auf früheren Parteitagen platzten die Meinungen heftig aufeinander, Revisionisten und Radikale überschütteten sich mit Liebenswürdigkeiten, die mit den üblichen parlamentarischen Anstandsformen nicht recht in Einklang zu bringen waren. Aber der große Riß, der durch die Partei ging, wurde durch die „Beschwichtigungsräte" am Ende doch immer sorgsam verkleistert, und eine mit einer „gewaltigen Majorität" angenommene Resolution unterrichtete die Welt darüber, daß alles in bester Ordnung sei.

Derartige Abrechnungen hat die Partei heute kaum noch nötig. Der radikale Flügel hat nicht mehr viel auf sich, mag er sich auch noch so ungeberdig benehmen, der Parteitag geht über ihn zur Tagesordnung über. Die sozialdemokratische Partei steht — das muß ihr der Neid lassen — der „reaktionären bürgerlichen Masse" als eine große Geschlossenheit gegenüber. Die Organisation der Partei ist eine glänzende, die Disziplin der Genossen vorbildlich für andere Parteien. In dieser ihrer Geschlossenheit liegt ihre Stärke und ihre Schwäche. Ihre Stärke, weil sie für alle ihre Aktionen ohne Berücksichtigung von Sonderinteressen vollkommene Bewegungsfreiheit hat, ihre Schwäche, weil sie in durchaus begreiflicher Selbstüberschätzung jede Fühlung mit den außerhalb ihrer Organisation stehenden Kulturkreisen verliert.

Es gilt innerhalb der Partei als eine große Selbstverständlichkeit, als eine Art Dogma, daß sie die einzige Hüterin der Kulturgüter sei, wenn sie nicht wäre, dann hätten wir schon längst den Sarmaten und Amerikanern das Feld räumen müssen. Ohne die internationale Sozialdemokratie, die den Völkerfrieden will und ihren Willen höchst nachdrücklich betont, wären wir auch schon längst von dem seit Jahrzehnten drohenden europäischen Krieg heimgesucht worden. Daran mag ein gutes Stück Wahrheit sein. Das deutsche Bürgertum, das eigentlich nie eine einheitliche, von einem starken Willen beherrschte Macht gewesen ist, ist heute zerstückelter als je. Die große liberale Partei, die den ersten Reichstagen des wiedererrichteten Deutschen Reichs Relief gab, hat sich in viele Fraktionen und Fraktiönchen aufgelöst und damit sich selbst zur politischen Ohnmacht und Wirkungslosigkeit verurteilt. Zahlreiche wirtschaftliche Gegensätze innerhalb des deutschen Bürgertums, dann die Hast des Erwerbslebens und der Tanz um das goldene Kalb fördern seinen Auflösungsprozeß als politische Machteinheit außerordentlich. Alle Bestrebungen, die auf eine Sammlung der demokratischen Kreise des Bürgertums gerichtet waren, sind im wesentlichen gescheitert.

Digitized by Google

Daher das Schlagwort von der einzigen reaktionären Masse, von dem die Sozialdemokratie ausgiebigsten Gebrauch macht. Von dem Bewußtsein ihrer Erfolge getragen, vergißt sie aber immer wieder, daß ihre Kritik nur eine negative ist. Gerade die Erfolge bei der letzten Reichstagswahl haben sie in eine höchst verzwickte Lage gebracht. Eine Partei, auf die die Stimmen von einem Drittel aller Reichstagswähler gefallen sind, die 110 Sitze im Reichstag einnimmt, muß positive Arbeit leisten, will sie den bereits stark kompromittierten Parlamentarismus nicht noch mehr kompromittieren. Schon der Kuhhandel um das Reichstagspräsidium, das sich eines interimistischen roten Vizepräsidenten erfreute, brachte der sozialdemokratischen Partei eine glatte Niederlage. Wenn man sich überhaupt mit dem Parlamentarismus einläßt, muß man auch die Konsequenzen daraus ziehen und nicht aus Voreingenommenheit gegen an sich sinnlose Bräuche eine Position, die der Partei nach außen hin ein starkes Relief gibt und ihr Prestige erhöht, leichtsinnig aufgeben. Die Süddeutschen sind weniger doktrinär befangen; die „Hofgängerei" wird dort als ein Verrat an den Parteiprinzipien im allgemeinen nicht empfunden.

Staatsmännische Klugheit ist die Voraussetzung für eine erfolgreiche parlamentarische Tätigkeit. Volle Ausnutzung der Situation; unter Umständen, die einen Erfolg versprechen, ist selbst das Paktieren mit einem politischen Gegner geboten. Ein sozialdemokratischer Staatsmann, der diesen Grundsatz in einer meisterhaften Rede vor dem Parteitag verteidigt hat, ist der verflossene Vizepräsident Genosse Scheidemann. Um der Partei den Wahlsieg zu sichern, so führte er aus, mußte der Parteivorstand das Abkommen bei der Stichwahl mit der fortschrittlichen Volkspartei treffen. „Wer in bestimmten Situationen nicht sehr schnell als handelndes Subjekt auftritt, wird im Handumdrehen zum Objekt der Handlungen anderer." Die sozialdemokratische Partei hätte sich mit höchster Wahrscheinlichkeit mit ca. 70 Mandaten begnügen müssen ohne das staatsmännische Verfahren des Parteivorstandes, der in einer Reihe von Wahlkreisen die „Dämpfung" nachdrücklich empfahl. Das war natürlich nicht nach dem Geschmack der Unentwegten und Ultraradikalen, denen jede Berührung und jedes Zusammengehen mit dem Bürgertum ein Sakrilegium ist. Die temperamentvolle Genossin Rosa Luxemburg, die rote Dame mit der revolutionären Geste, schrieb darüber im heiligen Zorn, die Schamröte sei ihr ins Gesicht gestiegen, als sie von dem Abkommen erfuhr, und sie forderte zur Feier des Wahlsieges vom 12. Januar eine Massendemonstration auf der Straße. Was die rote Rosa da eigentlich wollte, ist einfach unerfindlich. Wollte sie Barrikaden bauen? oder gar mit dem Schießprügel losziehen? Ich vermute, daß sie noch nie in ihrem Leben eine Flinte abgedrückt hat und sich auf Grund ihrer Körperkonstitution auch nicht recht zum Waffendienst eignet.

Menschen vom Schlage der Luxemburg können mit ihren unheilvollen Ratschlägen der Partei höchst verhängnisvoll werden. Aber zum Glück scheitern alle auf Geheimnisbündelei und Barrikadenbau gerichteten Pläne an dem gesunden Sinn der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter. Im Gegensatz zur Partei steht die Gewerkschaft auf dem Boden der Wirklichkeit und sucht im Rahmen des gegebenen Wirtschaftssystems zu erreichen, was zu erreichen möglich ist. Der Umsicht ihrer Führer ist es zu verdanken, daß unnötige Kraftproben zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in den letzten Jahren in der Hauptsache vermieden worden sind, zum großen Leidwesen des radikalen Flügels, der eine Katastrophe herbeiwünscht. Der Gegensatz zwischen Partei und Gewerkschaft ist zwar auf dem diesjährigen Parteitag nicht schroff hervorgetreten, aber schon die nächsten großen Bewegungen im Wirtschaftsleben, wie die drohenden Aussperrungen des Jahres 1913, können ganz unerwartete Konstellationen ergeben.

Im übrigen hat der Chemnitzer Parteitag alles, was gegen die Geschlossenheit der Partei sprechen konnte, sorgsam vermieden. Auch der Ausschluß des Genossen Hildebrand, der von der verflossenen nationalsozialen Gruppe zur sozial-

Digitized by Google

demokratischen Partei übergegangen war, war diktiert von einem starren Doktrinarismus, dem die Einheit der Partei mehr gilt als die wissenschaftliche Kritik. Bisher hatte die Partei sich immer nur der weniger einwandfreien Elemente entledigt, mit Hildebrand ist zum erstenmal ein Mann auf Grund seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung ausgeschlossen worden. Der Parteitag hat damit eingestanden, daß die sozialdemokratische Partei, wie jede andere, der freien Forschung eine Schranke auferlegt. „Wenn wir diesen Weg weitergehen, dann kommen wir zu Glaubensgerichten, die die Kirche hat", äußerte sich Rechtsanwalt Heine in der Diskussion über den Fall Hildebrand unter dem Beifall der Revisionisten. Ketzergerichte zeugen immer von einem bösen Gewissen. Einmütig hat man die Ketzergerichte des Evangelischen Oberkirchenrats verurteilt — was soll man aber dazu sagen, wenn eine Partei, die die Freiheit der Forschung und die rücksichtslose Kritik der bürgerlichen Gesellschaft auf ihr Banner geschrieben hat, mit denselben verächtlichen Mitteln wie die Klerisei vom Dogma Abweichende mundtot zu machen sucht! Eine größere Dummheit als die Einberufung eines Ketzergerichts konnte der Parteitag kaum begehen. Denn nun wissen wir es, daß die sozialdemokratische Partei dem freien Gedanken, sobald er mit den Sätzen des Parteiprogramms kollidiert, keinen Hort mehr bietet.

Reformgedanken für Groß-Berlin.

Von

Wirkl. Geheimrat Dr. Bernhard Dernburg,
Staatssekretär a. D.

Wir alle wissen, daß die Wurzel der Zustände in Groß-Berlin weder in der gegenwärtigen Generation, noch bei einzelnen Behörden, noch schließlich etwa bei einzelnen Persönlichkeiten liegen könne. Seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in denen zuerst die Berliner Mietskaserne auf das Tapet kam, durch die Gründerjahre hindurch, haben sich die Zustände geschaffen und leider verewigt, die heute vorhanden sind. Bebauungspläne und Fluchtlinien festzulegen ist gar nicht allein Sache der städtischen Behörden, und solange sich nicht die Bürgerschaft dagegen regt und nicht sagt: bis dahin und nicht weiter - soll man ganz gewiß Vorwürfe nicht erheben, denn man ist als Berliner Bürger mitschuldig. Also auch hier wollen wir keine rückschauende Kritik treiben, und eine Neigung dazu bei uns zu suchen, heißt wirklich einen Streit vom Zaun brechen. Denn wir haben es ja mit dem alten Berlin nur ganz indirekt zu tun. Da sind ja Besitz- und Bebauungsverhältnisse, Spielplätze und Verkehrsfragen, wie wir sagen müssen leider, teilweise wenig günstig geregelt. Aber wir müssen auf diejenigen Seiten des Berliner Wohnungs-, Gesundheits- und Verkehrswesens hinweisen, die sich unserer Ansicht nach nicht richtig entwickelt haben, um zu zeigen, wie wir es nicht haben wollen, wie es anders gemacht werden muß. Und wenn in dieser Beziehung in Berlin alles in Ordnung wäre, hätte unsere Bewegung nicht einen so außerordentlichen Widerhall gefunden, und wäre das Zweckverbandsgesetz überhaupt nie erlassen worden. Und ich erwarte den kühnen Mann, der mir hier entgegentritt und sagt: in Berlin ist alles in Ordnung; worüber ihr euch aufregt, dazu ist gar kein Grund vorhanden. Er wird nicht kommen, und die Zustände, die hier angeführt sind, stehen wir bereit, jedem zu beweisen und haben sie bewiesen. Wenn aber hier in diesem großen Berlin nicht alles in Ordnung ist, so ist der Streit, ob das Komitee die Zustände richtig hingestellt hat oder nicht, doch nur geeignet, die wahren Fragen, um die es sich handelt, zu verschleiern. Wenn wir also auch das Gesetz nicht kritisieren, wenn wir auch in weiser Selbstbeschränkung die bisherige Handhabung dieser Fragen nicht angreifen und hinsichtlich der Angriffe, die uns wegen unserer Agitation gemacht sind, lediglich auf der Verteidigung verharren, so wollen wir doch gerade in diesen Versammlungen unsere wirklichen Ziele unseren Mitbürgern näherbringen. Sie liegen auf drei Gebieten.

Digitized by Google

Wir wünschen weiträumige Bebauungspläne für gesunde Kleinwohnungen. Eine Forderung, so einfach und natürlich, wie sie jeder sozial und hygienisch denkende Mensch als selbstverständlich anerkennt, wo es sich um ein Gebiet handelt, welches zwanzigmal so groß wie die Stadt Berlin ist und der Bebauung neu erschlossen wird. Wir verlangen diese weiträumige Bebauungsweise durchaus nicht überall. Es gibt in jeder Stadt Anhäufungen von großen Unternehmungen und Geschäften, bei denen es gute Wirtschaft, ja eine Notwendigkeit ist, daß sie nahe beieinander sind. Aber wir verlangen für Wohnungen, besonders für die Wohnungen der mittleren und der gering gestellten Klassen diese weiträumige Bebauungsweise. Denn wenn schon heute die Statistik beweist, daß, je geringer das Einkommen, desto höher die Aufwendungen für die Wohnungen verhältnismäßig sind, so ist es denn doch notwendig, daß unsere Mitbürger für ihre Aufwendungen wenigstens gesunde Wohnungen erhalten. Es liegt uns fern, berechtigt erworbene Interessen zu schädigen und zu verletzen. Aber wir wollen nicht, daß man fortfährt, durch die Gestattung übermäßiger Ausnutzung, durch Gestattung der überfüllten Wohnungen dem Grundeigentum um Berlin herum einen Wert zu geben, den es nach seiner gegenwärtigen Benutzung und Lage zu halten, keinen Anspruch hat. Diese Gefahr aber ist enorm. Denn jene Hochbauweise, die das Merkmal von Berlin bildet, ist im allgemeinen heute schon auf der achtfachen Fläche der Stadt Berlin zugestanden. Es ist berechnet worden, daß hierauf einschließlich des alten Berlin eine Stadt entstehen kann von über 13 Millionen Bewohnern.

Wir wollen auch nicht, daß das ehrliche und ehrenhafte Baugewerbe, das private Kapital, die verständige Anlage durch ein übertrieben sozial angehauchtes Programm verscheucht oder unmöglich gemacht wird. Wir wissen alle, daß dann das öffentliche Kapital, die kommunale Unternehmung überhaupt nicht imstande ist, auch nur eine dieser Aufgaben zweckmäßig zu lösen, und daß man in jeder Form der Lösung dieser Aufgaben die Summe, die man nicht vom Steuerzahler erhalten kann, als Kapital in dem öffentlichen Markt aufnehmen muß. Wir können das Privatkapital und die Privatunternehmen nicht entbehren, aber wir müssen darauf bestehen, daß es sich hier gewisse soziale Mindestforderungen vorschreiben läßt. Wir verlangen daher, daß eine von Berlin nicht zu weit entfernte Kleinwohnung entstehen kann, welche den hygienischen Anforderungen genügt, nicht mehr kostet als die Wohnung heute in der Stadt. Das gestattet durchaus auch die gleiche Tätigkeit und den verständigen Nutzen für den Unternehmer. Dieses Problem ist ja nicht nur im Ausland gelöst, in und um London, in und um Boston, es ist auch in deutschen Städten wiederholt gelöst, und diejenigen, die behaupten möchten, bei Berlin sei es bei verständigen Bauvorschriften nicht zu lösen, die legen dem Grund und Boden einen künstlichen und nicht zu rechtfertigenden Wert bei.

Wir verlangen ein günstiges Schnellbahnnetz und billige Tarife. Das will das Zweckverbandsgesetz auch. Das wollen auch die Kommunen. Nichtsdestoweniger regen sich hier doch schon recht einseitige Interessen, auch fiskalischer Natur, und ich frage, was nützt uns eine Wohnung, die gesund und wohlfeil ist, die so weit von Berlin ist, daß man sie nicht ohne Zeitverlust, d. h. Arbeitsverlust und damit Geldverlust, erreichen kann, und bei der die Beförderung so teuer kommt, daß sie einen Aufschlag auf die Miete bedeutet, der nicht erträglich ist. Daß das nicht so kommt, und das bleibt zu hoffen, dafür haben wir alle miteinander zu sorgen.

Schließlich verlangen wir Parks und Spielplätze, Wald- und Wiesengürtel. Welch eine bescheidene Forderung, wenn man nicht die Scheuklappen des persönlichen Eigennutzes vor Augen hat. Was jeder Landbewohner tagaus, tagein zum Ueberdruß vor Augen hat, das verlangen wir in bescheidenem Maße für den Großstädter. Die frische Luft, der Quickborn der direkten Beziehung zur Natur, die Befreiung der Lungen von dem Qualm der Städte, die angenehme, erheiternde und die Sorgen des Tages verscheuchende, die nervenberuhigende Wallung, die uns der Verkehr

Digitized by Google

mit unser aller Mutter, der Natur, gibt, die wollen wir dem Großstädter sichern, und zwar in einer Form und zu einem Preise, die wir für möglich und berechtigt halten. Der Zweckverband wird bei diesen Versuchen wahrscheinlich oder nahezu sicher auf Schwierigkeiten mit den fiskalischen Behörden stoßen. Man sagt: fiscus non erubescit, der Fiskus kennt keine Schamröte... Aber das Verständnis für die Verpflichtungen, für die Bedingungen der Großstädte, die ebenso zu der Größe der Nation beitragen wie die Bevölkerung auf dem Lande oder in der Industrie der Kleinstädte, wird hoffentlich hier den Sieg davontragen. Jedenfalls muß auch hier der Berliner Bürger darüber wachen und muß uns helfen, die wir nur das Billige, das Mögliche, das Gerechte verlangen. *)

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von
Prof. Dr. Marcuse.

Schon gelegentlich eines früheren Berichtes wurde an dieser Stelle hervorgehoben, daß höchst wahrscheinlich auf unserer Sonne gewaltige Mengen von radioaktiven Substanzen vorhanden sind, um den fortwährenden und ungeheueren Verlusten des Zentralkörpers an Licht- und Wärmestrahlen das Gleichgewicht bis zu einem gewissen Grade zu halten. Es ist daher von großem kosmogonischen Interesse, daß nunmehr auf Grund ganz neuer spektroskopischer Untersuchungen und Vergleichungen des Funkenspektrums von Radium und der Spektrallinien der farbigen Sonnenhülle (der sogenannten Chromosphäre) deutlich das Vorhandensein von Radium auf dem Zentralkörper unseres Planetensystems festgestellt werden konnte. Somit dürfte der Termin einer künftigen Erkältung unserer Erde und des Aufhörens irdischen Lebens bis in unendlich weite Zeitfernen gerückt sein, wenn es auch, wenigstens theoretisch, sicher ist, daß einst sogar die Sonne erkaltet und die Erde erstarrt, wie dies jetzt schon z. B. bei unserem Monde, dem Zukunftsbilde der Erde oder wie es öfter auch heißt, dem Totenkopfe, der unseren Planeten umkreist, der Fall ist.

So sind wir denn von der Sonne auf den Mond gekommen, von dem auch einiges Neue mitzuteilen ist. Mit Erfolg ist versucht worden, einzelne Gegenden auf unserem Trabanten, der über 30 000 Kratergebilde und zahlreiche, weitausgedehnte Tiefebenen enthält, photographisch und zugleich mit Licht aus verschiedenen Teilen des sichtbaren und unsichtbaren Spektrums aufzunehmen. Bei gelben, violetten und ultravioletten Wellenlängen aufgenommen, gewährt die Mondoberfläche ganz verschiedene Anblicke und auch Ausblicke hinsichtlich ihrer vermutlichen geologischen Beschaffenheit. Auf diese Weise kann man tatsächlich von der Erde aus, also in einer mittleren Entfernung von rund 385 000 Kilometern die Oberfläche unseres Trabanten in geologischer Hinsicht einer immerhin wertvollen Untersuchung unterwerfen. So glaubt man schon jetzt, daß bestimmte dunkle Formationen auf dem Monde in der Nähe des großen Kraters Aristarch aus erkalteten Schwefelverbindungen bestehen. Hoffentlich gelingt es auf diesem neuen und aussichtsvollen Wege wirklich, einen tieferen Einblick in die geologische Beschaffenheit unseres Mondes allmählich zu gewinnen.

Nächst Sonne und Mond interessiert uns an dieser Stelle und in diesem Berichte das Reich der Kometen am Himmel. Während das verflossene Jahr 1911 ein kometenreiches gewesen ist, zeigt sich dagegen das gegenwärtige als merkwürdig kometenarm. So ist erst in diesem Monat der erste Komet des Jahres 1912 in Australien entdeckt worden. Derselbe ist vorläufig noch ein schwaches, mit bloßem

*) Wir bringen unseren Lesern einen besonders beherzigenswerten Teil aus der Rede des Staatssekretärs a. D. Bernhard Dernburg, welche dieser führende Geist des Propagandaausschusses für Groß-Berlin in einer öffentlichen Versammlung gehalten hat. Mit der Begründung und mit den Absichten dieses Ausschusses haben wir uns seinerzeit eingehend befaßt. Wer sich noch genauer über den Zweck und die Ziele des jungen Propagandaausschusses unterrichten möchte, sei auf die im Verlagshaus „Vita", Charlottenburg, erscheinenden Hefte „Für Groß-Berlin" hingewiesen, in denen auch diese Rede Dernburgs enthalten ist.

Digitized by Google

Auge eben sichtbares Himmelsobjekt ohne Schweif, aber mit einer kernartigen Verdichtung inmitten seiner verschwommenen Nebelmasse und mit einer auffallenden schnellen Bahnbewegung nach Norden. Auf diese Weise wird der neue Komet nun bald auch bei uns deutlich sichtbar werden, obwohl es bisher noch nicht feststeht, daß er sich wirklich zu einem hellen Phänomen am Firmament gestalten wird. Die Schweifentwicklung bei Kometen stellt eine der interessantesten astronomischen Erscheinungen dar, da es sich hierbei offenbar um eigenartige elektrische Fernwirkungen der Sonne handelt. Kommt nämlich ein Komet aus den Fernen des Weltalls in unser Sonnensystem und nähert er sich dabei der Sonne, so entstehen aus dem Kometenkern zunächst infolge der gewaltigen Sonnenwärme Ausströmungen von Materie nach der Sonne hin. Alsbald wirkt dann eine elektrische Repulsionskraft unseres Zentralkörpers auf die Materie der meisten Kometenschweife und stößt sie zurück, so daß gewöhnlich die Kometenschweife in entgegengesetzter Richtung zur Sonne liegen.

Auch von der Erde ist manches Neue zu berichten. Zunächst hat die Luftfahrt, das jüngste und merkwürdigste Kind menschlicher Technik, wieder große Fortschritte zu verzeichnen. Die deutschen starren Motorluftschiffe vom Zeppelin-Typus haben weite Fahrten über Nord- und Ostsee ausgeführt und sich dabei als sehr brauchbare aeronautische Fahrzeuge bewährt. Das Flugzeug, das schnellste, aber vorläufig auch noch gefährlichste Transportmittel in der Luft, hat mit einem französischen Flieger Höhen sogar über 5000 Meter erreicht, eine erstaunliche Leistung im sportlichen Sinne, aber ohne jede Bedeutung für das Flugzeug als Erkundungsmittel. Auch in der Herstellung und Verwendung von Wasserflugzeugen, die vom Wasser aufsteigen und auf das Wasser sich herunterlassen können, sind erhebliche technische Fortschritte vollzogen worden, die für die Zwecke der Marine große Bedeutung gewinnen können. Aber nicht nur die Eroberung der Luft, deren Anfänge kaum über hundert Jahre zurückliegen, sondern auch die Beherrschung des Wassers, deren Entwicklung schon Jahrtausende alt ist, macht noch immer weitere, gewaltige Fortschritte. Das größte und merkwürdigste Schiff der Erde, der gewaltige Turbinen-Schnelldampfer „Imperator", auf einer deutschen Schiffswerft erbaut, ist in diesem Sommer in Hamburg vom Stapel gelassen worden, als ein Triumph deutscher Technik. Dieser Seekoloß, der durch vier Dampfturbinen getrieben wird und eine Stundengeschwindigkeit von über 23 Seemeilen erreichen soll, vermag außer einer Besatzung von etwa 1200 Köpfen noch 4000 Fahrgäste aufzunehmen, also im ganzen 5200 Menschen, die Bevölkerung einer kleinen Stadt! Zehntausend elektrische Lampen erleuchten die Innenräume des 276 Meter langen Schiffes, das mit vorzüglichen Sicherheitsvorrichtungen ausgestaltet ist und bei dem besonders eingebaute Schlingertanks die rollenden Bewegungen des riesigen Fahrzeugs zu dämpfen vermögen. So stellt der neue „Imperator" ein gewaltiges Werk deutscher Schiffsbautechnik dar, das in Händen der altbewährten „Hamburg-Amerika-Linie" auch dem deutschen Namen auf See hoffentlich weiter alle Ehre machen wird.

Wilhelm Schmidtbonn und die neue Dichtung.

Von

Friedrich Alafberg.

Das neuromantische Drama hat seit geraumer Zeit abgewirtschaftet. Da es ja mehr aus lyrischem Quell entsprang und artistischen Zwecken huldigte, fehlte ihm von Anfang an der heiße, dramatische Atem und damit die Voraussetzung für die Bühnenwirkung. Seitdem bemühen sich Hugo von Hofmannsthal und Karl Vollmöller auch gar nicht mehr darum, produktiv dramatisch oder dichterisch zu arbeiten — es genügt ihnen, an alten Stoffen ihre mehr philologische als künstlerische Geschicklichkeit zu erweisen. (Und das Hauptbedürfnis des Autors, der einmal einen Namen hat: jedes Jahr dem Publikum mit etwas Neuem zu kommen, ist damit völlig erreicht!)

Digitized by Google

Demgegenüber sind mannigfache Strömungen am Werk, dem so verkümmerten Drama neues Blut zuzuführen. Und diese Strömungen — denen man den schlechten Namen einer Neuklassik gegeben hat — gründen auf der richtigen Erkenntnis, daß die Zukunft des Dramas anknüpfen muß an die Vergangenheit des Dramas, an die großen Traditionen Schillers. Paul Ernst, Samuel Lublinski, Wilhelm von Scholz haben mit gutem Erfolg die Theorie des neuen Dramas, die die fruchtbaren ästhetischen Gedanken der Klassik ausbaut und umgestaltet, geschrieben. Sind freilich durch sie Ernst und Lublinski in ihrer dramatischen Produktion nur zu sehr von des Gedankens Blässe angekränkelt, so hat Scholz es vermocht, neben seinen scharfsichtigen Einfällen Werke voll blühenden Lebens und mächtiger Leidenschaft zu schaffen. Ich denke vor allem an den „Juden von Konstanz". Und diesen Anfängen eines neuen Dramas möchte ich auch die Schöpfungen Wilhelm Schmidtbonns zuzählen. Obschon er selbst weder theoretisch -- und das ist sein Vorzug — noch sonstwie sich zu der „Neuklassik" bekennt oder für sie ausgesprochen hat.

Schmidtbonns Kunst gewinnt gegenüber den formalistischen Spielereien der neuromantischen Richtung durch ihre große Sachlichkeit. Dem Stoffe seine notwendige, schlackenlose Form zu geben, ist ihr höchster Vorsatz. Und sie verfährt dabei so ernst und streng, daß sie einen herben, fast spröden Ton bekommt. Bei dem rheinländischen Ursprung des Dichters doppelt erstaunlich! Und manchmal - besonders im ersten Akt des „Grafen von Gleichen" — führt diese Herbheit, die alle Reize der Ausmalung der Umwelt verschmäht, fast zur Dürre. Dafür spricht dann wieder um so mehr Schönheit aus dieser Keuschheit der Dichterseele. Kommt — gleichwie der härteste Stein die hellsten Funken gibt -- ungeheuer viel Leuchtendes, Beglückendes von ihr. Etwa wie (im „Zorn des Achilles") Achilles von seiner Liebe zu Patroklus redet:

„Knabe, in dir hab ich geliebt die Erde,
mein Leben drauf, die Menschen um mich her.
Ein Zeugnis warst du
im Geheimnis deiner Schönheit mir,
die wie von and'rer Welt ein Bote kam:
Daß Ruhe der Seele
anderswo auch mir ist aufgespart."

Oder wenn der Graf von Gleichen, einem Kinde gleich, von seiner mystischen Sehnsucht spricht, das blonde Haar der Gattin mit dem dunklen Naëmis vermischt zu sehen:

„So,
ein Ganzes erst, berauscht ihr mir die Stirn,
daß sich der Hof vor meinen Augen umkehrt."

Und ganz nachhaltend erschüttert es, wenn Heimeran, der alte Diener des Grafen, über dem Unbegreiflichen, Nieerlebten wortlos tot zusammensinkt.

Schmidtbonn wahrt in seinen Dramen bei der größten Lebhaftigkeit der Geschehnisse, bei der tiefdringenden Zeichnung seiner Menschen die einfache, durchsichtige, klare Linie des Aufbaus. Und er geht in seinen Motiven zurück auf die elementaren Regungen der Menschenbrust. (Wie hat Hofmannsthal den Stoff der Elektra, wie Schmidtbonn den Achilles-Mythos gestaltet!) Schmidtbonn erkennt mit Schiller im Gegensatz, im Kampf das Grundgesetz des Lebens und somit der dramatischen Kunst. Der Konflikt der Handlung, das polare Wollen des Menschen und der Natur ist ihm das Geheimnis der Tragödie, die Möglichkeit aller Entwicklung im Drama. Der Graf von Gleichen zerstört sich das Glück seines Lebens, weil die Triebe seiner Seele nie und nimmer mit dem Empfinden seines Weibes sich vertragen. Der polygame Sinn des Mannes steht in unlöslichem Gegensatz zu dem monogamen Gefühl der Frau und schweres Unglück ist die Folge, prallen beide aufeinander. -- Achilles, der einzige Held, ist notwendig dem Untergang geweiht, da er nicht geschaffen ist für diese Welt der Niedrigkeit. In ihm ist der uralte, ewigneue Gegensatz des überragenden Ausnahmemenschen zur Masse, des Adeligen zur „kompakten Majorität" verkörpert. In den Worten des Dramas:

„Einsam, ein Adler ich,
ein Schwarm von Krähen ihr"

liegt der Angelpunkt der Tragödie.

Digitized by Google

Mit Schiller bekennt sich Schmidtbonn aber auch zu der Verehrung der sittlichen Mächte des Daseins, zu ihrem Primat im Bereich des sinnlichen, triebhaften Wollens. Achilles' Untergang ist darum notwendig, weil der Held sich der Ordnung der Menschen, den Beschlüssen des auf die Wohlfahrt des Ganzen bedachten Rates der Fürsten widersetzt. Und der Graf von Gleichen lehnt sich „voll Trotz und hochatmend freier Ueberschwenglichkeit" gegen die Forderungen der Vernunft, gegen die Einrichtungen und Gesetze der Menschen auf.

Und doch leuchten unsere Sehnsüchte, unser Menschentum aus Schmidtbonns Dramen auf. Das macht: seine Kunst ist wohl auf die großen Traditionen der Vergangenheit gegründet, sie hat sich aber auch vollgesogen voll heißen Lebens aus unseren Tagen. Aus ihr stammelt eine Seele, die zutiefst in der Gegenwart verwurzelt ist, die weiß um die Innerlichkeit des Menschen dieser Zeiten. Dies kündet sich an in der feinfühligen, feinhörigen Art, mit der die letzten Regungen der Menschen aufgedeckt sind, kündet sich an in den vibrierenden, schwingenden, aufblitzenden Worten und Bildern, durch die diese Regungen Leben werden. Und dies wird vor allem deutlich durch die Wahl der dramatischen Konflikte. Der Unterschied zwischen dem Liebesempfinden von Mann und Frau konnte erst gestaltet werden, seitdem wir tiefer in die Eigenart der Frau eingedrungen sind, seitdem wir den Eigenwert des Weibes schätzen gelernt. Und in dem strahlenden Heldentum Achills liegt ein Abglanz von all den individualistischen Aufschreien des 19. Jahrhunderts, liegt ein Stück von Nietzsches Herrenmoral. Achilles ist ein unbändiger Heros: wuchtig-schwer, übermenschlich-gewaltig, maßlos im Zorn, maßlos in der Liebe, restlos dem Zwange seines ungeheuren Ichs ergeben.

Das Lied unserer Zeit hat Schmidtbonn aber erst mit seinem „Lobgesang des Lebens" gesungen. In jauchzenden Rhythmen jubelt er in diesen „Rhapsodien" von all den Schönheiten und Wundern, an denen diese Erde überquillt. Mit der Ekstase des Tänzers schwärmt seine trunkene Seele in den unendlichen Reichtümern, die dem vollen, fühlenden Menschen hienieden beschieden sind. Er feiert die Seligkeit des Dichtertraumes und des Schaffensrausches, die den Menschen zur Gottheit erheben. Und er feiert die Wonnen des sinnenfreudigen Liebeslebens. Er ist durchdrungen von jener heidnischen Heiterkeit der Sinne, wie Zarathustra sie verkündete. Sein Lied ist ein taumelnder Sang von der beglückenden Pracht des Frauenleibes. Es läßt Odysseus in wahnsinnigen Freudenschauern erbeben vor der betäubenden Nacktheit der Sirenenjungfrauen und es läßt Gregor freiwillig die Qualen seiner Marter tragen, damit er nur der Schönheit des Leibes der Mutter-Geliebten denken kann. Und es wird zum schweren Stammeln voll schwarzfließender Sinnlichkeit, als es die Glut Simsons zum Leben ruft. Aber dieser Hymnus auf die Seligkeit der irdischen Bahn preist nicht die Freudenbecher des Lebens allein. Er verehrt nicht minder die Leiden, Entbehrungen, Qualen des Daseins. Der Dichter liebt das harte, stählende Leben um des Segens willen, den es dem Mutigen, Ehernen schenkt. Er fleht das Leben an,

„daß er ein Mann werde
zerfetzten Gesichts,
weißhaarig,
aber unter den weißen Haaren:
helle und feste Augen,
Augen,
die ihren Strahl,
wenn der Leib zerschüttet im Sarg liegt,
weiter tragen,
zu deiner Höhe dann, Leben, hinaufsehen,
hinter dich sehen,
dich, Leben, endlich erkennen."

Und dieses selige Untertauchen des Dichters in die Fülle des Lebensüberflusses läßt ihn ganz mit der Natur sich verbinden. Er wird ganz eins mit den Kindern der Schöpfung, jung, rein, ursprünglich wie die Tiere und Pflanzen. Er wird zum Bruder der Eichhörnchen und Rehe, zum Gesellen der Blumen und Büsche. Doch ist die Natur ihm nicht die Rettung vor den Schrecken der Kultur. Nur die andere, erquickende Schenkung der

Digitized by Google

Schöpfung. Und er liebt ebenso ihre Schwester, die in den Städten so mächtig braust. Er liebt jene vogelgleichen Flugzeuge, die als hehrstes Wunder des schöpferischen Menschengeistes die Lüfte durchschneiden. Er liebt die eisernen Brücken, die über Ströme gespannt sind, die Schiffe, die über die Meere fahren, die Millionen Lichter, die aus Nacht Tag machen. Er liebt den tosenden Atem Berlins, der neuen Stadt. Und er liebt die betörende Stimme Alexander Moissis und die brandende Lebensfülle des Szenenkünstlers Max Reinhardt. Er liebt aber vor allem jenen neuen, ehernen, geschlossenen, nervigen Menschen, den dies Zeitalter der Erfindungen geschaffen. Jenen stolzen, gestiegenen, höheren Menschen, der den Mörtel rührt und die Balken trägt für das zukünftige Gebäude des emporfliegenden Menschengeistes.

Noch klingt dies neue Lied — das unser Lied ist — in chaotischen Tönen. Noch überstürzt gleich den tosenden Fluten des Wasserfalls die Stimme des Dichters sich in springenden, jagenden, sprudelnden Maßen. Ursprünglich wie die ersten Laute der Menschenseele, die betroffen die Wunder der Schöpfung ahnt, stammeln diese Gesänge. Wie ein übermütiger, fesselloser Gebirgsbach, dem des Menschen Hand noch keine Schranken wies, schaffen sie sich ihr eigensinniges Bett. Der Freudentaumel und die unmäßige Lebensseligkeit sind ihr Antrieb. Sie allein bestimmen Rhythmus und Wort. Sie allein sind des Künstlers Gesetz.

Die großen Anfänge Richard Dehmels sind in diesen Rhapsodien von Schmidtbonn weitergeführt. Das ekstatische Lebensbekenntnis, das der Märker dumpf, ahnungsvoll hinausschrie, wird hier von einem Jüngeren geschlossener, gebändigter, umfassender neu verkündet. Und da dieser Jüngere der Dichter des „Zorn des Achilles“ ist, läßt sich von ihm das große Drama der Zeit, das lang ersehnte, allseits vorbereitete, aus den Tiefen machtvoll nach Befreiung rufende, das neue Drama erhoffen!

Randbemerkungen.

Der Fall Ungarn.

In Ofenpest ist das Parlament der Ungarn wieder zusammengetreten, und aufs neue wird das zeitunglesende Europa damit unterhalten, wie sich hier im ersten und erhabensten Hause des Landes, an der Arbeitsstätte der Volksvertreter, die Besten der Nation einander mit Schimpfworten und Ohrfeigen traktieren. „Mit einem Schurken sitz' ich nicht unter einem Dach . . .“, so lehnen die Abgeordneten der Opposition die „unerhörte Zumutung“ ab, mit dem Grafen Tisza den gleichen Lift zu benutzen. Daß ein Minister, der im ungarischen Parlamentshaus von heute zu tun hat, täglich auf eine veritable Tracht Prügel gefaßt sein muß, ist dieser Tage mal wieder „schlagend“ an dem ungarischen Handelsminister Stanislaus Beocthy bewiesen. Der Präsident Graf Tisza muß sich gegen die Gekürten des Volkes mit einer Leibgarde von zweihundert Schutzleuten umgeben. Und wenn die ungarischen Parlamentarier an Stelle der handgreiflichen Keilereien die bloße gegenseitige Beschimpfung durch Worte setzen wollen, bedarf es hüben und drüben einer Schutzmannskette, die die Herren „Redner“ wenigstens vorübergehend vor ihrer eigenen Raufluft schützen.

Was bei den Ofenpester Parlamentskrawallen schon vor Monaten in diesen Blättern prophezeit ward, erfährt jetzt nach den Parlamentsferien nur zu handgreifliche Bestätigung. Diese ungarischen Parlamentsskandale sind mehr als bloße Episoden, wie sie in freilich hundertfach gesitteterer Form auch an andern Stätten des Parlamentarismus vorkommen. Die Ofenpester Parlamentsskandale zeigen der Welt zum erstenmal das Schauspiel eines vollständigen parlamentarischen Débâcle.

Es fehlt in dem Lager derer, die überhaupt dem Parlamentarismus prinzipiell abhold sind, in dieser Stunde nicht an Tiefbefriedigten. Diese gefallen sich darin, den bedauerlichen und höchst einzigartigen Fall Ungarn fröhlich zu verallgemeinern und aus ihm den sehnsüchtig herbeigewünschten Beweis abzulesen, daß die ganze Parlamentsidee ja von vornherein nichts weiter als ein schöner und blendender Irrtum gewesen sei. „In Ofenpest erleben wir es jetzt, wohin der Parlamentarismus notwendigerweise führen muß.“ So sehen die prinzipiellen Parlamentsfeinde auch heute wieder nach der Hauptstadt Ungarns, wie nach einer Stätte, von der uns endlich Erleuchtung kommen muß. Der Parlamentarismus führt, wie Ofenpest uns jetzt beweist, zur Verneinung jeder Regierungsmöglichkeit. Also weg mit dem

Digitized by Google

Wunsch nach immer vollkommenerem Ausbau des Parlamentarismus!

Den Herrschaften, die sich so schön ereifern und uns mit dem Hinweis auf Ofenpest von unserer jungen Vorliebe für eine klare, parlamentarische Staatsreform zugunsten des überwundenen Parlamentarismus kurieren möchten, ist aber der Irrtum leicht nachzuweisen. Die Verhältnisse im Ungarland sind so besondere und so einzigartige, daß dieser Zusammenbruch des Parlamentarismus von Ofenpest für den Parlamentarismus als solchen nichts besagt.

Die österreichisch-ungarisch Monarchie krankt an ihrer Buntscheckigkeit. Sie krankt daran, daß sie das uneinheitlichste und deshalb unnatürlichste Staatengebilde des Erdenrunds ist. Im Königreich Ungarn versagt der Parlamentarismus? Stimmt! Aber weshalb? Weil das Königreich Ungarn als Schwesterstaat Oesterreichs an sich schon eine kranke Gründung ist. Weil der Parlamentarismus gerade in Oesterreich-Ungarn sich noch nie so ruhig entwickeln konnte, wie er das seinem Wesen nach nun einmal bedarf. Weil er in Ungarn sich noch nie zu einer festgefügten Macht entwickeln konnte, deshalb bricht der Parlamentarismus dort zusammen. Aber er stirbt nicht, weil er sich dort selbst überlebt hätte. Er stirbt daran, daß die guten Ungarn, selbst bis über den Hals in allerhand Nationalitätskonflikten steckend, sich noch nie zu einem wirklich parlamentsfähigen Volke entwickeln konnten.

Und wenn es etwas gibt, was auch hier in Ungarn für die heute einzig mögliche Staatsform des Parlamentarismus spricht, so ist es eben der Umstand, daß hinter diesen sich prügelnden und sich beschimpfenden Ministern und Abgeordneten auch nicht einmal der Schatten irgendeiner **anderen** Regierungsform in die Erscheinung tritt. Und das liegt eben daran, daß die vorübergehende parlamentarische Selbstauflösung, die wir jetzt in Ungarn erleben, kein greisenhaftes Sterben, sondern nur eine höchst gefährliche Kinderkrankheit, infolge ganz einzigartiger, nur für Oesterreich-Ungarn zutreffender Lebensumstände ist.

Der Parlamentarismus ist tot! Es lebe der Parlamentarismus! Wie zu der Zeit, da die Völker sich noch nicht bis zur parlamentarischen Idee durchgerungen hatten, diese bei dem Tode ihrer absoluten Alleinherrscher nichts Besseres und Natürlicheres tun konnten, als an die Stelle des verstorbenen Alleinherrschers sofort einen jugendkräftigen Nachfolger hochleben zu lassen, so wird nach dem endgültigen Tode dieser ungarischen Parlamentskarikatur irgendwie ein neuer Parlamentarismus erstehen, von dem man nur hoffen kann, daß er gesünder, würdiger und lebenskräftiger sein wird.

Der Parlamentarismus ist, nachdem die kultivierten Völker der Erde mit der absoluten Regierungsform der parlamentslosen Zeit aufgeräumt, für vorläufig unserer politischen Weisheit letzter Schluß. Noch hat kein Kopf eine Regierungsform ersonnen, die des Parlamentarismus entraten und doch das Mitbestimmungsrecht eines mündigen Volkes gewährleisten kann. Irgendwo im Ungarland ist die Parlamentsidee durch ganz besondere lokale Umstände vorübergehender Würdelosigkeit verfallen. Das spricht gegen die Ungarn von heute. Aber das spricht nicht gegen den Parlamentarismus. Wenn eine einst große Idee — und alle Ideen sind ja schließlich einmal dem Tode geweiht — nicht mehr lebensfähig ist, gibt es nur ein langsames Dahinsterben für sie, aber nimmermehr ihre Erdrosselung durch irgendeinen höchst lokalen Skandal.

Traub und die Monisten.

Das „Berliner Tageblatt" brachte jüngst die Nachricht, daß der Deutsche Monistenbund dem abgesetzten Dortmunder Pfarrer Traub das Generalsekretariat des Bundes angetragen, daß Traub aber das Anerbieten abgelehnt habe.

So begreiflich diese Ablehnung, so unbegreiflich ist das Vorgehen des Deutschen Monistenbundes. Wir trauten unsern Augen kaum, als wir es lasen, und möchten auch jetzt noch gerne zugunsten der Leitung des Bundes annehmen, daß das „Berliner Tageblatt" falsch unterrichtet war.

Aber warum denn bloß? Steht denn nicht fest, daß viele das noble Anerbieten des D. M. B. höchst rührend finden und es tief bedauern, daß Traub nicht kurzerhand zugriff. Gewiß, es sind die Naiven, die im Wirrwarr der Zeiten nicht mehr sich zurechtfinden, die alles, was nicht orthodox und apostolikumsgläubig ist, in einen großen Kochtopf des religiösen Freisinns zusammenwerfen, die da glauben, jeder, der das Pech oder Glück hat, vom Preußischen Oberkirchenrat gemaßregelt zu werden, müsse Wunder was für ein kühner Freigeist sein.

Gewiß, der Naiven dieser Art gibt es nicht zu wenig, allein, daß sich die Leiter des D. M. B. durch ihren unbedachten, voreiligen Schritt zu diesen Naiven gesellen, sie, die doch etwas genauer über die Unterschiede zwischen ihren eigenen Tendenzen und denen des kirchlichen Liberalismus unterrichtet sein sollten, — das wird den am meisten betrüben, der

Digitized by Google

seinen Glauben an eine Kulturmission des D. M. V. noch nicht zu Grabe getragen hat.

Es ist das Gefährlichste, wenn man sich vor der Oeffentlichkeit lächerlich macht. Und ich muß fürchten, daß das so glatt abgewiesene Liebeswerben des D. M. V. um den Helden des Tages bei allen Einsichtigen diesen fatalen Eindruck hinterlassen wird.

Wenn etwa eine protestantische Kirchenbehörde einen wegen modernistischer Aeußerungen von Jesuiten denunzierten und vom Papste abgesägten römischen Bischof oder Theologieprofessor in ihr Kollegium berufen würde, wer würde sie nicht auslachen! Nur — eine Kirchenbehörde ist nicht so kindlich naiv, zu glauben, ein Schnell oder Schnitzer sei, weil er in seiner Kirche unmöglich geworden, darum schon einer der Ihrigen.

Der D. M. V. aber scheint so naiv gewesen zu sein, was um so unverzeihlicher, weil gerade er es besser wissen konnte.

Ich erinnere nur an zwei Tatsachen. Als im November 1910 der damalige Geschäftsführer der Berliner Ortsgruppe des D. M. V. Dr. W. Vielhaber, in Berlin ein zweites Religionsgespräch über den modernen Menschen und die Kirche arrangierte, da war es der Diskussionsredner Traub, dem der Herausgeber des Religionsgesprächs in einem kritischen Nachwort den Vorwurf nicht ersparen konnte, daß ihm „das Verständnis für unsere pantheistisch-kosmische Religiosität fehlt."

Und zweitens: Als unter dem stürmischen Applaus der Zuhörer auf dem diesjährigen Pfingstkongreß der Evangelisch-Sozialen A. Harnack seine famose Brandrede gegen die um Häckel und Ostwald zum besten gab, da befand sich, wie die Blätter ausdrücklich erwähnten, auch Traub unter den Hörern. Ob auch er Beifall zollte, wissen wir nicht. Aber jedenfalls hat er sich nicht bemüßigt gefühlt, mit einem Wort gegen die skandalöse Verhöhnung moderner Naturwissenschaft und Naturphilosophie, die sich der theologische Präses des Kongresses geleistet, Einsprache zu erheben. Und wir verstehen nun, — nebenbei bemerkt — auch das Paradoxon, daß ein A. Harnack, selbst Mitglied des Spruchkollegiums, mit einemmal über den Freund und Gesinnungsgenossen eines Jatho schützend seinen Schild erhebt. Ob er freilich auch, nach dem Eingeständnis, bei seiner Mitwirkung am Zustandekommen des Spruchkollegiums der Düpierte — trotz reicher kirchengeschichtlicher Vorkenntnisse! — gewesen zu sein, für die Ehre danken wird, ferner diesem Kollegium anzugehören?

Um zu Traub zurückzukehren — soll er der Mann sein, nun eines der wichtigsten Aemter im Dienste des D. M. V. zu bekleiden, einfach darum, weil er in den Augen einer gereizten engherzigen Behörde sich des Vertrauens und der Achtung, die sein Beruf erfordert, verlustig gemacht haben soll? Wer muß da nicht lachen?

Daß sich der D. M. V. bemüßigt fühlt, unter dem Eindruck einer allgemein empörenden, aber gewiß sehr segensreichen kirchlichen Kabinetsjustiz etwas für den davon Betroffenen zu tun, wird jedermann nur nett und anständig finden. Und er kann ja auch in aller Stille sein Scherflein zu dem zu gründenden Traub-Fonds beitragen. Wenn er aber alsbald dem Märtyrer vor aller Augen als einem von seinen Leuten um den Hals fällt — so kann ich darin nur eine Takt- und Geschmacklosigkeit erblicken.

Daß der D. M. V. aus dem Fall Traub, auch ohne daß er den Mann gewinnt, genug hätte gewinnen können, liegt auf der Hand. Und darum hätte ich ihm geraten, an den Oberkirchenrat eine veritable Dankadresse zu richten und zu veröffentlichen. Dann hätte er die Lacher nicht gegen sich, sondern auf seiner Seite gehabt. Und das ist noch immer das Vorteilhaftere. Fr. Steudel.

Theatrum lyricum.

Im lyrischen Theater treiben augenblicklich ein paar Clowns ihr Zwischenaktswesen. Die abfällige Meinung, die ich im Sommer über die Parforce-Genialität gewisser grüner Dichter äußerte, veranlaßt seit einiger Zeit die Betroffenen, kleine Pamphlete gegen mich zu schreiben. Ihre Bemühungen sind mannigfaltig und amüsant. Ein Herr z. B., der bei mir seine Gemahlin nicht genügend gelobt fand, füllte zwei Nummern seines Organs mit Verballhornungen und recht böslichen Entstellungen meines Artikels. Er fand hierbei von allen jüngeren Lyrikern des heutigen Deutschland nur jene Dame anerkennenswert — deren spezielle Bedeutung für seine Person der Herr diskret verschwieg. — Ein anderer, von mir nicht ausreichend bewunderter junger Mann balanciert die Masse seiner Talentlosigkeit zwar recht glücklich durch einen Berg schönen Selbstgefühls, kann aber doch keine Zeile deutschen Textes schreiben, ohne das Vorbild Kerrs angstvoll zu umklammern. Dies Originalgenie nun machte die prachtvolle Entdeckung, daß man mich und meine ästhetische Darlegung durch Anhängung eines y an meinen Namen furchtbar verächtlich machen könne. — Ein

Digitized by Google

Dritter eignete mir sogar ironisch einige Beispielverse seiner Kunst zu, die aber leider nur ein ziemlich entbehrliches neues Exempel seiner völligen Unfähigkeit zu gestalten, waren. Es wäre töricht, gegen Menschen, die in eigener Sache fechten, prinzipiell zu argumentieren. Wie Hebbel es, grob aber gut, ausgedrückt hat:

„Man muß den Wanzen nicht beweisen wollen,
Daß sie sich selber knicken sollen!"

Julius Bab.

Aus Berliner Theatern.

Strindbergs Totenfeier.

Als der letzte der alten europäischen Garde, der letzte jener roten Feuersterne, die der literarischen Revolution der heute Fünfzigjährigen geschienen haben, ging August Strindberg im Mai dieses Jahres dahin. Damals fand in Berlin nur die „Neue freie Volksbühne" Zeit, das Gedächtnis des großen Bekenners zu ehren; nun im Herbst rüsten sich andere Berliner Bühnen zu seiner Totenfeier. Am „Deutschen Schauspielhaus" hat man in diesen Tagen „Ostern", im „Deutschen Theater" „Totentanz" gespielt.

Die Werke sind gut gewählt, besser als jenes kaum halb beseelte Königsdrama, mit dem man vor Jahresfrist hier ein Strindbergjubiläum zu feiern meinte. Sie stammen aus jener Zeit des Dichters, die freilich nicht die Epoche seines größten Ruhmes, aber wohl die seines größten seelischen Reichtums ist. Sie sind entstanden, als Strindberg ein halbes, die Menschheit ihr neunzehntes Jahrhundert beendete. Sind entstanden, als Strindberg aus seinem „Inferno" emportauchte, aus jenem Zusammenbruch, da er mit irrer Hand Reliquien des Glaubens und wüstesten Aberglaubens umklammerte, um seinem in stolzester Ueberspannung zersprungenen Geist einen Halt zu geben. Aus dieser Unterwelt hochtauchend blickte Strindberg wieder mit der alten feindlichen Schärfe in unsere stechend helle Welt des Kampfes, des Hasses, der Menschenwut. Aber von unten her brachte er die Ahnung einer letzten befriedigenden Einheit mit, von allem Aberglauben war ihm ein Glauben, eine Hoffnung an erlösende Liebeskraft geblieben. Die Wände des engen Hauses, in dem seine geketteten Menschenbestien einander anspringen, weiten sich — eine Sonne scheint herein, ein Himmel wird sichtbar, eine Welt wird ahnbar, in der aller Mordhaß der Kreaturen nicht mehr letzter Sinn ist — eher eine traurige Augenblickserscheinung, die die Liebe wieder in eine größere Harmonie auflösen soll.

So ist „Ostern" die Leidensgeschichte einer Familie, die durch kaufmännische Verbrechen des Vaters in Elend und Schande gekommen ist — und ist doch mehr: ist ein Osterbild vom Menschenleid, das sich durch endlose Geduld, durch immer wieder verzeihende Liebe selbst erlöst und den grimmigsten Gläubiger plötzlich als helfenden Freund erkennen kann. So ist „Totentanz", der furchtbare fünfundzwanzigjährige Ehekrieg zweier wildegoistischen, erfinderisch grausamen Naturen — und ist doch mehr: ist die Kerkergeschichte der menschlichen Seele, die ihre Flügel an den Wänden zerschlägt, und unter aller Wut und Ratlosigkeit doch irgendwo eine ganz gütige Kraft besitzt, die im Zwielicht der Sterbestunde aufleuchtet, und die den alten Menschenfresser, den Holofernes, den Vampyr, den teuflischen Kapitän Elgar mit den Heilandsworten scheiden läßt: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Nicht ganz rein blüht jene höhere Welt aus der Realität der Menschenkämpfe heraus, nicht alles ist dichterisches Symbol. Höchst irreale, predigthafte, erfundene Züge kreuzen bedeutsam die Wirklichkeitswelt und machen sie zur Allegorie. Aber auch das künstlerisch Unorganische ist hier in höherer Instanz gleichsam zusammengehalten durch die Kraft einer ungeheuren Seele, die so tief leidet und so brünstig Erlösung sucht, daß ihr Wirklichkeit, Traum, Wunsch und Lehre nicht mehr geschieden sind. Etwas Uebermenschliches, Geisterhaftes gibt all diesen Gestalten Strindberg, ihr Erzeuger mit — es sind alles „Traumspiele". Und so unglaublich glänzend etwa in der Eheschlacht des „Totentanzes" die düstere Monotonie des Grundthemas durch immer neue Variationen der hassenden Kraft belebt ist — in diesen genialen Realismen liegt nicht die Ueberlegenheit des fünfzigjährigen Strindberg über den bekannteren Autor des „Vater" und der „Gläubiger". Jener war mitzuhassen da, ganz zornglühender Kämpfer — dieser gibt mit der tieferen Erfahrung reicheren Mitleidens jedem Lebensabschnitt die Weihe eines Festspiels.

Die szenische Reproduktion dieses Strindbergschen Alterstils ist keine leichte Aufgabe. Doch gelang die Aufführung des „Deutschen Schauspielhauses" um so viel besser als der „Egmont" — als die technischen Ansprüche einfacher, die Besetzungen glücklicher waren. Für die Zukunft des Unternehmens beweist frei-

Digitized by Google

lich auch diese Aufführung nichts: Nicht literarisch — denn man hat „Ostern" schon vor Jahren am Hebbeltheater gespielt; nicht schauspielerisch, denn wieder waren fast alle Kräfte nur zu Gast; nicht im Punkte der Regie, denn die gab nichts eigenes hinzu. Die Wirkung ging wesentlich von Kayßler aus, der den Kreuzträger des Osterspiels gab und durch seine herbe, reiche Meisterschaft so weit über dem talentierten Anfänger vom Hebbeltheater stand, wie in der Rolle der kleinen visionären Schwester Fräulein Somary — nur in leisen Momenten echt — hinter der extatischen Kraft zurückblieb, durch die einst Ilona Ritscher in dieser Rolle erschüttert hatte.

Daß eine Vorstellung aber bei nur mittleren Schauspielerleistungen durch einen Regisseur Größe empfangen kann — das bewies Reinhardts „Totentanz". Wegener gab zwar den Menschenfresser und den Todeskandidaten mit mächtiger Wucht — aber er hatte nicht jene seelische Transparenz, durch die solch Strindbergmensch fast die Heiligkeit der russischen Geschöpfe erhält: wenn dieser Kapitän zum Feinde (und jeder schien ja sein Feind!) „Bruder" sagt, so fand Wegener den Ton nicht, der mehr als eine Vokabel aus diesem Wort macht. Die Eysoldt gibt der wilden Ehekriegerin zwar noch einzelne faszinierend extatische Momente und großstilisierte Gesten — aber ihre langgezogenen hellen Töne, ihre schrillen Organbrüche, an die sie sich und uns bei Salome und Elektra gewöhnt hat, wirken doch heute mehr als Schwäche und Unnatur, denn als Stil. Und Biensfeld gab dem Vetter, dessen Schwäche zwischen diese beiden Mühlsteine gerät, erschütternd stille Momente — aber in allen Ausbrüchen droht die übermäßige Weichheit seiner Mittel, dies Umkippen aller Töne und Muskeln, mit der Gefahr der Komik. So fern also jede Einzelleistung dem Vollkommenen war, so vollkommen war doch das Ganze. Hier war alles getan, was man im „Deutschen Schauspielhause" unterlassen hatte. Wie diese Leute in dem öden, riesigen Rundraum des Turmes saßen, standen und sich bewegten, das schuf nicht nur eine Fülle packender, jede Monotonie überwindender dramatischer Nuancen — das gab auch dem ganzen Spiel seinen gespenstisch-überwirklichen Schein. Reinhardt der Regisseur stand endlich! wieder einmal im Dienste eines Dichters, und das genügte, um dieser Totenfeier Strindbergs Größe und Würde zu geben.

Julius Bab.

Kleine Opern.

Sein Zufall will es, daß die letzten Musikwochen die Stile einiger kleiner Opern aus den verschiedensten Epochen unmittelbar nebeneinander stellen und so lehrreiche Vergleiche möglich machen. Bei diesem Vergleich und in sehr gefährlicher Nachbarschaft kommt der hauptbeteiligte moderne Musikus, der ja nun eigentlich mit einem melancholischen Rückblick auf die gute alte Zeit abgelehnt werden müßte, kommt Ermanno Wolff-Ferrari, der liebenswürdige Plauderer der „Neugierigen Frauen" und der „Grobiane" durchaus nicht am schlechtesten fort. Dabei hat er in dem Einakter „Susannens Geheimnis", mit dessen Aufführung die „Kurfürstenoper" der Provinz ein wenig nachklappte, gegen einen Text zu kämpfen, der buchstäblich mit Kanonen nach Spatzen schießt und die Zigarettenaffäre einer kleinen, nikotinlüsternen Aristokratin zu einer Haupt- und Staatsaktion von reichlich einer Stunde auftakelt. Ein Ehemann, der nicht nach Offenbachs ewig gültigem Rezept an der Tür angeklopft hat, bevor er in seine Wohnung tritt, vermutet hinter den Tabakswolken, die er im Salon erschnuppert, einen Liebhaber und nicht eine Passion seiner Frau. Er rast als Othello durch die Wohnung, bis sie gesteht, und er sich entschließt, seinen Schall vor ihrem Rauch einzustellen. Aber Ermanno Wolff-Ferrari, den man ganz zu Unrecht als einen kalten Routinier ausschreit, macht aus dieser albernen und überlangen Backfischiade, die mir schon einmal im Kino Pein gemacht hat, mit Hilfe seiner musikalischen Ornamentik ein rundes, glattes Kunstwerk. Er schlägt seinen alten und nur zugunsten des tragischen Intermezzos vom „Schmuck der Madonna" zurückgestellten Konversationston an, der leichter ist, als jener, dem sich die Kollegen Eugen d'Albert in „Die Abreise" und Leo Blech in „Versiegelt" anbequemen: der trotzdem, auch wenn er witzig ausartet, die Anstandsgrenze nie überschreitet, und der vor allen Dingen, auch inmitten modernster Instrumentationsraffinements, die konversationellen Verkehrsmittel der alten Meister für den Dialog wiederherstellt. Gewiß: die Zigarettenwölkchen der Gräfin Susanne werden aus dem Orchester mit denselben koloristisch-modernen Mitteln in den Salon befördert, wie dereinst in Georges Bizets „Habanera" in die Straße von Sevilla. Aber daneben erscheinen der typische Rossini in einem kokett hingeplauderten Klavierstück, das sich Susanne-Rosine vorspielt, während der Graf auf der Szene einen seiner

Digitized by Google

Eifersuchtsmonologe hält, und das später zum Hauptthema des Stückchens avanciert. Und Meister Mozart, dessen Menuettstil für die musikalische Schilderung eines in Eifersucht befangenen Teestündchens freudig willkommen geheißen wird, muß für eine Abschiedsarie an den Gatten, halb sentimental, halb von verhaltener Komik, dem alten Donizetti, etwa aus der Zeit des „Liebestrankes", den Platz räumen. Aber inmitten der Vielheit dieser musikalischen Inspirationen läuft nie eine Geschmacklosigkeit unter: im Rahmen dieser Partitur löst nur eine Anmut die andere, eine Gefälligkeit die andere ab. Die „Kurfürstenoper" hatte sich freilich dieses Mal als Obergarderobiere nicht sonderlich bewährt und für das musikalische Kleinod, das in der Dekoration gekleidet sein müßte, wie eine schöne und kostspielige Geliebte, wenig Geld ausgegeben. Um so mehr wirkte die Darstellung, in welcher die stattlich blonde Frau Gutheil-Schoder von der Wiener Hofoper als „Gräfin Susanne" (eine nur in bezug auf das Rauchen unkeusche Susanne) das schwierige Figuren und Rankenwerk ihrer Arien und Duoszenen mit demselben Geschick formte, wie die Rauchringe ihrer Zigarette: in welcher Herr von Egenieff als Almaviva im Cutaway glänzend bei Bariton und vom Scheitel bis zur Sohle ein Kavalier war, und in welcher endlich Herr Julius Sachs durch den Erfolg einer kleinen, stummen Dienerrolle bewies, daß auch in der Oper Reden Silber, Schweigen Gold sein kann. . . .

Die musikalische Physiognomie Franz von Suppés kann sich natürlich getrost in die unmittelbare Nähe des italienischen Musikluſtspielpoeten wagen. Denn gerade, wenn man sich bemüht, die einaktige Operette: „Die schöne Galathee", mit deren Aufführung die Kurfürstenoper diesen Novitätenabend füllte, mit den Augen des Modernen anzusehen, kommt man darauf, um wie viel mehr dieser Operettenkomponist einer vergangenen Zeit Charakteristiker war und mit Hilfe seiner sorgfältig luſtspielmäßig ausgebauten Libretti sein konnte —, als seine Nachfolger von heuzutage, denen alles menschliche fremd geworden ist. „Boccaccio" hat die glänzende musikalische Silhouette des strahlenden Lebemannes und Frauenlieblings, dieses in jedem der ihm übertragenen Musiktakte liebenswürdig-selbstbewußten Titelhelden. „Fatinitza" kann mit den auch musikalisch ungemein scharf aufgenommenen Porträts Kantschukoffs und Izzet Paschas aufwarten: Die „Galathee" aber mit einer virtuos geformten Stilzweiheit, in welcher ein Ueberfluß an Melodik auf das der antiken Sage entnommene Grundmotiv des Inhalts, eine lustig nebenhercancanierende Neigung zur gewagten Schelmerei und zum kapriziösen Uebermut auf den satirischen Einschlag hindeutet, der Galathees Eintritt ins Leben geleitet. Und welchen blanken Spiegel findet auch der gespreizte, aufgeblasene Ghettojargon des „Kunstmäcens" Midas in den raunzenden, kollernden, gurgelnden Koloraturen dieser Dreivierteltakte? Wer macht das noch heute: oder wer wirft noch gar verschwenderisch — wie eben Suppé in der „Galathee" — einen von Wohllaut strotzenden Walzer in die Flut der Ouverture, ohne später auch nur mit einem leisen Anklang darauf zurückzukommen? . . . In der Aufführung war Pygmalion nicht vorhanden; war Fräulein Erna Fiebiger, übrigens die Inhaberin eines etwas spitzen, aber wohlerzogenen Soprans, gewiß nicht Galathee, Helenas und Eurydikes bacchantische Zwillingsschwester. Aber Herr Sachs (Midas) und Herr Bachmann (Ganymed) waren witzig und lustig, ohne der Kultur dieser Musik und dieses Librettos irgendwie Gewalt anzutun.

Neben Ermanno Wolff-Ferrari und Franz von Suppé, die beide, wenn auch mit grundverschiedenen Absichten und auf grundverschiedenen Wegen sich um den Kult der Melodie bemühen, bedeutet Jacques Offenbach nicht nur eine Steigerung des Temperaments, sondern auch eine Steigerung des Wohllauts. So wird die Aufführung eines Offenbach-Werkes, die diesen französisch-deutschen Meister, den Heinrich Heine der Musik, ehren oder regenerieren will — und unsere heutige Zeit macht ja krampfhaft in Offenbach-Restauration —, sich zunächst an die sorgfältige Pflege seiner musikalischen Einfälle halten müssen. Lebten wir in einer Zeit, deren Kunstleben ohne engherzige Prüderie nach großen Gesichtspunkten verwaltet würde, so dürften diese Musikkleinodien, deren musikaliischer Besitz natürlich weit reichhaltiger ist, als ihr Vorrat an Frivolität, und deren Sinnlichkeitsaktiva allenfalls den Leuten der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bange machen konnten, in Berlin nur eine Heimat haben: das „Königliche Opernhaus!" Dort würde man dem Text, den keine Bearbeitung wieder flott machen kann, und der wirklich nur die schmale Brücke von Musikstück zu Musikstück zu sein braucht, seinen von zahllosen witzigen Aerzten künstlich verlängerten Atem nehmen: dort würden die zweckentsprechenden Kehlen merken lassen, daß diese ziemlich fadenscheinig gewordenen Götter- und Heldenleben wirklich nur noch durch Gesang verschönt werden können. Ich gebe zu, daß im neuen „Theater

Digitized by Google

am Nollendorfplatz", das jetzt den „Orpheus in der Unterwelt" wieder in seine Rechte einsetzen möchte, und früher, als seine Innenarchitektur noch nicht so nach Palais de Danse schmeckte, „Neues Schauspielhaus" hieß, leidlich klangvoll, wenn auch nicht immer rhythmisch zulänglich gesungen wird. Auch gewisse szenische Tricks, mit denen die unter Regie des Direktors Gustav Charlé vor sich gehende Einrichtung des „Münchener Künstlertheaters", die hierher übergesiedelt ist, die dereinstige und sehr unmusikalische Aufführung Reinhardts übertrumpft, beweisen Temperament und geistige Regsamkeit: sind — wie der tolle, walpurgisnächtige Höllencancan — Geist vom Geiste Offenbachs. Aber dieser Geist wird abermals dadurch verneint, daß man einen platten Possenwitz auf ihn und den Dialog seiner Textnothelfer losgelassen hat: und noch mehr dadurch, daß Leo Fall nicht nur als feinfühliger Dirigent, sondern auch als — horribile dictu — Bearbeiter der Partitur auftreten durfte. Ich bin nicht empfindlich, wo ich Zeichen von Altersschwäche sehe: aber ich meine, mich daran zu erinnern, daß der musikalische Bau des „Orpheus" noch vor kurzem recht intakt war, und daß es unnötig war, ihn mit Intermezzis, Szenenanhängseln usw. zu kitten. Ich schwärme nicht für falsche Pietät; aber auch nicht für diese Fallsche Pietät . . . Gesanglich wurde die Aufführung von dem weittragenden, wenn auch nicht immer blanken Sopran des Fräulein Albine Nagel und von den Tenorkonkurrenten Carl Pfann und Eugen Walter (Pluto und Orpheus) sicher gestützt. Auch Max Pallenberg breitete sich als Jupiter tonans eines nicht immer geschmackvollen Witzes mit Behagen aus. Aber man hätte ihm so viel von diesem Witz streichen sollen, wie man der Venus, dem Cupido und dem nur mit einem Monokel bekleideten „Prinzen von Arkadien" von ihren Kostümen gestrichen hatte.

Walter Turszinsky.

Neue Bücher.

Hans v. Hülsen, „Die seidene Fessel". (Hans Sachs-Verlag, München.)

Herr von Hülsen, dessen graziös geschriebene Plaudereien in der „Woche" sicherlich schon manchem Leser ein paar angenehme Viertelstunden bereiteten, veröffentlichte sein zweites Buch: einen Novellenband. Ein Buch, das auch da reizvoll ist, wo es den letzten künstlerischen Anforderungen nicht ganz genügt. Denn Hülsen besitzt eine Tugend, die unsere jungen Talente häufig vermissen lassen: er besitzt Stilgefühl und Takt. Jenen Takt, der weise die Balance zwischen Kleid und Körper, zwischen Form und Inhalt findet. Und dieses Taktgefühl, das sich nicht erziehen noch erlernen läßt, sondern nur ein Produkt feinster Kultur ist, macht die Lektüre des Novellenbuches „Die seidene Fessel" auch für den literarisch Anspruchsvollen zu einem erlesenen Kunstgenuß. Hatte schon Hülsens Erstling, der Beamtenroman „Das aufsteigende Leben", gezeigt, daß der junge danziger Dichter eine seltene Erzählungsbefähigung mit auf den Lebensweg bekam, so tritt dieses Talent bei dem neuen Buche, das sich von den Schlacken des Debutwerkes zu befreien verstand, in doppelt erfreulicher Weise zutage. Hülsen ist der geborene Erzähler. Seine Novellen geben keine Folge von Situationen, die durch irgendeinen roten Faden „Handlung" miteinander verbunden sind, sondern Seelen- und Milieugestaltung. Die Geschichten der „seidenen Fessel" rühren zum größten Teile an Künstlerproblemen. Besonderes Interesse dürfte die knappe Novellette „Die Krise" erregen. Denn in dieser Arbeit hat Hülsen einen Konflikt aus dem Leben Heinrich v. Kleists gestaltet, der zu einer Zeit, in der der Atem des Kleist-Jubiläums noch nicht ganz verhaucht ist, doppelt stark die Gemüter bewegen wird.

Richard Rieß (München).

Josefa Metz „Neue Gedichte". (W. Borngräber, Verlag „Neues Leben", Berlin W.)

Die anmutige, neckisch-lustige Muse der Josefa Metz kannte die große Masse des Gedichte lesenden Publikums bisher wohl hauptsächlich aus den niedlichen Kindergedichten, die die versgewandte Dichterin in Familienzeitschriften und Witzblättern veröffentlichte. Mir trat Josefa Metz vor fast zwei Jahren zum ersten Male von einer anderen Seite entgegen, als ich ihre gedanklich und formal schöne Szene „Das Tagebuch" im Zeitgeist las. Nun rückt ihr Band „Neue Gedichte" die Lyrikerin in den Vordergrund. Aber, so angenehm und genußreich auch die Lektüre der Gedichtreihen sein mag, die anspruchslose Anmut und Originalität der Kindergedichte ist mir bei der Dichterin lieber, als die pretenziöse Grandezza der schweren, bilderübersättigten Verse, mit denen Josefa Metz im ersten und umfangreichsten Teile ihres neuen Versbuches aufwartet. Ihre Bilder sind schön, aber nur selten originell und suggestiv wirkend. Das deskriptive Element überwiegt in ihren Versen. Die Dichterin hat Geschmack und Takt. Nichts in ihrer Lyrik ist aufdringlich. Alles liest sich leicht und glatt. Aber die Aufgaben der Lyrik sind größer. Lyrische Verse, wie sie Josefa Metz macht, werden von deutschen Frauen viel gedichtet. Nur die Kindergedichte

Digitized by Google

mit ihrer selbstverständlichen Leichtigkeit und ihrer liebevollen Seelchenpsychologie · die machen ihr sehr wenige nach. Richard Rieß (München).

Otto Julius Bierbaum, Gesammelte Werke, I. Bd., Gedichte. Georg Müllers Verlag, München.

Als Otto Erich starb, wußte man, daß einer ging, der eigen in seiner Art gewesen; Schöpfer eignen Umkreises, wie eng schließlich auch dieser Kreis gewesen. Eine Anzahl Gedichte, ein paar Seiten Prosa bedeuteten eine unvergeßliche Erinnerung an einen echten Klang, der unverkennbar aus dem Wesen eines Künstlers kam, einmalig und nicht zu verwechseln. Was erinnert sich noch an Bierbaum? Wo ist die Lücke, die sein Tod gerissen? Er war (ich meine das nicht im geschäftlichen Sinne) ein Konjunkturenausnutzer, ein Eklekt, nicht einmal in seinen schönsten Liedern unabhängig im Ton. Sein „Humor" konnte nur zu Ehren kommen, weil die Deutschen einfach nicht mehr wissen, was Humor ist. Einen spielerischen Amüseur nennen sie einen Humoristen. Seine großen Romane leben vom Zeitporträt, das, in manchen Nebenfiguren des „Prinz Kuckuck", ans gehässige Pamphlet grenzt. Immerhin kommt diesen Gebilden ein zeitgeschichtliches Interesse zunutze. Als künstlerische Form sind sie betrübend; hat der Verlag das doch selber eingesehen und vom „Prinz Kuckuck" eine beträchtlich gekürzte Ausgabe veranstaltet. Diese Einwände zugegeben, verbleibt Bierbaum ein gewisser historischer Wert. Er hat sehr aktiv in der Literaturbewegung der 90er Jahre gestanden, und diese Bewegung wird von ihm stark gespiegelt, und zwar gerade auf Grund seiner geringen Eigenständigkeit, das eine starke Beeindrückbarkeit entsprach. Man muß ihn historisch, nicht als Genußobjekt werten. Das rechtfertigt auch die frühe Zusammenfassung seiner Werke: Es wird eine dankenswerte Uebersicht möglich. Die Ausgabe ist auf zehn Bände berechnet, von denen der erste Band, die Gedichte, vorliegen. Als Herausgeber zeichnen W. G. Conrad und Hans Brandenburg. Wenn man diese Gedichte, die übrigens stark gesichtet sind, aber trotzdem noch siebenmal gesiebt werden dürften, heute wieder liest, ist man erstaunt darüber, wie verblaßt, wie abgestanden diese „moderne" Lyrik von vorgestern ist. Die Ausstattung des Werkes ist, wie immer bei Georg Müller, vorzüglich und geschmackvoll. P. H.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Leibniz-Keks
TET-Paket 30 Pf
H. BAHLSENS KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 41 — Berlin, den 12. Oktober 1912. — 41. Jahrgang Band 82.

Krieg und Frieden.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Der Friede von Ouchy, der dem einjährigen Blutvergießen um die Sandwüste, Tripolis genannt, in dieser Woche das längst fällige Ende bereitet, findet Kultur-Europa auf der Höhe der Situation.

Europa mit seinen sechs „friedliebenden" Großmächten an der Spitze blieb sich selbst getreu. Es hat diese Möglichkeit, daß einige Tage mal kein Soldatenblut über seine kulturgesegneten Gefilde dahinfließen könnte, vorausgesehen und pünktlich für neue, noch grandiosere Mordperspektiven gesorgt. Wenn der neue Kanonendonner, der jetzt nach den christlich-italienischen Grausamkeiten die Mär von Europens unentwegter Friedensliebe weiter der aufhorchenden Menschheit dartun wird, nicht schon die Friedensverhandlungen am Genfer See überdröhnte, so ist das nicht das Verdienst des Sechsmächtekonzerns.

Das also ist die Situation, wie sie die moderne international europäische Diplomatenzunft der sechs mächtigsten Staaten geschaffen: Vier kleine Balkanstaaten, allesamt nicht ein Viertel so mächtig wie auch nur eine der angeblich den Frieden heischenden Großmächte, rüsten seit Wochen zum Kriege. Rüsten zum Kriege gegen das Ottomanenreich, sozusagen unter den Augen der europäischen Großdiplomatie.

Lieb Vaterland, magst ruhig sein. Bis jetzt glaubte der Deutsche, die nicht gerade illustren Tage der Gegenwart mit dem Respekt einflößenden Ansehen zur Zeit vor dem neuen Kurse vergleichend, daß nur des eigenen Vaterlandes Diplomatenzunft im allgemeinen aus Herren von überraschender Talentlosigkeit bestände. Aber ein gewisses Maß von Talentlosigkeit scheint bei jedem Diplomaten heut unerläßliche Standeszier. Keiner von all den Gesandten in Sofia, Belgrad oder Athen, der von dem in diesen Landen plötzlich ausgebrochenen Kriegsfuror nicht überrascht gewesen wäre. Keiner, der die Mär von den „Herbstmanövern" nicht bis zu dem Tage geglaubt, da der unermüdlich tatfrohe Koburger den verblüfften Auslandsgesandten offen die bereits bis zum letzten Mann vollzogene Mobilmachung notifizierte.

Sie haben sich allesamt übertölpeln lassen. Wem es Beruhigung schafft, daß man erweislich auch an der Themse und an der Seine von gleicher Ahnungslosigkeit war, der mag und kann diesmal in den Leistungen der deutschen Diplomatie nur den uns zukommenden Anteil an dem allgemein europäischen Reinfall sehen. Das, was uns Deutsche im Zusammenhang mit den Balkanwirren besonders angeht, fällt hinter die beiden schwarzen Tage, da in London, Paris, Petersburg, Berlin die Uebertölpelung der internationalen Diplomatie zu Kursstürzen führte, als wollte Europa schon morgen in Flammen aufgehen.

Der Kundige, der Rußlands und Oesterreichs Ambitionen kennt, traut der Sechsmächtekoalition zwecks Erhaltung des eigentlich nur noch problematischen Balkanfriedens einen realen Erfolg kaum noch zu. Aber ganz gleich: Wir erleben jetzt Tage, in denen von der überraschten und aufgeschreckten internationalen Diplomatie vielleicht um die Verhinderung des Weltkrieges gerungen wird. Wir erleben Tage, in denen (hoffentlich im Sinne der Kultur und der Menschlichkeit) unzweifelhaft Weltgeschichte gemacht wird... Weltgeschichte... Und die Namen derer, die dies Stück Geschichte bilden?

Digitized by Google

Berchtold, der Oesterreicher, Poincaré, der Franzose, Sasonow, der Russe. Jedenfalls keiner, der im deutschen Vaterlande beheimatet ist, keiner der Berliner Diplomatenschule. Sie weben ein Friedenswerk. Hoffen wir, daß es glückt. Mißlingt es, so harrt unser mit fast tödlicher Gewißheit Oesterreich und Rußland sind die Gefahr ein Blutvergießen, wie es die blutgewöhnte Erde noch nicht gesehen.

Gewiß, die deutsche Diplomatie ist nicht untätig. Nicht untätig, aber auch nicht tätig. Man sage nicht, dies sei natürlich, weil Deutschland am Bosporus Gott sei Dank nur geringe Interessen habe. Die Interessen, die das Franzosenvolk da unten zu wahren hat, sind keinen Deut größer. Und doch steht Frankreichs Auslandsminister ganz von selbst wie zur Glanzzeit des dritten Napoleon an der Spitze der schleunigst ins Werk gesetzten internationalen Friedensaktion. Die Frage, weshalb nicht ebenso Herr von Kiderlen-Wächter dies Verdienst, so der Erhaltung des Weltfriedens zu dienen, flugs deutscher Diplomatenkunst reservierte, erledigt sich durch den Hinweis, daß Herr von Kiderlen-Wächter wie jeder deutsche Diplomat bis heute seinen verantwortungsreichen Posten zum guten Teil adliger Herkunft, der französische Bürgersmann aber lediglich seinen Fähigkeiten verdankt. Aber auch abgesehen von Herrn von Kiderlen, der an staatsmännischer Unzulänglichkeit allerdings in Herrn von Bethmann-Hollweg einen unerreichten Meister besitzt: Der Fall Deutschland, als einer Großmacht, die sich nach unerhörtem Aufschwung das diplomatische Mitsprechen und vor allen Dingen das diplomatische Mittaten langsam aber sicher von Franzosen und Engländern aus den Händen reißen ließ, bleibt merkwürdig und beschämend genug.

Nicht, daß wir die Rolle des arbitrium mundi ersehnten. Aber das sieht ein Einäugiger: Seit einem Lustrum haben sich die diplomatischen Vertreter des jungen Deutschen Reiches an den Konferenztischen, da Geschichte gemacht wird, zu einer seltsamen Passivität verdammt. Kein Zweifel, das diplomatische Prestige, das Bismarck für Deutschland erobert, ist durch die staatsmännischen Leistungen des neuen Kursus so gut wie verloren gegangen. Mit einem Schwinden von Alldeutschlands tatsächlicher Macht hängt das nicht zusammen. Diese ist seit Bismarcks Tagen ständig gewachsen. Also liegt es nur an den Diplomaten selbst. Insonders daran, daß man sich bei uns zulande noch immer nicht entschließen kann, für die diplomatische Karriere von dem herkömmlichen und bald verrosteten Adelsprinzip endlich abzusehen. Der Franzose Poincaré, Berchtold, der durch den Frieden von Ouchy gesättigte Italiener, der Engländer, wie sich das von selbst versteht, und Sasonow der Russe, weben dieser Tage am Webstuhl der Geschichte. Und Herr von Kiderlen? Der Vertreter des mächtigen Deutschen Reiches? Er darf, wenn er sich nicht verdrängt und das Weben hübsch den anderen überläßt, ein bißchen den Faden halten.

Lebensmittelteuerung und Weltwirtschaft.

Von

Otto Corbach.

Bevor unsere Staatslenker ihre, ach so unzulänglichen Maßnahmen zur Milderung der Lebensmittelteuerung getroffen, hatten die führenden Köpfe in den Gemeindeverwaltungen längst die frische Farbe der Entschließung erlangt und angefangen, einem allgemein empfundenen Notstande gegenüber zu handeln, statt zu reden oder zu erwägen. Eine große Reihe von deutschen Städten hat dänisches Fleisch kommen lassen, andere haben Vorbereitungen getroffen, eigene Schweinemästungen anzulegen, wieder andere propagieren die Kaninchenzucht. Preis- und Teuerungskommissionen sind gebildet worden, um wegen der Fleischpreise aufklärend und vermittelnd zu wirken; man bezieht Kartoffeln in größeren Mengen und richtet städtische Seefischmärkte ein. Merkwürdig ist nun, daß von solchen Maßnahmen in den Reden politischer Agitatoren nie die Rede gewesen ist, bevor sie praktisch erprobt wurden, und daß solche Agi-

Digitized by Google

tatoren nach wie vor ihren bezüglichen Gläubigen einreden, nur mit Gesetzen durch die sie handhabende Bureaukratie könnten die Brotkörbe und Fleischtöpfe der breiten Massen des Volkes sich wieder füllen. Während man große Hoffnungen auf das argentinische Gefrierfleisch setzt, denkt man nicht daran, daß der nordamerikanische Fleischtrust sich die argentinische Fleischproduktion schon fast botmäßig gemacht hat und nach allgemeiner Einbürgerung des Gefrierfleisches in europäischen Ländern nicht lange warten wird, die Preise hinaufzuschrauben; und während man die Regierung bestürmt, die Grenzen ganz der Vieheinfuhr zu öffnen, merkt man nicht, daß im eigenen Lande Trustgebilde entstehen, die den Notstand stärker auszubeuten wissen werden, als unsere Agrarier mit Hilfe der Zölle. In rheinischen Gegenden ist festgestellt worden, daß der Auftrieb der Schweine in diesem Jahre größer war als im vorigen, während die Preise dennoch stiegen, und die „Kölnische Zeitung" erklärte das mit dem Aufkommen großer, in Privatbesitz befindlicher Mästereien, aus denen z. B. 75 % des Auftriebs auf den Kölner Markt kommen. Was aber nutzt es dem Konsumenten, wenn infolge solcher und ähnlicher Trustbildungen durch politische Maßnahmen nichts erreicht wird, als daß neue Ausbeutungsformen an die Stelle alter treten!

Von großer Wichtigkeit ist vor allem, sich klar darüber zu sein, daß es sich bei der Teuerung hauptsächlich um weltwirtschaftliche Ursachen handelt. Ist von der Zunahme der Produktivkräfte im Maschinenzeitalter die Rede, so bedenken die meisten nicht, daß sie den verschiedenen menschlichen Bedürfnissen in ungleichem Maße zugute kommt. Gewiß ist auch die Produktivkraft der Landwirtschaft bedeutend gesteigert worden. Wenn man alle Hilfsmittel der Wissenschaft und der Technik anwendet, kann man heute von derselben Bodenfläche das Fünf- bis Zehnfache von dem erzielen, was noch vor einem Jahrhundert als Durchschnitt galt. Je gründlicher jedoch die Betriebsweise, desto größer ist der erforderliche Arbeitsaufwand und desto teurer also das erzielte Produkt. Trotz aller technischen Fortschritte liefert heute wie früher bis zu einer bestimmten ziemlich weiten Grenze ein bestimmtes Maß von Arbeit und Kapital eine um so größere Menge pflanzlicher Produkte, je größer die Bodenfläche ist, auf die dieses Maß verteilt wird. Das ist der Grund, weshalb die moderne europäisch-amerikanische Kulturwelt im ganzen nicht von gründlicher, sondern oberflächlicher Bodenbewirtschaftung lebt, das heißt: weshalb ihre Wohlstandssteigerung die raubbaumäßige Ausbeutung immer neuer ausgedehnter jungfräulicher Böden zur Voraussetzung hat. Der Fortschritt in der Ernährung wurde also weniger durch die Steigerung der Produktion der Landwirtschaft als durch die Vervollkommnung der Transportmittel ermöglicht, die die Produkte ferner oberflächlich bewirtschafteter Böden in erreichbare Nähe rückte. Während in der Industrie die Tendenz vorherrschte, immer größere Massen von Menschen in großen Städten zusammenzuziehen, herrschte daher in der Landwirtschaft die Tendenz vor, die Arbeitskräfte über immer größere Räume zu verteilen. Der Großgrundbesitz triumphierte über den Kleinbesitz. In dem Maße aber, als die jungfräulichen Böden knapp zu werden beginnen, muß sich ein Zwang zu intensiverer Wirtschaftsweise einstellen, und eine solche bindet natürlich einen größeren Teil der durchschnittlichen Arbeitskraft des einzelnen für die Urproduktion, als erforderlich war, verteuert also auf diese Weise die Bodenerzeugnisse.

Auch die Tatsache, daß die Teuerung sowohl in Schutzzoll- als in Freihandelsländern in gleicher Weise in die Erscheinung getreten ist, zeugt von der weltwirtschaftlichen Natur ihrer Ursachen. In England sind z. B. die Preise der Nahrungsmittel in den letzten fünfzehn Jahren um 28 v. H. gestiegen. Auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die zwar ein Schutzzolland sind, aber doch unter sich ein riesiges, verhältnismäßig dünn bevölkertes, an natürlichen Hilfsquellen außerordentlich reiches Freihandelsgebiet vorstellen, herrscht eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Lebensmittelteuerung. Dort waren schon 1910 die Durchschnittspreise für Lebensmittel um fast 47 v. H. höher als 1897. Was man 1910 für 1316 Dollar

Digitized by Google

kaufen konnte, dafür hatte man 13 Jahre früher nur 897 Dollar zu zahlen brauchen.

In den westeuropäischen Industriestaaten rührt der scharfe politische Gegensatz zwischen der Mehrheit der Städter und der Mehrheit der Landbewohner gerade daher, daß die Industrie auf bequemen Austausch von Fabrikaten gegen billige überseeische Nahrungsmittel oder Rohstoffe angewiesen ist. Die Protektionsleiter in der Landwirtschaft suchen alle fremde Nahrungsmittelzufuhr mit politischen Mitteln möglichst zu erschweren, um ihre einstige Monopolstellung im nationalen Wirtschaftsleben wieder herzustellen und machen sich dadurch zu Todfeinden aller Städter, die schlechterdings unter den gegebenen Verhältnissen von der heimischen Landwirtschaft nicht ernährt werden können. Jede weitere politische Emanzipation der Städter von heimischer Landwirtschaft müßte also neue Entfaltungsmöglichkeiten für unsern Exportindustrialismus mit sich bringen, wenn sich nicht die zum Austausch gegen europäische Industrieerzeugnisse verfügbaren landwirtschaftlichen Ueberschüsse über See neuerdings verminderten. In welchem Maße dies der Fall ist, lehrt besonders deutlich die Entwicklung des amerikanischen Wirtschaftslebens in den letzten 10 Jahren. In diesem Zeitraum hat die Bevölkerung der Vereinigten Staaten fast um 20 v. H. zugenommen, aber die Landwirtschaft ist fast zum Stillstand gelangt. In allen Staaten beobachtete man eine Zunahme der städtischen Bevölkernug von mehr als 15 v. H., in 6 Staaten betrug diese Zunahme mehr als 100 v. H., in 11 andern Staaten bewegte sie sich zwischen 50 und 100 v. H. In sechs Staaten ging die ländliche Bevölkerung zurück, in 50 anderen Staaten betrug die Zunahme noch keine 10 v. H. und nur in acht Staaten (von 46) überschritt sie 50 v. H. Von den 17 Millionen, um die die Bevölkerung der Union anwuchs, erhielten die Städte 70, das Land nur 30 v. H. 1890 wohnten erst 36,1 v. H. der Bevölkerung der Union in Städten, 1910 bereits 46,3 v. H. Den natürlichen Verhältnissen entspricht das nicht. Bisher sind erst zwei Fünftel der gesamten Fläche der Vereinigten Staaten in Farmland verwandelt worden, und nur die Hälfte dieser zwei Fünftel ist zurzeit angebaut. Auch die amerikanische Landwirtschaft wird bereits durch eine künstliche Verteuerung der Bodenpreise niedergehalten, weil der Kapitalismus das Wirtschaftsleben um so früher auf einen toten Punkt führt, je später er in einem Lande in die Erscheinung tritt und je weniger historische Widerstände ihm begegnen. Um so größer ist nämlich der Aktionsradius der Bodenspekulation. In den Vereinigten Staaten wohnen 12 Einwohner durchschnittlich auf einem Quadratkilometer (in Deutschland 120), und doch werden schon mehr Industrieprodukte als Bodenerzeugnisse ausgeführt und von Jahr zu Jahr vergrößert sich der Vorsprung des Industrieexports. Schon eine viel dünnere Ansiedelung wird in Kanada genügen, die Landwirtschaft ins Stocken und den Exportindustrialismus zur vollen Blüte zu bringen. Mit wachsender Geschwindigkeit verwandeln sich bisherige Agrarstaaten in Industriestaaten, nimmt im Bereiche der europäisch-amerikanischen Kulturzone die Zahl der Produzenten von Nahrungsmitteln ab, die der Konsumenten zu. Das ist eine weitere Hauptursache der in der ganzen Kulturwelt beobachteten raschen Steigerung der Nahrungsmittelpreise, die natürlich durch örtliche Ursachen, wie eine falsche Zollpolitik, noch verschärft werden kann. Dauernde Abhilfe kann nur eine großzügige innere Kolonisation auf billigem Boden bringen. Dazu ist freilich nicht nur eine planmäßige Einschränkung des großen Grundeigentums erforderlich, sondern auch eine Aenderung der Gesamtwillensneigungen der Kulturmenschheit. In großen Massen der städtischen industriellen Bevölkerung müßte ein Heimweh nach dem Landleben der bäurischen Vorfahren geweckt und zu solcher Stärke entwickelt werden, daß es die nötigen Energien freimachen könnte, um die Abhängigkeit von Trustbildungen zu überwinden, ohne deren Zerstörung die Theorie von einer Ueberwindung der Landflucht durch innere Kolonisation nie in die Praxis übertragen werden kann. Solange die Massen gerade der arbeitenden Bevölkerungen noch alles von Regierungsmaßnahmen erwarten, wie manche Kranke von der Medizin des Arztes,

Digitized by Google

solange wird auf dem Lebensmittelmarkte immer ein neues Monopol jedes überwundene alte ablösen.

Schule und Elternhaus.

Von

Gustav Erényi.

Die ersten Oktobertage sind für unsere Schuljugend bedeutungsvolle, aufregende, oft sogar kritische Tage. Semesterabschluß, Zensuren, Versetzungen! Diese Zeit vergeht selten, ohne traurige Ereignisse mit sich zu bringen. Es ist die typische Zeit der verschwundenen Kinder, der Schülerselbstmorde!

In Steglitz sind unlängst wieder zwei Gymnasiasten aus dem Elternhaus verschwunden. Der Grund? Schlechte Zensuren. Also wieder die Schule! Wir halten das Schulsystem von heute trotz der vielen Reformen, die bereits durchgeführt sind, immer noch für verbesserungsbedürftig. Gegen die Einrichtung der Schlußzensur, die ja immer nur eine Oberflächlichkeit und bei der verschiedenen Veranlagung der Schüler oft genug eine objektive Ungerechtigkeit sein wird, ließe sich so manches einwenden. Aber für jede Gemütserregung des einzelnen Schülers ausschließlich die Schule haftbar zu machen, das ist zwar bequem, aber unbillig. Die individuelle Behandlung in der Schule soll und wird noch viel größere Fortschritte machen, doch ist und bleibt die Schule eine Gemeininstitution und muß, um allen etwas zukommen zu lassen, die einzelne Schülerindividualität in so mancher Hinsicht vernachlässigen.

Und dennoch kann der denkende und fühlende Mensch über diese Schülertragödien nicht stillschweigend hinweggehen. Gewiß, es sind verhältnismäßig nur Wenige, besonders schwache und hyperempfindliche Elemente, die das bißchen Schulzensur übertrieben ernst nehmen. Doch leben wir zum Glück in keiner spartanischen Republik, und der Geist des Militarismus beschränkt sich erfreulicherweise immer mehr auf Exerzierplätze und Kasernen. Gilt es den Schwachen und Empfindlichen nicht mit doppelter Sorgfalt für's Leben zu stählen? Und gibt es heutzutage noch einen verständigen Pädagogen, der diesen Zweck mit „rücksichtsloser Strenge" erreichen möchte? Die Lernschule von heute, die ja erst durch eine gänzliche Umwandlung des Systems zu einer idealen Erziehungsschule werden wird, kann für die seelischen Zustände und Gemütswallungen des Einzelschülers nur zum geringen Teil verantwortlich gemacht werden. Aber der größere Teil der Verantwortung trifft die Eltern, in deren Händen die eigentliche Aufsicht und eine tiefergehende, mehr individuelle Erziehungsmöglichkeit liegt. Sie haben das Recht, streng zu sein; sie haben das Recht, zu strafen. Aber wie viel seltener käme es im Elternhause zu Auftritten, wenn sich der gestrenge Vater mehr Mühe geben würde, in das Seelenleben seines Kindes einzudringen, ihm kein unerbittlicher Chef, sondern ein gütiger Freund und Ratgeber zu sein. Mehr Vertrauen, mehr Familiarität!. Dann könnte es zu solchen jugendlichen Verzweiflungsakten, wie sie heute der Versetzungstermin in den höheren Schulen noch allzu oft mit sich bringt, kaum kommen.

Der Drang zum Leben, dies mächtige, freudige Sich-Klammern an die Existenz ist am gewaltigsten dem in der Entwicklung Begriffenen eigen. Dieser Drang wird durch bittere Erfahrungen mitunter gehemmt, aber nur, um sich dann um so energischer Bahn zu brechen. Werden aber diese Hemmungen auf künstlichem Wege gestärkt, und nun gar von einer Seite, von der sie gemildert werden sollten, so muß der große, heilige Lebensdrang ersticken.

Die Schule muß ihrer Natur entsprechend bis zu einem gewissen Grade die Freiheit und die Individualität hemmen. Ist es da von den Eltern recht, sich mit der Schule in jedem Falle zu identifizieren? Gibt es nicht Fälle, wo sich der Weg von Elternhaus und Schule unauffällig, ohne Zwistigkeit und Gegensätze, trennen muß?

Digitized by Google

Das Verhältnis zwischen Familie und Schule ist kein leichtes Problem. Ein Kontakt, ein gewisses Einverständnis zwischen beiden Faktoren ist für die friedliche Entwicklung des Kindes dringende Notwendigkeit. Der Schüler wird es bitter empfinden, wenn er in der Schule von Grundsätzen hört, wenn ihm da eine Moral aufgedrängt wird, die dem Elternhause fremd ist. Er wird zu Revolten und Widerspenstigkeiten neigen, wenn ihn das weiche Herz der Mutter „gegen die haarsträubende Ungerechtigkeit der Lehrer" konsequent in Schutz nimmt. Aber wehe, zweimal wehe wenn die für das Schulleben ihrer eigenen Kinder blinden Eltern die Schulzensur als eine höhere Weisung betrachten, der sie mit derber Hand und bitterer Strenge Folge leisten müssen.

Gerade die Kinder aus „besserem Hause", denen eine schlechte Schulzensur im gestrengen Elternhaus so bitter zu stehen bekommt, sind einer fortwährenden Kontrolle unterworfen, müssen über fast all ihre Bewegungen Rechenschaft geben, stehen unter der besonderen Aufsicht von Erziehern oder Erzieherinnen. Ist unter solchen Umständen die schlechte Zensur nicht eher für Eltern und Erzieher beschämend? Und doch drohen so viele Väter einen Tag vor der Entscheidung mit geballter Faust: „Wenn du mir sitzen bleibst, du Bengel, dann sollst du dein blaues Wunder erleben." Es gehört Entschluß und Mut dazu, wenn sich der durchgefallene „Bengel" nach dieser vielverheißenden Einladung mit dem Schulzeugnis in der Hand vor den väterlichen Richtstuhl wagt. Und kommt der Junge dann lieber erst garnicht nach Hause, dann ist natürlich die Schule das Karnickel.

„Wenn du mir sitzen bleibst . . ." Es klingt beinahe, als hätte der ungeratene Sohn seinen Vater in der Schule schlecht vertreten. Diese väterliche Strafe für die schlechte Zensur des Jungen – ist sie nicht oft genug auch ein Stück gekränkter väterlicher Eitelkeit?

Es ist zur Selbstverständlichkeit geworden, ein jedes Kind wohlhabender Eltern muß höhere Schulen besuchen. Daß es die Schwierigkeiten, die es da vorfindet, überwinden muß, ist eine Ehrensache, die es seiner Familie und seiner Abstammung schuldet. Es lernt und quält sich im Schweiße seines Angesichtes, dafür erhält es das Abiturientenzeugnis und darf einen „geistigen" Beruf ergreifen. Der Vater ist noch einfacher Kaufmann und hat sich dabei ein kleines Vermögen erworben, der Sohn muß Arzt, Rechtsanwalt oder Ingenieur werden. Und wenn er das nicht erreichen könnte, wenn er gar infolge seiner geistigen Unfähigkeiten auf den Laden seines Vaters angewiesen wäre, bis zum Abiturium muß er's bringen!

Denke man nur, ein Sohn „besserer Eltern" ohne Berechtigung zum einjährigen Dienste! Das Berechtigungswesen ist ein wunder Punkt in der Geschichte der höheren Schulen und der Hauptbeweggrund elterlicher Strenge und Unerbittlichkeit. Die Anstrengung des gewissenhaften Oberlehrers, dieser ganze Aufwand, der unter der Devise „Kultur und Bildung" geführt wird, gilt in erster Linie der Einjährigenschnur.

Selbstmorde und Entweichungen von Halbflüggen dürfen nicht einseitig gedeutet werden. Das großstädtische Leben, schwache Nerven, schädliche Lektüre sind mit im Spiele. Aber vor allem sollte die Familie der Hort und die Festung sein, die alles aufzuhalten vermag. Wenn es zu Schultragödien kommt, liegt das größere Stück der Verantwortung unter allen Umständen in der Familie.

Dramaturgisches Potpourri.

Von

Theodor Lessing-Hannover.

Alfred von Berger*), der Gewaltige des Wiener Burgtheaters, ist ein wahrhaft beneidenswerter Mensch. Seine gesammelten Werke könnten fast alle das so beliebte Motto tragen: So lag ich

*) Vor dem plötzlichen Tode Baron von Bergers geschrieben und akzeptiert. D. R.

Digitized by Google

und so führt ich meine Klinge. Er nennt sein Werk: „Meine Hamburgische Dramaturgie“ (Wien, Verlag von Christoph Reißers Söhne, 1910). Ich aber kann nicht umhin, einen Mann zu preisen und zu lieben, der sich selber so von Herzen gut ist. Baron Berger besitzt eine geschmackvolle, wenn auch nicht eben produktive philosophisch-ästhetische Kultur, und eine große Bereitschaft, Leichtigkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks. Sein Stil hat Schwung und Faltenwurf und eine sehr glückliche Blutmischung von deutsch-treuherziger Gemütlichkeit mit jüdisch-scharfsinniger Geistigkeit, sozusagen ein gewisses wienerisches Biedermanntum mit Vorteil; ähnlich dem angenehmen Prosastil des alten Paul Heyse. Zuweilen sagt er auch immerhin Wesentliches und Beherzigenswertes, zum Beispiel über Memoriertechnik und Sprechkunst, daneben auch wieder viel Dilettantisches und nur Zusammengelesenes. Aber auch das wäre liebenswürdig und angenehm zu lesen, wenn er nur nicht so furchtbar selbstgenügsame Sprachlaute liebte. Er erzählt etwa (und darin hat man den ganzen Baron Berger), daß er „sein ganzes Lebelang „Goethes Faust“ durchdacht, durchempfunden, durcherfahren habe, „bis endlich eine Stunde kam, in welcher ich etwas wie eine Vision der ganzen Faustdichtung erlebte, in einem einzigen überschwänglichen Bewußtseinsinhalt wie ein Weltakkord, so wie Sterbende ihren ganzen Lebenslauf in ihrer letzten Sekunde überschauen.“ Donnerwetter, denkt man! Nun wird's aber kommen! Und was kommt? Ein Aufsatz, den, wenn ein Student ihn im Seminar abliefern sollte, ich als immerhin recht lobenswert, wohlwollend zurückgeben würde. Aber Weltakkorde, Visionen und Baron Bergers letztes Sterbestündlein waren dazu nicht nötig. Doch pfui, du Schurke, du elender Kritikaster! Nein! „Meine Hamburgische Dramaturgie“ wird wohl nicht ganz so unsterblich sein wie die von G. E. Lessing, aber sie ist doch ganz liebenswürdig und lesbar, und in dieser Welt allgemeiner Mißratenheit soll man einem Manne gut sein, der sich in seiner eigenen Haut so ausnehmend gut gefällt, wie Baron von Berger in der seinen.

Ein Gegenstück zu Bergers Dramaturgie bildet die dritte Auflage des bekannten Buches von Karl Hagemann „Regie. Die Kunst der szenischen Darstellung“, Berlin 1912, bei Schuster u. Löffler. Hagemann besitzt weniger Temperament als Berger, schreibt trockener und sachlicher, dafür aber auch gediegener und gründlicher. Nach den ersten einhundertundfünfzig Seiten packte mich eine ungeheure Verzweiflung. „Er bringt mich um,“ rief ich stöhnend. „Hagemann bringt mich um.“ Schreibt auf meinen Grabstein: „Hagemann hat ihn durch Langeweile umgebracht.“ In derselben Zeit, wo ich ein solches Buch lese, kann ich es auch ebensogut selber besser schreiben. Aber schließlich habe ich mich doch gefreut, daß ich bis zu Ende durchhielt. Denn Hagemann gibt auch manches sachlich Wesentliche. Er ist ganz und gar kein Aesthetiker, aber ein guter Theoretiker der Praxis. Alles, was er an empirischen Regietatsachen beibringt ist nützlich, gut und interessant, und der beste Vorzug an dem anständigen Buche ist, daß es von poetischen Floskeln und Phrasenzeug frei blieb.

Einen ähnlichen Vorzug besitzt das instruktive Buch, welches Siegfried Jacobsohn über Max Reinhardt erscheinen ließ. Im Verlage von Erich Reiß, 1912. Es ist die würdigste Monographie über die bisherigen Regieleistungen der Reinhardtschen Theater, die für neue deutsche Bühnentechnik entscheidend wurden. Die alten Inder hatten den Glauben, daß immer, wenn zur Erlösung der Welt von einer reinen Jungfrau ein neuer Buddha geboren werde, Brahma auch die zweckmäßige Verfügung treffe, zugleich irgendwo einen großen Sänger das bekannte „Licht der Welt erblicken“ zu lassen, einen Sänger, dessen Lied dazu bestimmt ist, die Taten des neuen Buddha unsterblich zu machen. So hat der bekannte Finger Gottes in der Theatergeschichte dafür gesorgt, daß Siegfried Jacobsohn in Berlin als Zeitgenosse Max Reinhardts geboren wurde, und daß zu gleicher Zeit mit den Kammerspielen auch die bedeutendste deutsche Theater-Zeitschrift „Die Schaubühne“ begründet ward. In ihr waltet nun Jacobsohn als Reinhardts gutes oder böses Gewissen. Und mit Schumann könnte

Digitized by Google

der ihn anfingen: „O, du mein guter Geist, mein besseres Ich.“ Gleich wie Lynkeus, der luxäugige Türmer der Faust, späht Jacobsohn wachsamen Auges, Max Reinhardts Schlummer bewachend. (Oft vielleicht auch raubend.) Der große Vorzug dieses kritischen Schriftstellers ist, eine ehrlich-echte Sachlichkeit, abhold jeder falschen und verlogenen Geste. Er übt, was ein unübersetzbares hebräisches Wort „tachles reden“ nennt, das heißt zur Sache, ohne Arabeske sprechen. Denn, wie man in München sagt: „Die Sauce macht einer sich schon von selber.“ Das gibt Jacobsohns Stil eine eigene Schönheit, aus Gedrungenheit und Selbstdisziplin gewonnen. Und das sind Eigenschaften, auf die man zu allererst einen Schriftsteller prüfen soll.

Weniger durch Gedrungenheit und Schlichtheit als durch ein künstlerisches Naturell gewinnt uns das schöne Buch „Mimen“ von Paul Landau, Erich Reiß, Berlin 1912. Es enthält eine sehr interessante, aus mancherlei wohlbeherrschtem Material geschmackvoll gestaltete historische Porträtgalerie großer Bühnenkünstler. Das Buch steht ästhetisch auf höherem Niveau, hat menschlich besseres Karat, als die meisten Bücher, welche diese elende dramaturgische Hexenküche täglich hervorspeit. Aber auch dieser Autor gießt mir noch allzuviel Wasser in seine trinkbaren Weine. Er hat viel künstlerisches Temperament, aber nicht genug Baukunst.

Weder starkes Temperament noch Kunst offenbart die kleine Schrift von Eugen Isolani: „Josef Kainz. Ein Lebensbild.“ Berlin, A. Pulvermacher u. Co. 1912. Sie bietet eine lesbare Zusammenstellung publizistischer Notizen über den großen Josef Kainz.

Eine süßsaure Angelegenheit, genau wie das ganze Menschenleben, ist die Lektüre der Tragischen Motive von Fritz Wittels, Berlin, Eugen Fleischel u. Co. 1911. Denn dieser Herr Wittels serviert „Untergründe der Menschenseele“ in Schlagsahne, übersät mit grüner Plausch-Petersilie. Das Wesentlichste dieser „Seelenuntergründe“ stammt aus Kollegs oder Schriften von Siegmund Freud, der, wenn auch kein tieferer Psychologe, so doch immerhin ein leidlich geschmackvoller Psychiater ist, welcher eine schöne Fülle interessanter Erfahrungsdaten in epigrammatisch-schlagkräftige Formeln zu bannen weiß. Wittels klappert nun mit diesen beliebten Formeln: verdeckte Komplexe, psychischer Oberbau, Konversion der Affekte, tragische Katharsis, kein Tiefsinn fehlt! Der Katharsis-Unsinn stammt zudem aus einer dunklen Stunde Hermann Bahrs, der jedoch ein so angenehmer Belletrist ist, daß er sich sogar diesen Unsinn ruhig leisten darf. Im übrigen betone ich mit Vergnügen, daß diese Feuilletons, die mit ein bißchen Seelenroheit und medizinischem Detraktionsgelüst Seele ausschöpfen, Shakespeare und Hebbel, Hellas wie Rom aufklären wollen, wohl auch allerlei Lesbares enthalten und jedenfalls (wie sagt doch der Feuilletonist?) „die tiefsten Menschheitsprobleme anschneiden“.

Endlich will ich noch zwei gute Werke empfehlen: eine Zeitschrift und ein Buch. Die Zeitschrift heißt „Die Scene“ und wird seit einiger Zeit von „der Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände“ herausgegeben. Sie enthält lehrreiche Beiträge. Es ist eine Zeitschrift für Männer vom Bau, in welcher wir, die wir im lebendigen Leben stehen, endlich unter uns sind und auf akademischen Hochmut, blasse Theorien und abstrakte Schulmeisterei herzlich schimpfen können. Natürlich pflegen solche Zeitschriften immer etwas akademisch zu sein. Aber warum nicht? Ein Doktortitel der Regiewissenschaften wird in einer Zeit, wo die Münchener Bierbrauer sich nächstens Dr. Cerevisiae nennen, unbedingt notwendig.

Das empfehlenswerte Buch ist französisch geschrieben. Es heißt: „Le Théatre du Peuple. Essai d'esthétique d'un Théatre nouveau“ von Romain Rolland, Paris, Librairie Hachette.

Es ist besser als die meiste dramaturgisch-ästhetische Makulatur. Und vielleicht veranlaßt (bei dem großen Mangel an Büchern, an dem Deutschland leidet) dieser Hinweis irgend jemanden, dieses lesenswerte Buch ins Deutsche zu übersetzen.

Digitized by Google

Bilder vom letzten Spaziergang.

Von

Giovanni Pascoli

(gest. 6. April 1912).

Deutsch von Benno Geiger.

I.

Vor Feierabend.

Uns weint das Herz, doch macht der Blätter Fall
dem Biedersinn der Hausfrau keine Sorgen:
hat sie voll Hennen doch den Hühnerstall.

Die hört den Gockel sie zur Ordnung rufen,
geschäftig in dem friedevollen Morgen;
der Speicher strotzt; der Wein singt in den Kufen.

Vor Feierabend trällern in den Stuben
um sie herum die Mägdelein und schwärmen,
da sie den Mais enthülsen und die Buben
in den geräuscherfüllten Tüten lärmen.

II.

Wäscherinnen.

Es steht ein Pflug von seinem Stier entbunden
auf dem Geklüft des Ackers wie vergessen
im leichten Nebelflor der Dämmerstunden.

Und aus dem Steintrog des Gefließes dringen
die Cantilenen, schlagweis abgemessen,
der Frauenzimmer, die die Wäsche ringen.

„Es schnein die Blätter und die Winde stieben,
und du weilst immer noch in fremder Sprache!
Seit du verzogst, wie bin ich da geblieben
so wie der Pflug inmitten auf der Brache."

III.

Der Kärrner.

O Kärrner, der du ruhig hergezogen
von finstern Bergen kamst und in der Nacht
im Freien weiltest unterm Brückenbogen,

was hat dir wohl das schaurige, das hohle
Gewitter zugebraust, von Schacht zu Schacht?
Du schliefest sicher über deiner Kohle.

Von Zeit zu Zeit kam längs der Straße stracks
im Kreise wirbelnd ein erneuter Braus:
du träumtest dich zu Weihnachten zuhaus,
vernahmst die Klänge deines Dudelsacks.

IV.

Sie pflügen.

Im Feld, wo braun das Blätterwerk des einen
zum andern Strauch hinglüht, und aus den Hecken
die Morgennebel aufzudampfen scheinen,

da pflügen sie. Der hier verfolgt das starke
Gespann mit trägem Schrei, der sät, es decken
die das Geklüft geduldig mit der Harke.

Hat doch der schlaue Spatz schon sein Vergnügen
herunterlugend aus dem Maulbeerbaume!
Und die Rotkehlchen gar... Du meinst, sie schlügen
wie Gold so dünn-dünn längs dem Ackersaume.

V.

Zwiegespräch.

„Schilp!" Auf dem Boden wimmeln sie zuhauf,
die kecken Sperlinge, die schrein und schwatzen;
die Schwalbe streift ihn kaum und schwirrt hinauf:

„Witt, Widewitt!". Jedwedem seine Welt:
ihr Nest, ihr Nichts, ihr Luginsland den Spatzen;
ihr Meer der Schwalbe, mit dem Himmelszelt.

Die hier, wenn Gold und Gelb im Laube spielen,
sucht sich im Süden einen Palmengarten;
die da, sobald die letzten Blätter fielen,
sind da, die ersten wieder abzuwarten.

VI.

Das Plauderkränzchen.

Der Schlagbaum fällt mit zitterndem Gesange
und sperrt den Uebergang. Im Kränzchen schwatzen
die Frauenzimmer vor der Eisenstange.

Vom Nachbarn reden sie: „Nein Gott, ich sage!"
vom Wein, der hochkommt, einen ganzen Batzen;
von der Regierung, dieser bösen Plage;

vom Jüngsten, von dem Aeltesten, der fortmacht;
vom Schwein, das frißt und sich nicht mästen will - -
vor jenen achtungslosen Augen dort kracht
blitzschnell der Zug vorüber, schwarz und schrill.

VII.

O Reginella!

Nein, dich verzog dein Mütterchen mitnichten!
Seit Jahr und Tag schickst du dich an in Ruhe
dein weißes Linnenzeug bereitzuschichten.

Digitized by Google

Das Fest steht vor der Tür: und jeder Gast
hält um dich an, weil allein du zur Truhe,
die nach Lavendel riecht, den Schlüssel hast.

Glücklich die Deinigen! Und glücklich deine
Geschwister! Glücklicher, wer dir gefällt
und dich in seinen Armen als die Seine,
du kleine Königin, umschlossen hält.

Aus Berliner Theatern.

„Zarin" und „Narrentanz".

Von den beiden Komödien, die man den Berlinern letzthin zur Unterhaltung vorsetzte, hieß die eine „Zarin" und die andere „Narrentanz". Aber der Geist kaiserlicher Narrheit, der Geist heiliger Heiterkeit, aus dem wirkliche Komödien geboren werden, war in keiner von beiden. Nicht aus der Liebe zur Größe des Lebens auch in seinen kleinen und närrischen Verkörperungen, nicht aus Zorn über die jammervolle Kleinheit, die sich den großen Dingen in den Weg stellt, sind diese Stücke geboren, sie sind weder Humoristika noch Satiren. Sie sind lediglich aus der Absicht geboren, ein möglichst einträgliches Bühnenstück zu machen. Und sie sind deshalb keine Kunstwerke, sondern Machwerke. Den Rang solcher Machwerke bestimmt dann die Geschicklichkeit des Arrangements und allenfalls der stilistische Geschmack bei der Auswahl der Gelächter erregenden Stoffe. Bei den beiden Herren aus Ungarland, Lengyel und Biro, die das Stück des Komödienhauses „Zarin" angefertigt haben, reichte die stilistische Sicherheit nicht einmal bis zum Titel. Sie haben ihr Stück ein „Schauspiel" genannt, obwohl es ununterbrochen mit den sogenannten Pikanterien der Boulevard-Posse arbeitet, und Situationen von der Wahrscheinlichkeit der Operette bringt. Aber diese Herren wollten auf nichts verzichten, was irgend auf dem Theater wirken könnte, und so brachten sie zu den bekannten Günstlingsgeschichten der Zarin Katherina, bei denen das Geschick der Reiche immer an die privateste aller Regungen geknüpft wird, eine Verschwörergeschichte von der ältesten Theaterschablone und von der vollkommensten Interesselosigkeit. Schlimmer ist, daß sie auch auf lyrische Wirkungen nicht verzichten mögen, und deshalb ihre Zarin nicht nur abwechselnd eine manns-tolle Komödiantin und eine weise und klare Herrscherin sein lassen, sondern auch erotische Poesie entfesseln. Und da wird es sehr schlimm! Man denke sich die Ekelhaftigkeit, wenn diese Zarin ihre nächtlichen Vergnügungen mit den stramm gewachsenen Grenadieren in Beziehung setzt zu ihren landesmütterlichen Gefühlen und ihrer Schwärmerei für das arme emporzuhebende Volk. Ein Zusammenhang, den kaum die symbolische Kraft eines ganz großen Lyrikers für einen Moment zu stiften wagen könnte, wirkt hier inmitten dieser satirisch-tragisch-schlüpfrig-sentimentalen Posse unsagbar verlogen und gemein. Und die heftige Abneigung aller reinlichen Menschen prallt von der in keinem Augenblick glaubwürdigen Gestalt auf den Budapester Geschmack der Herren Verfasser zurück, die dergleichen offenbar als schön und erhaben goutieren. Ein so skrupelloser, im vollen Sinne des Wortes geschmackloser Eklektizismus mag einer Nation erträglich sein, die aus Unkenntnis der Vorbilder in all diesen Scribe-, Sardou-, Schnitzler-, Shaw usw.-Kopien etwas Neues findet. Daß man bei uns mit solchen Machwerken Geschäfte machen kann, ist eigentlich sehr blamabel, und ich denke, es wird für Berlin auch gar nicht zutreffen. Dazu wäre mindestens eine glänzende, fortreißende Darstellung nötig. Aber Frau Hertwig setzt als Zarin die Töne zwar recht liebenswürdig und geschmackvoll an, hat aber nicht äußeres Können und Energie genug, um sie zu starken Wirkungen zu bringen. Die anderen wesentlichen Rollen werden (wiederum den delikaten Erich Ziegel ausgenommen) gleichgültig solide und die kleinen Rollen aufreizend schlecht gespielt. Das genügt nicht, um über die jämmerliche ungarische Partitatur eine interessante Theatermusik zu machen. Auch wenn das Komödienhaus nichts weiter will, als ein gut gehendes Vergnügungsinstitut der zahlungsfähigen Berliner Großphilister zu werden, wird es mit etwas kunstähnlicheren Werten arbeiten müssen.

So reich an Widerwärtigem und Zusammenhanlosem ist Birinskis „Narrentanz", den sie im Lessingtheater spielten, keineswegs. Diese Geschichte von den Revolutionären, die das Gouvernement (als Zufluchtsstätte) streng revolutionsrein halten wollen, und dem Gouverneur, der um der Karriere und des Profits willen, durchaus eine Revolution haben möchte, ist zwar auch keine Komödie, sondern nur ein Machwerk geworden, weil keine Leidenschaft dahintersteht. Man könnte als Erzkonservativer so gut wie als fanatischer Revolutionär eine Komödie auf diese russischen Zustände schreiben, in denen die kleinsten Egoismen immerfort die größten Menschheitsdinge korrumpieren. Aber wie

Digitized by Google

man diese Dinge ansehen mag, ein leidenschaftliches Gefühl für ihre Größe, ein grimmiger Zorn für ihren Mißbrauch müßte im Spiele sein. Von solcher lachenden Leidenschaft ist aber in Birinskis Stück nirgends etwas zu spüren. Vielmehr treten alle Züge so derb, so lieblos grob, in so dichter Verbindung mit ganz allgemeinen Possentricks auf, daß man nichts spürt, als die Absicht, aus einem glücklich gefundenen Motiv ein möglichst wirksames Theaterstück zu machen. Birinskis Ueberlegenheit über die Ungarn besteht nur darin, daß sein Motiv wirklich leidlich originell und amüsant ist, und im großen ganzen nur mit passenden und einigermaßen witzigen Nebenmotiven in Verbindung gesetzt wird. Besonders die Figur des völlig vertrottelten Alten, der den Revolutionsschwätzern als „das Volk" dient, ist kein witzloser Einfall. - Aber zu einer stilistisch einheitlichen, ganz reinlichen und damit uneingeschränkt wirksamen Mache fehlt dem Birinskischen Stück doch auch noch manches. Im Technischen verliert die Geschichte von dem Attentat, das der Gouverneur selbst wider sich arrangiert, und das ein Revolutionär, um nur keinen politischen Verdacht aufkommen zu lassen, dann als einen privaten Eifersuchtsakt auf sich nehmen will, ihren Stil. Sie ist im ersten Akt eine karikierte, aber immer noch in der Illusionsgrenze gehaltene Wirklichkeit; sie wird im letzten Akt eine jede psychologische Möglichkeit frech verlassende Burleske. Dergleichen Schwankungen innerhalb eines Stückes gehen Menschen mit einigem Stilgefühl auf die Nerven. Schlimmer aber ist, daß inmitten des Gewimmels seiner Karikaturen Birinski plötzlich den Einfall bekommt, ernst zu werden. Und dann zeigen uns Reden voll papierener Pathetik nicht etwa den ernsten Hintergrund seines Lachens, sondern sie bekräftigen uns nur unliebsam, wie ganz ohne schöpferisches Verhältnis Birinski zu der großen und verzweifelt ernsten Sache ist, aus der er seine Scherze aufgelesen hat. Ich glaube wenigstens, daß es nicht am Darsteller lag, wenn die Reden des Revolutionärs Lensky keineswegs komisch, sondern peinlich ernst wirkten. Diese Reden über die Notwendigkeit eines allgemeinen Selbstmordes sind nichts als kitschige Verwässerung gewaltiger Dostojewsky-Motive, und wenn ihnen eine ironische Wendung gegeben werden sollte, so hat eben das Talent des Autors ganz versagt; den Schauspieler Marr trifft kaum die Schuld.

Im allgemeinen allerdings glaube ich, daß dieser „Narrentanz" doch noch etwas voller und lustiger wirken kann, als er es im Lessingtheater tat. Hier ließ das nötige Geschwindtempo immer wieder zur Unzeit nach, und Herr Reicher, der den Gouverneur spielte, gab als ein hervorragender und geschickter Schauspieler seinem Mann eine natürliche Bonhomie mit ulkig aufgeklebten Temperamentausbrüchen - aber er ist doch kein Komiker. Er hat nicht jene rätselhafte Kraft, jene dauernd groteske Unverhältnismäßigkeit von innen und außen, durch die ein Engels, ein Vollmer, ein Richard Alexander oder Viktor Arnold bei jeder Silbe und jeder Bewegung unsere Heiterkeit entfesselten und entfesseln. Er hat gerade wie Herr Birinski nur ruckweise lustige Momente. Aber der beträchtliche Unterschied ist, daß wir in Reicher einen großen Künstler verehren, der vieles andere unersetzlich gut kann, während Leo Birinski, dem seine Privatfreundschaft zu dem sterbenden Kainz einen zufälligen Ruf verschafft hat, und dem allzu wohlwollende kritische Freunde auch einen literarischen Ruf verschaffen möchten, doch nicht eben vielmehr zu können scheint, als die halbe Lustigkeit dieses Narrentanzes, der vom Geiste des heiligen Narrentums sehr weit entfernt bleibt.

Julius Bab.

Ein moderner Harun al Raschid.

Indiskretionen eines Hofkammerjunkers.

Wiedergegeben von Karl Pauli-Berlin.

„Nee, wenn ich Könige um etwas beneide, so ist es, daß sie bei allem, was sehenswert ist, immer mühelos den besten Platz bekommen, und dann, daß sie, wenn sie Geld brauchen, einen anderen pumpen schicken; aber sonst auch um gar nichts!"

Da die Worte ziemlich laut gesprochen und der Zug eben langsam fuhr, verstanden sie alle im Wagenabteil Sitzende, und die meisten brachen in lautes Gelächter aus, so daß der, der den Ausspruch getan - - ein junger Mann - ganz rot wurde.

Es entstand eine nicht sehr wohltuende Pause, bis ein älterer Herr sagte:

„Und wie kommen Sie denn zu diesem philosophischen Grundsatz."

„Ach, wir sahen nur da unten Stangen und Fahnen," antwortete das Visavis des jungen Mannes; „es gilt, glaube ich, eine Grundsteinlegung, zu der der Kaiser erwartet wird, und da kamen wir auf das Thema."

„Also um anderes beneiden Sie Fürsten nicht?" wendete sich ein alter, überschlanker Herr an den jungen Mann.

Digitized by Google

„Ich beneide überhaupt keinen!“ antwortete dieser ein wenig verlegen; „jeder hat mit sich selbst zu tun. Zufrieden sein, bedeutet doch nur, das zu haben, was man wünscht, und die meisten Menschen wünschen doch das, was sie nicht haben.“

Das fand allseitige Bestätigung, und die Unterhaltung wurde allgemeiner; das Thema über Fürsten setzte sich unwillkürlich fort, man sprach über höfischen Brauch, über das Drückende der Etikette, und stellte es vor allem als großen Uebelstand hin, daß Fürsten und Könige so selten mit dem wirklichen Volke, das sie infolgedessen gar nicht kennen lernten, in Berührung kämen; daß sie die Menschen, wie Daudet in „Könige im Exil“ so treffend sagt, nur ansehen, wie wir die Tiere in den Menagerien, von denen wir auch nicht viel anderes wüßten, als daß es sehr schlimm wird, wenn sie einmal nicht mehr eingesperrt sind, sondern ihre Gitter durchbrechen.

„Und anders wollen sie das Volk vielleicht auch gar nicht kennen!“ warf einer dazwischen.

„O, sie wollen schon,“ sagte jetzt der schlanke alte Herr in der Ecke, „aber die Mittel und Wege dazu sind ihnen sehr erschwert! Glauben Sie mir, jeder moderne Fürst hat bei Antritt seiner Regierung das ernste Bestreben, der beste aller gewesenen und kommenden Fürsten zu sein. Aber zwischen Wollen und Können klafft gerade hier ein riesiger Abgrund. Das Volk kennen lernen? Wann geben sich Männer aus dem Volke zwanglos einem Fürsten gegenüber? Männerstolz vor Königsthronen gibt sich entweder patzig, und das ist bei Hofe nicht beliebt, oder er versagt gewöhnlich gänzlich; trotzdem es jeder Mensch weiß, trotzdem es schon Luther in der „Freiheit des Christenmenschen“ gelehrt, obwohl es in tausend Büchern steht, obgleich es die Spatzen von den Dächern schreien, daß ein Fürst nicht ein Jota mehr ist als jeder andere Mensch, daß er gar kein Verdienst an der Stellung hat, die er einnimmt, daß die Zeichen der äußern Macht, die er vertritt, gar keine ethische Bedeutung oder keinen Wert haben, sinkt doch sofort jeder Normalbürger in sich selbst zur kaum zu atmen wagenden Null herab. Und wenn hier Helmholtz (wenn er noch lebte) stünde und dort der Fürst von Hechelkram — so würde die Masse diesem die größeren Ehrenbezeugungen erteilen, wie jenem, ja, sie würden die Worte des Fürsten, sein Urteil, sein Lob höher schätzen als das des großen Gelehrten. Das ist nun einmal der alte tausendjährige Atavismus, der Rest des Gedankens, daß die Fürsten von den Göttern abstammen. Aber diese Devotion stört die Regierenden ebenso, wie sie ihn vermissen, wenn er fehlt. Ein Fürst unterhält sich mit einem Bürger nie ganz zwanglos; gewohnt, nie auf Widerspruch zu stoßen, reizt ihn schon die Art, wie der mit den Hoffitten Ungewohnte ihm entgegentritt, wollen sie aber den Fürsten ganz beiseite setzen und à la Harun al Raschid ihr Volk kennen lernen, so machen sie oft die eigenartigsten Erfahrungen. Ich habe — ich war in meiner Jugend Kammerjunker an einem süddeutschen Hofe — einst von Hoheit selbst erzählen gehört, wie ihm ein solches Abenteuer bekommen ist.

Es war natürlich ein ganz intimer Kreis, aber da Hoheit längst tot ist, begehe ich wohl keine Indiskretion, wenn ich die Sache jetzt wiedergebe. Hoheit erzählten:

„Es war an einem schönen Sommerabend, als ich in der einfachen Uniform eines Hauptmanns, die ich noch kurz vor meinem Regierungsantritt getragen hatte, vom Schlosse herunter in meine Hauptstadt schritt. Ich hatte eigentlich gar nicht vor, den Harun al Raschid zu spielen, ich wollte mir nur die Stadt, die ich eigentlich gar nicht kannte, ein wenig näher ansehen, Leben und Treiben kennen lernen und das Volk bei seiner Arbeit beobachten. Ich hatte schon immer diesen Wunsch als Prinz gehegt, war aber von meinen Erziehern stets an der Ausführung gehindert worden.

Langsam schlenderte ich durch die Gassen, unerkannt, unbeachtet — ich ging dahin, dorthin, bis ich endlich merkte, daß ich die Richtung verloren hatte und nicht mehr wußte, wo ich mich befand. Das war fatal — ich mußte fragen. Und wenn nun die Leute — ein Offizier — der in der Stadt nicht Bescheid weiß, ist doch eine komische Sache! — wenn sie mich verhöhnten, — wenn ich Insulten ausgesetzt gewesen wäre? aber nein doch, ich glaube es nicht. Aber den ersten besten wagte ich doch nicht zu fragen, ich wartete, bis ein Repräsentant der „besser ausgebürsteteten Menschenklasse“ — so nannte der Hofmarschall die gut angezogenen Leute — daherkommen werde. Und er kam. Ganz sah der Mann zwar auch nicht nach Hofangehörigkeit aus, denn sein Haar und Bart waren länger als die Mode es vertrug, seine Kleider saßen nicht so, als ob sie in Wien oder Berlin gemacht wären, dennoch, in der Not frißt der Teufel Fliegen. Ich rede ihn an. „Verzeihen Sie, wo komme ich hier nach der Schloßstraße?“

Er stutzt, sieht mich dann scharf an und sagt höflich:

„Wenn der Herr Hauptmann mitkommen wollen, ich gehe auch dahin!“

Digitized by Google

Ich atmete auf, ich dachte, er hätte mich erkannt, aber das Herr Hauptmann beruhigte mich wieder. Ich hatte nichts dagegen, daß wir zusammen gingen, vielleicht konnte ich da so manches erfahren. Und ich erfuhr so manches. Bald war die Unterhaltung im Gange. Ich hörte mehr zu und ließ ihn sprechen. O, ich kann nicht sagen, daß es mir mißfiel, was er sagte, und ich hörte mit Freuden, wie er den jungen Fürsten, also mich, über den grünen Klee lobte. Wir Fürsten sind das Gelobtwerden gewöhnt, wir hören ja von morgens bis abends nichts, als daß wir die klügsten, besten, edelsten Menschen der Welt sind, aber wir wissen, was wir von diesem Lobe zu halten haben, hier aber, wo es mich ganz unvermittelt traf, freute es mich über die Maßen. Ich wurde ganz gerührt, als er mir sagte, daß alle meine Untertanen, oder doch alle besseren, mir kindliches Vertrauen entgegenbrächten und voll froher Hoffnung nach oben schauten, ärgerte mich auch weiter nicht, als er fortfuhr, daß leider der junge Fürst bis jetzt noch sehr schlecht beraten sei, und daß es gut wäre, wenn er von unparteiischer Seite erführe, was das Volk eigentlich wolle und was ihm nottue, und war sehr interessiert, als er mir unaufgefordert dieses Wollen und diese Wünsche auseinandersetzte. Ich hörte sehr aufmerksam zu und muß gestehen, daß ich aus der Unterredung großen Vorteil zu ziehen hoffte. Ja, ich dachte im stillen schon daran, ob es nicht von Vorteil wäre, solch einen Mann zum Minister zu machen, mit seiner Hilfe müßte es mir doch sicher gelingen, mein Volk zu der Höhe zu heben, auf die ich mich gehoben sehen möchte.

Ich weiß nicht mehr, was ich eigentlich dachte, jedenfalls aber waren es gute Gedanken.

Zum Schluß ließ ich mir seinen Namen und seine Adresse sagen und bemerkte auch, daß ich ihn wiederzusehen wünsche. Er war zu jedem Wiedersehen gern bereit.

So schieden wir. Im Schlosse sagte ich kein Sterbenswörtchen, was mir passiert war. Aber ich ließ den Mann auf den andern Tag zu einer Audienz befehlen.

Ich freute mich schon im Voraus auf die Ueberraschung, wenn er in dem einfachen Hauptmann den Landesfürsten erblickte. Zum Trost für sein erschrecktes Gemüt steckte ich mir einen kleinen Orden in die Tasche. —

Ich muß gestehen, Audienzen sind für uns etwas schrecklich Langweiliges. Da das schriftlich vorher eingereicht werden muß, was der Vorgelassene sagen will, erzählen uns die Leute nur, was wir lange schon wissen. Hier war das nicht der Fall, und ich kann sagen, ich erwartete diese Audienz mit großer Ungeduld.

Endlich war die Stunde da. In großer Uniform, die Hand aufgestützt, in der sogenannten Fürstenstellung, das Band des Hausordens um Schulter und Hüfte, stehe ich unter dem Thronhimmel.

Die Diener reißen die Flügeltüren auf, und ein Mann tritt herein.

Er verneigt sich tief und lange, ja so lange, daß ich fürchte, es ist ihm unwohl geworden, und auf ihn zuschreite und ihn aufrichte, da erst merke ich, daß der Mann nicht unwohl ist, sondern sich so lange gebückt hält, um ein Lachen zu verbergen, das jetzt, da ich ihn aufgerichtet, voll zum Ausdruck kommt! Er lachte, wie man so zu sagen pflegt, aus vollem Halse.

Indigniert trete ich zurück. Aber da hat er sich schon gefaßt: „Wollen Euer Hoheit gnädigst verzeihen," stammelt er endlich — „aber es war zu komisch, zu komisch; ich den Landesfürsten nicht kennen, ich den Fürsten nicht erkannt! — Aber Euer Hoheit wollten doch gestern abend sicher nicht erkannt sein, das merkte ich doch auf den ersten Blick. Sollte ich Euer Hoheit die Freude verderben? Das wäre doch ein schlechter Dienst gewesen, den ich da Euer Hoheit erwiesen hätte, und mir wäre die schöne Gelegenheit genommen, mit Euer Hoheit allein, ein Mensch zum andern, zu sprechen. Denn hätten sich Hoheit als Hoheit das angehört, was sich gestern der Herr Hauptmann angehört hat? Ich den Landesfürsten nicht kennen! Das konnten Hoheit schon wissen, als ich meinen Namen nannte, den Hoheit doch wohl kennen werden, bin ich doch der liberale Abgeordnete dieser Stadt und Führer der liberalen Partei!"

Und lacht wieder und lacht und lacht.

„So ein Kerl; aber ich konnte nicht böse werden; beinahe hätte ich mitgelacht. — So ein Kerl! Aber er hat mir doch mächtig imponiert! — Den Orden habe ich mir gar nicht getraut, ihm anzubieten!"

Neue Bücher.

Ernst von Leyden: „Lebenserinnerungen." Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig, 1910.

Es gibt nicht viele Dinge, denen ein solch intimer Reiz eigen ist, als sich in die Biographie großer Menschen zu vertiefen; noch mehr persönlich wird der Genuß, wenn ein Eigener selbst sein Leben den

Digitized by Google

Nachfolgenden aufzeichnet; dann erkennt man, mit welchen Augen er sich selbst betrachtete, man kann seinen Standpunkt mit dem seiner Zeitgenossen, die über ihn urteilen, vergleichen, gewinnt Einblicke in seine Psyche, die ein anderer gar nicht zu geben vermag und vielleicht entsteht plötzlich eine ganz neue Individualität, die absolut das Bild, das man sich nach Schilderungen gemacht hat, verdrängt. So sind Leydens Lebenserinnerungen eine sonderbare Offenbarung.

Aus ihnen wächst ein schlichter, zartfühlender, charakterstarker Mann heraus, dem jegliche Pose fremd scheint, der mit inniger Liebe und kindlicher Treue das Andenken seiner nahen Verwandten pflegt. Der niemals als „dapis et tenuis" thront, sondern einfach, gerade, die großen Epochen, deren er Zeuge und aktiver Mitarbeiter war, uns wieder ins Gedächtnis ruft. Wer noch Schüler dieses verfeinerten edelmenschlichen Gelehrten gewesen und, von der Wucht seines Weltrahmes erdrückt, nur mit einer scheuen Hochachtung ihm gegenübergetreten, kann kaum begreifen, daß dieser Bahnbrecher der Medizin eine solch zugängliche und liebevolle Natur war; v. Leyden pflegte wohl in einer gewissen Distanz zu seiner Umgebung zu stehen, vielleicht, weil er, eine sehr sensible Persönlichkeit, enttäuschenden, zu nahen Kontakt sich ersparen mochte; das kann ihm vielleicht den Namen eines Mannes, der sich etwas abschloß, verschafft haben; aber er war alles weniger, als ein Stolzer, der auf die anderen verachtend herabsah.

Seine von Geheimrat Waldeyer mit warmem Geleitwort hinausgesandten Erinnerungen sind von seiner Schwester Clarissa Lohde-Boettcher der Oeffentlichkeit übergeben worden, da der Tod ihm den Griffel aus der Hand nahm, als er die letzten Notizen dazu schrieb.

Große Sensationen, Enthüllungen findet man dort nicht; erstaunlich zurückhaltend geht er über alle Gelegenheiten hinweg, wo er hätte ordentlich mit seinem Ruhm, seinem Ansehen bei Königen und Kaisern aufwarten können; schlicht, sachlich, referiert er diese Ereignisse; hütet sich, alte Polemiken, wie z. B. die über Kaiser Friedrichs Kehlkopfkrebs wieder aufzurühren, bleibt stets der ruhige, wohlgebildete Geist, der Tamtam und Geschrei mißachtet, und hinterläßt überall den Eindruck absoluter Gerechtigkeit, die er selbst seinen Widersachern in vollem Maße angedeihen läßt.

Seine Jugend verbrachte er in einer echt ostpreußischen Beamtenfamilie; er hat eine „vorzügliche Kinderstube" gehabt; seine Mutter, die er schwärmerisch liebt, war eine sanfte, selten gute Frau, sein Vater ein geistvoller, gebildeter, talentierter Staatsdiener. Seine Schuljahre flogen dahin, wie er schreibt, in eifriger zäher Arbeit und zielstrebigem Schaffen.

Des Vaters Tod war ein tiefes Weh für den Knaben, der schon damals recht ansprechende Verse schmiedet und den Schmerz über den Schicksalsschlag poetisch seinem Tagebuch anvertraute.

Diese dichterische Kraft, welche Leyden stets pflegte, hat eine ganze Anzahl Poeme produziert, die uns die empfindsame Wesensart des großen Schülers Aeskulaps verraten.

Merkwürdigerweise wollte v. Leyden Jura studieren und wäre wohl der Medizin verloren gegangen, wenn ihn nicht ein Bekannter durch Protektion in die Militärarztschule gebracht hätte, in die Pepinière zu Berlin; die mißliche pekuniäre Lage, in welche die Familie nach dem Tode des Vaters geriet, verursachte diese Aenderung, und hat so der Heilkunde einen ganz Großen erhalten; derart arbeitet das Schicksal zuweilen gegen die Absichten der Individuen, aber gut für sie.

Leyden erlebte den Taumel von 1848/49, auch die Preßfreiheit, welche das niedere Volk faktisch als Freßfreiheit auffaßte, da es nicht wußte, was Presse war; Leyden erwähnt dies als Kuriosum ausdrücklich und bemerkt, daß durch dieses tragikomische Mißverständnis Erstürmung von Nahrungsmittelläden usw. entstanden; Treppenwitz der Weltgeschichte. Seine Studentenzeit war „Mühe und Arbeit". Höchstens haben künstlerische Abende, wo besonders Shakespeare, den Leyden stets glühend verehrt hat, gelesen wurde, und man Musik pflegte, dieses zielstrebige Studieren zuweilen durchbrochen; v. Leyden war, wie er schreibt, arm, und mußte eine baldige Vollendung seiner Ausbildung erreichen. Er hatte das Glück, die große Epoche noch zu erleben, wo man Schellings forschungshindernder Naturphilosophie den Garaus machte und Johannes Müller, der Physiologe, Schönlein, der Internist, Traube, Laennec, Auenbrugger, Corvisart und viele andere Bahnbrecher die Medizin auf rein wissenschaftliche Basis stellten und die fruchtlose Spekulation der Philosophen beiseite warfen.

Als Arzt sandte er das erste Honorar, einen Friedrichsdor, seiner geliebten Mutter, ein rührender Zug von Kindesliebe.

Als Stabsarzt der Charité kam er durch Verschiedenes, was in der Behandlung der Nervenkrankheiten ihm als lückenhaft auffiel, zu ihrem speziellen Studium und wurde dann auf diesem Gebiete Autorität; sein Werk „Klinik der Rückenmarkskrankheiten" ist die Frucht dieser Arbeiten.

Er heiratete inzwischen, verlor seine Gattin kurz nach der Geburt seines Töchterchens; in diese Trauerzeit fiel seine Ernennung zum Ordentlichen Professor in Königsberg, wo man den Stern am medizinischen Himmel erkannt hatte.

Auch im Kriege 1870/71 war er im Felde als Stabsarzt und gibt interessante Einzelheiten aus dieser Zeit. Er kam danach an die neugegründete Universität Straßburg, wo er durch seine Arbeiten und Forschungen die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf sich zog.

Digitized by Google

Seine immer größer werdende Bedeutung lenkte naturgemäß die Berliner Universität nach Traubes Tod zu ihm hin und er bekam 1876 in der Centrale der Medizin eine Lehrstelle; damit war der Wendepunkt erreicht; von nun an wuchs durch seine wundervolle diagnostische Kunst und ausgewählte, glückliche Therapie sein Ruhm und er gewann Weltruf. Bismarck, Booth, der General der Heilsarmee, die Aristokratie aller Länder zog es in die v. Leydensche therapeutische Machtsphäre. Für Künstler und Finanzleute, Magnaten der Industrie und Staatsmänner war v. Leyden „der Arzt" geworden. Er war ein Anhänger der gemäßigten Naturheilmethode, verwandte Wasser, Elektrizität, Ernährungstechnik und dergleichen mit großem Erfolg und Talent. Selbst die Wachsuggestion brachte ihm schöne Resultate. Er wurde an Kronprinz Friedrichs Krankenlager berufen, weil er sich mit Krebsforschung in dieser Zeit besonders beschäftigte.

Aber in allem Reichtum und in den Ehrungen blieb er der strenge Wissenschaftler, der die Krankenpflege systematisierte, Heilstätten für Tuberkulöse begründete, und in dieser großen Zeit der epochalen Entdeckungen des Tuberkelbazillus und dann des Tuberkulins stets der erste war, die neuen Forschungen der Allgemeinheit dienstbar zu machen.

Er wurde nach Livadia in Rußland zu Kaiser Alexander III. gebeten, später zum Großfürsten Thronfolger Georg in die Krim, zum Kronprinzen von Rumänien, und war der anerkannte Konsiliarius, dessen Meinung in schwierigen Fällen über Europa hinweg ausschlaggebend wurde. Seine gesellschaftliche Stellung war unerhört glänzend, sein Haus der Sammelpunkt der geistigen und künstlerischen Kreise, sein Leben voll von Ehren und Anerkennungen.

Seine Krebsforschungen, seine Spe ialarbeiten über Nervenkrankheiten, seine Ernährun stherapie, seine Tuberkuloseheilstättengründungen, seine bahnbrechenden therapeutischen Methoden und sein Wirken auf allen Gebieten der Medizin haben ihm ein bleibendes Denkmal in der Wissenschaft gesetzt.

Als er nach einem reichen Menschenalter von seiner Lehrtätigkeit zurücktrat und sich Ruhe, otium cum dignitate, gönnte, ging ein Zittern durch die medizinische Welt; v. Leyden, der Größten einer, trat ab von der Stätte seines Wirkens im Jahre 1907. Sehr lange überlebte er nicht mehr seine Trennung von der ihm liebgewordenen Arbeit und verschied 1910. Er war nicht nur forschender Arzt, sondern stets ein Mensch, der mit Liebe und Herzlichkeit dem Leidenden entgegentrat; er propagierte das und prägte seinen Schülern ein, mit Liebe und Sympathie dem Patienten zu helfen, daß unsere Pflicht sei, sorgend und ängstlich über den Kranken zu wachen und wir nicht den Menschen über den Fall vergessen dürften. Eine Atmosphäre von Freundlichkeit umgab ihn, und seine Kranken fühlten sich gesund, wenn er ihnen nahte.

Er war das Ideal eines Arztes, ein Vorbild für zur Vollendung Strebende. Er war eine Persönlichkeit, die aus kleinen Anfängen zur Weltengröße und internationalem Ruhm sich emporgearbeitet hat und den Ruf deutscher Wissenschaft verbreitete. Virchow, Helmholtz, Bergmann, Koch, Leyden waren damals die deutschen strahlenden Sterne, deren hellster einer, v. Leyden, noch lange nachleuchten wird.

Dr. med. J. Spier.

Johannes Tralows Roman „Kain der Heiland" hatte sich in der letzten Sitzung der Strafkammer des Landgerichts II, Berlin, als unzüchtige Druckschrift zu verantworten. Der Staatsanwalt ging von der Annahme aus, daß zwar ein literarisches Kunstwerk vorläge, daß es aber insbesondere auf unerwachsene junge Mädchen vergiftend wirken könnte, da es einer „blühenden Phantasie und raffinierter Erotik" seine Entstehung verdanke. Das Gericht gab das Buch als Ganzes frei und erkannte nur auf Beseitigung zweier Stellen mit Rücksicht auf unreife Leser. Der Verlag (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W 35), der in seiner Verteidigung betonte, daß das Buch sich nur an erwachsene und gebildete Menschen richte, wird gegen das Urteil trotz der Freigabe Revision einlegen, da er der Meinung ist, daß das Buch, also auch die beiden unterdrückten Stellen, rein ethischen Motiven entsprungen wäre; vor allem aber, um eine Reichsgerichtsentscheidung darüber herbeizuführen, ob die Literatur sich den Bedürfnissen junger Mädchen anzupassen habe, und ob es nicht vielmehr Aufgabe von Haus und Erziehung sei, unreifen Menschen ungeeignete Lektüre fernzuhalten. Der Verlag hat an dieser prinzipiellen Entscheidung um so mehr ein Interesse, als gerade er mit der Herausgabe der Bücher des Goethe-Bundes zur Bekämpfung der Schmutzliteratur betraut worden ist.

H. G. Wells: Jenseits des Sirius. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.

Aus der Zahl der immer flacher und schablonenhafter gewordenen Utopien, die uns die Fata Morgana einer glücklichen Menschheit vor Augen stellen sollen, wird als hoher Merkstein ein neues Werk von Wells „Jenseits des Sirius" hervorragen. Schon der Rahmen, in dem Wells sein utopisches Gewebe spannt, ist originell: Er wählt als Stätte seiner Idealwelt ein Gegenstück unseres Planeten, das in allem unserer Mutter Erde gleicht, bis auf die Bewohner. So schön decken sich beide Welten, daß zwei gewöhnliche Sterbliche, die, auf jene potenzierte Erde versetzt, von dort Kunde bringen können, als im ersten Postamt Utopias, das sie betreten, ihre Daumenabdrücke genommen werden, die utopischen Standesbeamten in arge Verlegenheit geraten, weil sich im Pariser Hauptamt das Unbegreifliche herausstellt, daß bereits ihre Doppelgänger mit den gleichen Ab-

Digitized by Google

drücken registriert sind. Aus psychologisch begründeten Elementen errichtet Wells so sein utopisches Bauwerk nach einem von gründlichsten soziologischen Studien zeugenden Plan, der für die reizvollsten, schwierigsten und tiefsten Probleme der menschlichen Gesellschaft Raum und einige Klärung schafft, das Verhältnis der persönlichen Freiheit zum allgemeinen Wohl, der Leidenschaften zum Gesetz, des Einzelnen zum Staat, die Beziehungen der Geschlechter zueinander in Liebe und Ehe, das weite Gebiet der Volkswirtschaft, des Eigentums, der Verwaltung. Selbst nebenherlaufende Fragen wie Aviatik, Esperanto, Abstinenz geben Anlaß zu witziger und treffender Besprechung. Von der Abstinenzfrage z. B. nimmt Wells Abschied mit den bezeichnenden Worten: „Eins der unerklärlichsten Uebel dieser Welt liegt sicherlich in dem täppischen Draufgehen der Gutgesinnten." Geistreich und markig wie alles, was Wells' Feder entströmt, wird dieses utopische Gemälde auch in Deutschland Bewunderer finden.

Neue Bauformen, neue Möbelformen können in unserer alt gewordenen Welt nicht mehr entstehen so behaupten die Gegner des Neuen. Dies war anfangs deshalb schwer zu widerlegen, weil das Neue noch allzu sehr im Entstehen begriffen war. Heute können wir das Gegenteil beweisen. Es entsteht wirklich Neues, und zwar nicht allein ein Neues der Form, ein neuer Stil, nein, viel mehr! Denn die neuen Formen entstehen aus noch nicht dagewesenen Gesichtspunkten heraus. Es ist nämlich eine Schönheit im Werden, die sich aus dem Wesen des Dinges, das sie veredeln soll, heraus entwickelte. Man könnte solche Schönheit natürliche Schönheit nennen, denn sie tut nichts zu dem Dinge hinzu, was nicht zu ihm gehörte. Es geht damit also wie bei den Geschöpfen: dem Menschen, dem Tiere, den Pflanzen, der Blume. Deren aller Erscheinung uns auch lehren, daß man die neue Schönheit zu einer Riesenhöhe steigern kann, und daß es lohnt, sich mit ihr zu befassen. Daß sie Bestand hat, dafür sorgt die große Gemeinde, die sich, bewußt oder unbewußt, zu ihr bekennt. Möbel und Wohnräume in dem neuen Sinne sind in der Ausstellung für zeitgemäßes Wohnen in der Tauentzienstraße 10 von der Möbelfabrik W. Dittmar, Berlin, Hauptgeschäft Molkenmarkt 6, ausgestellt und von 9 bis 7 Uhr für jedermann frei zur Besichtigung.

Wie richte ich meine Wohnung ein? Das ist der Titel einer Broschüre, die das Haus W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, auf Wunsch kostenfrei übersendet. Für die Einrichtung von vielen tausend Wohnungen hat diese Broschüre Anregung gegeben. Sie ist seit dem Jahre 1900 in immer neuem, verbessertem und vermehrtem Umfange erschienen. Viele Schulen gebrauchen sie als Lehrmaterial, und in vielen Artikeln von Zeitschriften ist aus ihr nach vorheriger Verständigung Material entnommen worden. In der Tauentzienstraße 10 unterhält Dittmar eine ständige Ausstellung, bestehend aus fünf vollständigen Wohnungen, die, wie von berufener Seite des öftern ausgesprochen ist, zum allerbesten gehört, was an Möbelformen in neuerer Zeit hervorgebracht worden ist. Die Ausstellung ist täglich von 9 bis 7 Uhr geöffnet und frei. Die dort ausgestellten Zimmer sind in der Art möbliert, wie die große Mehrzahl unserer Gebildeten, Offiziere, Beamten usw. es braucht. Die Möbel sind ganz in neuzeitlichem Sinne, indessen vollkommen frei von allem Absonderlichen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 42 Berlin, den 19. Oktober 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Das doppelte Gesicht.

Von

Heinrich Ilgenstein.

In dem Wirrwarr, der ob der Kriegslust vier kleiner Balkanstaaten Großeuropa wie ein Fieber erfaßt hat, ist wirklich über jeden Zweifel erhaben nur eines: Das unbegrenzte Mißtrauen, das gewisse Großmachtvölker ihren eignen Regierungen entgegenbringen.

„In dem eisern festen Willen zur Lokalisierung des Balkanbrandes sind alle sechs Großmächte einig, einig, einig . . .“ In Paris, Petersburg, Wien, London, überall die gleiche Botschaft von dem Weltfrieden, der uns jetzt - - Heil moderner Diplomatenkunst! — doppelt gesichert sei. Aber auch überall der gleiche Unglaube. Wer etwas zu verlieren hat, stürzt zur Börse und verkauft sein Besitztum um jeden Preis. Wer Schulden einzutreiben hat, wird rigoros, denn übermorgen könnten die Kriegsglocken, die den Weltbrand einläuten, das ganze Wirtschaftsleben zum Stillstand bringen. Wo ein paar Staatsmänner oder sonst Regierungsbeflissene zu einem Bankett zusammenkommen, da wird bei weit geöffneten Fenstern der Weltfriede betoastet, als erlebte dieser jetzt den größten Ehrentag, den ihm je die dankbare Menschheit geweiht. Die Börsenkommissare von Wien und Petersburg schlagen im Auftrage ihrer Regierungen Affichen auf Affichen an, in denen uns schwarz auf weiß die „soeben aufs neue festgestellte Einigkeit der Großmächte“ verkündet wird . . . Und der Effekt all dieses Aufwandes? Ein grotesker, fast blutiger Witz: Je lauter die Regierungen dieser Großmächte ihre unbedingte Einigkeit künden, je sicherer scheint den Regierten der Krieg zu sein. „Als sich aber Europas Großdiplomatie wirklich über die praktische Möglichkeit einer Lokalisierung des Balkanbrandes geeinigt hatte, und solches öffentlich bekannt ward, siehe, da erfaßte die Völker eine solche Angst, daß sie diese Botschaft vom gesicherten Weltfrieden durch eine Börsenpanik ohnegleichen beantworteten . . .“ So und nicht anders wird es der Chronist unserer Tage der Nachwelt zu überliefern haben.

Die Menschheit von heute hat zu der Kunst ihrer Diplomaten alles Zutrauen verloren. Zur Kunst ihrer Diplomaten und zu den Kundgebungen der Regierungen, soweit sie sich auf die internationale Politik erstrecken. Es ist eine andere Frage, ob der Weltfriede für diese Regierungen, die ja bei einem Weltkrieg nicht weniger als alles auf das Spiel setzen würden, diesmal nicht wirklich das heißersehnte, wenn auch durch die Fehler der Vergangenheit längst schwer gefährdete Ziel ist. Aber jetzt rächt sich die Heuchelei, die für Großeuropas Auslandspolitik heute mehr denn je das Charakteristikum ist. Jetzt rächt es sich, daß auch die großen, parlamentarisch regierten Völker, was die Ziele und die Absichten der internationalen Politik angeht, in einem Lande mehr, im andern Lande weniger in einem nur von gelegentlichen Ueberraschungen erhellten Dunkel tappen. Rächt sich, daß das Ewig-Diplomatische auch heute noch als die große Kunst mehr oder minder kultivierter Hinterhältigkeit empfunden wird. Rächt sich, daß die Regierungen das eigene, Auskunft heischende Volk allzu oft bis zum letzten Augenblick mit nichtssagenden Phrasen abspeisten, daß noch jeder von den Diplomaten langer Hand vorbereitete Krieg für das Volk, das dann „begeistert“ seine Söhne hergeben mußte, auch nichts weiter als eine „Ueberraschung“ war und daß vor allem Europas Großdiplomatie von heute ein so ungeniert doppeltes Gesicht, ein

Digitized by Google

Gesicht sanfter Friedensliebe und drohender Kriegsbereitschaft trägt.

Was ist dem Volk? Wir, Europas Staatsmänner, schwören es doch täglich mit neuen Eiden: Wir haben uns über die Erhaltung des Friedens geeinigt ... Was ist dem Volk? Es taumelt angsterfüllt zu den Märkten, als gälte es, sich mit Riesenverlusten für unentrinnbare Kriegsnot zu rüsten ...

Ja, was ist über die Völker Europas gekommen? Nicht die Liebe zum Krieg. Dieser war der Menschheit noch nie verhaßter, denn heute. Und daß selbst in dem am Balkan interessierten Rußland und in dem noch mehr interessierten Oesterreich der Gedanke an kriegerische Eroberungen irgendwie volkstümlich wäre, wagen dort selbst die skrupellosesten Kriegsfanatiker nicht zu behaupten. Aber die Völker sind, nachdem man der zeitgemäß überlaut betonten Friedensliebe der Regierungen lange genug geglaubt, allmählich sehend geworden. Wenn sich die Möglichkeit ergab, ein Stückchen Landzuwachs schnell und unversehens in Sicherheit zu bringen, hat sich bis auf Deutschland, das die Ehrlichkeit seiner Friedensliebe im Falle Marokko deutlich genug bewiesen, noch jede europäische Großmacht ohne Zögern zum Kriege entschlossen. „Wenn wir von euch Völkern immer neue Rüstungsopfer fordern, so geschieht dies nur zur Erhaltung des Friedens..." Ward den Parlamentariern in Rom je etwas anderes gesagt? Und hinderte das die Verantwortlichen Italiens, mit den zur Wahrung des Friedens bewilligten Geldern einen Länderraubzug primitivster Ordnung zu unternehmen? Und jetzt im österreichischen Nachbarstaat, dessen Staatsmänner bei allen Heiligen beteuern, daß Oesterreich unter allen Umständen neutral bleiben würde? Gibt es eine ungeniertere und promptere Widerlegung der eignen Friedensbeteuerung, als der selben Staatsmänner hochheilige Versicherung, einen Einmarsch der Serben in das türkische Sandschakgebiet mit Waffengewalt hindern zu wollen?

Die in dieser Stunde eiligst geforderten Nachtragskredite für die schleunigste Erweiterung von Oesterreich-Ungarns Wehrmacht geschieht · · Graf Berchtold legt seine Hand dafür ins Feuer zwecks „besserer Erhaltung des Friedens". Wer glaubt es? Und wer außer den Herren Diplomaten, die an die stumpfsinnige Leichtgläubigkeit Europas auch nach den Fällen Tripolis und Herzegowina noch solche Ansprüche stellen, wundert sich darüber, daß sich das wirtschaftliche Europa angesichts so abgeschmackt wirkender Friedenskundgebungen und der ausgesucht jetzt fällig gewordenen „Probemobilmachungen" in Russisch-Polen Hals über Kopf zum Weltkriege rüstet?

Alle Kultur, alles Menschlichkeitsempfinden, alles Verantwortlichkeitsgefühl dem künftigen Geschlechte gegenüber empört sich gegen den Gedanken, daß zur Befriedigung internationaler Landgier noch heute Menschenblut in Strömen fließen soll. Aber vorläufig scheint es der Völker unentrinnbares Schicksal zu sein, daß die Aussicht auf ein bißchen Provinzzuwachs selbst in den zivilisiertesten Staaten des Erdenrunds jeden Kulturwillen auszuschalten vermag.

Die soziale Demokratie oder die proletarische Massenherrschaft.

Von

Dr. Johannes Unold.

Während bisher in den übrigen Industrieländern, namentlich in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten, die Arbeiterschaft, sei es unter eigener Parteiorganisation oder in unmittelbarem Anschluß an bürgerlich-liberale Parteien, ihre Interessen vertritt und an dem Fortschritt des nationalen Staatswesens kräftig mitarbeitet, lehnten die deutschen Industriearbeiter es ab, dem „Klassenstaat", wie sie unser Deutsches Reich mit seiner so weit gehenden Arbeiterschutz- und -fürsorgegesetzgebung nennen, die Mittel zu erfolgreicher Selbstbehauptung und fortschreitender Entwicklung zu bewilligen und an seiner weiteren Ausgestaltung mitzuwirken. Sie beschränkten sich lange auf grundsätzliche Opposition und nörgelnde

Digitized by Google

Kritik und machten kein Hehl daraus, daß es ihre Pflicht und Absicht sei, den Umsturz von Staat und Gesellschaft auf gesetzlichem oder anderem Wege herbeizuführen, um so die politischen Ideen der doktrinären und radikalen bürgerlichen Demokratie mit entsprechenden Uebertreibungen in ihrem eigenen Klasseninteresse zu verwirklichen. Sie trachten offensichtlich danach, mit Hilfe des allgemeinen und gleichen Wahlrechts die absolute Mehrheit im Reichstag und in den Landtagen zu erringen und dann auf dem Wege der Gesetzgebung und Verfassungsänderung die soziale Massenherrschaft, die Diktatur des Proletariats, aufzurichten. ... „Besitzergreifung sämtlicher Produktionsmittel durch das zu politischer Alleinherrschaft emporgestiegene Proletariat ist heute die Forderung der gesamten revolutionären Arbeiterklasse" verkündigte Fr. Engels noch im Jahre 1887 als Ziel der deutschen Sozialdemokratie, und auf den letzten Parteitagen hielt die große Mehrheit der radikalen Führer an diesem Programm fest.

Wie der „freie Volksstaat", so nennt die Partei ihr politisches Ideal, das wohl bei seiner Verwirklichung mehr einem „unfreien Zwangsstaat" gleichen würde, zu organisieren wäre, darüber haben sich außer Bebel in seinem Buch „Die Frau und der Sozialismus", Kautsky und anderen Führern die Parteiprogramme zu Gotha 1875 und Erfurt 1891 andeutungsweise ausgesprochen. Im Gothaer Programm wird verlangt: gleiches und direktes Wahlrecht aller Staatsangehörigen, Männer und Frauen, vom 20. Jahre an in Staat und Gemeinden; direkte Gesetzgebung und Rechtsprechung (!) durch das Volk; Volkswehr; unbedingte Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit; allgemeine und gleiche Volkserziehung durch den Staat; Vergesellschaftung der Produktionsmittel; genossenschaftliche Regelung der Gesamtarbeit mit gerechter Verteilung des Arbeitsertrags. ..

Noch etwas weiter geht das „Programm der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, beschlossen auf dem Parteitag zu Erfurt 1891". Es beginnt mit dem durch die Entwicklung selbst inzwischen als unzutreffend erwiesenen Satz: „Die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebs. Sie trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln und verwandelt ihn in einen besitzlosen Proletarier, indes die Produktionsmittel das Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern werden. Für das Proletariat und die versinkende Mittelschicht (Kleinbürger und Bauern) bedeutet dies wachsende Zunahme der Unsicherheit der Existenz, des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung. Immer größer wird die Zahl der Proletarier, immer massenhafter die Armee der überschüssigen Arbeiter, immer schroffer der Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, immer erbitterter der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat.

Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln (Grund und Boden, Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel) in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellsaft betriebene Produktion kann es bewirken, daß der Großbetrieb für die bisher ausgebeuteten Klassen zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde. Der Kampf der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Ausbeutung ist notwendigerweise ein politischer Kampf. Sie kann den Uebergang der Produktionsmittel in den Besitz der Gesamtheit nicht bewirken, ohne in den Besitz der politischen Macht gekommen zu sein.

Die Sozialdemokratie kämpft also nicht für neue Klassenprivilegien und Vorrechte, sondern für die Abschaffung der Klassenherrschaft und der Klassen selbst und für gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung.

Ausgehend von diesen Grundsätzen fordert die Sozialdemokratie Deutschlands zunächst allgemeines gleiches direktes Wahlrecht aller über 20 Jahre alten Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts für alle Wahlen und Abstimmungen; zweijährige Gesetzgebungs-

Digitized by Google

perioden; direkte Gesetzgebung durch das Volk vermittelst des Vorschlags- und Verwerfungsrechts. Wahl der Behörden (!) durch das Volk, Verantwortlichkeit und Haftbarkeit derselben. Jährliche Steuerbewilligung, Entscheidung über Krieg und Frieden durch die Volksvertretung, Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten auf schiedsgerichtlichem Wege. Rechtsprechung durch vom Volk gewählte Richter; Abschaffung der Todesstrafe; Festsetzung eines höchstens acht Stunden betragenden Normalarbeitstages u. a."

Es handelt sich hier nicht darum, die wirtschaftliche Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines derartigen kommunistischen Gemeinwesens (denn zu der Regelung der Produktion durch die Gesellschaft würde und müßte bald auch die Regelung der Konsumtion durch die Gesellschaft kommen) zu prüfen. Vielmehr beschränken wir uns auf eine kurze Kritik der neuen Staatsform, d. i. der sozialen Demokratie oder proletarischen Massenherrschaft.

Entwicklungsgeschichtlich betrachtet, ist die Sozialdemokratie mit ihrem politischen Programm die reaktionärste aller politischen Parteien. Denn sie begnügt sich nicht, wie ein Teil der Konservativen und des Zentrums, mit einem Zurückschrauben unserer politischen Zustände auf das Mittelalter, sondern sie möchte Staats- und Gesellschaftsformen der Urzeit auf unsere reich entwickelten Kulturstaaten mit ihrer dichten, hoch individualisierten Bevölkerung, ihren mannigfachen Betrieben und ihren vielfältigen Bedürfnissen anwenden. Damals, zur Zeit des Horden- oder Stammeslebens, waren die meisten Forderungen des Erfurter Programmes nahezu erfüllt. Damals herrschte Vergesellschaftung der Produktionsmittel, nämlich Gesamteigentum der Sippe an Grund und Boden (Agrarkommunismus). Damals gab es keine Klassen, sondern gleiches Recht und gleiche Pflichten aller. Damals gab es direkte Gesetzgebung durch das Volk vermittels des Vorschlags- und Verwerfungsrechts in der Gauversammlung sowie Rechtsprechung durch vom Volk gewählte Richter; Entscheidung über Krieg und Frieden durch das Volk; allgemeine Volkswehr. Damals gab es weder direkte noch indirekte Steuern, Zölle und sonstige wirtschaftliche Maßnahmen, keine Erbschaften und keine stehenden Heere. —

In den sozialdemokratischen Forderungen zeigt sich die konsequenteste Fortführung der Orthogenese, der Entwicklung in der eingeschlagenen Richtung bis zur Rückbiegung in die Anfangsstadien, ein wahrer Kreislauf des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, ähnlich den Erscheinungen des Kindischwerdens im Greisenalter.

Allein, was in jenen primitiven Zuständen, auf der Urzeitsstufe aller Völker, möglich war, nämlich Freiheit und Gleichheit der wenig differenzierten Individuen in einem unentwickelten Staatswesen, Gemeinbesitz der Sippengenossen, wenig geordnete eheliche Verbindungen (Paarungsehe und Mutterrecht), Aufzucht der Kinder durch die Sippe u. a., dürfte auf höheren Kulturstufen nur als Entartungserscheinung, als Stillstand der Kulturentwicklung aufzufassen sein. Eine solche staatliche Organisations- oder Lebensform, wie sie der Sozialdemokratie vorschwebt, wäre bei einem großen, nach vielen Millionen zählenden Kulturvolke nur möglich und wünschenswert unter der Voraussetzung, daß alle Angehörigen des Gemeinwesens gleich einsichtsvoll und gemeinsinnig, gleich tüchtig und arbeitsam, gleich gerecht und neidlos wären, daß sie in ihrem ganzen Denken, Wollen und Handeln, bei ihrem Wählen und Stimmen, sich nur durch die Rücksicht auf die dauernde kräftige Erhaltung und die beständige, durch manche Opfer zu erkaufende Höherentwicklung leiten ließen. Nur dann könnte die so wichtige Frage der freien, willigen Ein- und Unterordnung der Einzelnen unter die Gesamtheit und der natürlichen Harmonie von Ordnung und Freiheit, von Herrschaft und Selbstdisziplin, von Sozialismus und Individualismus gelöst und ein Zustand „höchster Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung" hergestellt werden.

Allein, da diese Voraussetzungen in der modernen Gesellschaft nicht so bald und so vollständig zutreffen werden, als zur Errichtung

Digitized by Google

eines wahrhaft „freien Volksstaats“ nötig wäre, so würde die geplante sozialistische oder kommunistische Staats- und Gesellschaftsordnung nur in Form eines brutalen Zwangsstaats durchgeführt werden können, zumal in einem Gemeinwesen, wo die vom Volke, d. h. von der urteilslosen Masse gewählten leitenden Behörden viel weitergehende und einschneidendere Befugnisse erhalten müßten als die heutigen Regierungen; denn sie hätten ja auch die Regelung der gesamten gesellschaftlichen Produktion und die gerechte Verteilung des Arbeitsertrags zu besorgen.

Wer vermag, selbst wenn es der größte Optimist ist, zu glauben, daß die Massen in ihren Versammlungen, in denen beim gleichen Wahlrecht aller Männer und Frauen vom 20. Jahre an wohl die Jüngsten, Unerfahrensten und Begehrlichsten immer die Majorität ausmachten, gerade diejenigen Vorgesetzten vorschlagen bzw. wählen würden, welche die höchsten Anforderungen an die Tüchtigkeit, Arbeitsamkeit, Pflichterfüllung und Uneigennützigkeit der Genossen stellten? Würden sie nicht vielmehr, wie es heute meist geschieht, denjenigen, welche durch ihre Beredsamkeit die „Meisten“ zu fesseln und durch ihre Versprechungen die Massen zu gewinnen wissen, den Vorzug geben? Würde dadurch nicht eine neue Art der Ausbeutung Platz greifen, nämlich eine Ausbeutung der Qualität durch die Quantität, der Besten durch die Meisten, der Tüchtigen und Gewissenhaften durch die Untüchtigen und Leichtfertigen, der Sachverständigen durch die Unverständigen, der Besonnenen durch die Begehrlichen? Denn die jeweils letzteren dürften auch im freien Volksstaat noch auf lange Zeit hinaus die „Mehrzahl“ bilden.

Ferner zeigen die Erfahrungen der Massenpsychologie, daß in solchen großen Volksversammlungen die einzelnen, welche an und für sich ganz verständige und vortreffliche Menschen sein mögen, der Massensuggestion unterliegen und sich unter dem Beifall der Genossen und den Schmeichelreden der Volkstribunen zu Anschauungen und Entschlüssen hinreißen lassen, welche sie als einsichtsvolle, patriotische Einzelpersönlichkeiten niemals gebilligt hätten.

Des weiteren ist es eine Erfahrungstatsache, daß die Massen die Befriedigung ihrer allgemeinsten, nächstliegenden Bedürfnisse, der sogenannten Magenfragen, der Erfüllung der höheren und ferneren nationalen und Kulturaufgaben immer vorziehen, daß die „größte Zahl“, wenn sie souverän zu entscheiden hat, ihr „größtes Glück“ stets in möglichst wenig Arbeit und möglichst viel Genuß erblicken wird. Sie hört lieber auf Versprechungen und Schmeicheleien als auf Anforderungen, welche harte Pflichterfüllung, Selbstbeschränkung, Verzichtleistung auf gegenwärtige Annehmlichkeiten zugunsten der Zukunft, Rücksichten auf andere und das ganze verlangen. Und solche höheren, wahrhaft sozialen Anforderungen müßten gerade im freien Volksstaat, in der kommunistischen Gesellschaft, immer wieder und in immer höherem Grade gestellt werden, wenn nicht aus dem gegenwärtigen Wettbewerb der Produzenten in der sozialistischen Gemeinschaft ein Wettbewerb der Konsumenten, d. h. der vom Gemeinwesen Zehrenden, entstehen sollte.

Die größte Schwierigkeit aber erwächst einer sozialen Demokratie aus der Unmöglichkeit, den von der Masse gewählten und mit so weitgehenden Befugnissen ausgestatteten Behörden die Autorität und Macht zu verschaffen, sie mit solcher Weisheit und Gerechtigkeit zu begaben, daß alle Bürger ihren Anordnungen unbedingt Gehorsam leisten und daß durch eine solche allmächtige und allweise Regierung nicht nur die höchste Leistungsfähigkeit und Vervollkommnung des ganzen, sondern auch die Zufriedenheit und dauernde Wohlfahrt aller gesichert würde. Wo und wie könnte in der sozialistischen Zukunftsgesellschaft, in welcher jeder als frei und gleich gelten will, jene allverehrte und allgefürchtete Autorität erstehen, welche nötig wäre, um die proletarischen Massen, die heute gegen jede Autorität systematisch verhetzt, zu beständiger Nörgelei und Kritik, zu Haß, Neid und Unzufriedenheit angehalten werden, für eine erfolgreiche, dauernde Organisierung nicht nur des politischen, sondern auch des gesamten wirtschaftlichen Lebens einer

Digitized by Google

Nation von 65 Millionen Köpfen zu befähigen, für eine gewissenhafte, weitblickende Politik zu gewinnen und zur Förderung der höchsten nationalen und Kulturinteressen zu veranlassen?

Und wenn schon in der bürgerlichen Demokratie, besonders wo der absoluten Mehrheitsherrschaft keine Schranken gezogen sind, eine bedenkliche Korruption der Volksvertretung und Beamtenschaft, ein Mißbrauch der Regierungs- und Gesetzgebungsgewalt im Parteiinteresse, ein Drängen nach der Staatskrippe, eine ungeheure Bestechlichkeit der Beamten und Wähler eingerissen ist, steht da nicht zu befürchten, daß in der sozialen Demokratie eine viel umfangreichere und gefährlichere Korruption, ein Günstlingswesen und Verfolgungssystem schlimmster Art Platz greifen würde? Wie leicht wäre es möglich, daß die Mehrheit der Wähler oder die Mehrheit der Abgeordneten oder auch die Mehrheit der von den Massen gewählten Beamten auf Kosten des Gemeinwesens ihre persönlichen Interessen zu befriedigen und die fleißige, gewissenhafte, überzeugungstreue Minderheit auf jede Weise auszubeuten und zu unterdrücken suchten*)?

Die Dichtkunst der Provence.

Von

Professor Dr. F. Biehringer.

Es geht uns mit manchen Gegenden wie mit manchen Menschen; sie machen auf uns, ohne daß man sich darüber Rechenschaft geben könnte, beim ersten Anblick einen tiefen, bleibenden Eindruck. Weder sind sie durch Schönheit, noch durch sonstige hervorstechende Reize ausgezeichnet, ja, man dürfte sie vielmehr schlicht, einfach, sogar dürftig nennen; und doch fühlt sich unser Auge durch ein unerklärliches Etwas immer wieder zu ihnen hingezogen.

Eine solch' geheimnisvolle Macht scheint einem kleinen Gebirgsstaat in der südlichen Provence, den wenige Stunden östlich von Arles gelegenen „Alpinen" innezuwohnen. Was Großartigkeit der Formen und Abwechslung in den Felsbildungen anbelangt, können sie sich auch nicht im entferntesten mit der hinter ihnen aufsteigenden Seealpenkette messen. Und doch, wo man auch immer einen freien Blick genießt über der Provence sonnige Landschaft mit ihren Fruchtfeldern, Baumpflanzungen und Weingärten, die Silberfäden gleich ein weitverzweigtes Netz von Kanälen durchzieht, stets kehrt der Blick wie magnetisiert zu den niederen, dunkelgrauen Bergkuppen zurück. Ist es vielleicht der beständig über ihnen lagernde bläuliche Duft, der ihnen diesen eigentümlichen Zauber verleiht oder ihre exponierte Lage dicht hinter der Cran, jenem weiten Steinmeer, dessen wüstes Aussehen schon die Phantasie der Alten derartig beschäftigte, daß sie hierher eine Herkulessage verlegten; oder ist es nicht vielmehr der Gedanke, daß dort eine der merkwürdigsten Ruinenstädte des Mittelalters sich befindet, noch sonderbarer als das vielgepriesene Ninfa in den pontinischen Sümpfen, weil es vor diesem den Vorzug hat, daß eine große Vergangenheit es mit unverwelklichem Ruhm umkränzt. Es ist Les Baux, der Stammsitz des gleichnamigen, berühmten Grafengeschlechtes, das gar manchem Thron Europas seinen Fürsten gegeben, und von dem heute noch das jüngst in männlicher Linie ausgestorbene Herrscherhaus Nassau-Oranien seinen Ursprung mütterlicherseits herleitet.

Schon die Art, wie die zerfallene Stadt den Hang eines der am weitest nach Süden vorgeschobenen Hügel der Alpinen hinankriecht, ist so seltsam, so originell, daß man zunächst davor wie vor einem Rätsel steht.

Ist es an sich schon ein ungewöhnlicher Anblick, wie die Häuser samt und sonders mit ihrer Rückseite in der Bergwand stecken, ja, wie einzelne sich völlig in diese verkriechen, wodurch die vorgebauten Fassaden fast wie Kulissen wirken, so wird dieser Eindruck des Ungewöhnlichen noch wesentlich dadurch gesteigert, daß zwischen den Werken von Menschenhand mächtige Felsklötze auf Gassen und Plätzen, ohne Wahl wirr durcheinanderliegen,

*) Vgl. Rubrik Neue Bücher.

Digitized by Google

die sonderbarsten, phantastischsten Bildungen zeigend. Das Mauerwerk der Häuser hat dem Ansturm der Elemente auf die Dauer nicht zu widerstehen vermocht. Am meisten haben darunter alle nach Nordwesten gerichteten, im gotischen Stil reich geschmückten Fassaden gelitten, die so ausgewaschen und angenagt aussehen, als wären sie jahrhundertelang unter dem Meeresspiegel gelegen. Aber trotz dieses ruinenhaften Zustandes zeigt die Art, wie die Kleeblattbogenfenster, die Ballustraden an den Balkonen ausgehauen und zierlich durchbrochen sind, daß in Les Baux einst Wohlhabenheit und Freude an künstlerischem Schmuck herrschte zu einer Zeit, wo man anderwärts noch wenig auf das Aussehen des eigenen Heimes gab. Denn schon im 14. Jahrhundert wurde die Stadt größtenteils von ihren Bewohnern verlassen. Zwar hat sie noch einmal zur Zeit der in Frankreich Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts wütenden Religionskriege eine Rolle gespielt. Sie bildete das festeste Bollwerk der schwer bedrängten Hugenotten in der Provence. Die Bautätigkeit aber hat sich damals größtenteils auf die Verstärkung der Befestigungen beschränkt, wovon jedoch kaum etwas erhalten blieb, als König Ludwig XIII. sich nach heißem Kampf der Stadt bemächtigte und die Mauern samt der Burg zerstören ließ. Damit war das Schicksal von Les Baux endgültig besiegelt.

Ihre Bedeutung wurzelt nicht in ihrer räumlichen Größe. Vielmehr hat die Entfaltung geistigen Lebens zu einer Zeit, da die Nacht der Unwissenheit noch über den meisten Ländern Europas lag, ihr einen bis zum heutigen Tage noch nicht erloschenen Glanz verliehen. Allerdings ist sie nicht die alleinige Trägerin, sie ist nur eine der Zentren für jene mächtige Bewegung auf künstlerischem und dichterischem Gebiet gewesen, die damals ganz Südfrankreich ergriff und seine hochbegabte Bevölkerung leider nur auf eine kurze Spanne Zeit an die Spitze der Zivilisation links des Rheines stellte. So besitzen wir in der Kathedrale von Les Baux, die sich noch heute unversehrt auf freiem Platze mitten in den berganſteigenden Gassen erhebt, eines der interessantesten Beispiele des burgundischen Uebergangsstiles, der im südlichen Frankreich etwa um 1150 entstanden und schon Formen der Gotik, die sich in Nordfrankreich erst nach 1200 nachweisen lassen, allerdings noch in Verbindung mit der romanischen Bauweise zeigt. Mehr noch als die heimische Architektur hat die heimische Dichtkunst in Les Baux verständnisvolle Förderung erfahren. Indes ging die Initiative dazu weniger von den Bürgern als von dem Schloßherrn aus. Dort oben auf der Burg, deren halb eingesunkene, epheuumsponnene Mauern so melancholisch auf den still Vorüberwandelnden blicken, hat man jedem fahrenden Sänger, der die gastlich geöffneten Hallen betrat, wie einem längst erwarteten Freund zugejubelt; dort hat die in Südfrankreich seit Mitte des 12. Jahrhunderts die Schwingen kühn und kühner regende Troubadourpoesie eine jener Freistätten gefunden, deren sie dringend bedurfte, damit sie sich lebenskräftig entwickeln konnte.

Es war die Zeit, da man in Frankreich mit einem Enthusiasmus ohnegleichen die Kreuzzugsidee erfaßte. Vornehmlich in der Provence, wie damals fast ganz Südfrankreich hieß, galt es für einen Ritter geradezu als Ehrenpflicht, sich die ersten Sporen im heiligen Lande zu verdienen. Dabei aber konnte es nicht ausbleiben, daß man einen tieferen Einblick in die dem Abendländer bis dahin so gut wie verschlossene Welt des Orients gewann, daß man mehr gewahr werden mußte, wie weit der blind verachtete Gegner dem Christen in geistiger Hinsicht überlegen war. Indem man bei ihm, zuerst ohne es zu wollen, in die Schule ging, regte sich naturgemäß der Wunsch, wenigstens einen Teil der neugewonnenen, freieren Lebensanschauungen in die vom engherzigen kirchlichen Geist beherrschte Heimat zu verpflanzen. Besonders die Poesie des Morgenlandes in ihrer glühenden, sinnlichen Liebe hatte es den nach galanten Abenteuern schmachtenden, provencalischen Rittern angetan. Kein Wunder daher, wenn sie, heimgekehrt, zur Dichterleier griffen, ihr ähnliche Weisen zu entlocken, wobei ihnen zustatten kam, daß man in der Provence schon seit dem 10. Jahr-

Digitized by Google

hundert über feste, dichterische Formen verfügte. Diese frühe Kunstpoesie hat sich indes, soweit sie uns erhalten ist, auf Lieder geistlichen Inhalts beschränkt, und Geistliche sind ja auch die alleinigen Träger der Kultur jener Zeit gewesen. Erst jetzt, wo das Rittertum sich an die Spitze stellte, brachen für die provencalische Dichtkunst goldene Tage an. Und die Begeisterung für sie schlug bald so tief Wurzeln, daß man von einem echten, rechten Ritter, mochte er auch sonst noch so unwissend sein, geradezu verlangte, er müsse Verse machen und sie auf einem Musikinstrument begleiten können. Was aber diesen Liedern einen ganz besonderen Wert verlieh, das war, daß man sie nicht, wie es bis dahin Sitte war, in lateinischer Sprache, sondern in der des eigenen Volkes verfaßte.

Indessen waren dadurch der allgemeinen Verständlichkeit Schranken gezogen, daß jede Landschaft in der Provence ihre eigene, stark von den anderen abweichende Mundart sprach. Diesem Uebelstand vermochte man nur dann erfolgreich zu begegnen, wenn man sich eine eigene Schriftsprache schuf. Ansätze zu einer solchen lassen sich allerdings zurück bis in die Zeit Karls des Großen verfolgen, insofern als in lateinischen Urkunden, ja selbst bei den Schriftstellern jener Zeit, zuweilen romanische Redewendungen vorkommen. Auf diesen Anfängen weiter gebaut, und aus ihnen eine klangvolle Schriftsprache geformt zu haben, ist eine Tat, die man den Troubadours gar nicht hoch genug anschlagen kann, und die ihre dichterischen Leistungen weit in den Schatten stellt. Selbst Deutschland, wo fast gleichzeitig sich die glanzvolle Blüte des Minnegesangs erschloß, hat dem nichts Aehnliches an die Seite zu setzen. Die Werke der Minnesänger sind im Dialekt verfaßt, und wenn dazu auch meist der schwäbisch-alemanische benutzt wird, so kann doch von einer rein einheitlichen, deutschen Schriftsprache damals keine Rede sein.

Wie sehr das Vorgehen der provencalischen Dichter den Italienern als Leitstern gedient, hat Dante selbst wiederholt anerkannt. Noch mehr ist dies bei Petrarka der Fall, von dem man dreist behaupten kann, er hätte seiner Leier wohl kaum so süße Weisen entlockt, wenn er nicht die Vorbilder dafür bei den Troubadours gefunden hätte. Denn keine Poesie anderer Zeiten und anderer Zungen hat sich so in den Dienst der Liebe gestellt, ist so durch und durch lyrisch gewesen wie die provencalische. Sie glich einem Kinde, das auf blühendem Rasen mit Wiesenblumen spielt; die epische Fülle und die dramatische Kraft eines Wolfram von Eschenbach, eines Gottfried von Straßburg, blieb ihr versagt. Nur wenn sie ihre Spitze gegen die Uebergriffe des Klerus kehrt, wenn sie in den „Rügeliedern" (Sirventes) als Wächter der Moral auftritt, wird ein Ton angeschlagen, der wie Posaunenklang, wie die Weissagung aus dem Munde eines der Propheten des alten Bundes klingt.

Daß eine Dichtungsart, die sich so enge Grenzen gesteckt, über kurz oder lang zu leeren Formen erstarren mußte, lag auf der Hand, um so mehr, weil der Troubadour nicht die einfache, schlichte Liebe zwischen Mann und Weib, sondern jenes komplizierte Gefühl der Minne besang, das in einem bis ins Maßlose gesteigerten Frauendienst bestand. Allerdings kam ihm dabei der Zug der Zeit, die Mode, wenn man so sagen will, entgegen, die solche Frauenverehrung als notwendig zur ritterlichen Ausbildung verlangte. Kein Sänger hätte irgendwie auf die Teilnahme seiner Zuhörerschaft rechnen können, wenn er sich nicht eine hochstehende Frau, die er vielleicht bis dahin nie im Leben gesehen, zu seiner Herzensdame auserkoren, und sie in seinen Liedern besungen hätte. Das schloß aber nicht aus, daß aus solch einem platonischen Verhältnis zuweilen ein recht greifbares wurde, wobei man zuweilen zu den größten Albernheiten sich hinreißen ließ. Wir besitzen ja auch in Deutschland das Beispiel eines solch abgeschmackten Liebesabenteuern nachhängenden Sängers in dem bekannten Minnesänger Ulrich von Lichtenstein, der das Waschwasser der von ihm zu seiner Herrin Erkorenen austrinkt, sich ihr zu Gefallen den Finger abhacken läßt und ihr denselben dann als Zeichen seiner Verehrung in einem köstlichen Futteral übersendet.

Was aber der Troubadourpoesie bei allen Mängeln doch eine große Lebensfähigkeit ge-

Digitized by Google

währleistete, das ist, daß sie nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich auf nationalem Boden steht. Ihre Bilder und Redewendungen sind nicht, wie es bis dahin geschah, dem klassischen Altertum und seinen Dichtern, sondern dem heimatlichen Vorstellungskreis entlehnt. In ihnen spiegelt sich treu der Charakter der Provencalen, ihre Denkweise, ihre ritterlichen Vorzüge und Untugenden, die geistigen Strömungen und Vorurteile jener Zeit wider. Dies ist ohne Zweifel dem Umstand zu danken, daß die Großen des Landes sich an der Spitze der ganzen Bewegung setzten. Ja, noch mehr, die Troubadourpoesie würde sich wahrscheinlich überhaupt nicht haben entfalten können, wenn sie des Schutzes der Mächtigen hätte entbehren müssen. Einen regelrechten Verdienst in unserem Sinne brachte ja das Singen und Sagen nicht ein; der Troubadour war lediglich auf die Geschenke, die er empfing, angewiesen. Wohl war die Begeisterung so groß, daß mancher Ritter für ein Lied opferfreudig seinen letzten Heller hingab, daß in den Burgen vieler Edlen stets die Tafel gedeckt für den Sänger bereit stand. Dabei blieb es aber doch nicht aus, daß dieser nicht selten empfindlichen Mangel litt. Nur derjenige sah sich davor bewahrt, der sich die Gunst eines Fürsten und damit eine Anstellung als Hofdichter errang. Erwartungsvoll richteten sich dabei die Blicke besonders auf den Hof der Baux.

Diese hatten sich von einfachen Schloßherren nach und nach zu Gebietern der halben Provence, von Marseille bis hin nach Orange aufgeschwungen. Das Anwachsen ihrer Macht gab ihnen zugleich die Mittel an die Hand, wirkungskräftig die Künste zu unterstützen. Dem Zug der Zeit entsprechend nahm dabei die Poesie die erste Stelle ein, so daß Les Baux bald der berühmteste Sammelplatz der Troubadours wurde. Besonders gegen Ende des 12. Jahrhunderts erreichte dort dies geistige Leben seinen Höhepunkt. Zahlreiche Lieder feiern das Andenken des Vizegrafen Barral von Baux, dessen Vorliebe für die edle Sangeskunst so weit ging, daß er seine Gattin Adalasia zwang, mit den bedeutendsten der Sänger an seinem Hof, Folquet von Marseille und Peire Vidal ein Minneverhältnis anzuknüpfen. Sein Verwandter Witzel, ein Zeitgenosse Kaiser Friedrich Barbarossas, wie auch der einer späteren Generation angehörende Wilhelm von Baux, Graf von Orange, den Kaiser Friedrich II. im Jahre 1214 mit dem Königreich Arelat belehnte, haben sich sogar selbst als Troubadours hervorgetan. Auch Wilhelms Bruder Hugo ist ohne Zweifel den Troubadours ein gnädiger Herr gewesen, da der Dichter Perdigon gerade im Hinblick auf ihn des öfteren die Redensart gebraucht: „Wenn es Gott und den Baux gefällt." Ja, diese müssen den Ueberlieferungen ihres Hauses auch dann treu geblieben sein, als die Albigenserkriege gleich einem Sturmwind über Nacht die schönsten Blüten vom Baume der provencalischen Dichtkunst wegfegten. Wenigstens legt ein glänzendes Zeugnis dafür ab die Klage des wegen seiner warmen Parteinahme für den unglücklichen König Manfred so berühmt gewordenen Troubadours Paulet von Marseille bei dem Tode Barrals von Baux, der 1270 zu Neapel als Großrichter des sizilianischen Königreichs starb. „Ritter, Edelknaben und Spielleute," so meint er, „müßten jetzt bekümmert nach der Provence kommen, da sie mit Herrn Barrals Tod die Saat, Blüte und Frucht des Verdienstes verloren hätten."

Indes den immer weiter fortschreitenden Verfall der provencalischen Dichtkunst konnten auch so hochherzige Gönner nicht aufhalten, besonders, nachdem sie jegliche Macht eingebüßt hatten, seit Karl von Anjou als unumschränkter Gebieter in der Provence herrschte. Der Stammsitz des Geschlechts Les Baux ward schließlich zu Beginn des 14. Jahrhunderts sogar an die Anjous verkauft, worauf ein großer Teil der Bevölkerung auswanderte. Wohl versuchte im 15. Jahrhundert der ritterliche Titularkönig von Jerusalem und Neapel René der Stadt einen Teil des früheren Glanzes wiederzuschenken, indem er dort, von Sängern umgeben, Hof hielt, aber vergebens, die Muse war nicht nur aus Les Baux, sie war aus ganz Südfrankreich entwichen. Ihrer besten Kräfte beraubt, nach wie vor immer in dem gleichen Gedankenkreis sich bewegend,

Digitized by Google

immer dieselben Formen wiederholend, mußte die provencalische Dichtkunst bald zu einer leeren, zunftmäßigen Verstandesübung herabsinken. Aber trotzdem hat sie sich bis ins 15. Jahrhundert hinein gehalten. Dann aber entschwand sie rasch dem Gedächtnis der Nachwelt. Nur ein verzerrtes Bild von dem, was einst der Troubadour geleistet, blieb. Man gewöhnte sich daran, in ihm eine Art Don Juan, ausgestattet mit allen ritterlichen Tugenden und der Gabe des Gesangs, zu sehen, dessen ganzes Streben darauf gerichtet war, Lieder zu dichten und galante Liebesabenteuer zu bestehen.

Erst Mitte des vorigen Jahrhunderts trat darin ein Wandel ein. Dem Dichter Jasmin aus Agen gebührt der Ruhm, der erste gewesen zu sein, welcher seine Lieder wieder in provencalischer Mundart schrieb. Seinen Fußtapfen folgte ein Kreis von Schriftstellern und Dichtern, die zum Bund der Félibres, der „Buchmacher" (faire libres), zusammentraten. Sie gelobten sich gegenseitig, die alte, klangvolle Langue d'Oc, die, einst die Sprache der Fürsten und Dichter, nur noch von den Lippen des niederen Volkes ertönte, wieder in ihr Recht einzusetzen. Auch der Stoff zu ihren Schöpfungen sollte in erster Linie dem heimischen Vorstellungskreis, vornehmlich der höchsten Glanzzeit, den Tagen der Troubadours, entnommen werden, alles zu dem Zwecke, damit die Provencalen sich wieder auf sich selbst besännen und aufhörten, ihre geistige Selbständigkeit dem alles uniformierenden französischen Staat zum Opfer zu bringen.

Der Leiter dieser ganzen Bewegung war und ist heute noch der jetzt zweiundachtzigjährige Dichter Frederi Mistral. Sowohl in seinem ältesten, in den fünfziger Jahren entstandenen Epos „Mirèio", das sich seinen Weg weit über Frankreichs Grenzen bahnte, wie auch den um acht Jahre jüngeren „Calendou" und dem 1890 erschienenen Trauerspiel „La Reino Jano" hat er mit unvergleichlichem Geschick die glänzende Vergangenheit seines Volkes mit der Gegenwart zu den anmutigsten Bildern verwoben. Es ist kein Zufall, daß in allen drei Werken Les Baux eine so hervorragende Rolle spielt. Der Dichter, am Nordrand der Alpinen geboren, wird häufig schon in früher Jugend durch das Felsengewirr jener Berge dort hinüber gewandert sein. Beim Anblick der seltsamen Ruinenstätte wird dem leicht Erregbaren zuerst der Wunsch rege geworden sein, eine Wiedergeburt seines Volkes im Sinne jener großen Vergangenheit wieder heraufzuführen. Seine Werke, im Dialekt der Umgegend von Arles geschrieben, wurden zunächst in den anderen Gauen der Provence gar nicht verstanden. Dem war nur dann erfolgreich zu begegnen, wenn man versuchte, nach dem Beispiel der Troubadours wieder eine allgemein gültige Schriftsprache zu schaffen. Den ersten Schritt dazu hat Mistral getan. Nach fast vierzigjähriger Tätigkeit hat er im Jahre 1886 ein Wörterbuch der provencalischen Sprache: „Lou Trésor (Trésor) dou Félibrige" herausgegeben, in dem die verschiedenen Mundarten von Oc gesammelt und auf ihren gemeinsamen Ursprung zurückgeführt sind. Ob Mistral damit erreichen wird, daß diese wiederhergestellte Langue d'Oc je, wie einst zur Zeit der Troubadours, von der Rhone bis nach Biscaya und Katalonien sich als allgemein verstandene Schriftsprache neben der französischen Landessprache einbürgern wird, erscheint mehr als fraglich. Das Verdienst aber wird ihm keiner schmälern können, daß auf dem festen Grund, den er gelegt, sich eine echt provencalische Poesie als bodenständige Heimatkunst wieder frei und lebenskräftig entwickeln kann.

Das Tagebuch einer Schauspielerin.

Von

Julius Bab.

In der deutschen Presse gibt es seit ein paar Monaten einen leidenschaftlichen Streit darüber, ob das bei Robert Lutz in Stuttgart erschienene Buch „Aus dem Tagebuch einer deutschen Schauspielerin" ein erfundener Schund oder eine wertvolle Wirklichkeit ist. So in dieser Gegenüberstellung. Dabei scheint mir diese Art von

Digitized by Google

Diskussion interessanter und amüsanter als das ganze Objekt. Was für ein Begriff von Wahrheit und Wert, von Dichtung und Leben enthüllt sich da! Als ob ein absolut gedichtetes Buch nicht die tiefsten, revolutionärsten Wahrheiten enthalten könnte, während eine Wirklichkeitsaufnahme von phonographischer Treue ohne den geringsten Wahrheitsgehalt, ohne irgendeine lebendige Bedeutung sein kann. Wahrheit ist nämlich etwas, was nur das Subjekt schafft; was ein Dichter, dessen Gefühle in die Tiefen des Lebens reichen, aufzuzeichnen vermag, das ist immer wahr: was ein unoriginelles, innerlich wahres Subjekt erlebt und etwa niederschreibt, das braucht keinen Funken Wahrheit zu enthalten. Wirklichkeit ist noch lange keine Wahrheit, und die Wahrheit bedarf keines Wirklichkeitsbeweises. Die Kritiker, die aus dem verlogenen Stil dieses Buches seine Unechtheit als Tagebuch folgern wollen, stehen auf demselben niedrigen Niveau der Einsicht wie der Verleger, der sich die Echtheit des Tagebuchs gerichtlich attestieren läßt, weil er damit seinen Wert darzutun glaubt. Als wenn es keine wertlose Wirklichkeit, kein unechtes Erlebnis, keine verlogenen Tagebücher gäbe!

Ich für mein Teil bin fest überzeugt, daß dieses Tagebuch weder ein erfundener Schund, noch eine wertvolle Wirklichkeit ist, sondern eine schundige Wirklichkeit, eine echte Wertlosigkeit. Obwohl gewisse Anordnungen und Kompositionen stark romanhaft wirken, will ich den prozessualen Bemühungen und eidesstattlichen Versicherungen des Herrn Verlegers gern glauben, daß diese Effekte der Zufall oder doch nur die geschickte Zusammenstreichung der authentischen Tagebücher zustande gebracht hat. Der Typus, der aus diesem Tagebuch spricht, der Typus der literarisch durchseuchten, in jeder Empfindung unechten höheren deutschen Bürgerin, der Gouvernantentypus mit der Freiheitspose ist leider nirgends, auch am Theater nicht, so selten, daß man ihn zu erfinden brauchte. Dies Buch ist höchstwahrscheinlich objektiv ebenso wahr, wie es subjektiv verlogen ist.

Man höre die Fakten und höre sie möglichst mit den Worten der Tagebuchschreiberin. Sie wächst auf als Tochter eines Pfarrers auf dem Lande, „milder harmonischer Lebensgenuß erfüllte die Stunden". Die Jugend war nicht nur „reich an Sonnenschein", sie war geradezu eine „Sonnenjugend". An „traulichen Abenden" ging man an das „Lesen und Erklären der großen Werke der Weltliteratur". Das merkt man sozusagen! Hier ist die Wurzel alles Uebels. Ein Mensch, dessen Gefühlskraft seiner literarischen Bildung nicht im mindesten gewachsen ist, und der fortan eigentlich nur noch Zitate, literarische Phrasen erlebt, die ihm im Keim jedes ursprünglich aufstrebende Empfinden töten. Unsere Heldin wird nach dem Tode des Vaters Lehrerin, was sie benutzt, „um ein gutes Wort, eine kräftige Lehre in die empfänglichen Seelen zu senken". Ihre Schwester Anna, der „Jugendgenoß" aus der „wunderreichsten Zeit des Lebens, der Jugendzeit", verheiratet sich mit einem nicht sonderlich geliebten Vetter von Pastor, wobei Helene (Helene Scharfenstein nennt sich die Schreiberin) sehr moralische und zugleich unangenehm aufgeklärte, altkluge Bemerkungen über Liebe und Ehe macht. Sie hat etwas von jener trockenen, kalten Sinnlichkeit, die über alles weise reden kann, und die nach meinem Geschmack unanständiger ist, als zügellose Leidenschaft jemals sein kann. Sie bemerkt, wie im Theater ein Freund die Ballettense, „diese Geschlechtsschwester", durchs Opernglas besieht, findet, daß es ein Anblick „für raffinierte Schönheitsgourmets" sei, und stellt sinnige Vergleiche zwischen dem Körper dieser Dame und ihrem eigenen an. Allmählich geht sie von der Schule zum Theater über, und zwar charakteristischerweise nicht zufolge eigener elementarer Gefühlserlebnisse, sondern lediglich auf dem Wege über die Literatur. Diese, ach so gebildete Dame leiht sich, ehe sie eine Ibsenvorstellung besucht, viele „einführende Bücher" und wünscht sich hinterher der „Mundwalt des Dichters" zu sein. Am Ende beschließt sie, zur Bühne zu gehen, wenn — „wenn ich Talent habe". Ist schon jemals ein wirklich berufener Schauspieler zur Bühne gegangen, ohne vorher felsenfest von seinem Talent, und der Notwendigkeit, es gegen den stumpfen Wider-

Digitized by Google

stand der Welt durchzusetzen, überzeugt zu sein? Unsere kluge und tugendsame Jungfrau aber gibt natürlich ihren Lehrerinnenposten erst auf, nachdem man ihr den Wert ihrer gebildeten und gefühlvollen Vortragskunst attestiert hat. — O, wer kennte sie nicht an deutschen Bühnen, diese verkleideten Oberlehrerinnen, diese durchaus gebildeten Damen mit der ebenso klaren wie empfindsamen Deklamation und der hundeschnäuzigen Kälte ihrer tiefunschöpferischen Seele!? So eine wird also Helene!

Schnell nimmt sie „das neue Leben in die starken Arme", obwohl sich von ihrer bürgerlichen Herkunft her „in mir und an mir zuviel Widerstände wehren". Wenn sie schlechte Kritiken kriegt, schimpft sie nicht wie der junge Kainz auf diese verruchten Idioten von Zeitungskulis, sondern notiert „möglich, daß der Mann recht hat. Ich werde mich prüfen und den Fehler korrigieren." Fleiß und Betragen: gut, verehrte Lehrerin; Talent: mangelhaft. — Nachdem Helenchen lange Zeit tugendhaft, aber fasziniert auf den berühmten einen Punkt gestarrt hat, beginnt sie schließlich mit einem alten Freunde ein Liebesverhältnis. „Starke Herzensgefühle hoben meine Arme und führten sie." Auch sagt sie von sich, dem Weibe „mit ihrer ganzen Tiefe und all dem Stolz, aber auch mit Hingabe und Sehnsucht gehört sie dir. Des sollst du gewiß sein. Und ich weiß auch, daß deine Liebe mir gehört. Von ihr sprich mir in dieser Stunde, von anderem aber schweige. Dein Weib werde ich nie, deine Liebe aber fordere ich." Kann man in seines Lebens größtem Augenblicke vollkommener zitieren? Das ist vorher, hinterher aber äußert sie zu dem Geliebten, „du mußt erst noch in die Gewohnheit des Liebebesitzes hineinwachsen, dann wirst du ruhig, sicher und zufrieden sein". Danach „verläuft unser Liebesleben in edlen, schönen Bahnen", und Verfasserin „ergötzt sich" an der „Reinheit und Leidenschaft, mit der er sich an meiner Wohlgestalt freut." — Gibt es Ekelhafteres, lieber Leser, als diese mut-, luft- und lichtlose, nie das dumme bißchen Verstand überrennende, und deshalb eigentlich rechtlose und schamlose Sinnlichkeit der geborenen Gouvernante?

„Das solide dicke Bürgerblut sträubt sich gegen die Einimpfung des leichten, schäumenden Komödiantenserums." Dies dürfte trotz der Geschraubtheit des Ausdrucks richtig sein. Immerhin wird Helene, nachdem ihr Geliebter sich wegen einer unheilbaren Krankheit von ihr getrennt hat, und sie wegen kleiner Gage und großer Toilettenansprüche in Druck geraten ist, die Maitresse eines reichen Fabrikanten. Nach vielen sehr pathetischen Deklamationen, aber ohne daß man eigentlich den Eindruck bekommt, daß jede andere Möglichkeit versucht ist. Sie behauptet, noch ehe dieses Ereignis eintritt, noch als die Verbindung mit dem ersten, wirklich Geliebten, besteht, „zu dem Geschlechtsverkehr mit dem zweiten Mann entschließen wir uns leichter, als wir es beim erstenmal taten. Das Edeltum ist uns durch die illegitime Hingabe unserer Jungfräulichkeit verletzt und vermindert worden." Dieses mag für eine so im innersten Kern philiströse Natur wie dieses Helenchen stimmen — es ist das äußerste Gegenteil von dem, was alle wirklich starken, freifühlenden Frauennaturen erlebt haben, denen die selbstgewählte Hingabe lebendigster Aufschwung und stolzester Schutz, das Wort „illegitim" aber etwas absolut Totes war. — Mit dieser selben Mischung von lascher Sinnlichkeit und konventioneller Moral stümpert sie dann weiter, bis sie die durchaus linkshändige Gemahlin eines Barons wird, von dem sie sich nach kontraktlicher Zusicherung eines Landbesitzes, ein Kind zu bekommen, bereit erklärt. Und nach dieser Manipulation, die die verehrte Schreiberin ironisch, aber durchaus nicht unrichtig „planvolle Abgefeimtheit" nennt, lügt sie sich plötzlich vor, „das ist das Verlangen meiner Frauenschaft und meines natürlichen Mutterberufes", das Rittergut nämlich! — „So kam Lenchen auf das Land", und die Schauspielerei und die Tagebücher haben ein Ende. — Ich bin fest davon überzeugt, daß bei dieser durch und durch verphrasten Natur der Schauspielerberuf ebenso bloßer Selbstbetrug war, wie jetzt der plötzlich entdeckte Mutterberuf. Ein Mensch, der immer nur von äußeren Zufällen und seiner Bequemlichkeit getrieben wird, für alles aber die große

Digitized by Google

„idealistische" Redensart bereit hat. Eine Mimin, die vor der Rolle der Goetheschen Iphigenie zunächst einmal das Bedürfnis hat, sich „für die Auffassung den Vortrag von Kuno Fischer zu besorgen, in dem er die Iphigenie analysiert". Eine Schauspielerin, die schließlich selber ihren Beruf „mehr eine von notwendigen, äußeren, natürlichen Gaben und künstlichen Zutaten des Schauspielers begleitete und unterstützte Wissenschaft, als eine Kunst mit ursprünglicher Schöpferkraft" — nennt — was für ihre Schauspielkunst ja wohl auch zutreffen wird. Kurzum eine Gouvernante und keine Schauspielerin.

Eine Gouvernante, die sich als Künstlerin gebärdet, ist eine Lüge, und deshalb ist dies ganze Buch verlogen. Verlogen in allem Subjektivem, in allem Wie. Das Was mag wahr sein; so wenig wie gegen die „Echtheit" dieser Tagebücher überhaupt, ist gegen die objektive Richtigkeit der geschilderten Zustände einzuwenden. Und hier muß man sich aufs Entschiedenste gegen die Leute wenden, die den verlogenen Ton dieser Schreiberin als Argument gegen das Zutreffende der geschilderten Theaterverhältnisse verwenden, die die Richtigkeit der hier dargestellten Tatsache bestreiten, der Tatsache, daß die heute bestehende Theaterverfassung die Schauspielerin im Prinzip zur Prostitution verurteilt. Helene Scharfensteins, von prüdem Moralismus und temperamentloser Sinnlichkeit eingestellter Blick sieht diese Dinge vielleicht zu ausschließlich, und sicher nicht in der rechten Beleuchtung. Aber die Dinge sind da. Es werden noch immer an den meisten mittleren Stadttheatern erste Schauspielerinnen mit 3 400 Mark monatlich und doppelt so hohen Toilettenanforderungen angestellt. Es sind noch immer für tausend Direktoren, Agenten und Habitués die Schauspielerinnen „Freiwild". Die Prostitution ist selbstverständlich nicht die ausnahmslose und regelmäßige Folge; aber mag sie noch so oft durch glücklichere Vermögensumstände einerseits, durch eine ganz ungewöhnliche Kraft zu hungern und zu kämpfen andererseits vermieden werden — sie bleibt unter den bestehenden Verhältnissen das im schlimmsten Sinne „Normale". Das Normale: das was der bestehenden und geduldeten Gesellschaftssituation logisch entsprechen muß, und das zu vermeiden ein Glück oder eine Kraft nötig ist, auf die zu rechnen die Gesellschaft kein Anrecht hat. Ich neige sehr dazu, in jeder öffentlichen Diskussion jedem Debattierenden den guten Glauben zuzusprechen. Aber da ich viele Jahre unmittelbar im Theaterbetriebe gelebt habe, so bekenne ich, daß meine Phantasie nicht ausreicht, mir die Psyche alter Theaterleute vorzustellen, die gutgläubig die Existenz dieser wahrhaft himmelschreienden Mißstände bestreiten, wie dies doch bei der Debatte über Helene Scharfensteins Tagebuch wieder von sehr namhaften Personen geschehen ist. Ich möchte zum Schluß noch einmal betonen: so wenig dies Tagebuch als Dokument menschlicher Wahrheit in Betracht kommt, weil es von einer uneigenen, literarisch verfälschten Natur geschrieben ist, so sehr hat es mit den dort aufgezeichneten äußeren Realitäten seine Richtigkeit. Eine wirkliche Menschendarstellerin wird auf all diese Umstände anders reagieren als Helene Scharfenstein; aber die Umstände sind so wie sie hier angezeigt werden — genau so verrucht.

Aus der Reichshauptstadt.

Roald Amundsen.

(Ein Profil.)

Als das Licht der Pultlampe im dunklen Saale wie ein Glühwürmchen über der Katheder fläche schwebt, steht unterhalb des weißen Stoffquadrates, das unmittelbar unter der Saalkuppel über eine pompejanisch rot gefärbte Fläche gespannt ist und sich mit huschenden Lichtreflexen darauf vorbereitet, der Spiegel der Taten des Südpolentdeckers zu sein — Roald Amundsen selber. Unten am grünen Tische hat der Mann, der wahrhaftig kein Mann der grünen Tische ist, dem ordensgeschmückten Vorsitzenden der „Gesellschaft für Erdkunde" und seinem gemessenen, nasalen Willkommengruß mit einem seltsamen, leeren Blick ins Gesicht gesehen: etwa mit dem Blick eines Hundes, der Teilnahmlosigkeit vortäuscht, während sich in ihm alle Kräfte zum

Digitized by Google

Ansprung ballen. Dann aber schiebt er mit einem kurzen Ruck den Stuhl zurück, duckt den Rücken und rennt mit eiligen Schritten die Stufen berauf auf die Rednerbühne, wo der Schatten seine schwarze Leiste um sein Bild stellt, und die kleine Glühlichtflamme jeden Einzelzug des Bildes scharf herausarbeitet.

Francis A. Cook, den Roald Amundsen als Konkurrenten nicht anerkennen wird, der sich aber zuletzt vor der Berliner Gemeinde das Goldene Vließ des Titels „Pol-Entdecker" um den Hals hing, zeigte in seinem Antlitz die Schwielen, die ihm die Hand des Lebens geschlagen hat: in seiner Haltung, die sich von Zeit zu Zeit langsam senkte, in seiner Geste, die wie sein Lächeln immer wieder unsicher, beengt wurde, daß er den echten oder mit Hilfe einer Lüge erbeuteten Ruhm seines Daseins teuer hat erkaufen müssen. Roald Amundsen aber gibt, ganz abseits von der vergrämten Leidensmiene Cooks, die typischen Züge eines jener nordischen Kulturträger, denen man auch im Bezirk der skandinavischen Literatur auf Schritt und Tritt begegnet; die sich, von Haus- und Herdgenüssen übersättigt, vom Reiz des Exotischen einfangen ließen, und die in ihnen hoch aufgespeicherten Energien hinter der Maske des Weltmanns verschließen. Auch hier der wundervoll geschnittene, langschößige Frack; der gleißende Ordensstern auf dem unteren Teil der linken Frackklappe; die feine, auch in der entlegensten Saalecke sichtbare Scheitellinie, die sich durch das scharfgrau melierte Haar den Weg bahnt; der Schwung der selbstgebundenen Kavalierkrawatte. Ueber dem geschniegelten Gewand aber steht dieser kühne, vom Rasiermesser amerikanisch glatt gehobelte Eroberkopf; dieses Adlerprofil mit der hochgewölbten Nase, die vorspringt, wie ein Nordlandsfelsen; mit dem eckigen Kinn, das mit der Unterlippe durch zwei Falten der Entschiedenheit verbunden ist. Und man weiß, auch bevor die schallende Kommandostimme dem Eindruck zuhilfe kommt, auch bevor die vom schneeweißen Manschettensaum eingegitterte, schlanke und gepflegte Hand den Zeigestock umklammert, wie Wotan den Speerschaft, daß diese Stirn das Vorgebirge ist, das sich über einem Massenvorrat von Tatkraft wölbt: daß hinter diesen wie Stahlschneiden blitzenden Augen die Sehnsucht, sich mit der Natur herumzuraufen, den Elementen den Fuß auf den Nacken zu setzen, das Wort „Unmöglich" aus dem Lebensvokabularium zu streichen, fest verankert liegen. Heute der Frack, die gedämpfte, gesellschaftlich polierte Bewegung: morgen der Trotz, der seinen Gegner nur in den entlegensten und gefahrvollsten Zonen des Weltganzen sucht und findet: das ist der mehr als pikante Gegensatz inmitten der Eigenart dieser modernsten Kulturpioniere.

Auch andere Eigenschaften, die Roald Amundsen, der Rhetor, zeigt, kommen direkt aus dem Speicher des absoluten Tatenmenschen. Seine Rede — wenn er durch das Aufpochen seines Stabes oben im Spiegel der Kamera die gefahrvollsten Szenen, die drohendsten Abenteuer auftauchen läßt — ist: „Ja, ja: nein, nein". Sein Vortrag, die Konzession des Energikers, dem jeder überflüssige Satz im Grunde ein Greuel ist, bleibt, wenn nicht gerade eine Sekunde lang die Lichter des Humors darüber hinspielen, karg, nüchtern, eintönig und stellt vor den kahlen Prospekt des glanzlosen Ausdrucks nur die Wucht der Taten. Amundsen wirbt an keiner Stelle seiner Schilderung mit einem Hilfsmittel der Sentimentalität, oder mit einem anderen rednerischen Trick um die Teilnahme der Hörer, die er nur seiner, in das verschlissenste Wortgewand gekleideten Leistung zu danken haben will. Er überspringt Tausend-Meilen-Strecken mit ein paar farblos-kalten Sätzen, annonciert seine stärksten Kapitel, aus denen das heisere Gekläff von Strapaze und Entbehrung einschüchternd heraustönt, mit einem ganz kühlen: „Ich werde mir jetzt erlauben, Ihnen mitzuteilen . . ." — ungefähr so sagts der Jahrmarktsausrufer auch — und unterlegt selbst den ergreifendsten Bildern auf der Lichtbildtafel nichts als eine kurze, kommentarlose Unterschrift. Er spricht von Tagesfahrten innerhalb einer Temperatur von 55, 56, 57° unter Null, von den Gefahren der Eisspalten, von dem Zwang, sich von Hundefleisch nähren zu müssen, so, als ob diese Auflehnungsversuche der Natur die Behaglichkeit des Polarforschers nur vergrößern könnten. An diesem Amundsen scheinen, wenn er erst die nicht allzu breite Brust unter dem Fellpanzer, den schlanken Kopf, der dem des Schauspielers Ferdinand Bonn etwas ähnlich sieht, unter der Pelzkapuze geborgen hat, überhaupt die Pfeile der Elementargewalten stumpf zu werden. Die Erzählung der Gefahren nimmt er — ich sagte es schon — sehr leicht. Aber mit einem Optimismus, der an dieser Stelle ein Spaß für sich ist, führt Amundsen sein Publikum mit besonderem Eifer gerade auf die Sonnenseite seiner Erlebnisse, sagt es immer wieder, wie ihn der Wettergott lieb gehabt hat, malt seinen Aufenthalt in Schneehöhlen und Holzhütten mit Farben, die ich etwa an die Skizze des Shepheard-Hotels in Kairo oder des Pera-Hotels in Konstantinopel wenden würde, und hängt über der Abbildung seiner Einkehr in der ersten Winterstation, in „Framheim", das rühmende Plakat dieser Worte auf: „Es war das reine

Digitized by Google

Sanatorium!" Und ebenso wie die Waffe des Optimismus, diese Waffe, die an der Seite des Tatenmenschen niemals fehlen darf, hat Amundsen auch sein Temperament gut abgerichtet, und neben die Rosse seiner vorwärtsschäumenden Energien die braven Dienstpferde „Geduld" und „Phlegma" eingespannt. Auch davon gibt es hier eine kleine Kostprobe, wenn der Lichtbilderreflektor diese oder jene Landkarte, dieses oder jenes Bild nicht aufrecht, sondern auf dem Kopfe stehend, auf die Stofftafel projiziert. Andere „große Männer" würden sich darüber vielleicht entrüsten, nervös werden. Roald Amundsen aber sieht gemächlich in sein Manuskriptblatt, sagt in seiner gaumigen Sprache, seinem monotonen Norwegisch-Deutsch: „Oh, ich erkenne diese Gegend gar nicht wieder", wartet getrost ab, bis das Bild in der richtigen Lage auf der Leinwand erscheint, eine Minute lang, zwei Minuten lang, drei Minuten lang, und setzt erst dann, wenn man ihm das Stichwort gegeben hat, mit den ganz gelassenen Worten: „Ich werde mir nun erlauben, Ihnen zu erzählen . . ." seine Reise durch Schnee und Eis, durch Polarnacht und Lebensgefahr gemütlich weiter fort . . .

„Immer mit die Ruhe," sagt der Berliner.

Urbanus.

Neue Bücher.

Politik im Lichte der Entwicklungslehre. Von Dr. Johannes Unold. Verlag von Ernst Reinhardt in München 1912.

„Die Wahrheit liegt in der Mitte" -- bemerkt der Verfasser im Vorworte. Dies Sich-Verhalten am goldenen Mittelwege bedeutet keine Flauheit, sondern eine Vielseitigkeit, die historische, juridische und biologische Gesichtspunkte im Rahmen einer durchaus individuellen Betrachtungsweise zu verwenden versteht. Das ganze, mehr als 700 Seiten umfassende Werk ist streng wissenschaftlich und zugleich in einer anziehenden, allgemein verständlichen philosophischen Form gehalten. Wir durchwandern ein weites, doch immer fruchtbares, immer aktuelles Gebiet. An Probleme von tiefster Bedeutung, wie an die Frage über den höchsten Zweck der Politik, über die menschliche Gesellschaft, über die einzelnen Staatsformen, über die Entstehung der Sozialdemokratie (siehe das Probekapitel in diesem Heft der „Gegenwart") reihen sich interessante Kulturbetrachtungen über das Deutsche Reich von heute. Der Verfasser gelangt nach und nach vom Allgemeinen zum Positiven, ist aber immer gleich packend und immer gleich tief.

III. Deutscher Jugendgerichtstag. Der diesjährige Jugendgerichtstag, der für den 10. bis 12. Oktober nach Frankfurt a. M. einberufen war, stand unter der Losung: Notwendigkeit und Dringlichkeit gesetzgeberischer Maßnahmen gegenüber der Kriminalität der Jugendlichen. Um die Grundlage für eine solche Reform festzustellen, ist am ersten Verhandlungstag das Problem des Verhältnisses von Strafe zur Erziehung, von Sühne zur Besserung vom theoretischen Standpunkte aus erörtert worden. Die beiden sich gegenüberstehenden Anschauungen über diese Kernfrage des Jugendstrafrechtes wurden in den Referaten von Professor Foerster-Zürich und Professor Freudenthal-Frankfurt a. M. zum Ausdruck gebracht. Am zweiten Tage wurden die Straf- und Erziehungsmittel im einzelnen auf ihre Wirksamkeit und Brauchbarkeit hin geprüft und Vorschläge für die Reform beraten werden. Hierfür waren als Referenten Professor Graf Gleispach-Prag, Jugendrichter Allmenröder-Frankfurt a. M. und Pastor Backhausen-Hannover gewonnen worden. Am Schlußtage war unter Zusammenfassung der Ergebnisse der beiden vorhergehenden Tage die Frage der Dringlichkeit eines besonderen Jugendgerichtsgesetzes und sein Inhalt zur Beratung gestellt worden, wofür Oberlandesgerichtspräsident a. D. Exzellenz Hamm-Bonn das Referat übernommen hatte.

Die Verhandlungsgegenstände dürfen im gegenwärtigen Augenblick, in dem die Jugendgerichtsbewegung durch das Stocken der Strafprozeßreform zwar in Mitleidenschaft gezogen ist, aber Anerkennung durch ein Spezialgesetz erhofft, auf allseitiges großes Interesse rechnen. Anfragen und Anmeldungen sind an die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge, Berlin C 19, Wallstraße 89, zu richten.

Eine posthume Novelle Theodor Storms. Als Theodor Storm 1888 seine Novelle „Der Schimmelreiter" beendet hatte, begann er noch kurz vor seinem Ende eine neue Arbeit: „Die Armesünderglocke"; eine tief ergreifende Erzählung, sehr traurig abgestimmt, in herrlicher, formvollendeter Sprache. Was von dieser Novelle von ihm noch fertiggestellt wurde, bis der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, fand man in seinem Nachlaß vor, wo es bis jetzt volle 24 Jahre nur handschriftlich ruhte. Nun veröffentlicht Gertrud Storm, des Dichters Tochter, diese Novelle als Beigabe zu dem in aller Kürze im Verlage von Karl Curtius, Berlin, erscheinenden zweiten und abschließenden Bande des Lebensbildes ihres Vaters. Der Band mit der posthumen Novelle „Die Armesünderglocke" wird eine Fülle neuen Materials, neue Gedichte und Briefe enthalten, die der großen treuen Storm-Gemeinde sehr willkommen sein werden. Sie werden das Bild des Marschendichters im Herzen des deutschen Volkes noch festigen. Ist doch die Tochter wie

Digitized by Google

kein anderer Mensch berufen, die intimen Züge aus dem Leben des Dichters dem Volke zu übermitteln und zu erhalten. Zahlreiche Bilder aus Storms Familienleben sowie ein Faksimile aus dem „Fest auf Haderslewhuus“ werden dem Bande beigefügt. Ueber die Entstehung so vieler seiner Novellen gibt dieser Band reichen Aufschluß. Für Storm gilt wie für Goethe: Das persönlich und innerlich Erlebte ward in ihm zum Gedicht. Das reine Gold hob er nur dann aus dem tiefen Schacht seines Innern, wenn die Gunst der Stunde ihn überkam und das Gefühl stark und reich genug war, um im vollen Klang auszutönen. Wer Storms Dichten nachempfinden will, der muß auch sein Leben kennen. So ist dieses Lebensbild, von der Tochter pietätvoll geschrieben, eine notwendige Ergänzung zu seinen Gesammelten Werken.

Wenn man unsere heutige Frauenmode, wie es oft geschieht, der vollständigen Unbeständigkeit zeiht, tut man ihr da nicht unrecht? Hat sie nicht Jahrzehntelang nun schon einen ganz bestimmten großen Zug innegehalten? Wir sehen ihn darin, daß die Frau ihre eigene Persönlichkeit, ihre eigenen Formen, immer mehr zum Ausdruck bringt. Sehr oft geschieht das unter Fortlassung jeglicher schmückenden Zutaten, selbst der Hut ist oft ganz glatt. Der Schmuck gilt heut wenig, die Persönlichkeit, die Wesensart alles. In diesem Vorgehen sehen wir eine ganz neue Art Schönheit erstehen, eine Schönheit, von innen heraus, im Gegensatz zu aller früheren, wo immer reichlich schmückende Beigaben, von außen, hinzugetan wurden. Dieses Schmücken und Bilden, von innen heraus, beobachten wir übrigens auf allen Gebieten des Kunstgewerbes; es ist der Wesenskern der neuen Richtung, und so gutes ist darin geleistet, daß die Art nicht mehr verschwinden kann. - Bestes, so urteilen Berufene, in Wohnungskunst auf dem Gebiet zeigt die Ausstellung für zeitgemäßes Wohnen in der Tauentzienstraße 10. W. Dittmar, Möbelfabrik, Molkenmarkt 6, ist der Aussteller. Hermann Münchhausen hatte die künstlerische Leitung. Die Besichtigung ist frei täglich von 9 bis 7 Uhr. Das Hauptgeschäft, Molkenmarkt 6, sei auch empfohlen.

„Die Schönheit steckt in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“ Dieser Spruch Albrecht Dürers ist heut in viel höherem Maße ein Wahrspruch geworden, als es im 15. Jahrhundert der Fall war. Denn heut gewinnt er auch Geltung für alles kunstgewerbliche Schaffen. Jedes gute kunstgewerbliche Stück wird heut von „innen heraus“ gebildet. Die Schönheit, die in ihm steckt, wird „herausgeholt“, und oft ist diese aus dem innern Wesen herausgeholte Schönheit der einzige Schmuck. Das ist eine große, schöne und feine Sache und sie gereicht ganz besonders unserem heutigen Möbelbau zum Vorteil. — In der Ausstellung in der Tauentzienstraße 10 sind solche Möbel von W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, ausgestellt und von 9 bis 7 Uhr werktäglich zur Besichtigung frei. Eine Schrift über „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten“ übersendet Dittmar auf Wunsch kostenfrei, die diese Ausstellung in Bild und Wort und in ihren Grundgedanken darstellt. Das Hauptgeschäft von Dittmar, Molkenmarkt 6, wo der Besuch ebenfalls frei und gern gesehen ist, zeigt auch viele derartige Möbel und wird außerdem jedem guten anderen Geschmack auch Genüge tun.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 43 | Berlin, den 26. Oktober 1912. | 41. Jahrgang Band 82.

Kreuzfahrer Ferdinand.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Das menschenmordende Ringen auf dem Balkan hat begonnen. Bis die Macht der Tatsachen die jetzt in Sofia, Belgrad, Athen und Konstantinopel en gros fabrizierten Siegesmeldungen gebührendermaßen entkräftet, hat man Zeit, sich mit des neuesten Kriegstheaters verantwortlichen Regisseuren zu beschäftigen.

Gewisse Korrespondenten, die sich von den Kriegslustigen Bulgariens selbst in eitel Begeisterung hineintreiben ließen, werden nicht müde, uns ellenlange Berichte von des Bulgarenfürsten imponierend heldenhaftem Auftreten zu übersenden. „Es zwingt einem Bewunderung ab, wenn man Zar Ferdinand von Bulgarien inmitten seiner Getreuen sieht. Der Mann, der, ohne sich an die Verwarnungen Großeuropas zu kehren, sein Land immer kriegsbereiter machte. Der zielbewußte Diplomat, der sich nicht scheute, den (nach vierzehntägigem Bestand noch nicht in die Brüche gegangenen) Vierstaatenbund als kleine Ueberraschung der vereinigten Friedenssehnsucht Europas entgegenzustellen. Von allen kleinen und großen europäischen Machthabern heute derjenige, der am intensivsten, unerschrockensten und konsequentesten Geschichte macht . ." So und noch ganz anders senden es die nach Sofia entsandten Korrespondenten mit einer Begeisterung in die Welt, als handle es sich in der Person dieses Ferdinand um einen neuen Sieg deutscher Wesensart. Und es sei zuzugeben: In dem Zaren Ferdinand, der aus Bulgariens halb unkultivierten Fluren in fünfundzwanzigjähriger, unermüdlich betätigter Regentschaft ein fast geordnetes Staatswesen schuf, mag demjenigen Deutschen, dem solche Betrachtungsweise liegt, die deutsche Stammeszugehörigkeit die Quelle billiger Befriedigung sein. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß ihm, dem auch sonst das Glück stets hold war, jetzt auch noch kriegerischer Lorbeer winkt. Aber wenn eine dem bulgarischen Wirtsvolk allzu diensteifrige deutsche Kriegsberichterstattung um des Koburgers Haupt in den langen Mobilmachungstagen schon die Gloriole eines nach dem Balkan verschlagenen Kulturbringers großen Stiles webte, so hat sein jetzt bekannt gewordenes Kriegsmanifest diesen Potentaten von Rußlands Gnaden als die kulturarme, wenn auch äußerlich geschickte Unternehmernatur gezeigt, wie sie außer den beglückten Slavenvölkern nur noch dem mächtigen Protektor an der Newa sympathisch sein dürfte.

Gewiß, noch ward kein Länderraubkrieg von irgendeinem zivilisierten Staate unternommen, den seine Unternehmer selbst in der Stunde des Kampfbeginns, nachdem die Diplomaten ausgeschaltet, ehrlich als solchen bezeichnet. Selbst bei der Erdrosselung des Burenstaates durch die Engländer mußten gefährdete „Kulturgüter" herhalten, und als der russische Expansionstrieb sich der Halbinsel Korea bemächtigen wollte, war es das heidnische Japan, das das Kriegsziel schlicht bei dem Namen „Korea" nannte, aber der Russe machte Kulturschwatz von der Europa bedräuenden „gelben Gefahr". Es war Italiens „kulturelles Gewissen", das nach dem Besitz der Handelsplätze in Tripolis schrie, und schon damals gab es Leute, für die der Gedanke, daß am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wieder „Kreuzzüge" modern werden könnten, etwas wollüstlich Aufregendes hatte. Aber die Kreuzzugsfanfare, mit der Zar Ferdinand den seit einem Menschenalter gefürchteten Balkanbrand nunmehr

Digitized by Google

eröffnet hat, bildet den Gipfel modern kriegerischen Kulturbetriebs.

Das Zeichen des Kreuzes gegen den Halbmond. Und nicht etwa als äußerliches Symbol, um den Vierstaatenbund um ein gemeinsames Feldzeichen zu einen . . Nein, als Religion gegen Religion, als Bekenntnis gegen Bekenntnis.

Daß ein nach nationaler Selbständigkeit und nach Gebietserweiterung strebendes Volk, um sich die ihm gebührende Stellung zu erobern, schließlich auch zu dem Mittel kriegerischer Unternehmungen greift . . wer verstände das nicht? Wer dächte angesichts des neuen Balkanbundes gegen die türkische Vorherrschaft nicht daran, daß es drei glücklich geführte Kriege waren, auf deren blutgetränkten Schlachtfeldern das starke Deutschland von heute zusammengeschmiedet ward? Wer übersähe es, daß auch Italien noch heute ein ohnmächtiges Staatenkonglumerat wäre, wenn einst Cavour das Mittel des Krieges gescheut? Was einst den Deutschen und den Italienern recht war, das muß heute den Balkanvölkern billig sein. Wer leugnet es? Und wer wäre verblendet genug, daran zu glauben, daß Europens Diplomatie, ohne daß Menschenblut dabei fließe, uns einen endlich beruhigten Balkan schenken könnte? Nichts ist natürlicher als dieser Krieg, der nun die Welt in Atem hält. Nichts unvermeidlicher, als der Slavenvölker Versuch, sich selbst zu den Herren der Situation zu machen und den ewig latenten Spannungszustand durch eine befreiende Tat zu lösen. Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. So gab es mehr als eine sinnvolle und politisch einleuchtende Begründung für diesen Krieg.

Aber Zar Ferdinand trat, über der schimmernden Soldatenrüstung den pompös drapierten Mantel des modernen Kreuzfahrers, vor sein Volk und tauchte durch ein feierliches Manifest sein kriegerisches Beginnen in die mittelalterliche Unkultur eines besseren Kreuzzuges gegen die Ungläubigen. Auf, auf zum Kampf gegen die Ungläubigen! Zar Ferdinand in seinem Manifest: „Auf zum Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond!“ Schon versichern die slavischen Minister den Interview heischenden Auslandskorrespondenten begeistert, daß dieser „Religionskrieg bis aufs Messer geführt werden würde“ und daß die „christlichen Soldaten in diesem Ringen Pardon nicht geben würden“. Das meinen sie nicht wörtlich? Gewiß, aber Zar Ferdinand, der Generalissimus der Christenheere, appelliert in seinem Manifest nicht nur an die soldatische Tapferkeit, er stachelt auch die religiösen Leidenschaften an. Und was das heißt, wird Europa nun schaudernd erleben. Je schwerer der Kampf wird, je tapferer sich der Muselmann wehrt, je gefährdeter das höchst irdische Ziel ersehnten Provinzzuwachses, desto lauter wird von denen, die noch in unseren Tagen ein solches Manifest verfaßten, den erschöpften Soldaten das Wort: „Um Christi Willen“ ins Ohr geschrieen werden. „Ein neuer Kreuzzug der Christenvölker gegen die muselmännische Barbarei . .“ So nannte der griechische Ministerpräsident Venizelos nach Ferdinands Muster in der hellenischen Kammer den „heiligen Krieg“, der mit der höchst realen und durchaus unheiligen Annexion von Kreta begann. Ein neuer „Kreuzzug“ der Christenvölker, gehoben durch Mordwaffen, wie sie in so hoher Vollendung noch kein Kreuzzug gesehen. Wenn der Ministerpräsident in dieser heiligen Stunde an solche Kleinigkeiten gedacht, hätte er auch noch hinzufügen können: „Dies ist der erste Kreuzzug, meine Herren, in dem wirkliche Flugmaschinen die Ehre haben, im Dienste der Kirche zu stehen und der Segen im doppelten Sinne von oben kommt.“

Und der Türke? Auch der Sultan erließ ein Manifest. Und nicht wahr, ihr wißt es? Der Wahn, daß man sein Glaubensbekenntnis auch mit Feuer und Schwert der Menschheit aufdrängen müßte, hat in der Geschichte der Mohammedaner eine nicht minder blutige Rolle gespielt, als in der Geschichte der Christenheit. Aber vergleicht die Manifeste! Bei dem christlichen Ferdinand die schier mittelalterliche Spekulation auf des einfachen Soldaten noch primitives Religionsempfinden. Bei dem nichtchristlichen Sultan in nicht minder kampfbegeistertem Kriegsmanifest für das Glaubensbekenntnis des christlichen Feindes nur

Digitized by Google

vornehmes Ignorieren. Ignorieren? Mehr noch, achtungsvoller Respekt. Während der Koburger vom „heiligen Kreuzzug" redet und sein Minister den „religiösen Kampf bis aufs Messer" predigt, sagt der Sultan zu seinen mohammedanischen Soldaten: „Vergießt kein Blut grundlos in gehässiger Absicht. Schont die Unschuldigen, die Schwachen, Frauen, Kinder und Kriegsgefangene. Achtet die unbewaffnete Bevölkerung und die Stätten des religiösen Kultus." Kein Wort von einem Kampf gegen das Kreuz!

Niemand kann sagen, wie das Ringen, das Zar Ferdinand „einen Kreuzzug" nennt, ausgehen wird. Aber das darf man schon heute als Tatsache registrieren: Was den Text der Kriegsmanifeste angeht, hat Zar Ferdinand sich von dem Vertreter des Islams eine für die christliche Kultur immerhin beschämende Niederlage geholt.

Ethik der Advokatur.

Von

Dr. Edmund Benedikt,

Hof- und Gerichtsadvokat in Wien.

Wie sich allgemein Ethik und Standesmoral zueinander verhalten, ist den naiven Gemütern nicht klar. Ihre Harmonie liegt nicht auf der Hand; sie ist nur tiefem Eindringen in das Wesen der Advokatur erkennbar. Wie leicht machen es sich die, die meinen, die absolut gültige Antwort geben zu können, der Advokat dürfe nur das übernehmen, was er für das Richtige hält. Wie wenig stimmt aber damit die Uebung des Berufes selbst in seinen besten Mitgliedern. Wenn die Gesetze der Sittlichkeit, wie wir glauben, den objektiven Zwecken entstammen, so ist es doch auch wahr, daß im einzelnen die Stimme des sittlichen Gebotes als Imperativ spricht. Er handelt sittlich, wenn er sich nach Grundsätzen, nicht nach Lust entscheidet. Regelmäßig ist es nicht möglich, jedesmal zu prüfen, ob gerade ein bestimmtes Handeln besser die anzustrebenden höchsten Güter fördert. Da ist es von größter Bedeutung, daß sich in der Standesmoral solche Sätze bilden, denen der Handelnde folgen mag. Diese Sätze aber gehen dahin, daß der Vertreter der Partei nicht volle Wahrheit, bestes Recht zu suchen, sondern vor allem das Recht der Partei, die sich ihm anvertraut, durchzusetzen hat; in welchen Schranken wird vielleicht klar, wenn man ethisch verwandte Verhältnisse betrachtet.

Gewiß sind die höchsten Berufe die, deren Ausübung stets der innersten Ueberzeugung folgen kann und soll. Dahin gehört der Lehrer, der Richter, der Arzt, der Forscher und der Künstler. Und dies sind auch die Berufe, die, an keine besondere Organisation der Gesellschaft gebunden, sich so lange behaupten werden, als die Menschen nicht etwa wieder in den ursprünglichen Zustand der Wildheit zurückkehren sollten. Daneben aber stehen die unserer geschichtlich gewordenen Welt heute und für eine lange Zukunft unentbehrlichen Berufe des Verwaltungsbeamten, des Soldaten, des gerichtlichen Parteienvertreters, sei er Staatsanwalt, Finanzprokurator oder Advokat, und so manche andere, wo die innere Ueberzeugung sich oft den besonderen Pflichten, die zur Erzielung des allgemeinen Wohles den einzelnen Gliedern des Gesamtmechanismus auferlegt sind, unterordnen muß. Müßte nicht jede Verwaltung im Staat und damit ein mächtiges Mittel zur Annäherung an ein höchstes Gut zerfallen, wenn der Beamte, der in der Auffassung des Rechtes und der Gerechtigkeit von der vorgesetzten Behörde abweicht, die ethische Pflicht hätte, entweder den Gehorsam zu verweigern oder seinen Abschied zu nehmen? Muß nicht selbst der Richter, dem von der höheren Instanz die neuerliche Durchführung einer Sache aufgetragen wurde, seine Rechtsanschauung hintanstellen und die abweichende der Berufungsentscheidung zur Geltung bringen? Darf der Soldat seinen Dienst verweigern, weil er den Krieg für ungerecht hält, den sein Land führt? Freilich aber kann sich die Kluft zwischen der eigenen Ueberzeugung und dem zu vollziehenden Befehl so erweitern, daß sich das Gewissen des Beamten nicht mehr darüber hinwegsetzen kann. Wie dieser Konflikt ausgeht, hängt von der Fähigkeit ab, die Bedeutung der objektiven

Digitized by Google

Zwecke, denen der Beruf dient, richtig zu schätzen, anderseits von der Stärke oder von der Reizbarkeit der erworbenen Grundsätze. Der objektive Zweck der Erzielung einer möglichst auf den Grund gehenden gerechten Rechtsprechung fordert die Einrichtung einseitiger Parteienvertretung, aber er legt dieser nicht auf, dem Unrecht zum Sieg zu helfen. Was er von ihr verlangt, ist, daß sie ohne von den Tatsachen abzuweichen, alles vorbringe, was nach Recht und Gesetz, aber auch nach Menschlichkeit und Billigkeit für ihren Schützling gut ist. Wo freilich die Grenze ist, bei der das Opfer der Ueberzeugung in der Ausübung des Berufes gebracht werden darf, bleibt eine für alle diese Berufe wichtige, ja die Hauptfrage. Wenn wir sagen, daß sie nur im Gewissen des einzelnen gelöst werden kann, so haben wir damit nur eine Zuständigkeitsnorm bestimmt, aber eine sachliche Lösung noch nicht angebahnt. Für die Advokatur gibt es eine allgemeine Antwort auf die Frage ebensowenig, wie für einen der anderen Berufe mit schwankender Ethik. Die Schwierigkeit war stets im allgemeinen Bewußtsein; von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage aber glaubte man sie durch Vorschreibung von Eiden lösen zu können, deren Wortlaut verrät, daß man von der Wichtigkeit der ethischen Forderungen sich keine Rechenschaft gibt. Die Wahrhaftigkeit, noch bei Aristoteles keine Kardinaltugend, steigt immer an Bedeutung. Auf ihr beruht das ganze Gebäude unserer Wissenschaft. Glücklicherweise braucht kein Advokat jemals eine tatsächliche Unwahrheit in Pflichtübung zu sagen, doch das schmerzliche Opfer ist ihm auferlegt, in den Fragen des Rechts auch das vertreten zu müssen, was er nicht als das Richtige theoretisch erkannt hat. Der peinlichste Konflikt ist der zwischen den Anforderungen des Berufes und der Wahrheitspflicht.

Die populäre Anzweiflung der Ethik des Advokaten, der „alles" vertritt, nicht nur das, wovon er überzeugt ist, hat also ein Körnchen Wahrheit in sich; nicht mehr. Vor allem der Verteidiger muß gerade aus ethischen Gründen jeden, der sich an ihn wendet, verteidigen. Da hat Erskine mit Recht gesagt: „Wenn der Advokat die Verteidigung aus Gründen seiner persönlichen Anschauung über Anklage oder Verteidigung ablehnt, so maßt er sich die Rolle des Richters an; er maßt sie sich an vor der Stunde des Urteils und wirft das nach Rang und Beruf desto schwerere Gewicht seiner vielleicht irrigen Meinung in die Wagschale gegen den Angeklagten." Sich die Fälle, in denen man verteidigt, herausfuchen, wie die Rosinen aus dem Teig, durch Ausschließung ungünstig stehender Sachen sich einen Rekord der Erfolge sichern, ist entweder ein Ausfluß der geschäftlichen Reklamesucht oder der Eitelkeit. Wer überhaupt verteidigt, hat im Rahmen des physisch Möglichen jedem, der ihn anruft, beizustehen. Nur den ganz wenigen Verteidigern vorgekommenen Fall ausgenommen, daß der Angeklagte in einer den Zweifel ausschließenden Weise seine Schuld dem Verteidiger gesteht und dennoch um Uebernahme der Verteidigung bittet. Schwierig ist freilich die alte Schulfrage, ob der Verteidiger trotz eines solchen Geständnisses oder eines anderen unwiderleglichen, nur zu seiner Kenntnis gelangten Beweises weiter auf Freisprechung plädieren darf.

Daran allerdings, daß eine Verteidigung des als schuldig Erkannten nach den Bestimmungen des Strafrechtes behandelt und als Verbrechen der sachlichen Begünstigung aufgefaßt werden könnte, hat man außerhalb des Deutschen Reiches und der scholastischen Mißhandlung seines Gesetzbuches in gelehrten Büchern wohl nirgend gedacht. Im übrigen hat der casus rarissimus für moderne Menschen, die keine Zeit für scholastische Spitzfindigkeiten erübrigen können, wenig Wert; denn die Praxis zeigt, daß er kaum vorkommt. Sollte er sich dennoch ereignen, so wird der Advokat recht daran tun, unter einem der Sache selbst fremden Vorwand sich zurückzuziehen. Keinesfalls darf er, ebensowenig wie der Beichtvater oder der Vater sein Kind, den Klienten verraten; aber die Fortführung der Sache verlangt ein moralisches Opfer, das man dem Advokaten nicht zumuten darf. Anders entschieden anerkannte Ehrenmänner einen in England vorgekommenen Fall. Charles Philipps vertrat den Mörder Lord Russels, Courvoisier, in

Digitized by Google

der festen Ueberzeugung von seiner Unschuld. Am Abend des ersten Verhandlungstages aber gestand Courvoisier seinem Advokaten die Tat. Nachdem sich Philipps von der ersten Ueberraschung erholt hatte, sagte er, also werde jetzt Courvoisier ein Geständnis vor Gericht ablegen. Darauf erwiderte der Angeklagte: „Nein, ich erwarte, daß Sie mich bis zum letzten Moment verteidigen." Philipps' erster Eindruck war, die Verteidigung niederzulegen, aber er hielt das bei näherer Ueberlegung für eine Verletzung seiner Pflicht. Sonderbarerweise verständigte er einen der Richter, Baron Parke, von dem Geständnis Courvoisiers und bat um dessen Rat. Dieser erklärte ihm, er müsse nach seiner Ansicht die Verteidigung fortführen und alle Argumente, welche sich aus der Beweisführung für den Angeschuldigten ergeben, für ihn verwerten. Merkwürdig ist besonders, daß auch Parke seinen Richtersitz nicht verließ, sondern mit der Privatkenntnis vom wahren Sachverhalt sich auf das in öffentlicher Verhandlung Vorgebrachte beschränkte. — Unseres Erachtens hätte Philipps etwa plötzliche Erkrankung oder einen anderen Verhinderungsgrund in seiner Person vorschützen und seine unhaltbare Position verlassen sollen. Ein Zeichen sittlicher Verwilderung war die von seinen Wählern erlassene Warnung an einen hervorragenden tschechischen Parteimann, die Verteidigung Hilsners zu übernehmen, und dann gar die Beschimpfung und Boykottierung des Verteidigers, die dessen Wegzug aus seiner Heimatstadt erzwang. Solche Ausschreitungen beweisen, wie schwach noch das Verständnis für die Rechte des Angeklagten, wie roh-naiv die Beurteilung der Pflichten des Verteidigers ist.

Oberflächliches Urteil, das oft gemischt ist mit einem gewissen Pharisäerstolz, wird am folgenden Fall scheitern. Janina Borowska, eine verheiratete Frau und gleichzeitig Studentin der Medizin, war in einem Blatt beschuldigt worden, der russischen Ochrana als Spionin gedient zu haben. Sie klagte deshalb gegen den Redakteur Haeckel vor den Geschworenen wegen Beleidigung. Ihre Vertretung übernahm Advokat Dr. Lewicki. Dieser gab nun seiner Klientin eine Erklärung ab, er werde sie nur solange verteidigen, als er von ihrer Unschuld überzeugt sei. Der Prozeß wurde durchgeführt, Haeckel verurteilt. Nach einiger Zeit hat dann die Borowska den Dr. Lewicki getötet. Diejenigen nun, die auch für die Advokatur eine so einfache Moral fordern wie etwa für das Richteramt, müßten in dem Verhalten Lewickis die Erfüllung des sittlichen Gebotes erkennen, nichts zu vertreten, was man nicht mehr für richtig hält. Wie aber erscheint es im Lichte der besonderen Standespflichten? Vor allem wird der Advokat unfrei, er muß zwei Rollen gleichzeitig durchführen, die des Vertreters, der sich für die ihm anvertraute Ehre einzusetzen, und die des Kritikers, der bei jedem einzelnen Ereignis im Verfahren zu prüfen und zu zweifeln hat. Damit hat sich aber der Anwalt zum Herrn über das Schicksal seiner Schutzbefohlenen gemacht. Die fürchterliche Gefahr des Mißbrauches dieser Herrschaft liegt nahe, auch wenn man jede Schlechtigkeit des Advokaten ausschließt. Wenn er seine Klientin im Sinne der von ihm verfaßten Erklärung im Stich läßt, dann hat er, und hier sieht man die Grundhältigkeit des Erskineschen Satzes, als einzelner sich eine Verurteilung angemaßt, zu der nach dem Willen des Gesetzgebers acht Richter von zwölf nötig sind. Indem er seinem „Gewissen" folgte, hat er die Rechtsordnung und damit eine der wesentlichen Einrichtungen zur Erreichung des sittlich Guten verletzt. So führt eine simplistische Sittenlehre zur Vernichtung der Sittlichkeit.

Anders aber verhält es sich mit Anklagen oder Anzeigen für den Privatbeteiligten. Wer gegen seine Ueberzeugung anklagt oder anzeigt, begeht einen schweren Verstoß gegen die Gebote der Moral. Denn das Gesetz will, daß jeder verteidigt sei, daß aber nur der angeklagt werde, der schuldig ist*).

*) Wir entnehmen diese Betrachtung dem soeben neu aufgelegten und für Fachleute und Laien gleichermaßen interessantem Buche: Dr. Edmund Benedikt „Die Advokatur unserer Zeit". Das Werk ist bei Otto Liebmann, Verlagsbuchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften in Berlin erschienen und für 3 M., gebunden 4 M., zu beziehen.

Digitized by Google

Almquist.

Von

Gustav Werner Peters.

In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts stand in Schweden ein sonderbarer Schwärmer auf: Karl Jonas Love Almquist. Ein Dichter, Prediger, Lehrer und Journalist. Ein Erreger von Sensationen, ein Fortschrittmann mit radikalen Behauptungen und ein haltloser Träumer. Ein Mann der Widersprüche, eine immerhin stolze, unruhige, leidgewohnte Kreatur. Heutzutage rechnet man ihn da oben in Schweden zu den Großen; zu seinen Lebzeiten nannte man ihn ein Aergernis oder lachte, wenn er mit seiner ungehemmten Begeisterung, seinen enthusiastisch gebreiteten Armen und seinen schwarzen, leidenschaftglühenden Augen einherschritt.

Die Ideenströme einer ganzen Zeit brachen sich, wie in Strindberg, so in Almquist. Einerseits schien er abhängig von Swedenborg, dem Mystiker, und den romantischen Weggenossen, andererseits war er erfüllt von naturalistischen Tendenzen, wie sie erst fünfzig Jahre später bekannt wurden. Er kam vom Monismus zur Anbetung des Wunderbaren; er liebte das Ungewöhnliche, Unentwirrte, ja Dämonische, und er erkannte als höchste Daseinsform das, was er sehr bezeichnend „Dornrosentum" genannt hat. Aber vielleicht schrie er bloß deshalb so laut nach vager Stimmung, weil er gleichzeitig ein unglücklich Reflektierender war, weil er kalt rechnen, teuflisch folgern, zerstörend beschließen konnte. Als Mensch mußte er ohne Dornrosentum enttäuschen, mußte er, der aus Lebensnot und falsch verstandener Genialität Gesetzesübertreter wurde, abschrecken. Ja, man wurde versucht, ihn völlig aufzugeben, als er seine Ideen im Stich ließ und sich feige verkroch. Aber die Misere des Daseins hatte ihn demoralisiert, seine eigene fiebrige Disharmonie hatte ihn zermürbt und am Ende konnte er als Kind seiner Zeit unmöglich die Vereinigung der arabeskenreichen Dornrosenphantasie mit seinen modernen Erkenntnissen von Normalem und Anormalem, vom Fluch der Sitte und vom Segen der Unsitte herbeiführen. Die unendlichen Folgerungen schlugen ihn in schauerliche Flucht — wenn er wirklich noch echter Romantiker gewesen wäre, hätte er sich der rettenden Kirche ergeben. Deshalb scheint ihn immerhin der verklärende Schimmer eines Freiheitskämpfers zu umspielen, und wenn man seinen Namen ausspricht, so klingt ein Rauschen wie von Winden und Wogen mit.

Vier Jahre nach dem Beginn der französischen Revolution kam er zur Welt. Sein Vater war ein orthodoxer Prediger, seine Mutter schien eine freigeistige Künstlernatur — ihre Ehezwiste gaben seiner Jugend einen Stempel und erstickten ihm alle Harmonie im Keime. Gleichzeitig aber wirkten in diesen frühen Jahren auch die Sentimentalitäten Rousseaus, die Tollheiten der Stürmer und Dränger, ihre „L'Art pour l'art"-Forderungen, sowie die unheimlichen Gewaltsamkeiten der deutschen und englischen Räuberromane mit, um in Almquist den Grund zu legen für ein problematisches Wesen. Stockholm wird ihm fast zur gleichen Zeit zum Erlebnis, als er im Leben auf dem Lande den Gipfel irdischer Glückseligkeit erkennen will: die Gedanken hetzen ihn und schon jetzt geht es ihm wie seinem Richard Furumo, dem der Hofmarschall Löwenstjerna klagend bekennt: „Du bist reich an Phantasien und kannst Fragen in der Seele wecken, aber arm, arm bist du an Antwort."

In den Jahren 1814—1820 versuchte sich Almquist als Hauslehrer, beschloß seine Universitätsstudien zu Upsala und bekleidete ein kleines Amt an der königlichen Bibliothek. 1823 nahm er seinen Abschied — um Bauer zu werden. Schon damals gehörte er, der angehende Schriftsteller, nicht mehr zu den Unbekannten: also machte sein Entschluß Aufsehen! Er erklärte emphatisch, daß er der Großstadtkultur müde sei, daß er da draußen das weltverjüngende Wunder erleben würde, ging hin und heiratete das hübsche Bauernmädchen Maria Andersdotter Lundström, um mit ihr seine rousseauschen Experimente zu machen. Aber Maria Andersdotter war dumm und enthüllte keinerlei Dornrosentum; und da sich überdies Dung und Mystik nicht vereinigen ließen, so verschlechterte sich des jungen Paares

Digitized by Google

wirtschaftliche Lage von Tag zu Tag, bis man sich im Jahre 1826 entschloß, doch wieder in das „verruchte" Stockholm zurückzukehren und sich dort mit Stundengeben, Korrekturenlesen, Notenabschreiben durchzuwürgen.

Erst vom Jahre 1828 an datiert ein Aufstieg in Almquists Leben. Man gründete nämlich mit reformatorischen Absichten die „Neue Elementarschule", in die Almquist mit seinen Ideen herrlich paßte. Er begann als Mathematiklehrer und brachte es in kurzer Zeit zum Rektor, dessen freie pädagogische Maxime allseitig entzückten. Bald mußte er Lehrbücher für sämtliche Unterrichtsfächer ausarbeiten; aber bald entdeckte man auch ein Nachlassen seiner ungestümen Kraft, denn die schier übermenschliche Arbeitslast als Lehrer und Schriftsteller mußte ihn erdrücken. Da bricht ein Sturm des Unglücks über ihn herein. Er veröffentlicht, gereizt durch seine Abweisung an der Universität Lund als Professor, den Roman „Es geht an", welcher tollkühn die Institution der Ehe angreift und schonungslos freie Liebe predigt; er erregt damit einen beispiellosen Sturm der Entrüstung und erlebt es, daß er von seinen treuesten Schülern als unsittlicher Mensch gemieden wird. Da er Inhaber der geistlichen Weihen, zieht ihn 1840 die Staatskirche zur Rechenschaft und er muß froh sein, nach Abschwörung all seiner sündhaften Ideen irgendwo als Regimentspastor unterkriechen zu dürfen. Armut und Sorge um Weib und Kind entschuldigen ihn ein wenig; aber er, der sich so in der Pose des ersten schwedischen Luther gefallen, wird nunmehr zum mindesten komische Figur, und vielleicht ist schon jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo er aufgehört hat in Schweden eine Rolle zu spielen.

Immerhin befindet sich sein Ruhm als Schriftsteller im Wachsen. Es beginnt in diesen Jahren Almquists Journalisten-Epoche — die Zeit seiner berühmten Mitarbeiterschaft am „Aftonbladet", da er für Reformen in der Unterrichtspflege, im Rechts- und Gefängniswesen eintritt und da er seine neuen Theorien über Erblichkeit und Laster, über Inspiration und Verbrechen zu entwickeln sucht. 1842 vertritt er sogar den mächtigen Chefredakteur Hjerta selbst und benutzt unklugerweise die Gelegenheit, öffentlich persönliche Gegner anzugreifen, was ihm eine Duellforderung einträgt, die er zurückweist. Infolgedessen wird er in belebter Gegend Stockholms geohrfeigt und der Gezüchtigte zieht sich feige zurück.

Und das Unglück bleibt. Er trennt sich von Frau und Kind, weil er nichts Seelisches mehr mit ihnen gemein hat; und Maria Andersdotter ist froh, von dem ruhelosen Phantasten, der sie stets mit einem gewissen Grauen erfüllt hat, frei zu sein. Der aber verstrickt sich in Wirnissen; unfähig, hauszuhalten, gerät er in die denkbar trostlosesten Vermögensverhältnisse und diese Not ruiniert den Schriftsteller, ruiniert vollends den Menschen.

Seine „Affäre" beginnt. Er wendet sich an Rittmeister von Scheven, einen Erzwucherer; er wird dessen Vertrauter und er entdeckt, daß man bloß Schevens Hang zum Arsenikessen zu fördern braucht, um von einer ungeheuren Schuldenlast loszukommen und als Testamentsverwalter wohl gar noch zu einem hübschen Legat zu gelangen. Also denkt Almquist . . . und dann stirbt plötzlich Scheven an einer Arsenvergiftung, eine Untersuchung wird eingeleitet, und der Dichter wird des Mordes beschuldigt. Bei Nacht und Nebel, auf der Höhe seines Ruhmes (ob schuldig oder unschuldig — man hat es nie erfahren), an allem jedenfalls verzweifelnd, verläßt er daraufhin Stockholm und wendet sich nach Amerika. Daheim aber löscht man seinen Namen aus, ohne zu ahnen, daß man nach Jahren dieses Geächteten Leiche, dessen Bedeutung man schließlich doch erkannte, im Triumph nach Schweden zurückführen würde. Das alte, immer neue Spiel nach dem jämmerlichen Sterben eines Großen: im Jahre 1866 war Almquist unter dem Namen eines Professors Westermann, von Sehnsucht nach Schweden gequält, in Bremen wieder aufgetaucht und, mit der Odyssee in der Hand, im Winkel gestorben — ein tiefes Symbol: sein Leben, sein Denken, das Alles war eine Odyssee gewesen und vielleicht doch nur deshalb, weil man ihm nichts gab, um in Muße seine Tage zu nutzen.

Digitized by Google

Die Reihe seiner Werke, seiner Romane, seiner Novellen, seiner Gedichte, seiner Epen, seiner Dramen, seiner Abhandlungen und seiner musikalischen Kompositionen scheint unübersehbar. All dies aber vereinigt er in dem Buche von der „Dornrose", in den „Freien Phantasien einer irrenden Hirschkuh", mit der er empfindsam die aus Eden versagte Menschennatur vergleicht. Eine äußerst geschickte Auswahl aus diesem gärenden Riesenwerk bietet die im Leipziger Inselverlag jüngst erschienene zweibändige Almquist-Ausgabe, die A. Mens in dankenswerter Weise besorgt hat. Sie enthält alles Wesentliche und wird ein dauerndes wertvolles Bestandteil unserer Bibliotheken bleiben.

Mit einem Worte: Dem Urzustand entgegen drängt alles im Dornrosenbuch. Der Himmel wird auf die Erde herabgezogen, ins Idyllische verwandelt sich das Leben (ja Leben! und kein jenseitverheißendes Christentum!), die Reflexion wird ausgeschaltet und alles, was Odem hat, will tollen, tanzen, jauchzen, singen. Wieviel Zerfahrenheit muß sich in diesem zusammengeworfenen Werke eines ideologischen Träumers (niemals: Gestalters!) aufdecken lassen, wieviel Unmöglichkeit und wieviel Torso! Doch der, welcher es versteht, sich hoch genug über das Ganze zu erheben, wird nur mehr die Blüten auf dem Felde erkennen — Blüten, die niemals frischer, lebensvoller gewesen sind, als hier. Das ist ja das unendlich Köstliche bei Almquist, daß nichts in seinen Werken für uns Moderne tot und ledern ist, sondern da lebt die prickelnde Verve eines Bruno Liljefors und die köstliche Nervosität eines Anders Zorn, da lacht — lacht ihre Sonne und da glitzern ihre hellen, bunten Farben. Es gibt nichts Hübscheres, als etwa den Roman „Es geht an" oder den Briefwechsel „Araminta May" zu lesen; da schreiten zwar große und wichtige Tendenzen einher, aber da bekränzt sie auch soviel Uebermut mit Frühlingszweigen und da tändelt so viel keusch geschürzte weibliche Schalkhaftigkeit mit, daß selbst der verstockteste oder modernste Leser nicht umhin kann, diesen leichten und doch so innigen Leutchen von 1830 seine tiefe und begeisterte Reverenz zu machen.

Ihre „freien" Tendenzen können uns natürlich kaum mehr verblüffen, wenngleich wir ahnen, wie roh sie dem geruhsamen Biedermeiertum vorgekommen sein müssen. Man denke nur! — in „Es geht an" reist ein junger Mann mit einem jungen Mädchen durchs Land oder besser: das Mädchen ist es, welches den Mann führt. Diese bildhübsche Sarah ist eine sehr frühe Frauenrechtlerin, die keinen Beruf hat, der Selbständigkeit Lebensbedingung ist, und die über Liebe und Ehe ihre eigenen Gedanken hegt. „Ich liebe dich", sagt Sarah, „denn ich liebe dich. Ich weiß nicht, ob Neigung einen tieferen Grund haben kann. Der Himmel wundert sich nicht über den Himmel. Die Liebe ist kein Zustand des Staunens, der Bewunderung, weil sie weit mehr ist, keine Hoheit, die als hoch empfunden wird. Man ist, und das ist genug . . ." Von dieser Unerklärbarkeit ausgehend, plädiert Almquist für die Abschaffung der kirchlichen Trauung, der staatlichen Kontrolle, für die Freiheit der Scheidung und der neuen Wahl. Er glaubt, mit einer solchen „wilden Ehe" viel eher der Unsittlichkeit steuern zu können und er verheißt sich eine Hebung der Gesellschaft. Das Weib behält das Kind, für das der Vater zu sorgen hat; dieses Weib aber ist ja bei Almquist „Mensch" geworden: und er trägt den Ruhm, in Schweden der erste gewesen zu sein, der für die Befreiung der Frauen das Schwert gezogen hat.

Das was hier in „Es geht an" poetische Verklärung und gleichzeitig freisinnige Ironisierung von seiten eines Weltmannes (als welcher sich Almquist, der geschworene Bauer, weit öfter entpuppt) gefunden hat, erhält schärfere, programmatische, ja revolutionäre Formulierung in der Streitschrift über die „Gründe des europäischen Mißbehagens". Aber wir müssen gestehen, daß Almquist an Originalität und Siegsicherheit verliert, wenn er die wirklich großen und starken Töne anschlägt. Als Dramatiker scheitert er (es müßte sich denn um die geistreich-satirischen Klänge aus der Szenenfolge „Immer hübsch kritisch" handeln)

Digitized by Google

und als spukhafter Novellist (etwa im „Palast", in der „Urne") verläuft er sich nach genialischem, homanneskem Anfang unweigerlich in kolportagehaftem Kitsch. Es muß also schon Schweden um ihn sein — Schweden voll Sonne und Gelächter, wo er Farben als Töne vernimmt, Farben in Düfte übergehen läßt — — dann, ja dann entsteigt seiner Geige ein harmonisch Lied und man vergißt, daß es auf einem zerbrochenen Instrumente gespielt wurde.

Des Dichters Nacht.

Von

Karl Jonas Almquist.*)

Eines Nachts lag ich voll großer Unruhe in meinem Bett, und des Schlafes Taube hielt ihre Fittiche nicht über mir.

Geängstigt war meine Seele, traurig mein Sinn. Grenzenlose Fragen erhoben sich, und Zweifel drang überall her auf mich ein. Das Leben, die Welt, die Ewigkeit, die Zeit — alles saß in Qual und Ohnmacht neben meinem Bett. Nirgends Zusammenhang. Und Freude? Keine.

Die Schöpfungen der Kunst labten nicht mein Herz. Nicht Geradheit ist ihre Erscheinungsform. In ewigen Krümmungen geht ihr Weg, ihr Atem ist Falschheit, und Gift ist auf ihrem Grunde. Die Kunst schießt nicht in dieselbe Richtung, in die sie zielt. Ach, ich möchte ehrlich mein Ziel treffen. Soll ich durchaus betrogen werden. Und betrügen?

Ich dachte an frühere Nächte, an dahingegangene Stunden, als ich glückselig war — und fromm. Da hatte mein Geist die Nähe des Himmelreichs gefühlt — o, wäre ich da, wo ich ehedem war.

So lag ich. Mitternacht war vorüber. Es schlug ein Uhr, es schlug zwei. Ich schaute forschend ins Universum und betrachtete alles, was ich von der Welt kannte. Reinheit fand ich nicht. Nicht bei mir und nicht bei anderen.

Da hörte ich, wie im Dunkel der Nacht eine Stimme meiner Seele zuflüsterte: „Wähle" . . .

Willst du stark sein, so soll dir des Starken Los werden, das Kampf ist und nicht Ruhe. Mit allem sollst du zu kämpfen haben. Nichts in deiner Umgebung auf Erden soll dir recht dünken. Und stets sollst du gegen alles anzukämpfen haben. Und auch an dir soll jedermann auf Erden etwas auszusetzen haben, und alles soll sich stets und ständig zum Kampf gegen dich erheben. Und auch im Heim deines Innern, wo du denkst und begründest, sollst du irren und dein Wesen soll unstät sein. Aber willst du ein Lamm sein, so komm zu mir. Da soll dir in meinem Hause Friede, Unschuld und Ruhe beschieden sein. Ich will dich umschließen, und Zwiespalt soll nicht an dir zerren, und nicht sollst du eine Beute des Elends werden. Willst du ein Lamm sein, so sollst du alles mit dir geschehen lassen, ohne daß es dich rührt, denn du bist beschirmt. Obgleich du ohne Haus bist, soll dich nicht frieren, und Wärme und holden Zauber ohne Schrecken sollst du bei mir finden. Nichts soll dir zu nahe treten und kein Alter dich ereilen, denn ich werde kommen und jung in dir sein."

„Herr", antwortete meine Seele und sank zusammen — „könnte ich doch ein Lamm sein, wie du sagst . . ."

Da sprangen blitzgleich alle Bande, und eine stille Wolke, wie ein himmlischer Schlaf — der doch Wachen ist im Anschauen Gottes — umgab mich, und ich fühlte mich gegen alles beschützt und beschirmt.

Da löste sich mein Geist von allem, und ich sagte: „Alles mag gehen und stehen, wie es will.

Mögen sie mit mir tun, wie es hergebracht ist, mögen sie mich schlachten."

Aber der Herr schloß mein armes Herz in seinem Wesen ein, und hinfort war mir alles in der Welt ein Spiel.

Unschuld und Ruhe ließen sich an meinem Lager nieder, Friede lüftete meines Bettes Vorhänge.

Tot war nun der Tod, und nur das Leben lebte für mich.

*) Zum vorstehenden Aufsatz.

Digitized by Google

Ich hörte, wie der Donner das Gewölk erstieg, und das erschrockene Himmelsgewölbe breitete seine Flügel zitternd über die Erde. Aber ich lachte und sagte: „Der Blitzstrahl ist schön."

Ein Platzregen ergoß sich über das Land, alles fiel, schmolz und ertrank. Ich wurde nicht naß.

Stürme eilten durch Wald und Wiesen, Tiere flohen, und die Menschen fror es in Mark und Bein. Meine Hand war warm und ich malte.

Blumen sah ich knospen, Blumen sah ich welken. Ich malte.

Kinder sah ich zu Mädchen und Knaben aufwachsen. Die Mädchen sah ich zu Weibern erblühen, schön wie die Rosen des Lebens. Ich sah sie dann altern, ich sah sie welken und vergehen. Die Knaben sah ich zu Männern werden, ich hörte sie klug und scharf sprechen, ich sah sie dann altern, sah sie bleich und grau werden. Aber ich fuhr fort, der zu sein, der ich bin, der ich war. Nichts. Ich male nur.

Gott — mein Gott — dies ist meine letzte Bitte an dich: „Laß auch mich welken und sterben wie die anderen!"

Drei Gedichte

von

Rudolf Rieth.

Wunsch.

Ich möchte still in Nächten vor dir knien,
da bleiches Mondlicht von der Decke rinnt
auf deine Brüste, die wie Silber sprühen —;
gedankenvoll auf deinen Lenden sinnt...
und niedertrieft in weißen Harmonien.

Nicht deine sanften Lippen würd' ich küssen,
nur selten dein gemeißelt Knie; und keusch
daknien —, allein um deine Schönheit wissen,
die heiße Stirn auf deinem kühlen Fleisch—:
anbetungsvoll, doch niemals hingerissen.

Das Lesekabinett.

Helldunkel. — Stille. — Dann und wann ein Knistern
von Kohlenglut — ein Rascheln von Papier —
ein zages Hüsteln, Scharren oder Flüstern
und Zehentrippeln — ängstlich! — bei der Tür.

Um grüne Tische hockende Pagoden
mit stieren Augen, draus ein Abglanz schießt
von dem, was ihnen wunderneu aus toten
Gedankenbeeten in den Hirnen sprießt.

Ein Alter blinzt aus schrägen Brauenbarren
ein blasses junges Mädchen an. Die taucht
glührot hinab in ihren Marlittschmarren,
aus dem sie süße Liebeszehrung saugt.

Die Luft ist dick von Bildungsdrang und Wissen...
Die Lampen blaken still ihr rußig Mal
auf runde Schälchen, die, glashart umrissen,
von weißer Decke pendeln in den Saal.

Schauspielbühne.

Hier siehst du Wesen — fremd, doch deinesgleichen —
zu feierlichem Spiele sich gefährten,
mit Gift und Dolch um Kuß und Kronen schleichen,
und Menschen sich wie Furien gebärden.

Siehst sie in klug gewundener Spirale
— wie stolze Falter um die starre Lampe —
hinunterkreisen ihre Schicksalstale
und röchelnd sinken an beglänzter Rampe.

Erhöhtes Sein macht hier das Harte krasser,
Geheimes ruchbar, Trügerisches kauern,
den Spieler röter, die Erleber blasser —
und alles fiebert in geschweigen Schauern.

— Löst dann die Bangnis der Gardine Fallen,
so stehst du wohl um eine Miene bleicher, —
doch ein Akkord schwillt in dein Weiterwallen
und macht dich stark und um ein Vieles reicher.

Aus Berliner Theatern.

Das Königsspiel.

Shakespeares Königsdramen waren einmal die Nationalgedichte eines Volkes, historische Feierstücke, die durch ihren Stoff allein

Digitized by Google

der Liebe und der Begeisterung der Hörer sicher waren. Das sind sie heute nicht mehr, und zum wenigsten uns Deutschen, sind sie es kaum je gewesen. Aber sie alle leben doch noch, leben, weil die Wirrnis dieser Königskriege Rebellionen, Schlachten, Verrätereien und Siege von der Weisheit eines ganz großen Dichters zur Chiffre eines Königsschicksals geordnet ist, weil der sinnloseste Tumult, die abergläubischste Geschichtslegende unter seinen Händen ein Wort wird in der großen Rede seiner Weisheit über Helden- und Königtum. So leben diese neun Königsdramen alle. Nicht alle in gleichem Grade, aber keines stärker als jenes wunderbar einheitliche Spiel, das man die beiden Teile Heinrich's IV. zu nennen pflegt. Diese beiden Teile hat Max Reinhardts Theater jetzt in erfreulich schneller Aufeinanderfolge gespielt. Und so hatte man wieder Gelegenheit, sich in diese wunderbare Welt, diesen tiefsinnig leuchtenden Kosmos zu versenken, und die höchste Kraft Shakespeares neu bewährt zu finden: die Kraft, uns auch bei der zehnten und hundertsten Bekanntschaft ganz neue Fügungen, Zusammenhänge entdecken zu lassen — unendlich, unerschöpflich, immer von neuem deutbar zu sein, wie die Welt selbst!

Wie wenig haben die Wesen und Gesetz eines Shakespeare'schen Werkes begriffen, die sich in den politischen Szenen langweilten, und nur darauf warteten, daß Prinz Heinz und Falstaff ihre Späße tauschten. Ein gleichgültiges Historienstück schreiben mit amüsanter Einlage, das wäre nicht das Werk unseres größten Dramatikers. Nein, das ist seine Wunderkraft, daß von der alten staubigen Historie nicht der kleinste Zug tot und unbedeutend geblieben ist, daß hier alles als klingender Ton in dieser großen Symphonie vom Heldenleben steht. Eine Kette ist in diesem Werk gespannt, eine Kette des Heldentums, der stolzen, sieghaften Selbstentfaltung. Diese Kette reicht von Falstaff bis zu Heinz — und die Extreme, wie das tiefsinnigste aller Sprichwörter besagt, berühren sich. Und so wird ein Kreis des Lebens: Der junge Heinz ist der wahre Königssohn, das reine Genie, dem nichts geschehen kann, auch wenn er einem plebejischen Gelüst nach „Dünnbier" folgt, und sich unter Pack begibt, das die Trauer des Sohnes und Erben um den Vater „selbstverständlich" für Heuchelei hält. Er hat sich so völlig in der Hand, er ist seiner Ehre so sicher, kann in jedem Augenblick aus dem Sumpf ins Sonnenlicht hochfahren, daß ihn nichts niederziehen und nichts beflecken kann — und gerade deshalb knüpft ihn eine Spielerlaune an den ungeheuren Fleischberg, die herzhaft kindliche Ausgeburt aller Sünden, den John Falstaff. Der hat zwar gar nichts mit dem Wesen, aber sehr etwas Erhebliches mit der Form dieser genialischen Königsexistenz gemein: Er hat die unverwirrbare Sicherheit, es kann auch ihm nichts geschehen: denn er hat sich mit aller Schläue des Philisterwitzes jegliche Hemmung wegphilosophiert, er hat die Ehre aus seiner Welt geschafft und pfeift nun ganz unverletzlich jenseits von Treu und Glauben, Pflicht, Verantwortung, Willen in einer viehischen „Seligkeit des Daseins" — kannibalisch wohl wie die bekannten dreitausend Säue. Zwischen diesem Helden, dessen Reinheit und Kraft nicht einmal Geste und Schein des Heldentums braucht, und diesem riesigen Philisterlumpen, dessen Konsequenz und Frechheit fast heroisch wirkt, spannt sich das Stück. Und alle anderen Personen gehören in diese Reihe. In der Mitte steht Percy Heissporn, Talent, wo Heinz Genie ist; immer polternd und stampfend in allen Geberden heldischen Kriegertums, ehr- und ruhmgekrönt, und doch schließlich leichte Beute für den wahren Königssohn, dessen erster Hieb ihn niederwirft. Und um ihn geht es herab noch unter Falstaff bis zu dem stumpf versoffenen Bardolph, dem grotesk-renommistischen Pistol, den halb vertrottelten alten Friedensrichtern, die die unverwüstliche Jugend, die Falstaffs listige Frechheit in gewissem Sinne wirklich bewahrt hat, albern vortäuschen möchten, bis zu den völlig vertierten Landburschen, die Falstaff als Krieger anwirbt. — Und es geht hinauf bis zu dem Prinzen Johann, der in Energie und Kraft kaum hinter dem Bruder Heinz zurücksteht (die Inszenierung des Deutschen Theaters hätte vielleicht jene brutale Szene, in der er durch entschlossenen Wort-

Digitized by Google

bruch die Verschwörer gefangen nimmt, doch nicht streichen sollen), nur daß ihm die Anmut, die Leichtigkeit, die Schönheit der Größe fehlen, durch die Prinz Heinz glänzt. Neben Percy, dem fröhlichen Realisten, steht halb komödiantisch die barocke Figur des Owen Glendower, der seinem tüchtigen Soldatentalent gerne durch allerhand mystischen Hokuspokus einen Schimmer des Genialen geben möchte und der von Percy's fröhlicher Nüchternheit so erbarmungslos gekreuzt wird. Und ernsthafter als er, die tief problematischen Naturen, in denen sich heldischer Wille und kleinlicher Philisterwitz verhängnisvoll mischt, der schwache Northumberland, der nach großen Entschlüssen immer zur unrechten Zeit zaudert, und vor allem der König, des Prinzen Vater, Heinrich IV. Er ist mehr mit kluger List, als mit überwindender Kraft zur Krone gelangt, von deren Heiligkeit und Wert er doch ein tiefes Gefühl hat. Und wieder mit List und Politik, mit Angst und Sorgen und immerwährender Unsicherheit, hat er sie durch all die Jahre getragen und hat sich in ihrem Dienste verzehrt, um schließlich (in der schönsten Szene des Dramas), in dem verkannten, so leichtsinnig scheinenden Sohn, den starken Erben, den wahren König zu begrüßen, der mit blind sicherem Griff den Reif fassen und hochhalten wird, um dessen Besitz der schwächere Vater sich zu Tode rang. Durch sein ganzes gehetztes Leben schleppt dieser sentimentalische König den Gedanken an einen sühnenden Kreuzzug nach dem heiligen Land, er will in Jerusalem sterben. Und er stirbt schließlich zu Haus in einem Zimmer des Palastes, das zufällig „Jerusalem" heißt, so um all sein Wollen und Sehnen betrogen bis zuletzt. — Ist es nicht wunderbar, wie der gleichgültigste Zug einer abergläubischen Legende unter den Händen dieses Dichters seelische Gewalt, geistige Bedeutung gewinnt? Ist es nicht wunderbar, wie hier in hundertfacher Variation ein großes Grundthema wiederkommt; denn auch alle, die ich noch nicht nannte, der würdige Oberrichter, der albern glatte Poins, der leicht flackernde Douglas und Dortchen Lakenreißers vergnügte Verkommenheit, und jeder der Lords und jeder der kleinen Halunken, jeder gibt einen Zug in das Bild, in das helle Bild von Triumph und Aufstieg menschlicher Größe durch den Schwarm von vielerlei halber Menschlichkeit auf den herrschenden Thron.

Daß man die Schönheit und den ungeheuren Reichtum des Gedichts so voll empfinden konnte, das beweist, daß die Reinhardtsche Inszenierung gewiß nicht schlecht war. Aber wenn auch die technische und malerische Vollkommenheit der Bilder wieder entzückte, wenn die Ensembles nach echtester Reinhardt-Weise tollten, sprudelten und schwirrten, und manche Charakterszene vom psychologischen Spürsinn des Regisseurs mit neuer Kraft herausgehauen wurde — zu den ganz großen, den wirklich neuschöpferischen Regietaten Reinhardts kann ich diese Aufführung doch nicht zählen. Ich ziele nicht auf Einzelheiten, wie die läppisch mißlungene Schlacht mit dem sinnlosen Hinundherlaufen geschlossener Abteilungen, oder, auf das dort so oft zu beklagende Ueberwuchern einzelner Clownspäße. Das Letztmögliche konnte diese Vorstellung nicht hergeben, weil die Gestalt, um die, durch die, für die das Stück lebt, weil der Prinz Heinz nicht richtig dastand. Und ist das nicht vielleicht doch Schuld des Regisseurs? Hätte ein Reinhardt aus einem Moissi nicht doch mehr Feuer und Stahl, Lust und Laune ziehen können? Mußte er ihn so ganz auf den Wellen seiner melancholischen Grazie schwimmen lassen, viel zu weich, viel zu beständig wissend, viel zu maßvoll. Wenn Moissis herrliches Organ nicht die großen Herrschertriaden mit aller Pracht geschmettert hätte — es wäre ein reines Bild vornehmer Dekadenz geworden, das, was Prinz Heinz am allerwenigsten sein darf! Man wußte nie recht, was diesem im Grunde immer ernst gestimmten eigentlich zum Falstoff zog, denn es fehlte die überschlagende geistreiche Laune des königlichen Spielers, und es fehlte obendrein auch dem Falstaff des Herrn Diegelmann, der das Format und eine liebenswürdige Naivität mitbringt, an der Fülle des Witzes für diese größte Aufgabe. Sonst gab es schauspielerisch neben allerlei Durchschnitt und Minderem, n. r

Digitized by Google

den liebenswürdig stotternden Percy Bassermanns, den ich wahrscheinlich vollkommen finden würde, wenn ich nicht einst Matkowsky gesehen hätte, der hier nicht stotterte, sondern nur in einem solchen Furor des Temperaments daherfuhr, daß er zu stottern schien! Und dann gab es eine ganz große Leistung: Wegener als König. Das war die einzige Gestalt der Aufführung, die ich bisher nie so gut sah, die beste des Abends und eine der vollkommensten dieses Schauspielers. Die Seele dieses gehetzten Problematikers, des cholerisch schwachen, in List und Sorge verzehrten, und immer nach einem reineren Zustand Sehnsüchtigen, sie trat mitleidbewegend und stolz, kläglich und erschütternd zugleich vor uns. Schade, daß dem Sohn dieses Zerrissenen das stählern, unproblematisch Helle im Kern fehlte. Wir hätten sonst das Vollkommene gehabt, aber auch so müssen wir dankbar bleiben für das Gute dieser Aufführung, die uns eine der reichsten und tiefsten Dichtungen aller Zeiten wieder nahegebracht hat.

Julius Bab.

Randbemerkungen.

Amerikanismus.

In New York wird der Prozeß Rosenthal verhandelt, eine Mord- und Bestechungsaffäre, die Zentner von amerikanischer Korruption auf die Oberfläche bringt. Für die Oeffentlichkeit sind heuchlerische Gesetze der Prüderie und der rein äußerlichen Moral geschaffen worden. Im Hintergrunde treibt eine im Genußleben versumpfte Geldaristokratie ihr Unwesen.

Noch vor kurzem sahen wir Europäer mit einem Gefühl des Neides nach Westen hinüber. Dort drüben hieß es — wäre das Eldorado des strebsamen Arbeiters. Dort drüben wäre die langersehnte und langerstrebte Gleichheit aller Menschen in der Form einer ideal-demokratischen Republik verwirklicht; dort werden die Menschen nicht nach ihrer Abstammung, nicht nach ihrer Konfession eingeschätzt. Position und Ansehen verdankt drüben jeder einzelne seiner Tüchtigkeit und seinen Leistungen.

Nun, der Europäer lernt allmählich anders urteilen. Wenn das ein Sieg der Gleichheit heißen soll, dann lieber zurück in den dunkelsten Absolutismus! Das so energisch betonte Prinzip der Gleichheit hat in Amerika im praktischen Leben traurige Folgen gezeitigt. Als sich einst die undifferenzierte Urmenschheit in Kasten und Individuen zerspaltete, hat sich das Recht des Stärkeren über das Schicksal der Herde erstreckt. Es entstand ein Staat des Herrschens und des Dienens, und des Vaters Privilegien gingen auf die Söhne über. Das war der Anfang der Kultur.

Wie anders ist doch der Fall Amerika! Ein Heer der Unzufriedenen, der Entbehrenden und der Genußsüchtigen scheidet aus unserer Kultur aus, um eine Neukultur zu begründen. Sie haben gemeinsame Zwecke, und wie bei jeder Staatsbildung, muß wiederum das Faustrecht entscheiden. Aber das Prinzip des Herrschens ist für diese Leute ein überwundener Standpunkt. Ihnen lüstet es nicht nach der Macht, sondern nach der Bequemlichkeit, — die Genußsucht des durch verschiedene Lockmittel aufgereizten Kulturmenschen lechzt nach Befriedigung. Der Kampf um die Macht wird zum Kampf um das Geld, die einstige Unterjochung des Schwächeren zum rücksichtslosen Ausbeuten der Masse, und die zweifelhafte Kultur der Klassenunterschiede zur unzweifelhaften Unkultur des Kapitals. Dort herrscht man durch seine Millionen, und dort dient man — es ist ein unmenschliches, jammervolles Dienen — im Kampf um den Erwerb. Der Proletarier kriecht in schamloser Unterwürfigkeit vor den Millionen, er erniedrigt sich zu ihrem Sklaven und ihrem Anbeter.

Traurig ist es um die Gesellschaft Amerikas bestellt, die sich mit all ihren Bestrebungen und Ambitionen im Zeichen des Kapitalismus bewegt. Das gierige Streben nach Reichtümern raubt dem Menschen seine Menschlichkeit. Aus Amerika klingen seit geraumer Zeit nur die Mißtöne einer Scheinkultur herüber. Trust, Reklame, Massenveranstaltungen und ein rohes Protzen mit gekaufter, nie erlebter und nie verstandener Kunst ist fast alles, was wir von dort drüben zu hören bekommen. Nebenbei eine übertriebene Sportlust und skandalöse Wahlmanöver! Von edleren Bestrebungen, von idealen Geistesrichtungen keine Spur. Ueberall das, was wir als „Amerikanismus" bezeichnen.

Aus der Ferne betrachtet, mag dies ein anwiderndes, aber für uns ziemlich gleichgültiges Schauspiel sein. Sind wir aber in der glücklichen Lage des unbeteiligten Zuschauers?

Der Kampf zwischen Kapitalismus und Proletarismus tobt auch in der alten Welt und scheint die feinere Kultur eines idealeren Zeitalters ersticken zu wollen. Der Sozialismus

Digitized by Google

kämpft für die unterdrückten Proletarier. Kämpft er aber auch gebührender Weise für die unterdrückte Kultur?

Man hört es vielfach behaupten, Berlin wäre ein zweites New York. Sollen wir uns über diesen Vergleich freuen? Da ist der kolossale Hang zum Seichten und Leichten, die Kultur der Kintopps und der protzig aufgemachten Massenrestaurants Neu-Berliner Stiles. Noch klingen vereinzelt tiefere Laute durch das Hasten und Jagen der Menge zu den wenigen, tiefer veranlagten Individuen empor. Aber der Kern des Berliner Großstadtlebens scheint heute nur noch in Veranstaltungen nach dem Muster Amerikas, von rein äußerlichem Reiz zu liegen.

Man schreibt und kämpft dagegen. Man will der deutschen Reichshauptstadt wieder mehr „Charakter", mehr Einheitlichkeit und idealere Züge verleihen. Diese kulturelle Gegenströmung stößt aber auf Hindernisse, die, durch die ganze ökonomische Entwicklung begründet, an Kraft und Zähigkeit ununterbrochen zunehmen. Es gilt, neben allen sozialen Reformen auch die Sache der gefährdeten feineren Kultur gegen ihren schlimmsten und modernsten Feind, den „Amerikanismus", zu verteidigen.

Gustav Eréñyi.

Aus der Reichshauptstadt.

Weingartner ante portas.

Felix Weingartner ist, wie aller Welt bekannt, nebst Taktstock und Dirigentenpult gerichtlich bis zum Jahre 1916 (inklusive) den Berlinern verboten. Aber die preußischen Staatsbahnen denken milder, als der preußische Staat: — es sind die schlechtesten Hülsenfrüchte nicht, an denen die Wespen nagen —. Und, da es nun Weingartner oder vielmehr seinem geschickten Manager einfällt, daß Verbote dazu da sind, umgangen zu werden, und daß man ebenso gut, wie in Berlin, seinen Musikwigwam auch unmittelbar hinter der Bannzgrenze aufschlagen kann, also etwa in Fürstenwalde a. d. Spree, treibt im Sinne der Tendenz: „Geschäft ist Geschäft" die Eisenbahnbehörde allergetreueste Opposition gegen die Behörde: mit Extrazügen hin und mit Extrazügen zurück und mit allem sonstigen Komfort der Neuzeit. Natürlich machen die Berliner mit: und zwar — Freunde, seien wir in dieser Stunde innigster Aussprache redlich und ohne Falsch — nicht nur, weil man den tapferen Weingartner in seinem Kampfe gegen die Berliner Kunstbureaukratie stärken will, oder weil man seelisch verbluten würde, bekäme man ihn nun nicht endlich wieder einmal vors Gesicht, oder weil er in Fürstenwalde den Beethoven zelebrieren wird, sondern weil vielen, sehr vielen das alte Wiener Coupletzitat durch Herz und Hirn klingt: „S'is a Hetz und kost net vüll!" So herrscht in dem Extrazug, der — etwa zur gleichen Zeit, als vor dem Senat des Leipziger Reichsgerichts der Stab über Weingartner endgültig gebrochen wird, — in Berlin die schwarzgraue Rauchfahne aufhißt, die bekannte Situation à la Pökelhering. Kurfürstendamm-Damen wandern aus, unter deren festgeknöpften Ulstern oder schmiegsamen Samtmänteln sich Enthüllungen vorbereiten; noch pikanter als diejenigen, welche Weingartners eben erschienene Verteidigungsbroschüre, deren schlanke Gestalt ich in den Coupés von vielen Reisehandschuhfingern zerknittert und zerknüllt sehe, zu vergeben hat. Deliziöse Smokings und ausgewählte Abendroben; kurznäsige Engländerinnen und Enthusiastinnen, die sich mit dem Freigepäck der Partituren beladen haben; die Musikschülerinnen mit dem Bohèmeanstrich und die Musikschüler mit der Mähne; die Snobs, die die Sensation dieses Tages gleichgültig mitnehmen, und die Begeisterten, die sich das Geheimnisvolle, Unternehmungslustige, in die Ferne Schweifende dieser mystischen Stunden rot ankreiden; sie alle leiden in den Coupés bittere Raumnot. Rücksichtslos werden in den Wackeltöpfen zweiter und dritter Klasse Kritiker und Kapazitäten durcheinandergeschüttelt. Ferruccio Busoni wird gequetscht; Tilla Durieux wird gequetscht; Jean Nadolowitsch wird gequetscht; Leo Blech wird gequetscht. Und in meinen Wagenabteil hat gar die große Seestadt Leipzig, deren Reichsgericht dem vortrefflichen Dirigenten heute noch auf vier Jahre hinaus seinen Berliner Taktstock zerbrach, eine Deputation entsandt. Aber die Schwärmerinnen, welche sich den Beethoven Weingartners noch mit weit stärkeren Reiseopfern erkaufen als die Berliner —, wenn mich meine geographischen Kenntnisse nicht täuschen, braucht man von hier aus doch erheblich länger nach Leipzig, als nach Fürstenwalde — vier reifere Damen, machen das schnöde Urteil nicht etwa, im Stile der Sühnemission des Prinzen Tschun durch einen Kotau wett: (wozu sie in dem überfüllten Coupé allerdings auch kaum Platz gehabt hätten). Nein, triumphierend erwecken und verstärken sie unseren Neid: „Mir derfen 'n im „Chewandhaus" dirichieren lass'n." Na ja: natürlich: mir derfen nich!

Fürstenwalde an der Spree: Emil Thomas pflegte mit Bezug auf geographische Notizen ähnlichen Ranges zu bemerken: „Ach, Sie

Digitized by Google

meenen, det jiebt's nich? O ja, det jiebt's doch!" Pünktlich werden wir an den Küsten Fürstenwaldes ausgebotet: und das rote Meer der Abenddämmerung, in das wir unmittelbar hinter den Berliner Bahnhöfen hineinsteuerten, hat sich inzwischen in ein schwarzes Meer der Nacht verwandelt. Auf dem Bahnsteig richten zwei Photographen ihre Apparate: mit größerer Sorgfalt kann Prinz Peter von Montenegro kaum die Mündung seiner Eröffnungskanone der Steinfront jener türkischen Festung entgegengeschoben haben. Unmittelbar vor dem Bahnhof hat sich Fürstenwaldes reisige Mannschaft, haben sich Greise und Kinder, Mütter und Säuglinge zusammengerottet, um den Einzug der Idealisten, die eine Stunde lang reisen, um drei Musikstücke zu hören, mit eigenen Augen anzusehen: („Durch diese hohle Gasse müssen sie kommen!") Sie begrüßten den Zug bei seinem Einlauf mit fest an das Fensterglas des Bahnhofsvestibüls gepreßten Augen: (ich mußte an die Szene aus Ludwig Thomas neuem Drama „Magdalena" denken, in welcher der Gendarm dem Häusler Thomas Mayr seine Tochter Leni per Schub nach Hause bringt, und die höhnische, vielköpfige Grimasse der „getreuen Nachbarn" durch das Fenster in die von der Schande verfinsterte Bauernstube starrt). Später aber wich das Spalier vom Fenster zurück, öffnete sich zu beiden Seiten des Bahnhofsplatzes zu zwei breiten Menschenflügeln: und die Berliner Karawane zog hindurch, wie die Somalihorde, wenn sie den Boden des Luna-Parks beschreitet. „Ach, die Schönheiten von Fürstenwalde," sagte laut und herablassend eine Berliner Pleureusendame, indem sie, was sie in der Friedrichstraße kaum tun würde, sich coram publico eine Zigarette anzündete: aber diese Geste, die Fürstenwalde verblüffen sollte, war doch mehr ein Kind der Verlegenheit, als der Kühnheit. Und dann kam die Wanderung durch die kleine, schon halbschlummernde Wilhelm-Raabe-Stadt: mit ihren Wegen, auf denen das Laub knisterte; mit ihren kurzen, breitnackigen Häuschen, in deren Fensterrahmen die dunklen Köpfe der Neugierigen standen wie schwarze Silhouetten zwischen mattgelben Leisten; mit einem runden Platze, der mit steinernen Bänken und weißgespenstischen Hermenbildern an einen alten Kirchhof gemahnte, und mit vielen, schmalen Winkelgassen, über deren Mauergürtel schlafende Bäume müde die raschelnden Kronen senkten. Das Licht der Aufklärung wurde unserer Invasion freilich nur von der Beleuchtung eines stattlichen Kinotheaters gespendet. Die zu unseren Ehren totsicher geplante Illumination war unterblieben, die Laternen hatten auf Halbmast geflaggt; und Fürstenwalde an der Spree konnte, an diesem Abende wenigstens, nicht die so gern geübte Selbstcharakteristik des Sachsenlandes aufnehmen und von sich sagen, daß es „helle" sei. Aber man hatte der Prozession der Berliner Gemeinde wenigstens das anmutige, mit freundlicher Hand in alte Zeiten zurückführende Bild dieses Konzertsaales bereitet. Riesengroß, hoffnungslos: mit seinen von gefälschten Baumblattschnüren verbundenen Gaskronleuchtern: mit seiner an die Hinterwand gerückten Holzbude, die weniger zu Schiller-Beethovens jauchzender Dithyrambe „Freude, schöner Götterfunken", als zu der freundlichen Einladung: „Mein Herr, woll'n Sie mal schießen?" paßt: und mit den wohlgezählten vier Topfpflänzchen vor dem vom Beifall umbrausten Platz des Dirigenten. — In einer Ecke der Halle stand, rassig und massiv, wie eine Gestalt des Lessingtheater-Schauspielers Hans Marr, weißbehandschuht, der Gendarm aus Emil Rosenows Komödie „Kater Lampe". Gewiß, das musikalische Thema des Abends, Beethoven gab ja keinen Grund zum Einschreiten. Aber der verbotene Weingartner . . .? Wer konnte wissen?

Soll ich nun dem bunten, anregenden, in seinem demonstrativen Hauptzweck durchaus gelungenen Abend auch noch den kritischen Genickfang geben? Fällt mir nicht ein! Ich will nur ein Wiedersehen bescheinigen, dessen Freude allgemein war, als Weingartner ohne eine Konzertrede à la Hans von Bülow — den Berlinern und Fürstenwaldern wie händeschüttelnd immer wieder die schlanken Finger vom Podium entgegenstreckte: ein Wiedersehen, das, da ja Berlin bis zum Jahre 1916 nun einmal verriegelt bleibt, gewiß noch in allerhand anderen Städten der Fontane-Route erfolgreich wiederholt werden wird. Weingartner hat noch immer die beneidenswerte Straffheit der Figur und des Taktschlages wie damals, als er, der junge Kapellmeister des Stadttheaters zu Danzig, an seinem Debut-Abende der dickleibigen Partitur des „Freischütz" den Rücken zudrehte, um ihre Herrlichkeiten nicht vom Notenblatte, sondern aus seinem musikalischen Gefühl abzulesen; und als er dann, wenige Monate später, dem Danziger Publikum den etwas harten Bissen seiner Oper „Malawika und Agnimitra" zuzuführen suchte. Und gerade Beethoven liegt ihm in den Fingerspitzen; in diesen Händen, die nie in wilden Gesten ausschweifen, sich vielmehr während der Pianissimi ganz und kaum mehr sichtbar in den Schutz dieser lichtgeraden, stolz getragenen Gestalt im „gutsitzenden Frack" zurückziehen. — Diese ganz unvirtuosische, nur entschiedene, ganz

Digitized by Google

hinter der Sache verschwindende, nicht mit Mätzchen, sondern mit Temperamenten faszinierende Stabführung hat denn auch gestern wieder insbesondere aus dem nachdrücklichen Andante der ersten Beethovenschen C-dur-Sinfonie (op. 21), aus dem energischen Allegro con brio der D-dur-Sinfonie (op. 36) und aus der „Eroica" die entscheidenden Schönheiten herausgeholt. Und wenn die Bläser beiderlei Geschlechts, vom Holz- und vom Blechgeschlecht des Berliner Blüthner-Orchesters schmählich versagten? Rechnen wir ihnen mildernde Umstände an: und bedenken wir, daß sie heute nicht die „Sänger von Berlin" waren, sondern nur die „Sänger von Fürstenwalde".

Urbanus.

Neue Bücher.

Karl Hoffmann: Zur Literatur und Ideengeschichte. Zwölf Studien. Dresden, Carl Reißner. Preis 3 M.

Der bekannte Mitarbeiter der Brüder Horneffer und Mitherausgeber der Monatsschrift „Die Tat" vereinigt unter obenstehendem Titel eine Auslese seiner Arbeiten aus den Jahren 1902 bis 1907. Wie die ausgezeichneten Aufsätze, die er von Zeit zu Zeit in der von ihm geleiteten Zeitschrift publiziert, so zeigen auch diese ihn als originellsten Kopf, scharfsinnigen Denker und sorgfältigen Stilisten. Die Kunst des Essays erlebt, nachdem sie lange arg darniederlag, in unseren Tagen eine Renaissance, dafür sind auch die hier veröffentlichten essayistischen Arbeiten glänzende Zeugen. Jeder der Aufsätze — kleiner wie umfangreicher — ist ein in gewissem Sinne kunstähnliches Werk: die Form ist gepflegt und der Stoff fesselt nicht allein durch die realen Unterlagen und logischen Ergebnisse, sondern auch durch geschmackvolle und künstlerisch wirksame Gruppierung. Im ganzen sind — wie schon die Ueberschriften beweisen — diese Essays der Niederschlag eines beweglichen Geistes und einer vielseitig interessierten, dabei wissenschaftlich wohlgeschulten Persönlichkeit, in der solides Wissen, methodische Forschung und anziehender Vortrag eine glückliche Vereinigung gefunden haben. „Die dramatische Stimmung" entzückt durch ihren schlichten, prägnanten Ton. „Die ästhetische Interessenlosigkeit" erfreut durch die vertrauenswürdige Solidität ihrer Unterlagen; und jene Studie, die Hauptmanns Symbolismus gewidmet ist, gehört zweifellos zu dem Eindringlichsten, was je über den „Pippa"-Dichter geschrieben wurde. Die drei historischen Abhandlungen „Corneille und Racine in England", „Vom Ursprung der deutschen Schriftsprache" und „Zur nationalen Bedeutung des Göttinger Bundes" erinnern daran, daß ihr Verfasser von Haus aus nicht Essayist, sondern Wissenschaftler ist: sie sind langatmig im Ton und unbeholfen in den Darstellungsmitteln und heben sich wenig vorteilhaft von anderen Arbeiten ab, sonderlich von „Dehmels Gedankendichtung", die trotz wissenschaftlicher Erfassung des Problems sicher im Vortrag, ja beinahe elegant geschrieben ist. Aber sie vermögen nicht den überaus reichen und günstigen Eindruck zu verwischen, den der aufmerksame Leser dieses Buches erhält und der ihn aufrichtig wünschen läßt, Karl Hoffmann möge recht bald mit einer neuen Sammlung seiner interessanten Arbeiten auf dem angediegenen Essaywerken nicht überreichen Büchermarkt erscheinen.

Hans von Hülsen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 44 Berlin, den 2. November 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Die Heilsarmee.

Von

Johannes Gaulke.

Die Heilsarmee gehört zu jenen Organisationen, die, wie auch der Jesuitenorden, im öffentlichen und privaten Leben eine außerordentliche Wirksamkeit entfalten, ohne dabei ihre letzten Ziele zu verraten. Was ist die Heilsarmee? und was will sie?

Darüber kann eigentlich niemand die zutreffende Antwort geben, nicht einmal die unteren „Chargen" der Heilsarmee. Auskunft könnte nur das „Hauptquartier" geben, aber dieses schweigt sich aus, oder verweist nur auf die Wohltätigkeitsveranstaltungen dieser Organisation. Ohne Frage leistet die Heilsarmee in dieser Beziehung mehr als irgendeine andere kirchliche oder religiöse Gesellschaft, die in ihrer Gesamtheit nicht mehr lebensfähig wären, wenn ihnen nicht die tatkräftige Unterstützung des Staates zuteil würde. Mit bemerkenswertem Geschick hat die Heilsarmee alles vermieden, was auf eine Verbindung mit den herrschenden Machtfaktoren hindeuten könnte. Auch hat sie nur in bescheidenem Maße an die Oeffentlichkeit appelliert, um die zur Durchführung ihrer Zwecke notwendige „Kriegsmunition" zu erlangen. Durch freiwillige unentgeltliche Dienstleistungen der „Subalternen" und durch den Verkauf des „Kriegsrufs" hat sie im wesentlichen die Kosten für Verwaltung und Wohltätigkeitsveranstaltungen gedeckt. Aus diesem Grunde erfreut sie sich in allen Bevölkerungsschichten gewisser Sympathien und auch gelegentlicher Zuwendungen in barer Münze. Man läßt die „Soldaten" und „Soldatinnen" der Heilsarmee in ihrem Bekehrungseifer ruhig gewähren, indem man sie als Kuriositäten, die keinen Schaden anrichten können, betrachtet. Gelegentlich werden sie auch als harmlos Verrückte, denen die Ueberfütterung mit geistlichen Dingen nicht gut bekommen ist, bezeichnet.

Damit ist aber das Wesen der Heilsarmee nicht abgetan. In manchen Köpfen, deren Träger sich allabendlich zu sonderbaren Gebets- und Gesangsübungen im „Hauptquartier" zusammenfinden, mag es wunderlich aussehen. Mich hat oft ein tiefer Widerwille und zugleich ein tiefes Mitleid mit den Fanatikern dieser Sekte erfaßt, wenn ich ihren musikalischen Darbietungen und „geistlichen" Improvisionen an der Quelle gelauscht habe. Ich bin oft im Zweifel gewesen, ob es sich hier um Aeußerungen einer bewußten Verrücktheit oder verrückten Bewußtheit handelt. Jeder Bewegung, die es auf eine Neuregelung der himmlischen Einrichtungen abgesehen hat, wohnt eine kontagiöse Kraft inne. Das lehrt uns die Geschichte des Christentums und des Mohammedanismus. Alle, die da „geistlich arm" sind, die auf Erden hoffnungslos dahinvegetieren, fallen leicht einer religiösen Bewegung, die über himmlische Gnadengüter zu verfügen vorgibt, als geduldige Opferlämmer anheim. Wenn es hier nichts mehr zu erhoffen gibt, dann könnte man es einmal mit dem Jenseits versuchen! Zwar hat uns bisher niemand von dort Bericht erstattet — aber man weiß doch nicht recht, was an der Geschichte Wahres ist! Das ist ungefähr der Gedankengang der großen, vom Aberglauben irgendeiner Art durchsetzten Masse. Es kommt nur auf die Geschicklichkeit des Regisseurs an, die Masse für eine Idee, die sie nichts angeht, die sie auch gar nicht begreift, zu begeistern.

Ein Regisseur von hervorragender Bedeutung und ein Organisator ersten Ranges war der verstorbene „General" Booth. Ich zweifle nicht an der Lauterkeit der Absichten dieses Mannes; er wollte seinen Mitmenschen helfen, das Elend,

Digitized by Google

das sich in den Quartieren des Londoner Ostends in seiner abschreckendsten und zugleich ungenierteſten Form zeigt, mildern. Und er hat unendlich mehr erreicht, als viele von denen, die von den Kanzeln herab an die Mildtätigkeit der Menſchen appellieren, und es ſich im übrigen gut ſein laſſen auf dieſer mühſeligen Welt. Das iſt die eine Folge ſeiner raſtloſen Tätigkeit, die andere haben wir auf tranſzendentalem Gebiet zu ſuchen. Booth hat, wie viele Religions- und Sektenſtifter vor ihm, eine unbeſchreibliche Verwirrung in den Köpfen angerichtet. Ein ſo abſoluter Jenſeitsglaube, wie er ihn gepredigt hat, lähmt die Energie und ertötet die Daſeinsfreude; er muß notwendig zur Aſkeſe führen. Ein neuer Aberglaube, eine neue Myſtik iſt im Anzuge, ein revidiertes Chriſtentum, gerade gut genug für die Armen an Geiſt, um ſie für das Himmelreich zu präparieren. Was geht das uns an? werden die frei Denkenden, und mehr noch die ſich frei Dünkenden fragen. Sehr viel, behaupte ich. Eine Bewegung auf ſo großartiger agitatoriſcher Baſis, von klugen Führern geleitet, kann ſich zu einer Macht erſten Ranges im Geiſtes- und Gemütsleben der Völker auswachſen.

Daß die chriſtlichen Kirchen und Sekten in einem gewiſſen Abſterbungsprozeß begriffen ſind, iſt Alltagsweisheit. Aber was kommt dann? Eine Religionsphiloſophie auf wiſſenſchaftlicher Grundlage, wie ſie der Monismus vertritt? Schwerlich. Kathederweisheiten reißen die Menge nicht mit ſich hin, ſie entzünden keine leidenſchaftliche Begeiſterung. Nur wer dem Gemüt etwas bietet und ſei es ein handgreiflicher Unſinn erzielt Erfolge. Das hatte der ſelige General Booth begriffen, als er die Heilsarmee gründete. „Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit, So wird der beſte Trank gebraut, Der alle Welt erquickt und auferbaut.“ Das Rezept bewährt ſich immer noch. Ein wenig Kuliſſenzauber, Unwirklichkeiten, vorgetragen im Pathos der Unfehlbarkeit, das überzeugt und zündet.

Wenn ich nun abermals die Frage aufwerfe: Was will die Heilsarmee? ſo kann ich ſie einfach dahin beantworten: Macht anſammeln. Jede politiſche, jede religiöſe Bewegung tendiert letzten Endes auf eine Machtanſammlung hin, ſie verleugnet ſogar ihre urſprünglichen Motive und konzentriert ſich ſtärker und ſtärker auf das eine Streben: Macht, mehr Macht! Welche Fülle von Macht hat das Papſttum in ſich vereinigt! Der Orden Jeſu hat es ihm nachgemacht. Das Aushängeſchild dieſer ehrwürdigen Firmen lautet allerdings weſentlich anders. Und ſo iſt es auch um die Heilsarmee beſchaffen. Man lacht nicht mehr über die dem Militarismus nachgeäffte Nomenklatur und Titulatur, da ſich hinter dem General und ſeinen Offizieren, die man vorſichtig in Gänſefüßchen anführt, etwas mehr als bloße Operettenchargen verbergen.

Die Symptome der Machtanſammlung mehren ſich. William Booth hat ſeinem Sohn den Poſten des Höchſtkommandierenden hinterlaſſen. Die Heilsarmee als ein Erbſtück in der Familie Booth iſt etwas, das bisher wenig Beachtung gefunden hat. Es iſt jedenfalls ein Novum, daß Ehrenämter auf dem Wege der Erbfolge auf den Erſtgeborenen übergehen. Es zeugt aber auch von einem ſtarken Machtgefühl, daß der verfloſſene General ein Dekret dieſer Art über die Köpfe ſeiner nach Hunderttauſenden zählenden Anhänger hinweg erläßt. Die ſtraffe Organiſation der Heilsarmee hat ſich als ein Mittel zur Machtanſammlung trefflich bewährt.

Noch hat die Heilsarmee im öffentlichen Leben nichts zu bedeuten. Man unterſchätzt höchſtens ihren mit Pauken und Poſaunen verkündeten Wohltätigkeits- und Seelenerrettungsrummel und lacht über ihre komiſche Geberde. Aber es kann auch anders kommen. So wie die Heilsarmee haben alle religiöſen Bewegungen, die im weiteren Verlauf unſägliche Verwirrungen angerichtet haben, begonnen. Anfänglich eine gewiſſe Toleranz gegen Andersgläubige und Andersdenkende ausübend, haben ſie, ſobald ſie zu Macht und Anſehen gelangt waren, einen unerhörten Druck auf alle Denkenden ausgeübt. Wir ſetzen uns gegen die Anmaßungen orthodoxer Prieſterſchaft aller Konfeſſionen zur Wehr. Aber hier ſehen wir ruhig zu.

Dieſe Duldſamkeit erſcheint mir nicht recht angebracht gegen eine Geſellſchaft, deren End-

Digitized by Google

ziel wir gar nicht kennen. Man verweist immer auf die Wohltätigkeitsveranstaltungen der Heilsarmee. Wissen wir denn aber, was überhaupt von den erbettelten Groschen für humanitäre Zwecke angelegt wird? Mögen sich auch die unteren „Chargen" der Heilsarmee mit einer erbärmlichen Lebenshaltung begnügen, so ist doch nicht zu verkennen, daß der Organisations- und Verwaltungsapparat einen bedeutenden Teil der Einnahmen verschlingt. Wir können hier das Bild, das sich schon oft in der Geschichte wiederholt hat, wiederum beobachten: Heranbildung einer Kaste, die ohne eine produktive Arbeit zu leisten, auf Kosten der Allgemeinheit lebt.

Jedenfalls liegt für uns nicht der geringste Anlaß vor, die Bestrebungen der Heilsarmee durch pekuniäre Zuwendungen zu unterstützen. In Dresden haben die Schank- und Gastwirte deren Gewerbe im „Kriegsruf" in unqualifizierbarer Weise verunglimpft worden ist, den Verkauf des Blattes in ihren Lokalen verboten. Die Heilsarmee dürfte demnach in Sachsen bald die Waffen strecken, um so mehr, da das sächsische Oberlandesgericht ein Urteil gefällt hat, wonach der Verkauf des „Kriegsrufs" als ein Gewerbebetrieb anzusehen ist, der nach 9 Uhr abends nicht ausgeübt werden darf. Wenn man bedenkt, welchen Schikanen der Vertrieb oppositioneller Blätter seitens der Staatsbehörden ausgesetzt ist, so kann man einem Urteil, das ein Privileg der Heilsarmee aufhebt, nur zustimmen. Möge die Heilsarmee, wie jede andere Organisation, zusehen, wie sie die Kosten ohne Inanspruchnahme der Oeffentlichkeit deckt. Das ist das geringste, was wir zu fordern berechtigt sind.

Herstellung einheitlicher Operntexte.

Von
Georg Hartman,
Direktor des Deutschen Opernhauses in Charlottenburg.

Die Klage über schlecht übersetzte Operntexte tönt seit Jahren, und sie wird von Zeit zu Zeit auch von den Kunstschriftstellern erhoben. Neuerdings sind es nun die Beteiligten, die den Kampf gegen das Uebel aufnehmen. Auf der letzten Versammlung derjenigen Bühnenleiter, welche den Deutschen Bühnenverein bilden, hat Baron Putlitz, der General-Intendant des Königl. Hoftheaters Stuttgart, verlangt, der Deutsche Bühnenverein möge die Sache als Vereinsangelegenheit betrachten. Hiermit ist die Angelegenheit zum ersten Male wenigstens in die rechte Bahn gebracht, denn so wie die Einigung der deutschen Stämme zu einem deutschen Reiche nur von den Fürsten ausgehen konnte, so muß eine Reform im Wesen des deutschen Theaters von dem „Bundesrat" ausgehen, der sich als Verband der deutschen Bühnenleiter zusammengeschlossen hat. Bis zur deutschen Einheit in solchen Dingen, bis zur Herstellung einheitlicher Operntexte wird aber noch manches Jahr vergehen. Unterdessen sei es mir gestattet, eine persönliche Meinung zu sagen.

Der Uebersetzer eines Gesangtextes ist übel daran. Während nämlich der Uebertrager einer Dichtung nach Bedarf aus zwei Versen einen zusammenzieht oder aus einem Verse des Urtextes 1½ 2 Zeilen macht, ist der eines Gesangtextes an den Reim gebunden, an Sangbarkeit, an richtige Deklamation, vor allem aber — und dies ist bei der Oper zu beachten — an große Deutlichkeit. Seine Uebersetzung soll den Charakter der Rolle wahren; es genügt nicht, daß sie philologisch richtig sei! Nun drängt sich zu solcher Arbeit kein rechter Dichtersmann, und der Opernübersetzer hilft sich, so gut er kann. So entsteht das berüchtigte „Operndeutsch".... Die Kritik ist natürlich leicht, das Bessermachen schwer und undankbar. Wir leiden ja überhaupt an allzuvieler „Polemik", und die Lust zu „opponieren", der Mangel an dem Bestreben, das Gute anzuerkennen, die Unduldsamkeit, die Selbstgefälligkeit machen sich heute in unserem Schrifttum ebenso breit, wie im Privaten.... Wenn die Abhilfe des Uebels so leicht wäre, so wäre sie gewiß längst geschehen. Es ist Torheit, alles dem Schlendrian und dem „Tiefstande" zuzuschreiben. Den wahren Grund scheinen die wenigsten zu wissen: „Worte, die seit 60 Jahren in Tausenden von Klavierauszügen über die deutsche musikalische Welt ver-

Digitized by Google

verbreitet sind, werden wir -- wenn sie nicht geradezu Anstoß erregen kaum mehr unterdrücken können, und man weiß am Ende nicht, wo die Meliorierung (Verbesserung) aufhören soll." So schrieb Heinrich Dorn 1869 mit Beziehung auf Mozarts Don Juan und hat Recht behalten. Denn, welcher Gesetzgeber könnte die gangbaren Klavierauszüge so plötzlich außer Kurs setzen? Nach diesen aber studieren die Opernbeflissenen auf unseren Konservatorien; in solcher Form bringen sie ihre Partien wohlstudiert mit. Diese müßten die jungen Sänger nun später umlernen! Neben dieser Quelle musikalisch-dramatischer Wissenschaft fließt uns aber seit zwanzig Jahren noch eine andere: Reclams Opernbücher. Aus diesen belehrt sich neuerdings das kunstgewogene Publikum. Wie sollte nun der Deutsche Bühnenverein imstande sein, Klavierauszüge wie Opernbücher mittels einer kühnen „Resolution" zu beseitigen? Zwar hat man Mozarts Don Juan in neuem Gewande, in neuen Uebersetzungen des italienischen Urtextes zur Aufführung gebracht. Aber das bleibende Ergebnis mannigfaltiger Bestrebungen die mit Schwerin 1869 beginnen -- ist doch nur dies, daß man heute in München nach Hermann Levis Revision, in Stuttgart nach Ernst Heinemanns Neuprägung singt. Schon diese „Duplizität" gibt zu denken. Warum sind nun Berlin, Dresden und Wien nicht gefolgt? Wo bleiben unsere vortrefflichen mittleren Hoftheater? Die Sache hat eben noch eine andere Bewandtnis. Gewiß ist es für Sängersleute schwer, einen altgewohnten Text zu verlassen und einen ganz neuen zu erlernen. „Lieber die Anna italienisch lernen!" sagte eine bekannte Sängerin, und man kann sich in diese Stimmung einfühlen. Aber sei's darum! Wir wollen Mozart die schuldigen Ehren erweisen und studieren seinen Don Juan neu. Wir haben zwischen Heinemann und Levi gewählt, die Proben beginnen. Versetzen wir uns an das mit kleinen Mitteln, aber dennoch künstlerisch-anständig arbeitende Provinz-Theater A. Man hat wochenlang geprobt, das Publikum nimmt die Sache gelassen hin, die Kritik lobt unseren Eifer „Nun — und?" Ja, nun kommt der erste Haken. Die ganze Mühe ist für 3--4 Abende, denn die kleine Zahl der Kunstfreunde füllt kein Theater. In der folgenden Spielzeit dieselbe Mühe. Nehmen wir an, das Opernpersonal -- soweit es für Don Juan in Betracht kommt -- bleibt zusammen bis auf zwei „Fächer", die Donna Elvira mit dem braven Herzog Octavio. Es wäre uns von keinem Nutzen, daß die beiden ihre Partien repertoirefest vorstudiert und schon anderweitig dargestellt haben, denn die Unglücklichen müßten ja „unseren" Text neu lernen! Dies ist der zweite Haken, und der dritte folgt sogleich. Die Zeit der winterlichen Influenza oder die Unpäßlichkeit unserer Zerline macht ein Gastspiel nötig. Zu solchen Aushilfsgastspielen gibt es selten mehr als eine kurze Verständigungsprobe. Fräulein B. von dem nahegelegenen großen Theater C. trifft am Nachmittage mit dem Schnellzug ein, aber ach — in C. singt man noch immer nach Rochlitz! Wir hören also zwischen dem neuen Text den alten und müssen froh sein, wenn die Vorstellung ohne „Betriebsstörungen" verläuft. Wenn nämlich da, wo Rede auf Gegenrede folgt, das Leitseil der gewohnten Stichworte abgerissen ist, so wird die Sache heikel. Gar leicht entstehen Verwirrungen, die für das musikalische Gefüge (die „Einsätze") gefährlich sind. -- Dies ist nur ein Beispiel. Die deutschen Bühnen handeln also in einer Art Notwehr, wenn sie am Ueberlieferten festhalten; sie versichern sich so gegen manche „Betriebsunfälle", die unsere Kunstrichter nicht ahnen. Dies ist der tiefere Grund, warum auch keine der großen Bühnen sich darauf einlassen wird, ihrerseits ganz neue Uebersetzungen beliebter Repertoirewerke einzuführen. Indem aber der Deutsche Bühnenverein den Reformbestrebungen auf diesem Gebiete geneigtes Gehör schenkt, ist schon ein bedeutsamer Schritt vorwärts getan, denn ausgehen muß diese Reform von unserem Bundesrat, nicht von der Kritikerbank. Die allergetreueste Opposition hat gewiß das Ihrige getan, das Publikum aufzuklären über solche Fragen, aber was soll's helfen? Was nützt es denn der deutschen Kunst, wenn die 3—5 größten Bühnen von Zeit zu Zeit solche neuen Uebersetzungen älterer Werke einführen? Man schreibt darüber, man

Digitized by Google

lobt und preist die „wahrhaft künstlerischen Intentionen", aber solange die minderbemittelten Bühnen nicht folgen können, ist die Zukunft ohne Frucht.

Mit gänzlich neuen Uebersetzungen geht es wirklich nicht. Lassen wir von diesem Wahn. Wir werden Schlegel-Tieck niemals verdrängen, wir werden auch den alten Rochlitz — auf dessen Rechnung der gangbare Don-Juan-Text gesetzt wird — nimmer los.

Diese alten Uebersetzer unterschätzt man übrigens heutzutage. Gewiß war Rochlitz kein Sprachgewaltiger wie Schlegel, aber Rochlitz und die Mehrzahl seiner Berufsgenossen haben flott hingeschrieben, was ihnen gut schien. Sie waren nicht ängstlich; sie haben verändert, vergröbert, oft auch modernisiert (im Sinne *ihrer* Zeit natürlich). Ihre Uebersetzungen sind ein Ganzes, und die Färbung dieser Uebersetzungen paßt sehr wohl zu den Urtexten. Denn das Italienisch aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, das Französisch aus dem Zeitalter von Boieldieu bis Auber ist nicht das heutige. So bildet die damalige Uebersetzung mit dem Urtext ein Ganzes, sie stellt etwas sprachlich und künstlerisch Abgeschlossenes vor. Hiervon hat das große Publikum ein richtiges Gefühl, und darum hält es fest an Worten wie: „Keine Ruh bei Tag und Nacht."

Der Uebersetzer unseres Zeitalters hat es nun schwer, er ist ängstlich um jedes Wort und kommt dabei nicht so flott fort wie die alten Herren. Er findet schwerlich die richtige Färbung, und wenn *er* modernisiert, so setzt er sich zu seinen Urtexten in offenen Widerspruch. Dazu kommt eine gewisse Pedanterie, die uns Deutschen leider eigen ist. Ein Beispiel davon. *Rochlitz* läßt seinen Don Juan singen:

Vivat die Reben
und hübsche Mädchen!
ohne sie leben
lohnt nicht der Müh'.

Dr. *Niese* (Breitkopf & Härtels Partiturausgabe) verbessert:

Euch sei dies Glas geweiht,
Frauen *und* Reben!
Ihr seid das Herrlichste
Für jung und alt.

Bei Rochlitz spricht der Wüstling, frech und „natürlich", bei Niese spricht ein Redner der guten Gesellschaft, der einen Toast auf die Frauen ausbringt. Oder wer will sagen, daß dies die Sprache eines „Don Juan" sei? Der trete vor!

Unsere Aenderungen sollen also — soweit sind wir nun einig geworden — Fehler und Mißverständnisse tilgen. Kolorit, Sprache und Wesen der alten Uebersetzungen selbst sollen aber erhalten bleiben. Damit kein zu großer Widerstreit zwischen dem alten und dem verbesserten Texte entstehe, damit keine Ungleichheit fühlbar werde, wollen wir uns auf das Notwendige beschränken, das Nützliche und Angenehme mag eine spätere Zeit bringen. Zum Notwendigen rechne ich unbedingt das Reinmusikalische. Und hierin können wir zwei Gruppen unterscheiden: 1. Verbesserungen des rhythmischen Gefüges, 2. Verbesserungen des Wortlautes, um die Sangbarkeit des Urtextes zu erreichen. In der ersten Gruppe wäre die Uebersetzung von Gounods Faust zu erwähnen.

Ferdinand Gumbert ist mit dem *Rhythmus* des französischen Urtextes sehr „frei" verfahren. Der Chor der jungen Mädchen hinter der Szene singt gleich in der ersten Szene:

Paresseuse fille,
qui sommeille encor. ....

Gumbert übersetzt:

„Schlummernde Mägdelein,
auf, erwacht!"

Wer hat nun Gounods Oper überhaupt nach dem Urtexte studiert? Wer von unsern Kritikern und Kunstschriftstellern hat darauf hingewiesen? In dieser „freien" Weise verfährt Gumbert aber nicht allein an der hier zitierten Stelle, sondern so geht es weiter durch alle fünf Akte.

Aehnlich steht es mit der *Sangbarkeit* so mancher Uebersetzungen. Wie oft werden unseren Sängern Vorwürfe gemacht über die mangelnde Glätte des Sprachgesanges! Man schilt die deutsche Schule, man erwähnt vielleicht, daß unsere Sprache überreich an Kon-

Digitized by Google

sonanten sei, – aber daß unsere Uebersetzungen selbst einem tüchtig ausgebildeten Sänger die größten Schwierigkeiten machen, davon ist nichts zu lesen.

Ein Beispiel: Masetto sagt (Nr. 14, Finale I): „Hurtig, hurtig, eh' ers merket."

Urtext: Presto, presto, prie ch'ei venga.

Nun spricht sich auf italienisch dies: „presto, presto" sehr gut und klingend „frei von der Zunge weg", der Deutsche aber bringt mit dem „Hurtig, hurtig" nur einen Gurgellaut hervor. Wir haben uns ja an so manches gewöhnt und sind daher mit unsern Sängern auch da zufrieden, wo wir aus Gründen der Sangbarkeit ändern sollten. Nur so ist es zu erklären, daß selbst Hermann Levi dies gutturale „Hurtig, hurtig" beibehalten hat.

Und doch ist die Verbesserung sehr leicht: „Darum eilig, eh' ernahet, will ich in die Laube gehn." Da sich dies Finale unmittelbar an das Rezitativ anschließt, so dient das kleine Wort „darum" dazu, den Zusammenhang herzustellen. Jedenfalls fingt sich unser so veränderter Text gerade so sauber und glatt, wie das toskanische Idiom von Lorenzo da Ponte.

Wir kommen nur dann zum Ziel, wenn wir uns beschränken. Die Deutlichkeit der Handlung herzustellen und die Widersprüche zu beseitigen, die zwischen dem deutschen Uebersetzungstexte und der Musik sich ergeben, dieser Musik — die, zum Urtexte geschrieben, oft auf das feinste den Wortlaut des Italienischen oder das Französischen ausmalt –, das ist unsere wahre Aufgabe. Und wahrlich, da gibt es genug zu tun. Nirgends kommt es so sehr auf Deutlichkeit an, wie bei der Darstellung einer Oper. Die Klage des Publikums, man verstehe den Zusammenhang nicht, ist zunächst aus unsern verdeutschten Librettos zu begreifen. Ja, wenns im Textbuch nicht richtig zu lesen steht, wie soll mans alsdann verstehen? Wenn die Sänger unrichtige Worte singen, woher sollen sie dann die Anregung zur richtigen Darstellung nehmen? Der Regisseur weiß — im allgemeinen gesprochen — auch nicht mehr als im Buche steht, und der Kapellmeister? Nun, wir kennen rühmliche Ausnahmen, sie verdanken das Beste dem Hause Wagner, vieles Ernst von Possart. Darüber hinaus selbständige Musikdramatiker sind aber die wenigsten unserer Operndirigenten, und Gustav Mahlers Taten ragen als Seltenheiten hervor aus dem Tiefland der ehrenwerten Tüchtigkeit.

Verdeutlichen wir einmal die Handlung in Mozarts Don Juan. Wir stellen hier nebeneinander den überlieferten Text (R) und unsere Verbesserung (V):

(R)	(V)
Leporello: Sie, mein Herr, Sie können lachen, wenn Sie drin' sich divertieren, muß ich Schildwach' hier erfrieren.	Sie mein Herr, Sie können lachen; während Sie sich amüsieren, steh' ich Wache vor den Türen!

Gemeint ist eine schwüle Sommernacht, und es ist barer Unsinn, von „Erfrieren" zu reden.

(R)	(V)
Anna: Hört mich niemand? Auf um Rache!	Anna: Hilfe! Hilfe! Weh' mir Armen!
Juan: Schweig, ich fürchte meine Rache!	Juan: Schweig, sonst kenn ich kein Erbarmen!
Anna: Ha, Verräter!	Anna: O, du Frevler!

Das übrige mag bleiben, denn im Ensemble beachtet man den Wortlaut doch nicht. Auch die kurze Szene, in der Juan den Comthur niedersticht, bedarf keiner Aenderung. Dagegen verdient der unglückliche Herzog Octavio, daß wir ihm zu Hilfe kommen.

(R)	(V)
Octavio: Eilt schnell, ach! eilt zu Hilfe der edlen Tochter!	Octavio (ungeduldig zu den Dienern): So kommt doch! Kommt zu Hilfe der edlen Tochter!

Es bedarf keiner Bemerkung, daß unsere Verbesserung zu einer ganz anderen Darstellung führt. Der italienische Text lautet: „Ah, soccorrete, amici, il mio tesoro", und Mozarts Notation weist den Italiener deutlich auf den richtigen Ausdruck. Wie kraftlos klingt das „Eilt schnell, ach, eilt zur Hilfe....!!" Ebenso ist es mit der folgenden Stelle:

(R)	(V)
Anna: Ach! Octavio: Sie erholt sich! Dank euch, ihr gütigen Götter!	Anna: Ach! Octavio: Sie erholt sich! (zu den Dienern:) Bringet weitere Hilfe!

Wie soll der deutsche Octavio singen und sagen: „Dank euch, ihr gütigen Götter", ohne sich lächerlich zu machen. Der Italiener hatte hier zu sagen: „date nuovi ajuti!" Dazu die Angabe: „ritornano i servi."

Die zwei Diener (die abgegangen sind) kehren zurück, und an sie wendet sich Octavio in seiner Erregung: sie sollen helfen, den Leich-

Digitized by Google

nam fortzuschaffen! Für den Südländer, den geborenen „Komödianten", konnte also kein Zweifel sein, wie der Herzog Octavio einzuführen wäre. Es ist der ältere Mann, der vornehme Kavalier, der mit der blutjungen Donna Anna d'Ulloa eine Standesheirat eingehen will. Im Drama der Spanier und Italiener ist dieser Typus ein gegebener und allgemein bekannt. Unser deutscher Octavio beruht zunächst auf der deutschen Uebersetzung. Es würde zu weit führen, unsern Octavio durch das Libretto weiter zu verfolgen, seine geistreichen Zwischenbemerkungen: „Schrecklich, doch weiter" — „Bösewicht, und dann" — „Wohl mir, ich atme wieder", lassen sich mit wenigen Federstrichen beseitigen. Und sie *müssen* beseitigt werden, denn hier im Stile des nur vom Streichquartett begleiteten Rezitativs vernehmen wir jedes Wort und nehmen Anstoß an den Worten eines Schwächlings, der zu seiner Braut spricht: „Was ist geschehen? erzähle, *schone nicht!*" Davon enthält das italienische Original keine Spur, und Mozart ist unschuldig an solchem Frevel...

Betrachten wir noch, um mit Don Juan abzuschließen, das Quartett (Szene 12). Elvira tritt plötzlich hervor, und nun entwickelt sich ein fesselndes Doppelspiel. Die Uebersetzung von Rochlitz hat aber gerade dieses Element der Handlung verwischt. Wir stellen wieder die gangbare Version (R) und unsere Verbesserung (V) gegenüber:

(R) Octavio: Eher weich' ich nicht von hinnen,
bis mir Auskunft wird und Licht.
Anna: Ihre Sprache, ihr Beginnen
zeigt Verwirrung wahrlich nicht.
Juan: Glaubt mirs doch, sie ist von Sinnen,
seht ihr starres Angesicht.

Elvira: Ich zerstöre dein Beginnen,
wenn mein Herz dabei auch bricht.
Octavio: Sie von Sinnen!
Juan: Mein Gott, ihr seht's ja!
Anna: Er Verräter?
Elvira: Und wie abscheulich!

Juan: Unglückselge!

Elvira: Weh' dir, Heuchler!

(V) Octavio: Eher geh' ich nicht von hinnen,
bis mir *Klarheit* wird und Licht.
Anna: Ihre Sprache, ihr Beginnen
zeigen *Irrsinn* wahrlich nicht.
Juan (für sich): *Wenn ich weiche, könnt' ich wecken bösen Argwohn wider mich.*
Elvira (zu Octavio und Anna): *Seine Bosheit zu verstecken, das versteht er meisterlich.*
Octavio (zu Juan): Also sie...
Juan: Ist ganz von Sinnen.
Anna (zu Elvira): Also der...
Elvira (plötzlich sehr laut): Ist ein Betrüger!
Juan (zu Elvira weich): Unglückselge!
Elvira (laut): O du Lügner!

Jeder Sachverständige wird zugeben, daß unsere Verbesserung nicht allein dramatisch, sondern auch musikalisch ein ganz anderes Bild gibt. Und hier mögen unsere Kapellmeister anwenden, was sie in Bayreuth gelernt haben, sie mögen das ganze Quartett einmal musik-dramatisch ausarbeiten. Als Mozart im Jahre 1789 seinen Don Giovanni in Wien dirigierte, fand man seine Direktion, gerade in solchen Stücken „admirabel". Sie sind eben in der Ursprache als Offenbarungen eines dramatischen Genius hervorgetreten. An uns ist es, die Urform wieder neu zu gestalten, denn so wie dies Quartett regelmäßig geboten wird, erweckt die Musik das Gefühl der Mattigkeit: wir geraten in den Zustand Langerweile.

Genug davon, möge die Kommission weiter forschen. Hier kam es uns darauf an, den Weg zu weisen, ein Meisterwerk in den vorigen Stand wieder einzusetzen. Es ist aber um nichts besser bestellt bei Verdi, Mascagni, Leoncavallo und Puccini. Wie oft hat man *Verdi* getadelt um der Staccato-Töne, mit denen seine für ihren Troubadour schwärmende Leonore singt: „Ein unnennbares Seh.....nen, erfüllet meine See.....le, ich lächle unter Trä.....nen." Diese Uebersetzung „verdanken" wir dem Herrn Hofkapellmeister Heinrich Proch in Wien.

Im Urtexte — ich folge der Edizione popolare von G. Ricordi, die sehr genau ist — steht nun folgendes:

Di tale amor, che dir si
mal può della parola,
d'amor, che intendo io sola
il cor s'innebriò.

Wo steht etwas von Sehnen, Tränen und Seele? Auch unsere Vortragsweise entspricht nicht Verdis Anweisungen.

Gemeint ist eine *mäßige Bewegung* (giusto), eine glänzende Ausführung der sinnlich-prickelnden Figur und (im zweiten Takte) eine mit scharfen, jede Note einzeln hervorhebenden Aufstrichen und schöner Steigerung zu gebende Erhebung. Der Triller ist ohne Nachschlag, geht also bis zum Punkt, die beiden letzten Sechzehntel ruhig und abschwellend, die letzte Note des Motives im Piano und gut

Digitized by Google

erhalten. So sagt Verdi! Die übliche Vergröberung (das „Volkshafte") fällt uns Deutschen zu, samt der obigen Uebersetzung. Mithin darf auch unsere Leonore nicht jene kurzen, „lachenden" Staccati anschlagen, das fälscht die dramatische Figur der Leonore. Aber freilich, wir haben uns an so vieles gewöhnt, daß uns eine „echt-Verdische" Leonore vielleicht weniger gefallen würde, als unsere vor 50 60 Jahren selbstgeschaffene Karikatur!

Mit Absicht bin ich über mein Thema hinausgegangen, denn hinter dieser ganzen Arbeit liegt noch ein Neuland der deutschen Oper: die Urbilder wiederherzustellen.

Aus Berliner Theatern.

Ludwig Thomas „Magdalena".*)

Dieses Stück ist überhaupt nicht uninteressant, am interessantesten aber doch wohl als dramaturgisches Objekt. Mir wenigstens will einstweilen kein zweiter Fall aus der ganzen großen Geschichte des Dramas einfallen, in dem ein so ernsthaft geführtes, gut in sich ruhendes Stück durch die szenische Wendung seines allerletzten Moments, eigentlich durch eine einzige Geste kurz vor dem letzten Fallen des Vorhangs sich selbst dementiert und gleichsam nach rückwärts den ganzen, in dreiaktiger Arbeit erreichten Eindruck wieder in Frage stellt.

Da Ludwig Thoma, als Satirikus vom „Simplizissimus" und von der Bühne her bekannt, ein ernsthaftes Drama mit dem Titel „Magdalena" ankündigte, so konnte man einigermaßen besorgt in die Zukunft sehen, denn auf der Bühne hat er nur selten so viel Maß und Takt bezeigt, wie seine schlechthin klassischen Filser-Briefe, so manche seiner Novellen, und die besseren seiner „Lausbubengeschichten" sie besitzen. Denn was Schiller bezüglich der Menschen über den Zorn sagt, das gilt vom Theater für den Schriftsteller: „Es verderbt die Besten". Es treibt sie in eine hitzige Spannung, in der mit leichteren Effekten, mit derberen und oberflächlicheren Verkürzungen gearbeitet wird als diesen Menschen das künstlerische Gewissen sonst erlauben würde. Und so fürchtete man, nicht ganz ohne Grund, in Thomas Magdalenenstück auf eine ziemlich heftige und seichte Moralisterei zu stoßen. Selbstverständlich nicht rechtsherum; aber ist linksherum besser? Ist nicht auch der Pfaffe, der Pharisäer, der Intoleranteste ein Mensch? Und meistens ein ebenso sehr und so hilflos getriebenes und gegängeltes Geschöpf wie nur irgendein anderer Sünder. Jeder Volkspädagoge darf gegen ihn aufstehen, aber der Dichter muß auch in ihm den Menschen fühlen und leiden, wenn er etwas Besseres sein will als der Bilderbogenlieferant des Volkspädagogen.

Aber das Ueberraschende und Schöne an Thomas Stück war gerade, daß er das begriffen hatte, und daß er Dehmels tiefes Dichterwort „Auch der Reichste hat auf Liebe Recht" sich zu seinem Dichtergemüt geführt hatte. In diesem bayerischen Dorf, das seine drei Bilder uns vorführen, gab es keine bösen und schlechten Menschen, keine unschuldigen und gemeinen, keine hallunkischen und keine heldischen; es gab nur ganz gewöhnliche Menschenkinder, mühselige und beladene, mit wenig Wollen und vielem Muß. Keine Helden freilich, aber so recht aus dem „Durchschnitt", kein Vorbild, aber ein echtes, schlichtes und trauriges Abbild. - Freilich die arme Leni, die man in der Stadt um ihre paar Groschen begaunert hat, und die damit ihr bißchen Halt und Arbeitsfreude verliert und „schlecht" wird, sie kann nicht dafür. Ihr Gehirnchen ist zu dumpf, ihr Willen zu schwach, ihr Geschmack zu unentwickelt. Aber die Dörfler, denen nun „so Eine" als minderjährig per Schub nach Hause gebracht wird und die Gegend verunziert, sie können eigentlich auch nicht dafür, wenn sie sich lieblos, kränkend und unbarmherzig gegen die arme Sünderin benehmen. Sie möchte schon gern ein neues Leben anfangen und denkt, man könnte alles Alte so geschwind vergessen wie sie selber. Aber da irrt sie sich, denn den andern ist sie ein dauerndes Aergernis, eine Schädigung des Gemeinderenommees, und ein Bursch, den sie wirklich lieben möchte, weist sie mit

*) Die Buchausgabe im Verlage von Albert Langen, München.

Digitized by Google

Energie von sich — gerade weil er ein nicht ganz alltäglicher Kerl ist, der „seinen Charakter behauptet", obwohl er ein armer Bursche, und sie immerhin eine Erbin ist. Nun - da man Leni auf dem Dorfe nicht leben läßt, so will sie wieder in die Stadt, und da sie fort will, so muß sie Geld haben, und da sie Geld braucht, so schafft sie's eben: Wie sie hinter Vaters Rücken einen Rock der seligen Mutter verkauft, so läßt sie auch nachts einen Burschen fensterln, um ihn hernach um etwas Geld anzugehen. Das Fensterln ist die gemächlich geduldete Tradition des Dorfes. Das Geld aber wird ein ungeheurer Skandal, ist die neue Schande, die nun Handhabe gibt, um Leni wieder schimpflich davonzujagen. — Das alles ist mit großer Meisterschaft in etwas dünnen und geradlinigen, aber sicheren und festen Strichen hingesetzt, ein Kulturbild, das in seiner Phrasenlosigkeit und Härte erschüttert. Diese enge kleine Welt, die in Wahrheit keine Religion, nur einen mechanisch geübten Götzendienst hat, kann nicht verzeihen, kann nicht erheben, kann nicht in Selbstüberwindung dem andern Gutes tun; hier ist sich jeder selbst der Nächste, und jeder muß auf den treten, der unten liegt, denn wer sich bückt, ist schon verloren. Ein trockener, eiserner Egoismus zerbricht und beherrscht jedes Gefühl, hier sind alle gleich schuldig und folglich alle gleich unschuldig.

Wenn nun diese Welt die Leni wieder von sich stieße in den sicheren Untergang, so hätten wir — gewiß keine Tragödie - aber ein sehr rein gezeichnetes und ergreifendes szenisches Sittenbild gesehen, ein gutes Stück „Naturalismus". Statt dessen geschieht im letzten Augenblick eine Theatergeste: Lenis Vater erdolcht wie Virginius und Odoardo und so mancher andere Theatervater sein mit Schande bedecktes Kind. Das ist nun zunächst an sich, künstlerisch ohne jede Vorbereitung und ohne jeden Nachhall, ein roher Nervenrültler, aber das Merkwürdige ist, daß es uns auch nachträglich unsere Stellung zu dem ganzen Stück revidieren läßt. Denn plötzlich sind wir aus dem Typischen, Durchschnittlichen und Naturgebundenen ganz hinaus. Ein Mord, und noch dazu ein Mord als eine sittliche freie Opfertat, erfordert einen ganz undurchschnittlichen Menschen, eine irgendwie heldisch veranlagte Persönlichkeit und wir müßten zum Glauben, zur Teilnahme, zum Gefühl dieser besonderen Menschlichkeit gelangt sein, wenn uns der Täter oder das Opfer erschüttern soll. Das trifft nicht zu und jetzt erst, aufmerksam gemacht, fühlen wir das Dürre, Unpersönliche, rein Typische der Figurenzeichnung. Und jetzt, wo uns Ambition auf persönliches Leben so unvermutet scharf entgegentritt, wird uns nachträglich der Geschmack manchen Wortes fad, das wir als formelhaft im Mund eines typischen Bauern hingenommen haben, das aber sentimentale Phrase wird, wenn es mit dem Anspruch auf individuelle Menschlichkeit gesagt sein sollte. Es ist schade und zugleich überaus merkwürdig vom dramaturgischen Standpunkt aus, wie diese ausgezeichnete Milieuskizze sich im letzten Moment daran verdirbt, daß sie die Miene einer Tragödie annimmt.

Trotzdem ist es mit den harten Sachlichkeiten, die über die Gebundenheit heutiger Bauernmenschen ausgesagt werden, ganz gewiß kein wertloses Stück, und sein Besuch ist nicht nur deshalb lohnend, weil es von Direktor Barnowsky im „Kleinen Theater" in einer nahezu vollendeten Aufführung herausgebracht wird. Seit geraumer Zeit besitzt dies kleine Theater ein Ensemble von einer Geschlossenheit, Diskretion und Kraft, wie man es früher dem Brahm'schen Theater nachrühmte, und an stilistischer Beweglichkeit, an szenischem Anpassungsvermögen bedeutet Barnowskys Kunst einen sichtbaren Fortschritt. Es fehlen ihm freilich noch die großen Protagonisten, aber es müssen diesem kleinen Theater ja auch die ganz großen Aufgaben bisher fehlen; und immerhin ist eine Schauspielerin wie Ilka Grüning da, der niemand in Berlin diese etwas gefährliche Bauernmutter (die einzige liebende Seele des Stückes) so herb, so stark und völlig unsentimental, so völlig lebendig in jedem Zucken des Gesichtes und jeder Handbewegung nachspielen wird. Und dazu kam ein außerordentlicher Gast: Centa Bré aus Hamburg, der der beste Ruf voranging, und die diesen Ruf noch

Digitized by Google

übertraf. Sie gab die Dummheit dieser armen Magdalena mit einer so intelligenten Bescheidenheit, ihre Sinnlichkeit mit einer so unaufdringlichen Natur, ihr bißchen empfundenes Elend mit einem so verhaltenen Klang, daß wir hier eine Künstlerin ganz großen Stils begrüßen müssen, die dauernd an Berlin zu fesseln eine Tat wäre. Was über klug und klar beobachtetes Milieu hinaus an menschlicher Empfindung, an dichterischem Wert irgend in Thomas „Magdalena" steckt, brachte diese außerordentliche Schauspielerin zu restloser Entfaltung.

Julius Bab.

Randbemerkungen.

Zuschrift.

Zu den in dieser Zeitschrift gemachten Ausführungen des Herrn Pastor Fr. Steudel möchten wir eine etwas berichtigende Mitteilung bringen. Nämlich, bei der Kritik der Tatsache, daß der Deutsche Monistenbund dem abgesetzten Dortmunder Pfarrer Traub die Stelle eines Generalsekretärs angetragen, wurde unseres Erachtens der wichtige Punkt nicht beachtet, daß der Deutsche Monistenbund bei seiner Anfrage an Pfarrer Traub diesem es zur Bedingung machte, daß er vorher aus der Kirche austrete.

Der Monistenbund wußte, daß Pfarrer Traub diese Bedingung nur erfüllen würde, wenn er sich jetzt seiner inneren Ueberzeugung nach ganz zu einem der unseren rechne. Daß Pastor Traub eine solche innere Entwicklung durchmachen könne, an diese Möglichkeit hat allerdings der Deutsche Monistenbund gedacht, was ihm wohl nicht als „Takt- und Geschmacklosigkeit" auszulegen ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung!
Geschäftsstelle des Deutschen
Monistenbundes.
A. Freiherr von Hügel.

Monistenbund und Kirche.

Eine Erwiderung von Fr. Steudel.

Vorab sei bemerkt, daß die Ueberschrift meines Artikels in Nr. 40 dieser Zeitschrift nicht von mir herrührte, sondern erst, nachdem ich die Korrektur gelesen, ohne mein Wissen von der Redaktion darüber gesetzt wurde. Das ist nicht unwesentlich, weil es mir nicht, wie der Titel „Traub und die Monisten" vermuten läßt, so sehr darauf ankam, Traubs Stellung zu „den Monisten" zu kennzeichnen, — die ist Traubs Privatsache und geht uns weiter nichts an, als vielmehr das Verhalten der Leitung des Monistenbundes zu Traub nach dessen „Fall", etwas tiefer zu hängen. Wohlgemerkt: nicht „der Monisten", denn von ihnen weiß ich, daß ein großer Teil im Unterschied zur „Geschäftsstelle" genau so urteilt, wie ich es in dem nun „berichtigten" Artikel ausgesprochen habe. Ob die oben veröffentlichte „Berichtigung" geeignet ist, das kritisierte Vorgehen der Bundesleitung in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen, kann ich ruhig dem Urteil der Leser anheimgeben.

Aber es erscheint mir jetzt wichtig, hervorzuheben, daß jener Schritt einzig auf die Initiative der Bundesleitung zurückzuführen ist, da auf die Ueberraschung, welche diese der Welt mit der Offerte des Generalsekretariats an den abgesetzten Pfarrer Traub bereitet hat, sofort eine zweite, nun erst recht verblüffende, gefolgt ist: Im ersten Oktoberheft des von ihm herausgegebenen „Monistischen Jahrhunderts" veröffentlicht der Bundespräsident, Gehr. W. Ostwald, ein Gespräch zum Falle Traub, worin er des langen und breiten ausführt, wie verfehlt es sei, wenn der Monistenbund von der liberalen Theologie etwas erhoffe. Weiß er auch für dieses Urteil gute Gründe beizubringen, so muß es doch höchst eigentümlich berühren, daß ihm diese Erkenntnis erst jetzt, nach dem glatt abgewiesenen Versuch, mit dem liberalen Theologen Traub gemeinsame Sache zu machen, gekommen ist!

Doch das ist nicht das Einzige, was uns in dieser Kundgebung in Erstaunen versetzt. Der jetzige Bundespräsident scheint mit der Geschichte des seit geraumer Zeit von ihm geleiteten Bundes recht wenig vertraut zu sein, wenn er seine Leser glauben macht, daß in den ersten Jahren, d. h. wohl bis zur Uebernahme der Präsidentschaft durch ihn, „an eine gemeinsame Aktion des Bundes und der liberalen Theologie nicht nur gedacht wurde, sondern daß derartige Aktionen auch ausgeführt wurden, wie beispielsweise in den Berliner Religionsgesprächen." Unglaublich — aber so steht's da! Nun hat Dr. W. Bielhaber das Wort. Sollte auch er vielleicht die liberalen Theologen in den Religionsgesprächen zur Gegenrede gegen die monistischen Referenten herausgefordert haben nur aus der stillen Hoffnung heraus, daß diese unter dem Eindruck der monistischen Kundgebungen „eine solche innere Entwicklung durchmachen können", daß sie aus der Kirche austreten?

Was die Haltung des Bundes selbst in früheren Jahren anlangt, so bin ich als frühe-

Digitized by Google

res Vorstandsmitglied mit ihr vertraut genug, um versichern zu können, daß es ihr nie eingefallen ist, etwas ähnliches zu versuchen, wie es jüngst die Bundesleitung in ihrem rührenden Vertrauen auf Traubs Entwicklungsfähigkeit getan hat. Dafür bürgte schon die Erinnerung an den Namen — — Kalthoff. Aber freilich, nun kommt ja das geradezu grotesk Komische in der letzten Kundgebung W. Ostwalds: Als Beleg dafür, daß der Monistenbund in seinen Anfangsstadien mit der liberalen Theologie geliebäugelt habe, führt Ostwald als erstes die Tatsache ins Feld, daß der erste aktive Präsident der — in seinen Augen „liberale" — Prediger Kalthoff gewesen! Kalthoff, ein „liberaler" Theologe! Man ist angesichts dieser Rubrizierung versucht, zu fragen, ob denn Ostwald je eine der späteren Schriften dieses charaktervollen Vorkämpfers gegen die Halbheiten der liberalen Theologie gelesen hat, oder ob er ein Studium der religiösen Schriften Kalthoffs vielleicht deshalb nicht für der Mühe wert hielt, weil ja auch Kalthoff, der nach seiner Absetzung in Berlin den „protestantischen Reformverein" gegründet hat - nicht aus der Kirche ausgetreten ist. Da sei Ostwald einmal ins Ohr gesagt, daß Kalthoff, der „liberale" Prediger, seine zweite Ehe nicht kirchlich einsegnen ließ!

Ostwald scheint in der Tat nicht zu wissen, oder nicht anerkennen zu wollen, daß es außer der Orthodoxie und dem Liberalismus in der Kirche auch noch ein anderes gibt. Oder er wird in einem neuen Gespräche begründen, daß für ihn die Unterschiede zwischen liberal und „radikal" innerhalb der Kirche überhaupt nicht ins Gewicht fallen. Der Austritt aus der Kirche sei für ihn das Entscheidende. Nun ja, wenn für ihn der Kampf um eine moderne Weltanschauung und die sich daraus ergebenden ethischen und religiösen Konsequenzen erst von da an ernst genommen zu werden verdient, wo er den Austritt aus der Kirche zur Folge hat, dann mache er doch ganze Arbeit und setze als § 1 des D. M.-B. die Forderung durch, daß Mitglieder nur solche werden können, die den Austritt aus der Kirche vollzogen haben. Das wäre eine große Sache, aber ich fürchte, sie würde sehr klein enden, mit einer erschreckenden Dezimierung der Heeresfolge.

Da aber viele den Monismus eines Kalthoff und seiner Freunde, zu denen auch ich mich zähle, noch immer werden gelten lassen wollen, obwohl sie noch Prediger einer im landeskirchlichen Verband stehenden Gemeinde sind, so sei über diese, unsere Stellung ein Wort angeschlossen.

Was einen Kalthoff und auch mich seinerzeit veranlaßte, unsere Kraft in den Dienst der monistischen Bewegung zu stellen, war gerade dies, daß wir mit der liberalen Theologie innerlich zerfallen waren und uns von den Halbheiten, in denen sie noch stecken blieb, frei zu machen suchten. Will man nun aber den „radikalen" Bremer Theologen daraus, daß sie noch innerhalb eines landeskirchlichen Verbandes wirken, einen Widerspruch konstruieren, so übersehe man doch nicht, daß sie darum noch lange nicht prinzipielle Verteidiger des Landeskirchentums sind und etwa mit Jatho und Traub sich auf den Standpunkt stellen, man müsse, um die Kirche zu reformieren, unter allen Umständen in der Kirche bleiben. Kalthoff würde diese Taktik gewiß ebenso entschieden verurteilt haben, wie es heute ein Wilhelm Ostwald tut. So wie die Verhältnisse in Bremen liegen, fühlt sich ein Prediger dort in erster Linie verpflichtet, seiner Gemeinde zu dienen, und es bleibt ihm unbenommen, den organisatorischen Zusammenschluß der Gemeinden zu einer Landeskirche als ein historisches Rudiment zu betrachten, mit dessen Vorhandensein er sich abzufinden weiß, solange es in so wenig drückender Weise empfunden wird wie in Bremen, dessen innere Berechtigung er aber durchaus nicht anzuerkennen gezwungen ist. Es klingt wie eine Ironie des Schicksals, wenn nun Leute von der Geistesrichtung eines A. Kalthoff durch einen dem kirchlichen Leben und seinen Kämpfen, wie es scheint, durchaus Fernstehenden sich mit denen zusammengeworfen sehen, von denen sie seit Jahren als radikale Außenseiter bekämpft wurden. Und sie fragen sich: Wenn der jetzige verehrte Präsident des D. M.-B., wie sein verfehlter Antrag an Traub und wie auch seine jüngsten Ausführungen beweisen, so mangelhaft über die Strömungen im heutigen Protestantismus orientiert ist wäre dann nicht am Ende der Monistenbund auch heute noch ganz wohl beraten, wenn Männer, wie der leider viel zu früh aus seinem Wirken herausgerissene Kalthoff, mit der Leitung seiner Geschäfte betraut wären.

Der Schrecken des Krieges.

Einer der Kriegsberichterstatter des Corriere della Sera schreibt aus Podgoritza in den ersten Tages des Krieges:

„Mit Blut bedeckt, bleich und beschmutzt, in den Augen noch den Abglanz der Schrecken, deren Zeugen sie waren, so schleppten sie sich in die Stadt. Einige allein mit der Hand an den Mauern tastend, andere von leichter verletzten Kameraden gestützt, wieder andere zu Pferd. Den meisten sind die Sinne halb be-

Digitized by Google

nommen, und sie antworten nicht auf teilnehmende Fragen, die an sie gerichtet werden. Bei den Nachbarn meiner Quartiersleute pochte in vergangener Nacht ein Soldat an den Laden und meldete der Hausfrau, ihr Mann sei bei Planinitza von einem Granatsplitter getroffen worden, es gehe ihm sehr schlecht. Die arme Frau, die ihre schlimmsten Ahnungen erfüllt sah, stieß keinen Schrei aus, sie weinte nicht laut. Sie suchte alle gewaschenen Tücher zusammen, nahm eine Flasche Wasser und die warme Decke von ihrem Bett und machte sich auf den Weg. Am späten Nachmittag sah ich sie zurückkommen. Sie schob an einem kleinen Karren, den ein Esel zog, in dessen Innerem der Mann lag, ganz eingebunden und in die Decke gehüllt, leise stöhnend. Das Spital ist der Ort, wo das Wiedersehen der Verwundeten und ihrer Angehörigen gefeiert wird. Das Spital in Vodgoritza erschien mir riesengroß im Verhältnis zur Stadt; jetzt schrumpft es jeden Tag mehr zusammen, so groß sind die Ansprüche, die gestellt werden. Immer mehr rücken die Betten zusammen, es befinden sich solche auf allen Gängen, auf den Veranden, in den Wirtschaftsräumen, in den Schlafräumen der Aerzte und Pfleger. (So sah es am 19. d. Mts. aus; seither hat sich der Zustand noch ganz anders gestaltet.) Ueberall werden Strohsäcke auf den Boden gelegt, auf die Treppenabsätze, in den Garten unter improvisierte Zelte. Auch die Nachbarhäuser sind geräumt worden und bilden Anhängsel zum Spital.

Am 18. d. Mts. wurde der bei Decic verwundete Sohn des Generals Boscovich ins Spital gebracht. Bekanntlich hat sich der General, als er zu alt befunden wurde, um in den Krieg zu ziehen, getötet. Nun stand die Mutter am Totenbett des Sohnes. Die Aerzte hatten ihm nicht verraten, daß seine beiden Brustwunden tödlich seien. Aber er fühlte selbst das Herannahen des Todes. Mit seiner Mutter, die ihm den Selbstmord des Vaters zu verheimlichen gewußt hatte, pflegte ihn die Königstochter, Prinzessin Xenia. Er verlangte von der Mutter, daß sie ihn auf den Mund küsse, dann küßte er der Prinzessin die Hand, um gleich darauf tot in die Kissen zu sinken. In einem anderen Saale lagen Vater und Sohn tödlich verletzt nebeneinander. Beim Sturm auf die Festung Roghame erhielten beide zahlreiche Bajonettstiche. Von den Aerzten sind sie sorgsam verbunden worden, nun erdulden sie geduldig ihre Qualen und lächeln einander zu. Sprechen können sie nicht. Von Zeit zu Zeit werden Träger in die Säle gerufen — um die ihren Wunden Erlegenen auf der Bahre hinauszutragen. Noch gibt es Särge, in die sie gelegt werden; ein Mann geht mit dem Deckel hinterdrein" . . .

Das Leben . . .

Von

Leonid Andrejew.

Berechtigte Uebersetzung von

Alexandra Ramm.

(Nachdruck verboten.)

Der reiche, alleinstehende Kaufmann Lawrentji Petrowitsch Koschewerow kam nach Moskau, um sich in Behandlung zu begeben, und da seine Krankheit eine „interessante" war, nahm man ihn in der Universitätsklinik auf. Seinen Reisekoffer und seinen Pelz ließ er in der Portierloge. Oben, wo die Krankenzimmer waren, nahm man ihm seinen Anzug aus schwarzem Tuch ab, gab ihm einen grauen, langen Kittel, reine Wäsche mit dem schwarzen Zeichen: Station 8, und Pantoffeln. Das Hemd erwies sich als zu eng für Lawrentji Petrowitsch, und die Wärterin ging, um ein anderes auszusuchen.

„Sie sind eben gar zu stark," meinte sie, in das Badezimmer tretend, in dem die Umkleidung vor sich ging. Lawrentji Petrowitsch saß halbnackt und wartete geduldig und ergeben; den Kopf hatte er vornüber geneigt und betrachtete aufmerksam seine starke, wie bei einer alten Frau herabhängende Brust und den aufgedunsenen Bauch, der auf seinen Knieen lag. Jeden Sonnabend pflegte Lawrentji Petrowitsch ins Bad zu gehen. Dort sah er seinen Körper; aber jetzt, wo dieser blaß und von der Kälte wie mit einer Gänsehaut überzogen war, erschien er ihm fremd und trotz all seiner Fülle schlaff. Und auch sonst war er sich ein Fremder geworden. Er hatte das Gefühl, daß seit dem Augenblick, als man ihm seine gewöhnlichen Kleider abgenommen hatte, er sich nicht mehr selber gehörte; er war bereit, alles zu tun, was man ihm befehlen würde. Die Wärterin kam mit der Wäsche zurück und obwohl Lawrentji Petrowitsch noch Kraft genug besaß, um die Wärterin mit einem Finger erschlagen zu können, ergab er sich ruhig wie ein Kind darein, sich das Hemd anziehen zu lassen, und steckte ungeschickt seinen Kopf durch das Halsloch. Mit derselben ergebenen Ungeschicktheit wartete er, den Kopf nach hinten gebeugt, bis die Wärterin ihm den Kragen zuband. Dann folgte er ihr in das Krankenzimmer. Mit seinen nach

Digitized by Google

innen gekehrten Bärentatzen schritt er vorsichtig und unsicher, wie es Kinder tun, wenn sie den Erwachsenen folgen, ohne zu wissen, wohin man sie führt: vielleicht zur Bestrafung. Das Hemd war ihm doch zu eng, drückte ihn beim Gehen an den Schultern und krachte in allen Nähten. Er wagte aber nicht, es der Wärterin zu sagen, während doch zu Hause, in Saratow, ein scharfer Blick von ihm genügte, um Scharen von Leuten in fieberhafte Bewegung zu setzen. „Da ist Ihr Platz!“ sagte die Wärterin und zeigte auf ein hohes, reines Bett und ein danebenstehendes Tischchen. Das war ein sehr kleiner Platz, eigentlich nur eine Ecke des Krankenzimmers; aber eben deswegen gefiel es dem von dem Leben gequälten Manne. Eilig, als ob er sich vor Verfolgung schützen müßte, legte Lawrentji Petrowitsch seinen Kittel ab, warf seine Pantoffeln auf die Erde und legte sich ins Bett. Und von diesem Moment an wurde ihm alles, was ihn noch an diesem Morgen geärgert und gequält hatte, unbedeutend und fremd. In seinem Gedächtnis tauchte mit Blitzesschnelle ein Bild nach dem andern aus den Erlebnissen der letzten Jahre empor: die unerbittliche Krankheit, die tagaus, tagein seine Kräfte verzehrte; seine Einsamkeit unter einer Menge habgieriger Verwandten, in einer Atmosphäre von Lüge, Angst und Haß; seine Flucht hierher, nach Moskau.... Das Bild erlosch eben so rasch, wie es auftauchte, einen dumpfen Schmerz in seiner Seele hinterlassend. Dann lag er ohne Gedanken, nur in dem Gefühl, daß es jetzt so rein und ruhig um ihn sei, und verfiel endlich in einen tiefen, schweren Schlaf.

Am nächsten Tage erschien an dem Kopfende seines Bettes eine schwarze Tafel mit der Aufschrift: ‚Lawrentji Petrowitsch Koschewerow, Kaufmann, 52 Jahre, eingetreten am 28. Februar.“ Solche Tafeln hingen auch über den Betten der anderen beiden Patienten, die in der Station 8 lagen. Auf der einen stand: „Kirchenvorsänger Philipp Speranskij, 50 Jahre“, auf der anderen: „Konstantin Forbetzki, Student, 23 Jahre“. Die weißen Buchstaben hoben sich klar und unheimlich vom schwarzen Fond ab, und wenn der Kranke ruhig auf dem Rücken lag mit geschlossenen Augen, schien die weiße Aufschrift von ihm zu erzählen und bekam Aehnlichkeit mit einer Grabschrift. Am selben Tag wurde Lawrentji Petrowitsch auch gewogen. Er wog sechs Pud vierundzwanzig Pfund. Als der Feldscher diese Zahl aussprach, lächelte er leicht und sagte scherzhaft:

„Sie sind der schwerste Mann in allen Kliniken.“

Der Feldscher war ein junger Mann, dem nach seiner Meinung nur zufällig der Titel des Arztes fehlte, und der daher alles genau so machte und genau so sprach, wie der Arzt. Er hatte erwartet, daß der Kranke auf seinen Scherz mit einem Lächeln antworten würde, wie es die Patienten, selbst die schwerkranken, taten, wenn der Arzt sie mit einem Scherzwort aufzumuntern versuchte. Lawrentji Petrowitsch lächelte aber nicht und sagte kein Wort. Seine tief in den Höhlen liegenden Augen sahen zu Boden und die massiven Backenknochen waren zusammengepreßt, als wären sie aus Eisen.

Bald darauf wurde Lawrentji Petrowitsch zum erstenmal von den Aerzten seiner Abteilung untersucht. Sie trugen lange, weiße Kittel, die ihnen ein ernstes und feierliches Aussehen verliehen. In den folgenden Wochen untersuchten sie ihn jeden Tag ein oder zweimal, wobei sie meistens in Begleitung einer Schar von Studenten kamen. Auf Aufforderung der Aerzte zog Lawrentji Petrowitsch immer gleich das Hemd aus, streckte sich auf dem Bette aus und lag ruhig wie ein ungeheurer Fleischklumpen da. Die Aerzte beklopften mit einem Hämmerchen seine Brust, behorchten sie mit einem Hörrohr und machten einander ebenso wie die Studenten auf dies oder jenes aufmerksam. Sie befragten öfters Lawrentji Petrowitsch über sein bisheriges Leben, und er antwortete gehorsam, wenn auch ungern. Seine kurzen Antworten ergaben, daß er viel gegessen, viel getrunken, viel mit Frauen verkehrt und viel gearbeitet hatte. Nach jedem neuen „viel“ erkannte Lawrentji Petrowitsch in dem Menschen, den seine Worte charakterisierten, immer weniger sich selber. Es schien ihm höchst sonderbar, daß er Kaufmann Koschewerow, es selbst war, der eine so schlechte und gesundheitschädliche Lebensweise geführt hatte. Und alle alten, gewöhnlichen Worte: Leben, Gesundheit, Schnaps — bekamen einen völlig neuen, tiefen Sinn.

Die Studenten kamen auch häufig ohne die Aerzte; bald kurz und bündig, bald zaghaft forderten sie Lawrentji Petrowitsch auf, sich ihnen zu zeigen. Und wieder wurde sein Körper mit Interesse behorcht und beschaut. Sie führten sogar ein Tagebuch über seine Krankheit, und Lawrentji Petrowitsch hatte das Gefühl, als wäre sein ganzes Ich auf diese Blätter übertragen. Sein Körper stand den ganzen Tag einem jeden zur Verfügung; er gehörte nicht mehr sich selber. Auf die Aufforderung der Wärterin hin trug er diesen schweren Körper in das Badezimmer, setzte ihn an den Tisch, wo die Kranken, die sich bewegen konnten, aßen und Tee tranken. Er wurde von

Digitized by Google

allen Seiten betastet, man beschäftigte sich mit ihm mehr als jemals in seinem früheren Leben, und doch verließ ihn den ganzen Tag nicht ein dumpfes Gefühl tiefer Einsamkeit. Es war ihm, als ob er irgendwohin fahre: alles um ihn trug den Zug von etwas Vorübergehendem; nichts schien für längere Zeit eingerichtet. Von den weißen Wänden, an denen kein Fleck zu sehen war, von der hohen Zimmerdecke wehte es ihn an wie kalte Fremdheit. Die Fußböden waren immer zu rein und glänzend, die Luft zu gleichmäßig. In jedem Hause, es mag noch so peinlich sauber gehalten sein, riecht es nach etwas, das nur diesem Hause und diesen Leuten eigentümlich ist. Hier aber war die Luft ganz neutral; sie roch nach gar nichts. Die Aerzte und Studenten waren immer zuvorkommend und aufmerksam: sie scherzten, klopften ihn auf die Schulter, trösteten ihn; aber wenn sie von ihm fortgingen, hatte Lawrentji Petrowitsch das Gefühl, als ob sie alle Schaffner auf jener unbekannten Bahn seien. Tausende von Menschen haben sie schon begleitet, begleiten noch täglich andere und bei allem, was sie sagen und wissen wollen, handelt es sich nur um die Fahrkarte. Und je mehr man sich mit seinem Körper beschäftigte, desto tiefer und schrecklicher wurde ihm die Einsamkeit der Seele.

„Wann sind hier die Besuchszeiten?“ fragte er die Wärterin. Er sprach immer kurz, ohne den anzusehen, an den er das Wort richtete. „Am Sonntag und Donnerstag; wenn Sie aber den Arzt bitten, können Sie auch an anderen Tagen Besuche empfangen.“

„Und ginge es nicht, daß man niemand zu mir ließe?“

Die Wärterin wunderte sich, sagte aber, daß dies möglich sei. Diese Antwort schien den düsteren Kranken zu befriedigen. Den ganzen Tag darauf war er munterer, und wenn auch nicht selbst gesprächig, so hörte er doch, ohne die Stirn zu runzeln, das laute, lustige Geschwätz des Kirchensängers an.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichshauptstadt.

Die Fleischrevolte.

Seitdem am Morgen der französischen Revolution die Markthallenweiber oder „les dames des Halles“, wie der Pariser spöttisch diese ersten weiblichen Politiker von der Straße getauft, durch ihren berühmten Zug nach Versailles das letzte Signal zum Kampf auf Leben und Tod gegeben, weiß man, wie leichtfertig es ist, die Leidenschaftlichkeit erregten Frauenzornes zu unterschätzen. Erst wenn der revolutionäre Funke auch bei den Frauen des Landes zündet, glaubt selbst der optimistischste Staatsmann an ernste Gefahr. Es war ein junges Mädchen, das einst in Paris dem noch unschlüssigen Straßenpöbel die Revolutionstrommel schlug. Und als die Pariser Gemeinderäte zitternd hinter den einfallenden Toren des Rathauses ihr Stündlein gekommen wähnten, trauten sie ihren Augen nicht, als es Frauen und abermals Frauen waren, die mit dem Ruf „Brot! Brot!“ die schlimmste und wahnwitzigste Pöbelherrschaft begannen, die je die Geschichte der Städte gesehen.

Wehe, wenn sie losgelassen. . Nun hat mitten im tiefsten Landfrieden auch Berlin so etwas wie eine Revolution der Damen der Halle gehabt: Nur mit dem Unterschied, daß diesmal die Kundschaft der Markthallen in Aktion trat und daß sich hier statt der gefährlicheren Pariser Art das von den Frauen eröffnete Bombardement auf wohl gezielte Kohlköpfe und fliegende Schweineschinken beschränkte. Er ist gewiß nicht ohne Humor, dieser Berliner Markthallenkrieg, der zwei Tage hintereinander zwischen den das russische Rindvieh boykottierenden Schlächtermeistern und den Frauen des Berliner Ostens und Nordens getobt hat.

Wehe, wenn sie losgelassen . . . Jeder kann es sich ausmalen: Auf der einen Seite das kleine, Achtung gebietende Heer der Berliner Schlächtermeister . . Die üblichen Hünengestalten, vom sicheren Port des Verkaufsstandes im Gefühl ihrer Manneskraft und des zunftmäßigen Uebereinkommens den Frauen statt billigen Fleisches Worte billigen Spottes hinüberwerfend . . Auf der andern Seite das von der üppigen Schlächtermeisterkraft für gänzlich ungefährlich erachtete Massenaufgebot des „schwachen Geschlechts . .“ Und nun fliegt die erste Kohlkopfgranate . . Dann die zweite . . Die dritte . . Eine Kanonade von Würsten, Fleischermeistern an den Kopf appliziert, die selbst diese Würste erst recht schön und fest gestopft hatten . . Gewiß, diese Markthallenrevolution ist ungesetzmäßig und keineswegs zu billigen. Aber wann wären je in einem Kampf schmackhaftere Geschosse abgefeuert und wann wäre das Schlimmste, was man dem zu bekämpfenden Feinde angedeihen lassen konnte, ein — Sonntagsbraten gewesen?

Digitized by Google

Aber nachdem man, wie in unserer humorlosen Zeit so wichtig ist, der humoristischen Seite dieses Berliner Markthallenkrieges die schuldige Reverenz erwies, fordert mit zwingender Gewalt der Ernst sein Recht. Hinter der Leidenschaft dieser Frauen steht nicht das Gespenst des Hungers. Hunger, — so mögen die Erscheinung der Fleischteuerung diejenigen nennen, die sich nach einem Schlagwort für parteipolitische Kämpfe umsehen. Aber es steht die Entbehrung dahinter.

Unsere deutschen Frauen — und nun gar die Frauen der ärmeren Bevölkerungsschichten haben nicht das heiße Blut jener französischen Weiber, die einst die Pariser Markthalle mit der Geschichte der französischen Revolution verknüpften. Diese groteske Frauendemonstration in den Berliner Markthallen ist ganz und gar unpolitisch: Nicht Parteisache. Und, so sehr das ganze auch zu mißbilligen ist, hier handelt es sich um eine rein menschliche Angelegenheit. Ehrbare Frauen, die dem andern keinen Knopf wegnehmen würden, vergreifen sich an den Auslagen der unschuldigen Gemüsehändler. Sie achten der Verkäufer Eigentum nicht. Um ein bißchen russisches Fleisch riskieren sie Strafverfolgung und Gefängnis. Was lehrt das alles? Doch wohl nur dies: die so lang andauernde Klage über unerträglich hohe Fleischpreise, eine Klage, deren Berechtigung die Regierung durch endliche Einfuhrerlaubnis für russisches Fleisch ja selbst anerkannt hat, ist nichts Oberflächliches, sondern etwas Erlebtes, etwas lange genug still Erduldetes, das sich durch die Schuld der dann mit ihren eigenen Waren bombardierten Schlächtermeister nur einmal in elementarer Weise Luft gemacht hat.

Durch die Schuld der Schlächtermeister . . Ihr Verhalten ist unbegreiflich. Gewiß, niemand mißachtet, daß auch sie Kaufleute sind und den gleichen Schutz für ihr Gewerbe beanspruchen können, wie die andern Staatsbürger. Aber Not bricht Eisen. Und die Not ganzer breiter Volksschichten sollte wenigstens bis zu einem gewissen Grade auch den natürlichen Egoismus eines Geschäftsmannes brechen, der von dem Verkauf eines so wichtigen Volksnahrungsmittels wie des Fleisches lebt.

Die Masse des russischen Fleisches, die die Regierung in Erkenntnis der absoluten Notwendigkeit jetzt zu den deutschen Grenzen hereinläßt, ist im Vergleich zu den teueren deutschen Qualitäten, die nach wie vor das Hauptgeschäft des Fleischergewerbes ausmachen, verschwindend klein. Die Fleischer sollen unbeschadet ihres Verdienstes an deutscher Ware russisches Fleisch zu behördlich festgesetzten Preisen verkaufen. Anstatt es sich zur Ehre anzurechnen, sich bei dieser gemeinnützigen Sache auch mit kleinerem Verdienst zu begnügen, hat ein Teil der Schlächtermeister sich in letzter Stunde geweigert, das zur Linderung der Fleischnot eingeführte fremde Fleisch zu führen. Was Wunder, daß das Heer der herbeigeeilten Frauen bei dieser Kunde, die von den Schlächtermeistern noch in Worte des Hohnes gekleidet ward, in Wut geriet? Das Verhalten der bombardierenden Hausfrauen ist nicht zu entschuldigen, aber zu erklären. Aber das Verhalten der Berliner Schlächtermeister ist weder zu entschuldigen noch zu erklären. Sie haben das Unverständlichste getan, was sie tun konnten. Sie haben denen recht gegeben, die schon immer behaupteten, daß hinter der Fleischteuerung in Deutschland weniger die Landwirte und Viehzüchter als die Fleischermeister ständen. Und auch denen, die das ganze Fleischergewerbe zum besten des Gemeinwohls ein für allemal in städtische Regie geben möchten.

Georg Hartmann.

Es ist noch unvergessen, wie heiß vor ungefähr anderthalb Jahren der Direktorposten des neuen Charlottenburger „Deutschen Opernhauses“ umworben ward, das, nicht nur der stattlichste Theaterbau Berlins, sondern der größte deutsche Theaterbau überhaupt, am 7. November mit einer Aufführung des „Fidelio“ eröffnet werden wird.

Die Wahl ist bekanntlich auf Direktor Georg Hartmann gefallen, der, wie so viele, die im Berliner Kunstleben eine große Rolle spielen, erst auf der Höhe seines Könnens nach Berlin berufen worden ist. Georg Hartmann, der geborener Hannoveraner ist, hat in Dresden unter Wüllner Komposition und unter Eugen Hildach Gesang studiert. Nachdem er sich dann eine Zeitlang erfolgreich als Opern- und Konzertsänger betätigt, wandte er sich der Opernregie zu und brachte es in verhältnismäßig kurzer Zeit zum Oberregisseur der Oper in Königsberg, deren künstlerisches Niveau er in langjähriger verdienter Tätigkeit anerkanntermaßen wesentlich gehoben hat. Er ist der Komponist vieler Lieder, Chöre, und vor allem des bekannten Singspiels „Jery und Bätely“ nach Goethe, das außer in Königsberg und Danzig besonders in Weimar anläßlich einer Generalversammlung der Goethegesellschaft mit großem Erfolg zur Aufführung gelangte.

Digitized by Google

Wir verdanken Hartmann eine vereinfachte Rezitation zu „Figaros Hochzeit" und eine neue Fassung des „Oberon", die demnächst im „Deutschen Opernhaus" herauskommen wird. Zahlreiche Aufsätze über den „Don Juan", den „Figaro", über Richard Wagner, über die Herstellung neuer Operntexte zeigen Georg Hartmann als außerordentlichen Musikkenner, und der letzte Teil seiner Laufbahn, seine fünfjährige Direktionstätigkeit am Stadttheater zu Essen war auch durch mancherlei Uraufführungen von so besonderem Erfolge getragen, daß die Berufung nach Berlin schon lange nur noch eine Frage der Zeit schien. Auch an manchem, was von Georg Hartmanns Plänen für die neue Kunststätte durchgesickert ist, wie die geplante Uraufführung von „Wieland der Schmied" von Kurt Hösel, sieht man, daß dieser neueste unter den Theaterdirektoren Berlins bei aller Pflege des Klassischen jedenfalls auch der Kunst der Gegenwart zu dienen gedenkt, etwas was dem Berliner Theaterleben ebenso not täte, wie ein Mann, der in der Zeit der alles erdrückenden Regietricks wenigstens in der Oper das Musikalische über die Kulisse stellt.

Der Wesenskern des heutigen Stiles, der neuen Richtung, ist vielen nicht bekannt, und doch hat sich seine Entwicklung unter unseren Augen vollzogen, und doch ist er der höchsten Beachtung wert. Kommende Epochen werden gewiß das heutige Geschehen in der Formenbildung als einen Markstein in der Geschichte der Stilarten bezeichnen. Es bildet sich eben wirklich etwas ganz Neues. Bisher vermeinte man, Schönheit müsse notwendigerweise eine Zutat zu dem zu schmückenden Dinge sein. Unser Neues (aber nur das Gute) beweist, daß sich aus jedem Dinge selbst, aus seinem Innern, eine Schönheit herausholen läßt, und daß man gar nicht nötig hat, um ihm Schönheit zu verleihen, etwas von außen nicht Dazugehöriges ihm aufzuhelfen. Wir werden deshalb, um unsere heutige Art zu schmücken, treffend zu kennzeichnen, sie sinngemäß „Natürliche Schönheit" oder „Naturschönheit" nennen können. — Möbel und Wohnräume in diesem Sinne befinden sich in der Tauentzienstraße 10 in der „Ausstellung für zeitgemäßes Wohnen", die die Firma W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, unter künstlerischer Leitung von Hermann Münchhausen, dauernd zur Ausstellung bringt und dauernd auf dem Laufenden hält. Die Besichtigung ist frei und ist die Ausstellung täglich von 9 bis 7 Uhr geöffnet. Die Drucksache „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten", die die Ausstellung in Wort und Bild beschreibt, sendet Dittmar auf Wunsch den Lesern kostenfrei.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardt

Cairo-Bremen

Cigaretten

Leopold Engelhardt, GmbH
Hoflieferant Sr. H. d. Khediven, Cairo-Bremen

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf
Hator	10 Pf

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 45 Berlin, den 9. November 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Voran, du tapferes Oesterreich!

Von

Heinrich Ilgenstein.

Zu lang schon drückt des Türken Joch,
Nun ward er Freimaurer gar noch,
Und mordet nicht für Mohammed,
Nein, auch für Ferrer früh und spät —
Voran, du christlich Oestreich!

„Katholisches Sonntagsblatt", Wien.

Schneller, als die Sachkundigen geahnt, neigt sich die Kriegstragödie auf dem Balkan ihrem Ende zu. Aber die Menschheit, für die das Grausige ja immer etwas unheimlich Anziehendes hat, kommt nicht auf ihre Kosten. Die Zeitungen sind frei von Schuld und Fehle. Die waren weit gerüsteter als Europens Diplomatie. Wir haben es zu unserer Beruhigung vernommen: Die Kriegskorrespondenten aller Kulturländer waren noch viel schneller da als der Krieg. Aber das Stimmungsbild, das den Schrecken eines modernen Schlachtfeldes per Telegraph entrollt, ward selbst den schnell arbeitenden Amerikanern noch nicht beschert. Die Kriegführenden haben einen Strich durch die Rechnung gemacht. Solange der Schrecken modernen Schlachtgetriebes tobt und man wirklich „beobachten" könnte, wie das Massensterben von Menschen aussieht, die noch eben gesund und begeisterungsstark waren, halten Türken wie Bulgaren den Kriegsfeuilletonisten aus Kulturcuropa streng an Plätzen in Gewahrsam, wo höchstens ein bißchen Kanonendonner hinüberdröhnt. Weshalb? Nicht nur aus militärtechnischen Gründen. Die Kriegszensur sorgt ja schon dafür, daß jede Niederlage solange wie wie möglich als „Sieg" gemeldet wird. Die Kriegszensur schützt vor jeder Angabe von Stellungen, die der Kriegführende verheimlicht wünscht. Aber wogegen sie, wenn man die Korrespondenten wirklich zum Kriege zuließe, ohnmächtig wäre, das wäre die moderne Errungenschaft des Kriegsfeuilletons. Des Kriegsfeuilletons, das im Angesicht der Wirklichkeit das Menschliche schilderte, das in diesem Falle das Unmenschliche ist. Das Furchtbare moderner Kriegsführung ist etwas, was selbst der begeistertste Militär über die Stunde des Kampfes hinaus von keinem Griffel festgehalten wissen möchte.

Macht dieser Grausamkeit ein Ende! . . . Wo sind die Menschen, die das nicht wünschten, wenn sie hören, daß schon die ersten vierzehn Tage bald an sechzigtausend junge blühende Menschenleben zerstört? Wo sind die Menschen, die dies Schauspiel nicht mit Grausen erfüllt, die nicht ein möglichst schnelles Ende herbeiwünschen? Wo sind diejenigen, die an Stelle der ausgebliebenen Kriegsfeuilletons ganze Druckspalten damit füllen, daß das, was jetzt unten im Balkan geschieht, für jedes Christenherz eine beseligende Lust sein müsse? Wo sind sie, die den Mut haben, angesichts der Ströme von Menschenblut, das die Gefilde des Balkans bereits durchtränkt, noch begeistert und begeisternd nach mehr rufen?

Nicht Berufssoldaten sind es. Aber ein kleines, nur allzu mächtiges Grüppchen von Menschen in Priestergewand. Was hilft es, daß selbst ein so gut katholischer Mann wie Kardinal Kopp von diesen modernen Kreuzpredigern mit aller Deutlichkeit abrückt? Was sagt es, daß sicher der größte Teil der katholischen Christenheit einen Krieg um Christi willen als einen Rückfall ins Mittelalter betrachten würde? Die klerikalen Kriegshetzer an der Donau mögen sich noch so wenig des Vertrauens der Christenheit zu erfreuen haben. Im Staate der Habsburger sind sie durch das politische Ansehen, das dort das Priesterkleid genießt, einflußreiche Politiker. Und wenn es

Digitized by Google

noch eines Beweises dafür bedurfte, daß diese Gruppe für den Frieden Europas heute eine viel größere Gefahr ist, als alle Siege der Balkanverbündeten zusammengenommen, so ist es die geradezu herausfordernde Offenheit, mit der diese sonst nur im Verborgenen wühlenden Drahtzieher von gestern nun ohne Gêne in das helle Licht des Tages treten.

„Nun kracht's am Balkan wirklich los,
Mit Freiheitsruf, mit Kampfgetos,
Der Serbe knallt und der Bulgar,
Der Grieche und der Skipetar.
Voran, du tapfres Oesterreich!"

So predigen angebliche Vorkämpfer des Christentums, das vor allen anderen Religionen die Religion der Liebe und der Menschlichkeit sein soll, sich an dem bereits geflossenen Soldatenblut wie an kredenztem Wein berauschend, dem schon fast schwankenden Oesterreich das Evangelium des Krieges. „Da Oesterreichs Truppen bereit sind, wird der Spaziergang vielleicht bis Konstantinopel gehen, und wir können nur sagen: Glück auf, Oesterreich!" So feiern, den immer lauter werdenden Friedenswillen der Menschheit fast als Sünde wider den heiligen Geist hinstellend, Vertreter der Christenkirche täglich lauter den Gottessegen eines möglichst umfassenden Weltbrands.

In Wien liegt die Entscheidung, ob das mörderische Ringen zwischen den siegreichen Balkanslawen und dem sterbenden Osmanenreich nur das kleine Vorspiel zu noch Fürchterlicherem werden soll. Wir haben es in den letzten Tagen mehr als einmal gehört. In Downingstreet, an der Newa, in der Wilhelmstraße, überall dasselbe eindeutige Achselzucken mit dem Hinweis auf Wien. „Fragt den österreichischen Thronfolger, nicht uns." Selbst Herr Poincaré, der vor Ausbruch des Balkankrieges noch Paris schnell zum diplomatischen Mittelpunkt des Problems vom Weltfrieden machte, weiß dem aufgeschreckten Europa nichts anderes zu sagen. Fragt den österreichischen Thronfolger. Und weshalb? Weil man weiß, daß diese Gruppe kriegslüsterner Pfaffen das Ohr des Thronfolgers hat.

„Um Christi willen . ." Diese Wiener Kriegskamarilla muß sich in der Tat schon fast als die Herrin des Tages fühlen. Die hinterweltliche Versicherung, uns täte wieder ein besserer Kreuzzug not, noch gestern das lächerlich pompöse Hauptstück, scheint heute bereits entbehrlich. „Und unter den Gefühlswerten solchen Krieges bricht auch der moderne Liberalismus zusammen. Es schadete Europa nichts, wenn seine Verhältnisse einmal tüchtig durchgerüttelt würden." Eine hübsche, lehrreiche Perspektive! Eine Offenheit, die wie eine Entgleisung anmutet. Aber eine Offenheit, die den Verantwortlichen von Wien mit dem allzu pfaffenfreundlichen Thronfolger an der Spitze wohl endlich die Augen öffnen dürfte. Wenn die klerikale Presse Wiens von dem Bekenntnis Andersgläubiger als dem „schmutzigen Islam" spricht, so weist dies nur auf des gepredigten Weltkrieges geringeres Ziel. Die Hauptsache ist etwas Höheres. Etwas, was uns allerdings schon lange vertraut. Man spekuliert darauf, daß ein ad hoc zu inszenierender Weltbrand mit seinen fürchterlichen Folgen dem Fortschritt der Menschheit, der Pfaffen Hauptsorge, für lange Zeit Einhalt gebieten würde.

Es ist nur ein kleines, wenn auch mächtiges Grüppchen von Drahtziehern, die leider das Ohr des Thronfolgers haben. „Es schadete Europa nichts, wenn seine Verhältnisse einmal tüchtig durchgerüttelt würden. Voran, du tapferes Oesterreich!" Die Herren an der Donau wissen jetzt Bescheid. Entschließen sie sich jetzt noch zum Kriege, dann besorgen sie in erster Linie die Geschäfte derer, die unsere freiheitlichere Menschenkultur von heute so schnell wie möglich zum Besten der allein seligmachenden Kirche in dem Blut eines europäischen Krieges ersäufen möchten.

Freie Arztwahl.

Von

Ernst Riemann.

Am 5. Oktober hat im Reichspostamt in Berlin eine Besprechung der Reichspostverwaltung mit Vertretern ärztlicher Organisationen stattgefunden.

Der Gegenstand der Besprechung ist von allgemeinstem Interesse. Man wird es nur

Digitized by Google

auf das lebhafteste begrüßen, daß der wohlerprobte Segen des Krankenkassenwesens nun auch allmählich dem großen Heer der Beamtenfamilien zukommen soll. Aber über das Wie gehen Behörde und Aerzteschaft weit auseinander.

Die Aerzte machen in sympathischer Kollegialität den Vorschlag eines allgemeinen Tarifabkommens, das dem einzelnen Beamten das Recht läßt, den Arzt nach eigenem Ermessen zu wählen. Aber hiervon will die Reichspostverwaltung nichts wissen. Den einzelnen Krankenkassen der Oberpostdirektionen soll vielmehr das Recht gegeben werden, bestimmte Kassenärzte anzustellen.

Auch die Konferenz im Reichspostamt hat an dieser Stellungnahme leider nichts ändern können. Das Resultat ist vielmehr offener Kriegszustand zwischen Postbehörde und Aerzteorganisation. Die Postbehörde ist drauf und dran, sich nach ihr genehmen Kassenärzten umzusehen. Und der „Verband der Aerzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen" erklärt hierzu: Es ist Pflicht jedes deutschen Arztes, etwaige Vertragsangebote der Post- und Telegraphenverwaltung bedingungslos und rundweg abzulehnen.

Es handelt sich bei der Einrichtung von Krankenkassen um ein Stück eminent praktischer Wohlfahrtspolitik, und deshalb ist es doppelt geboten, hier den parteipolitischen Gesichtspunkt möglichst auszuschalten. Es wird nicht an Leuten fehlen, die schon jetzt prophezeien, daß bei der Anstellung von bestimmten Kassenärzten nicht nur die berufliche Tüchtigkeit, sondern vor allem auch die politische Gesinnung des zu wählenden Arztes eine Rolle spielen wird. Aber angenommen, die Behörde setzte sich in diesem Falle über das Ewig-Parteipolitische hinweg: Was spricht für die von den Aerzten gewünschte freie Arztwahl, was gegen sie?

Wir leben in einer Zeit, da der gemeinsame Kampf zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen für alle Berufsstände allmählich zur unerläßlich dringenden Pflicht ward. Der Deutsche ist in seiner Wesensart nach mehr Idealist als die Angehörigen anderer Völker. Deshalb hat es bei ihm besonders lange gedauert, ehe er sich als Arbeitnehmer auf die Wichtigkeit wirtschaftlichen Zusammenschlusses und Einvernehmens innerhalb seiner Berufssphäre besann. Gegen den Satz, daß derjenige Berufsstand die beste Entlohnung für seine Arbeit erzielen wird, deren Mitglieder am besten organisiert sind, läßt sich nichts sagen. Wenn die Aerzte in dieser Zeit des gehobenen wirtschaftlichen Bewußtseins und der durch den allgemeinen kulturellen Aufschwung gewachsenen wirtschaftlichen Ansprüche sich allein als eigenbrödlerische Idealisten betätigen wollten, dann würden sie sich selbst zum wirtschaftlich ohnmächtigsten aller Stände verdammen.

Es ist die Pflicht des Arztes, keinem Menschen Hilfe zu versagen, nur weil er diese Hilfe nicht bezahlen kann. Aber es ist auch der Aerzte gutes Recht, darüber zu wachen, daß sie in ihrem wirtschaftlichen Fortkommen nicht von der Allgemeinheit gehemmt werden. Gegen dies Recht verstößt unzweifelhaft das System von Krankenkassen mit einzelnen bestimmten Kassenärzten. Keiner schuldet nach den Gesetzen einer höheren Ethik der Allgemeinheit so viel ständig wachen Opfersinns wie der Arzt. Aber ist dem so, dann schuldet die Allgemeinheit auch als Gegenleistung, daß man nicht den größten Teil der Aerzte für die Behandlung ganzer Berufsklassen zum Vorteil einiger Weniger ausschaltet.

So viel über die wirtschaftliche Seite. Und nun zu denen, die in dem ganzen Streit, ob bestimmte Kassenärzte oder freie Arztwahl im Rahmen eines bestimmten Tarifs, die Hauptsache sind, — den Patienten. Muß man es wirklich erst sagen, daß nur die freie Arztwahl den Wettbewerb gewährleistet, durch den der Tüchtigste und Fähigste auf Grund seiner Erfolge die meisten Patienten an sich zieht? Wenn es überhaupt einen Beruf gibt, in dem die ständige Auslese der Tüchtigsten für die Allgemeinheit ein Segen ist, so ist das doch wohl beim Arzte der Fall. Angenommen, irgendein besonders tüchtiger Diagnostiker oder Chirurg paßte aus „persönlichen" Gründen der betreffenden Behörde nicht, liegt es im Sinn

Digitized by Google

einer Wohlfahrtseinrichtung, wie es die Krankenkasse sein soll, Tausenden und aber Tausenden von vielleicht einst Heilung Suchenden den Weg zu diesem Tüchtigen zu versperren?

Ja, aber das System bestimmter Kassenärzte ist doch für die Verwaltung einer großen Krankenkasse viel „einfacher und bequemer"? Das stimmt, und es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß die Postbehörde nicht aus Mangel an Interesse für das gesundheitliche Wohl der Beamten, sondern aus wohlüberlegten bureaukratischen Gründen für das System ist, nur mit einem engen Kreis von beglaubigten Kassenärzten zu arbeiten. Aber die nicht mit Unrecht viel gelästerten bureaukratischen Rücksichten in Ehren. In dieser Frage müssen sie ausschalten.

Jeder Kranke muß sich, sofern die Organisation der Aerzteschaft für ein alle Aerzte bindendes Tarifabkommen sorgt, an den Arzt wenden können, zu dem er das meiste Zutrauen hat. Es ist ja bekannt, daß eine gewisse Sorte von Sozialpolitikern für eine Verstaatlichung der Aerzte in Bausch und Bogen ist. Und wenn man so will, ist in dem Krankenkassenwesen, das nur behördlich genehme Aerzte zulassen will, ein Schritt auf diesem Wege getan. Verstaatlichung der Aerzte .... Aber dann gute Nacht, Medizin! Gute Nacht, Fortschritt und Forschung! Wenn die dann — der Himmel möge uns davor bewahren! — „verstaatlichten" Aerzte erst dahinterkommen, daß nicht mehr die besten Leistungen, sondern die Zahl der Dienstjahre ihr wirtschaftliches Einkommen und das damit verbundene öffentliche Ansehen bestimmen, dann wird es sich bald erweisen, daß auch die Aerzte nur Menschen sind, und die Patienten werden in doppeltem Sinne die Kosten tragen.

Eine neue Literaturgeschichte.

Von

Wilhelm Friedrich.

Keine Literatur der Welt hat so viele geschichtliche Darstellungen über sich aufzuweisen wie die deutsche Literatur. Jahr für Jahr erscheinen solche deutsche Literaturgeschichten „von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart", sei es als Leitfaden für Schulen oder für „höhere Töchter", sei es als groß angelegte Kompendien „bis Goethes Tod" und „von Goethes Tode bis zur Neuzeit" usw. Man tritt schon mit Angst und Bangen an jede dieser Publikationen heran, denn man findet neben irgend einem Parteistandpünktlein des Verfassers fast immer nur dieselben Klischeephrasen, dieselbe Zwangseinteilung des Stoffes — z. B. Goethes Tod bedeutet gar keinen Abschnitt in der deutschen Literatur — und zum großen Teil immer wieder dieselbe Aufzählung des sich längst Ueberlebten oder des niemals Gelebten; oft auch alles das, was überhaupt geschrieben resp. mit der Feder gesündigt ist, gleichgültig ob es irgendwelchen literarischen Wert oder irgendeine neue Idee enthält. Das ist deutsche Gründlichkeit, die dem Publikum diese Art von Literaturgeschichten verleidet und ihm die Auswahl seines Lesestoffes erschwert; deshalb werden die mehr oder minder geistreichen Analysen einzelner Schriftwerke aus diesen sogenannten Literaturgeschichten auswendig gelernt, das Lesen der betreffenden Bücher kann man sich dann ja schenken, bei Verzicht auf jedes eigene Urteil, und dabei doch für sehr belesen gelten. — Unter den zahlreichen Literaturgeschichten, deren sich das deutsche Volk erfreut, verdient nun die alte gute Vilmarsche „Deutsche Nationalliteratur bis Goethes Tod" (erstmalig 1845 erschienen) immer noch ein gewisses Ansehen; dieselbe hat nun eine neue Fortsetzung erhalten — und zwar eine würdigere als die seinerzeit von Adolf Stern verfaßte. Diese neue Fortsetzung zum Vilmar ist soeben erschienen unter dem Titel: „Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Goethes Tode bis zur Gegenwart" (Berlin, Herlet. 1912. 390 Seiten.). Dieser Titel könnte genügen, daß der literaturfreundliche Käufer auch diesen Band zu den übrigen Literaturgeschichten seiner Bücherei einstellt und sich mit dem schönen Bewußtsein seines komplettierten bilderreichen Besitzes genügen läßt. Glücklicherweise hat aber diese Literaturgeschichte nicht nur ihren Titel, sie hat auch ihren Verfasser, und der Name desselben bürgt von vornherein

Digitized by Google

zum mindesten für Originalität des Inhaltes. Sagen wir ihn mutig heraus diesen Verfassernamen, denn das Werk wird wegen dieses Namens von einem großen Teil der deutschen Presse auf den Index gesetzt und totgeschwiegen werden; wir aber wollen den Namen unterstreichen, denn Karl Bleibtreu's deutsche Literaturgeschichte der Neuzeit als Fortsetzung des alten Vilmar ist ein Buch, das gründlich studiert werden und nicht als gelegentliches Nachschlagebuch in den Bücherregalen vermoden sollte.

Karl Bleibtreu, einer der begabtesten und vielseitigsten Schriftsteller seit Gründung des neuen Deutschen Reiches, stand bereits als Zwanzigjähriger — sicher als einer der Interessantesten — mitten in der modernen Literaturströmung. Sein Unstern aber war, daß er sich häufig zu brüsk geberdete und seine persönliche Verletzlichkeit nicht auszuschalten wußte bei Kämpfen mit dem Federkiel. Ein Streber — in niederem Sinne — ist Bleibtreu niemals gewesen, hätte er dazu Anlage gehabt, so würde es ihm als dem einstigen Kinderspielgefährten des Deutschen Kaisers (Bleibtreu ist 14 Tage älter als Wilhelm II.) sicher nicht schwer gefallen sein, seit Jahrzehnten Geheimer Hofrat, Professor an einer deutschen Hochschule oder Minister S. M. zu sein, umringt von kriechenden Schmeichlern; während er jetzt seinen Aufenthaltsort nach der freien Schweiz verlegt hat, um seinen Manneszorn über die Alpen her grollen zu lassen.

Vor mehr denn einem Vierteljahrhundert erschien Bleibtreus „Revolution der Literatur". Diese Streitschrift ist nicht nur ein Markstein in der deutschen Geisteswelt, sondern von ihr datiert eine neue Epoche in der Entwicklung unserer Literatur. Was ist nicht alles über dieses Schriftchen geschrieben und geschimpft worden. Sie war eine Tat, die sich nur ein so einsam und unabhängig Dastehender und ein literarisch so Produktiver wie Bleibtreu leisten konnte. Wie er damals das Richtschwert schwang über Gerechte und Ungerechte, die sich in der Sonne des Ruhms erwärmten, genau so führt er nun in unverminderter Kraft und Zielsicherheit seine furchtlose Klinge, und auch heute wird er wieder Schrecken, Kopfschütteln und — wiehernden Beifall erregen. Bleibtreus neuzeitliche Literaturgeschichte ist ein gutes, ein wohltuendes Buch, kühn, schneidig, gescheit, teutonenhaft und so lästerlich radikal, daß manches bisher lorbeergeschmückte Haupt sich mit allem anderen bedeckt sieht, nur nicht mit laurus aeterna. Der Verfasser setzt in diesem Buche das Großreinemachen von 1886 fort, er räumt auf mit einem guten Teil der „heiligsten Güter des Volkes", er fegt gründlich, es klirrt nur so von zerschmetterten Heiligenscheinen. Aber der Zweck des Buches ist nicht Zerstörung, sondern ein kritisches Abwägen der Werte von jenen „Viel zu Vielen", die ein geistiges Panoptikum in starrer Leblosigkeit füllen. Bleibtreu steht nicht nur seit mehr als drei Jahrzehnten mitten in der zeitgenössischen Literatur, sondern er darf für sich auch das Verdienst in Anspruch nehmen, von Beginn seiner literarischen Tätigkeit an, der Menge niemals Konzessionen in bezug auf seine eigene Produktion gemacht zu haben. Manche junge Talente fördernd, schwur er jeder Art von Talmigröße in unerschrockener Weise Urfehde — und schreibt ein solcher Mann eine Geschichte der Literatur seiner Zeit, so ist das etwas ganz anderes, als wenn ein vorsichtiger Kathedermann ein Ragout aus anderer Schmaus zusammenbraut. Das Bleibtreusche Buch ermangelt zufolge seiner subjektiven Haltung auch nicht des pikanten Reizes. Häufig hat man den Eindruck, das Memoirenwerk eines geistreichen Mannes vor sich zu haben, der mit großer Wortgewandtheit dem Geistesleben unserer Zeit eine Schlacht liefern will. Daß es dabei zuweilen blutig hergeht und er — der selbst Unvollkommene — stets da Vollkommenheit fordert, wo uns schon die Entwicklung, das intuitive Wollen und künstlerische Streben genügen muß — das ist für den selbstverständlich, der Bleibtreus Art kennt. Eins aber sei dem Buche voll zugestanden, es versucht die Ideen zu klären und den Maßstab zu liefern für so manches, was falsch gemessen wird, und daher in Maßlosigkeit entartete. Bleibtreus Urteil bewertet größtenteils gerecht, und wo dieses nicht der Fall, da wird die Literaturgeschichte der Zukunft

Digitized by Google

die sich hoffentlich von der Literärgeschichte ganz absondert dereinst die Korrektur zu liefern haben.

Zwei Gedichte

von

Maria Gräfin Hoensbroech.

Schweigen im Walde.

Vor dem Böcklinschen Bilde.

Wie starre Säulen ragen auf die Tannen,
Und dämmernd hängt das Licht an ihren Zweigen,
Und Furcht und Wahnsinn mir die Sinne bannen,
So daß ich schauernd fühle rings das Schweigen.
Und fühle wie unheimlich langsam schreitet
Ein schweigend Wunder durch der Tannen Reih'n,
Und wie es geisterhaft vorübergleitet
Und mich durchströmt mit weltenfernem Sein.

Sterben.

Ein zitternd Klammern an das Leben,
Sich ihm noch einmal ganz und heiß zu geben
Und doch ein stilles, hohes Weitergleiten
In ferne, menschenfremde Einsamkeiten.

Aus Berliner Theatern.

Hauptmanns Haus.

In Otto Brahms „Lessingtheater" hat man jetzt „Gabriel Schillings Flucht" von Gerhart Hauptmann gespielt. Nach all dem preziösen Gehabe, als ob das Stück für die reguläre Bühne zu zart und nur als intimes Festspiel möglich sei — ein Gehabe, das ein Dichter von Hauptmanns reinem Schlag doch besser den großen „neuromantischen" Sensationsmachern überließe — ist das Drama nun doch als normales Repertoirestück auf der Bühne gelandet, deren geschichtliche Bedeutung es ist, Hauptmanns Haus zu sein. Daß Otto Brahm, der Leiter der „Freien Bühne", der Erbe L'Arronges im „Deutschen Theater", der mit seinem Ensemble nachher in den Raum des Lessingtheaters übersiedelte, daß Brahm für die theatralische Durchsetzung Gerhart Hauptmanns Willen, Mittel und Erfolg hatte — das ist, wenn nicht der ganze Inhalt, so doch das ganz treffende Charakteristikum seiner theatergeschichtlichen Leistung. Denn Brahms Theater der Natürlichkeit, der Intimität, der „untheatralischen" Diskretion hat eine geschichtliche Leistung hinter sich; und heute, da er mit einem Werk, das wir hier schon bei der Lauchstäter Sommer-Premiere gewürdigt haben, den fünfzigsten Geburtstag seines Hausdichters vorfeiert, heute gibt diese Vorstellung triftigen Anlaß, einmal Wesen, Kraft und Grenzen dieser Leistung zu betrachten. Denn Brahm ist am Ende; er wird, will, kann nichts neues mehr zeigen — er tut es schon seit langem nicht mehr. Und wenn er auch erst in anderthalb Jahren das Bühnenszepter in die Hand des Herrn Barnowsky niederlegen wird, so kann man doch schon heute einen Schlußeindruck gewinnen vom Wesen dieses Hauptmanninszenators.

Ist Brahm je ein wirkliches Bühnengenie, ein Theatertemperament großen Stils gewesen? Nein — denn er hat niemals den Ehrgeiz, die Lust, die Kraft gehabt, die großen Dramatiker zu beleben, er hat L'Arronges Klassiker-Repertoire schnell und völlig verfallen lassen, er hat die größten Bühnentalente, den Kainz, die Sorma, schmerzlos ziehen lassen, weil sie nicht Werkzeuge seines Stilgedankens waren. Durch diesen Stilgedanken ward er groß — ein literarischer Fanatiker der Szene, kein Bühnengenie; und zwar war nicht sowohl der Gedanke groß als der Fanatismus, die Zähigkeit, die eiserne Ruhe, mit der er ihn vertrat. Der Literat Brahm stand und steht in Wahrheit auf dem „naturalistischen" Gedanken im schiefen, unkünstlerischen Sinne: die Wirklichkeitsnähe, die realpsychologische Richtigkeit als Wertmaßstab in der Kunst — eine „Wirklichkeit", die an stumpfen Durchschnittswerten orientiert ist, statt an der außerordentlichen Wahrheit, mit der jede Künstlernatur ihr eigenes Gesetz in ihr

Digitized by Google

Werk senkt. Daher das stilistisch ganz unbildsame der Brahmschen Szenenkunst. Aber dieser Irrtum deckte sich von außen her einmal mit der im tiefen Sinne „naturalistischen" Kunst Hauptmanns, die den naturbewältigten, passiven, dumpftragenden, stumpfen Menschen darstellte, und deshalb die pathetischen Hochtöne der Heldenbühne fliehen mußte. Da schuf Brahms literarischer Starrsinn den glatten Grund, auf dem das neue Werk gebaut werden konnte. Daß es aber hochwuchs – in alle Höhen Hauptmannschen Gefühls hinein – das war das Werk der großen Künstler, die die Zeit ihm zuführte: Rittner und die Lehmann, Reicher, Sauer, Bassermann und die Triesch, sie ließen auf dem Grund, den Brahms Schlichtheitsdogma gejätet hatte, die feuerfarbenen Blüten ihrer großen Natur aufschießen. So entstanden die „natürlichen" Theaterabende, die doch groß waren. Vollendete Hauptmann-, Ibsen- und Schnitzler-Spiele. — Jene leidenschaftlichen Künstler, die nur eben im Ausgang von jener Ebene, da übermächtige Welt auf schwache Seelen drückt, nie im Ziel, wo ihre Seele sich mit wildem Angriff befreite, Brahm verwandt waren, sie hörten ganz oder zum Teil auf, ihm zu dienen: und jetzt zeigt ein Theaterabend, an dem sie alle fehlen, daß nur das „Natürliche" blieb, aber das Große fortging, und daß Brahm allein auch dem Dichter Hauptmann bei weitem nicht gewachsen ist.

Denn die Aufführung von „Gabriel Schillings Flucht" war matt und der lyrischen Kraft der dichterischen Größe dieses wenig dramatischen Dramas, dieses kampflos langsamen Vergleitens, nirgends ein zureichender Ausdruck. Denn Brahm hat zwar ein Talent, die jungen Kräfte von unpathetischer Anlage, stumpf nervöser Art zu finden und zu sammeln, aber da die Zeit inzwischen weiter gegangen ist, sind das nicht mehr die großen, die elementaren Begabungen einer Generation, in der schon wieder ein neues Pathos auflebt. Der nüchterne stattliche Herr Marr ist prachtvoll in allen Knechtsrollen — aber zum genialen Bildhauer Meurer fehlt ihm das phantastische Licht innerer Leidenschaft, in dem die Ruhe dieses Menschen erst etwas mehr denn Philistrosität scheint; und ob die gedrückte weich vibrierende Art des Herrn Loos sich in dieser Schule, die seinem Gefühl jeden freien Ausdruck dämpft, jeden Schrei nimmt, jemals zu der sehnsuchtsvollen Größe entfalten wird, die im Ton des verlorenen Malers Schilling liegen soll, ist ungewiß. Herr Paaschen, geborener Brahmscher Nachwuchs, der seinen grobguten Doktor freilich vollkommen gab, hatte aber auch nichts vom eigentlichen tiefen Ton des Stückes zu geben, seine Rolle ist mehr Resonanzfläche. Die verkümmerte Ehefrau des Suffin war vielleicht natürlicher, kümmerlich echter als die Bertens in Lauchstädt – aber dafür ließen sie und ihr Regisseur allzusehr die Akzente der schrillen Kampfszene verblassen. Und die beiden großen Schauspieltalente, die mitwirkten? Dem russischen Vampyr der Darieux hatte die Natürlichkeit des Hauses alle Zähne gezogen; sie schlich nicht mehr lamurisch, sie bäumte nicht mehr schlangenhaft, sie heulte nicht mehr wölfisch auf – „nur kein Theater", war die Losung gewesen – nur keine Kraft, war das Resultat. Und Lucie, das helle, kluge, reine, feste Heil in all diesem erotischen Unsal, sie spielte die reine und reiche Künstlerin Lina Lossen; ihrer damenhaften Melancholie liegt die robustere Mädchenart der Rolle nicht — aber sie gewann der Gestalt aus den ihr zugänglichen resignierten Momenten des dritten und vierten Aktes einen so wundervollen Ton ab, daß ein Regisseur von Schauspielergefühl und Theaterinstinkt, wenn diese Besetzung einmal gegeben war, es gewagt hätte, die Lucie ins Lossensche ganz umdichten zu lassen: hier zwang man die Künstlerin korrekt, richtig, naturgemäß beim Buch zu bleiben — und sie wurde in den ersten Akten gequält lustig (dieser schmerzlich vornehme Mund kann durchaus nicht „piepschnuppe" sagen) und im letzten deklamatorisch.

Ich denke: soviel Gestalten, soviel Schwächen des Brahmschen Prinzips werden sichtbar. Ein sehr schlecht gemaltes Meer mit fadem Stichwort — Rauschen, Striche durch dramatische Höhenpunkte, Mangel an sprachlichen Akzenten und bildmäßiger Kraft in nicht wenigen Fällen — all das kam hinzu und

Digitized by Google

bewies: Das Brahmsche Natürlichkeitsdogma, einst als raumschaffend ein Wert und als Ausgangspunkt großer Künstler eine Möglichkeit, ist heute ein steriles Negativum ohne schöpferische Kraft es verkennt den Dichter und haßt das Theater. Seine Zeit ist um. Barnowsky, der im kleinen Theater schon zuweilen zeigte, daß er auf einem Grund von Brahmscher „Echtheit" dramatisch volle Akzente setzen kann, will nächstens einen Hauptmann spielen. Das wird zeigen, ob er zu einem rechten Nachfolger Brahms, einem Fortsetzer im Werke, das Zeug hat. Julius Bab.

Randbemerkung.

Der Stärkere.

Vor der Entscheidung sprach man noch vielfach von Recht und Billigkeit. Von Sofia aus führte man den Kampf um „den rechten Glauben und um die Menschlichkeit"; von Konstantinopel drang das Notsignal „der schnöde Ueberfallenen" über den Donaustrom nach Westen hinüber. Und Europa klammerte sich an den „statusquo". Man wollte den humanen Forderungen der Balkanvölker Geltung verschaffen, ihrem Eroberungswahn aber energisch entgegentreten.

Es vergehen drei Wochen, und von einem statusquo wagt niemand mehr zu sprechen. Der „Eroberungswahn" heißt auf einmal „Ausdehnungstrieb", mit dem man rechnen muß. Es ist Blut geflossen, und der Sieger hat durch seine Faust und seine Waffen recht behalten. Der Balkanbund ist plötzlich zu einer Macht geworden, die man nicht mehr umgehen kann. Damals, als er von einem humanen Kreuzzug sprach, konnte man sich über diese schlecht gewählte Phrase nach Belieben empören und lustig machen. Das Faustrecht und das Waffenglück wird unter allen Umständen respektiert!

Nun lesen wir, das türkische Heer wäre undisziplinierte, seine Führer unfähige Leute und demnach die Nation nicht mehr lebensfähig. Was selbstverständlicher, als das die Kraft einer Nation einzig und allein durch die Organisation seines Heeres zum Ausdruck kommt? Wenn aber Kräfte untergehen, müssen neue entstehen. Schon wittert man im Balkanbund einen neuen, kräftigen Organismus, mit dem sich nun selbst das von Haus aus „balkanfeindliche" Oesterreich gern vertragen möchte.

Ueber das rohe Faustrecht, das über das Schicksal von Menschen und Völkern entscheidet, kommen wir mit unserem vielgepriesenen Humanismus nicht hinweg. Wie sagt doch Heine? „Es muß der Held, nach altem Brauch, den tierisch rohen Mächten unterliegen." Darwin aber spricht von dem ausschließlichen Lebensrecht des Stärkeren als Naturgesetz. Heute behauptet sich der Balkanbund in Kanonendonner und Blutströmen. Das ist der Anfang. Morgen wird man schon von „Balkankultur" und einem „kultivierten Balkan" sprechen.

Gustav Erényi.

Das Leben . . .

Von

Leonid Andrejew.

Berechtigte Uebersetzung von

Alexandra Ramm.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kirchensänger kam aus dem Tambower Gouvernement. Er war einen Tag früher in die Klinik eingetreten als Lawrentji Petrowitsch, kannte alle Leute der fünf Krankenzimmer, die sich in dieser Etage befanden. Er war klein und so mager, daß sein ganzes schwaches Körperchen dem Körper eines zehnjährigen Knaben glich. Der Kirchensänger, „Väterchen", wie ihn alle nannten, erzählte viel und offenherzig von sich, von seiner Familie und seinen Bekannten und befragte ebenso naiv neugierig auch die anderen. Niemand konnte ihm gram sein, und jeder war ihm gegenüber ebenso offen. Wenn jemand nieste, pflegte Väterchen mit lauter, fröhlicher Stimme ihm zuzurufen: „Prosit, meiner Seel'".

Niemand besuchte ihn, und doch fühlte er sich nicht einsam; denn er war bekannt, nicht nur mit allen Kranken, sondern auch mit all den Leuten, die während der Besuchszeit kamen. Niemals langweilte er sich: den Kranken wünschte er einige Male am Tage recht baldige Genesung, den Gesunden, daß sie froh und lustig ihre Zeit zubringen möchten, einem jeden wußte er etwas Gutes und Angenehmes zu sagen. Jeden Morgen gratulierte er allen: am Donnerstag zum Donnerstag, am Freitag zum Freitag, und was auch im Freien, wo er sich niemals aufhielt, vorgehen mochte, immer behauptete er, daß draußen ungewöhnlich angenehmes Wetter sei. Dabei lachte er immer freudig und unhörbar, drückte die Hände an seinen mageren Leib, schlug sich auf die Knie und klatschte sogar manchmal in die Hände.

Digitized by Google

Und allen dankte er, es war manchmal schwer zu erraten wofür. So dankte er öfter Lawrentji Petrowitsch für seine Gesellschaft. – „Nun haben wir zusammen so schön den Tee genossen!“ sprach er, obwohl Lawrentji Petrowitsch stets seinen Tee allein trank und ihm nicht Gesellschaft leisten konnte.

Er war sehr stolz auf seine Würde als Kirchenvorsänger, die er erst vor drei Jahren erlangt hatte. Alle Anwesenden, die Kranken wie die Besucher, fragte er, wie groß ihre Frauen seien.

„Und meine Frau ist sehr groß,“ antwortete er stolz, nachdem er Bescheid auf seine Frage erhalten hatte. „Und die Kinder sind alle nach ihr geraten, meiner Seel', wie die Grenadiere.“

Alles in der Klinik, die Reinlichkeit, die Liebenswürdigkeit der Aerzte, die Blumen im Korridor, alles rührte und entzückte ihn. Bald lachend, bald sich bekreuzigend, schüttete er seine Gefühle vor dem schweigenden Lawrentji Petrowitsch aus, und wenn er keine Worte mehr fand, rief er aus: „Meiner Seel', so wahr Gott lebt, meiner Seel'!“

Der dritte Kranke in der Station 8 war ein schwarzer, bärtiger Student Torbetzki. Er verließ das Bett fast gar nicht, und jeden Tag kam zu ihm ein schlankes Mädchen mit bescheidenen Augen und leichten, sicheren Bewegungen. In ihrem schwarzen Kleide schritt sie zierlich und graziös durch den Korridor, setzte sich an das Kopfende vom Bette des kranken Studenten und saß dort von zwei bis genau vier Uhr, wenn nach der Hausordnung die Besuchszeit zu Ende war. Sie sprachen lebhaft und viel, lächelten und ließen häufig die Stimme sinken. Aber zufällig tönten manche Worte, die geflüstert werden sollten, gerade laut hervor: „Mein Schatz, du.“ „Ich liebe dich.“

Manchmal saßen sie lange schweigend und sahen nur einander mit tiefen, langen Blicken an. Der Kirchensänger hustete und ging mit geschäftigen Schritten, als hätte er etwas auszurichten, hinaus. Lawrentji Petrowitsch stellte sich schlafend, sah aber durch die etwas geöffneten Lider, wie sich die jungen Leute küßten. In seinem Herzen entstand ein scharfer Schmerz, es schlug heftig, und die massiven Muskeln des Gesichts schwollen an und bewegten sich. Die weißen Wände aber waren ebenso kalt und fremd wie immer, und in ihrer weißen Kälte lag ein eigentümlicher, trauriger Hohn.

II.

Der Tag fing in der Klinik früh an, wenn die erste Dämmerung draußen noch alles grau färbte, und dehnte sich dann hin, lang, hell und leer. Um 6 Uhr wurde den Kranken der Tee gereicht, den sie langsam tranken. Dann wurde die Temperatur gemessen. Viele, unter ihnen auch „Väterchen“, erfuhren da zum ersten Male, daß sie überhaupt eine Temperatur haben, und sie erschien ihnen als etwas Geheimnisvolles und die Messung als eine sehr wichtige Sache. Das kleine Glasröhrchen mit den roten und schwarzen Strichen wurde zum Lebenszeiger, und ein zehntel Grad mehr oder weniger machte den Kranken lustig oder traurig. Sogar das immer muntere Väterchen verfiel in trübe Laune und wiegte nachdenklich den Kopf, wenn die Temperatur seines Körpers unter die sank, die man ihm als normal bezeichnet hatte.

„Da haben Sie's,“ sprach er zu Lawrentji Petrowitsch, während er das Thermometer unzufrieden ansah.

„Laß es doch noch einige Zeit liegen; vielleicht kannst du noch etwas dazu handeln,“ erwiderte Lawrentji Petrowitsch spöttisch.

Väterchen handelte und wenn es ihm gelang, das Quecksilber noch ein zehntel Grad steigen zu machen, so wurde er lustig und dankte Lawrentji Petrowitsch in warmen Worten für seinen guten Rat.

Die Messung leitete die Gedanken des Tages auf das körperliche Befinden, und alles, was die Aerzte verordneten, wurde peinlich und etwas feierlich durchgeführt. Besondere Feierlichkeit verlieh der Kirchensänger allen diesen Verrichtungen.

Er führte alles mit so ernstem und wichtigem Gesicht aus, als sollte er jedesmal in sein Amt eingeführt werden. Es wurden ihm zu Zwecken der Analyse einige Gläschen gegeben. Er stellte sie in strengster Ordnung auf und versah sie mit Nummern, die er sich vom Studenten aufschreiben ließ, weil seine Schrift nicht gut genug wäre. Gegen 7 Uhr ergoß sich das helle Licht durch die großen Fenster in das Krankenzimmer und drinnen wurde es so hell wie im Felde, und die weißen Wände, das Bettzeug, die Fußböden und die blank geputzten Schüsseln, alles glänzte in diesem Licht. Selten trat jemand an das Fenster: die Straße und die ganze Welt hinter den Mauern verloren an Interesse. Dort lebten die Menschen, dort lief die überfüllte Straßenbahn, marschierten Soldaten, jagte, glänzend mit ihren Messinggeräten, die Feuerwehr, gingen die Türen der Läden auf und zu; hier lagen kranke Menschen, die kaum die Kraft hatten, ihren Kopf dem Lichte zuzuwenden; mit grauen Kitteln bekleidet, schritten manche langsam über den glatten Fußboden; hier litten und starben sie. Der Student bekam eine Zeitung; aber weder

Digitized by Google

er noch die anderen sahen jemals hinein, und irgend eine Verdauungsstörung eines Nachbars machte mehr Eindruck als der Krieg und jene Vorgänge, die gewöhnlich als Weltereignisse bezeichnet werden. Um elf kamen die Aerzte und die Studenten, und da fing eine stundenlange Untersuchung an. Lawrentji Petrowitsch lag immer ruhig und sah nach der Zimmerdecke, mit düsteren Blicken kurz antwortend. Väterchen dagegen war dabei immer aufgeregt, sprach so viel und so unklar, daß man schwer verstehen konnte, was er sagen wollte. Eines war nur klar, daß er ganz in dem Bestreben aufging, etwas Angenehmes zu sagen. Von sich sprach er immer: „Als ich in die Klinik zu kommen geruhte“.... Von der Wärterin sprach er: „Als sie geruhte, mir eine Eingießung zu machen.....“

Er wußte immer sehr genau, zu welcher Stunde und Minute er Sodbrennen und Uebelkeit hatte, wann und wievielmal er während der Nacht erwachte. Wenn die Aerzte weggingen, wurde er immer lustiger, dankte gerührt und war sehr mit sich zufrieden, wenn es ihm gelang, jeden Arzt besonders zu grüßen, nicht alle durch einen allgemeinen Gruß.

„Wie schön das war“, sprach er dann freudig, „wundervoll!“

Und er zeigte dem schweigenden Lawrentji Petrowitsch und dem lächelnden Studenten, wie er zuerst sich vor dem Doktor Alexander Iwanowitsch verneigte und dann vor dem Doktor Semjon Nicolajewitsch. Er war unheilbar krank und seine Tage waren gezählt. Er wußte es aber nicht und sprach mit Entzücken von seiner Pilgerfahrt nach dem Kloster Troizk-Sergijew, welche er nach seiner Genesung zu machen sich vorgenommen hatte. Auch sprach er von dem Apfelbaum in seinem Garten, welchen er „Weißsaft“ genannt hatte, und von dem er in diesem Jahr schon Früchte erwartete.

An schönen Tagen, wenn sich die Sonnenstrahlen, unvergleichlich in ihrer Pracht, überreich in das Zimmer ergossen und die Schatten auf den schneeweißen Betten ganz durchsichtig wurden, sang das Väterchen laut und rührend ein altes Kirchenlied von der Herrlichkeit der Sonne. Seine Stimme, ein schwacher, zarter Tenor, bebte vor Rührung, die er vor den Anwesenden zu verbergen sich bemühte. Dann ging er durchs Zimmer, trat dicht an das Fenster und erhob seine Augen zum blauen, wolkenlosen Himmel. Fern von der Erde, weit und ruhig-schön schien dieser selbst ein erhaben göttliches Lied zu sein. Und zu diesen feierlichen Tönen gesellte sich schüchtern eine bebende Menschenstimme voll ängstlich-inbrünstigen Gebets:

„Von meinen vielen Sünden krankt mein Körper und meine Seele. Zu Dir komme ich, zu Dir, der Du die Hoffnung der Hoffnungslosen bist. Stehe Du mir bei.“

Zu bestimmter Stunde wurde das Mittagessen gereicht, dann kamen der Tee und das Abendbrot. Um neun Uhr wurde ein Stoffschirm über die elektrische Lampe gehängt, und eine lange, leere Nacht dehnte sich hin.

In der Klinik trat Stille ein.

Im beleuchteten Korridor, wohin eine Tür aus dem Krankenzimmer führte, saßen nur die Wärterinnen und sprachen flüsternd miteinander, oder hin und wieder ging jemand von den Dienern durch, mit schweren Schritten, die dann allmählich verklangen. Gegen elf Uhr erstarb auch der letzte Hauch des dahingegangenen Tages, und nun herrschte jene eigentümliche Stille, die hellhörig, wie aus Kristall, jeden leichten Ton aufnimmt und weiterträgt: das Atmen der Rekonvaleszenten, das Husten und schwache Stöhnen der Schwerkranken. Unklar und täuschend waren diese nächtlichen Töne, und es lag in ihnen oft ein schreckliches Rätsel: war es das Röcheln eines Kranken oder war es der Tod selbst, der da zwischen den weißen Betten und den kalten Wänden umherschlich?

Außer der ersten Nacht, in der Lawrentji Petrowitsch fest schlief, brachte er die meisten Nächte schlaflos zu, und diese Nächte waren voll neuer, banger Gedanken. Regungslos lag er da, die behaarten Hände über den Kopf gefaltet, blickte auf den blauen Lampenschirm und dachte an sein Leben. Er hatte keinen Glauben an Gott, keine Lust zu leben, keine Furcht vor dem Tode. Alles, was in ihm an Kraft und Leben gewesen war, war verbraucht, vergeudet, nutzlos, freudlos. — Als er jung gewesen, als sein Haar sich noch in Locken wand, hatte er seinen Wirt bestohlen. Er wurde erwischt, und grausam, schonungslos geschlagen, und er haßte die, die ihn schlugen.

In seinen mittleren Jahren hatte er mit seinem Kapital die kleinen Leute erwürgt und sie verachtet, weil sie in seine Hände gefallen waren. Und sie hatten es ihm heimgezahlt mit tiefem Haß und Abscheu. — Dann war das reife Alter gekommen, die Krankheit; man hatte ihn selbst bestohlen, er hatte die Unvorsichtigen erwischt und sie grausam, schonungslos schlagen lassen. So war sein Leben dahingegangen: ein steter, bitterer Haß und nur vorübergehend ein Aufleuchten kleiner Liebesfunken, die doch in der Seele nur kalte Asche übrig ließen. Jetzt wollte er das Leben vergessen, sich vor ihm verbergen; aber die stille Nacht war erbarmungslos. Bald lachte er über die menschliche

Digitized by Google

Dummheit und seine eigene; bald preßte er den Mund fest zusammen, um ein schweres Stöhnen zu erdrücken. Ungläubig gegen die, die das Leben lieben konnten, drehte er sich nach dem Bette des Kirchensängers um und sah lange aufmerksam auf das kleine Körperchen mit dem dunklen Gesichtchen: Du Na a-rr!

Dann sah er zu dem Studenten hinüber, welchen sein Mädchen am Nachmittag geküßt hatte, und wiederholte mit noch größerer Schadenfreude: — Ihr Na—arren!

Am Tage verkroch sich seine Seele und schwieg, während sein Körper alles gehorsam tat, was man von ihm verlangte: sich bewegte, Medizin herunterschluckte. Aber mit jedem Tage wurde dieser Körper immer schwächer; man ließ ihn ganz in Ruhe, und er lag da, so unbeweglich und groß, daß man hätte glauben können, er wäre gesund und kräftig.

Auch mit dem Väterchen ging es immer schlimmer. Er lief nicht mehr in den Krankenzimmern herum, man hörte sein Lachen seltener. Nur wenn sich das volle Sonnenlicht ins Zimmer ergoß, fing er an, lustig zu schwatzen, dankte allen, der Sonne, den Aerzten, und sprach immer wieder von seinem Apfelbaum, den er „Weißsaft" genannt hatte. Dann sang er das alte Kirchenlied, und wenn er fertig war, ging er zu Lawrentji Petrowitsch und erzählte ihm, was für eine schöne Bestallungsurkunde er bei seiner Amtsweihe bekommen hätte.

„Solch ein riesengroßes Papier," und er zeigte mit den Händen, „und darauf lauter große Buchstaben, die einen schwarz, die andern goldfarben; ein Wunderding, so wahr Gott lebt." Er bekreuzigte sich, auf das Heiligenbild blickend, und sagte voll Ehrfurcht vor sich selber:

„Und unten das Siegel des Metropoliten. So groß, wie ein Lebkuchen. Meiner Seel," und er lachte vergnügt.

Nun verbarg sich die Sonne hinter kalten Wolken. In das Krankenzimmer drang das trübe Licht, und der alte Kirchensänger legte sich seufzend ins Bett.

III.

Auf dem Felde und in den Gärten lag noch der Schnee, aber von den Straßen war er schon verschwunden: sie waren trocken, an manchen Stellen sogar staubig. Die Sonne schickte ihre hellsten, heißesten Strahlen in das Krankenzimmer, und man konnte kaum glauben, daß es hinter den Mauern noch nicht Sommer war, daß die Luft noch kalt und rauh war. Wenn man das Fenster aufmachte, drang in die Stille des Krankenzimmers ganz unmittelbar das trunkene, fröhlich-lärmende Zwitschern der Spatzen. Alle anderen Laute verstummten vor diesem, erdrückt, als ob sie sich verletzt fühlten, und nur dieser Ton hallte durch die Korridore, über die Treppen hinauf, drang dreist in die Laboratorien, wo die Töne klingend durch die Glaskolben hüpften.

Die Kranken lächelten diesem naiven, kindisch-zudringlichen Geschrei entgegen; der Kirchensänger schloß die Augen, streckte seine mageren Arme aus und flüsterte: „Die Spatzen! Meiner Seel, die Spatzen!"

Und wenn man dann das Fenster wieder schloß und das Spatzengezwitscher ebenso plötzlich erstarb, wie es vorher entstanden war, waren die Kranken aufgeregt, und ihre unruhigen Blicke streiften die Wände des Krankenzimmers, als suchten sie nach dem Widerhall der früheren Töne, der sich vielleicht irgendwo versteckt haben mochte.

Im Zustand der Kranken auf der Station 8 waren keine besonderen Veränderungen eingetreten. Torbetzki, der Student, erholte sich langsam, während Lawrentji Petrowitsch und der Kirchensänger mit jedem Tage schwächer wurden. Das Leben und die Kräfte wichen von ihren Körpern mit solch unheilvoller Lautlosigkeit, daß sie es kaum selber merkten; es war, als ob sie nie durchs Zimmer hätten gehen können, sondern immer so still in ihren Betten gelegen hätten.

Regelmäßig wie immer kamen die Aerzte mit den weißen Kitteln und die Studenten. Wie immer untersuchten sie jedesmal die Kranken, behorchten sie und tauschten Bemerkungen miteinander aus.

Eines Tages wurde der Kirchensänger zum Demonstrieren bei der Vorlesung geführt. Er kam ganz aufgeregt zurück, lachte, wie in den ersten Tagen nach seinem Eintreffen in die Klinik, dankte allen, bekreuzigte sich immer wieder und drückte von Zeit zu Zeit das Taschentuch an die Augen, die dann feucht glänzten.

„Warum weinen Sie, Väterchen?" fragte ihn der Student.

„Ach, Herz, fragt mich nicht!" antwortete gerührt das Väterchen. „Es ist zu schön, meiner Seel! Auf einen Lehnsessel hat mich der Herr Professor hingesetzt, hat sich selbst daneben gestellt und sprach zu den Studenten: „Dieser da war ein Kirchensänger...."

Väterchen machte ein ernstes Gesicht, zog die Brauen zusammen, aber die Tränen traten ihm wieder in die Augen, er wandte sein Gesicht ab und sagte etwas beschämt:

„Der Herr Professor las zu rührend! Meine Seele hat es ergriffen, wie der Herr

Digitized by Google

Professor vortrug: „Es war ein Kirchensänger“.....

Väterchen schluchzte auf.

„Es war ein Kirchensänger“..... Weiter konnte Väterchen vor Rührung nicht sprechen. Erst als er ins Bett, unter die Decke kam, fuhr er fort mit leiser Stimme zu sprechen:

„Mein ganzes Leben erzählte der Herr Professor. Wie ich, als ich noch jünger war, oft nicht genug zu essen hatte. Auch meine Frau erwähnte er. So ergreifend war es, so ergreifend · · wie wenn du tot wärst und man deine Leichenpredigt hielte. Es war, sprach er es war, sprach er · · — ein Kirchensänger.“

Während Väterchen sprach, wurde es allen klar, daß er sterben mußte, es erschien vor ihnen plötzlich mit so schrecklicher Deutlichkeit, als ob der Tod selbst unter ihnen stünde. Kälte und Dunkel wehte sie vom lustigen Väterchen an. Als er endlich mit einem neuen Aufschluchzen unter der Decke verschwand, rieb sich Torbeżki nervös die kalten Hände, während Lawrentji Petrowitsch kurz auflachte und hustete.

In den letzten Tagen war Lawrentji Petrowitsch immer sehr aufgeregt und wandte beständig den Kopf zum Fenster, durch das der blaue Himmel hineinblickte. Gegen die Gewohnheit der vorangegangenen Zeit bewegte er sich fortwährend auf seinem Bette, stöhnte und fuhr die Wärterin an. Mit derselben Aufregung erwartete er den Arzt, so daß es diesem endlich auffiel. Der Arzt fragte ihn teilnahmsvoll:

„Was haben Sie?“

„Es ist so langweilig,“ sagte Lawrentji Petrowitsch. Und er sagte es mit einer Stimme, wie sie nur leidende Kinder haben, und drückte die Augen zu, um die Tränen zu verbergen.

Diesmal erschien im Tagebuch des Arztes bei den Notizen über Puls und Atem auch die Bemerkung: „Der Kranke beschwert sich über Langeweile.“

Den Studenten besuchte wie immer das Mädchen, das er liebte. Und ihre Wangen glühten von der frischen Luft. Sie waren so rosig und frisch, daß es angenehm und doch auch traurig war, sie anzusehen. Sich über den Studenten neigend, sprach sie: „Sieh, wie heiß meine Wangen sind.“ Und er sah sie, aber nicht mit den Augen, sondern mit den Lippen. Jetzt beachteten sie die anderen gar nicht mehr und küßten sich offen. Der Kirchensänger wendete sich dabei ab, während Lawrentji Petrowitsch sich schon nicht mehr schlafend stellte, sondern sie herausfordernd und höhnisch ansah. Und sie hatten den Kirchensänger gern und mochte Lawrentji Petrowitsch nicht leiden. Am Sonnabend bekam der Kirchensänger einen Brief von zu Hause. Er erwartete ihn schon seit einer Woche, und alle in der Klinik wußten, daß Väterchen einen Brief erwartete und teilten seine Unruhe. Er wurde munterer, stand lustig auf und ging langsam durch die Krankenzimmer, überall den Brief zeigend. Man gratulierte ihm, er verneigte sich und dankte. Allen in der Klinik war es bereits bekannt, daß seine Frau sehr groß von Statur war, jetzt teilte der Kirchensänger eine neue Einzelheit von ihr mit:

Dann zwinkerte Väterchen mit den Augen und rief aus: „Aber das sollt ihr mal sehen....!“ Und er zeigte die vierte Seite des Briefes, auf der in ungeschickter Weise die Konturen einer Kinderhand mit ausgespreizten Fingerchen gezeichnet waren. In der Mitte, an der Stelle, wo die innere Handfläche sein sollte, stand: „Tossikchen hat seine Hand zur Unterschrift gegeben.“ Bevor er sein Händchen zur Unterschrift aufs Papier gelegt hatte, mußte Tossikchen sich wohl mit etwas beschäftigt haben, wobei Sand und Schmutz nicht die letzte Rolle spielten. Denn an den Stellen, wo das Händchen unmittelbar das Papier berührt hatte, waren deutliche Spuren von Schmutz zu sehen.

„Ein Enkelchen! So ein Kerl, was? Erst vier Jahre alt, aber klug... Nein, klug ist Ihnen der Junge, das können Sie sich kaum denken. Die Hand zur Unterschrift gegeben, was?...“

Und Väterchen klopfte sich auf die mageren Knie vor Entzücken und krümmte sich in einem Anfall von krampfhaftem, leisem Lachen. Sein gelb-blasses Gesicht bekam auf einen Augenblick den Ausdruck eines gesunden Menschen, dessen Tage noch nicht gezählt sind. Seine Stimme wurde stärker, und hoffnungsvoll klang das alte Kirchenlied...

An diesem Tag wurde auch Lawrentji Petrowitsch zur Vorlesung geführt. Er kam zurück, sehr aufgeregt, mit zitternden Händen und einem schiefen Lächeln auf den Lippen. Er stieß zornig die Wärterin, die ihm helfen wollte, von sich, legte sich ins Bett und schloß gleich die Augen. Aber der Kirchensänger nützte den Moment aus, wo Lawrentji Petrowitsch die Augen halb öffnete und fragte voll mitleidiger Neugier:

„Wie war es doch, Herz? Ergreifend, was? Sie haben wohl von dir auch alles erzählt. Sie sagten auch wohl: „Es war ein Kaufmann...“

Das Gesicht des Lawrentji Petrowitsch zuckte vor Zorn. Er warf dem Väterchen einen sengenden Blick zu, drehte sich zur Mauer und schloß wieder fest die Augen.

„— Mach dir keine Gedanken, Herz. Du wirst gesund werden; und noch wie, meiner

Digitized by Google

Seel!" — fuhr der Kirchensänger fort. Er lag auf dem Rücken und blickte träumerisch auf die Decke, wo Sonnenreflexe -- weiß Gott woher — spielten. Der Student ging ins Rauchzimmer, und als es still war, hörte man nur das kurze Atmen des Lawrentji Petrowitsch.

„Ja, Herz —" fuhr Väterchen langsam, mit ruhig-freudiger Stimme fort, -- „wenn du einmal in der Nähe von unserem Dorfe bist -- besuche uns. Meiner Seel, du sollst gut bewirtet werden. Ein Kwas ist bei uns so süß wie Honig!"

Väterchen seufzte und schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort:

„Ich will in das Troitzki-Kloster fahren. Ich werde auch dich im Gebet erwähnen. Dann will ich mir die Kirchen ansehen. Dann jene Badeanstalt besuchen, wie heißt sie nur, die „kaufmännische", nicht?"

Lawrentji Petrowitsch antwortete nichts, und Väterchen bestätigte selber:

„Die kaufmännische, ja. Und dann nach Hause! Meiner Seel!" -- Der Kirchensänger schwieg, und man hörte nur das schwere, kurze Atmen des Lawrentji Petrowitsch, das dem zornigen Stampfen einer Dampfmaschine glich. Noch waren die Bilder des nahen Glückes von dem Geiste des Väterchen nicht gewichen, als an sein Ohr schreckliche, unverständliche Worte drangen. Schrecklich waren schon die Laute -- schrecklich war die harte, haßerfüllte Stimme, mit der eins nach dem anderen jener unfaßlichen, brutalen Worte hervorgestoßen wurde:

„Auf den Wagankowo-Friedhof wirst du fahren, ja, dorthin!" ---

„Was sagst du, Bruder?" fragte der Kirchensänger, ohne zu verstehen.

„Auf den Wagankowo-Friedhof, sag' ich dir, auf den Wagankowo-Friedhof!" antwortete Lawrentji Petrowitsch. Er drehte sein Gesicht dem Kirchensänger zu, und legte sich ganz nahe an den Beltrand, damit kein Wort seinem Zuhörer entgehe: „Oder man wird dich in den Sezierssaal schleppen und dich dort zerstückeln! Vollständig -- meiner Seel!"

Lawrentji Petrowitsch lachte.

„Um Gottes Willen, was sagst du da? Um Gottes Willen," murmelte der Kirchensänger.

„Nichts sage ich. Aber weißt du, wie man hier die Toten beerdigt, das ist kein zum Lachen. Zuerst schneidet man eine Hand weg und begräbt sie. Dann wird ein Bein abgeschnitten und begraben. So kommt es vor, daß man manchen Toten ein ganzes Jahr teilweise begräbt."

Der Kirchensänger schwieg und sah mit starrem Blick Lawrentji Petrowitsch an, während dieser fortfuhr, schaurig und düster:

„Wenn ich dich ansehe, Väterchen, muß ich denken, woher das nur kommt: Du bist ein alter Mann, aber dumm, sagen wir's gerade heraus, wie ein Heiliger. Nun, sag mal bloß, was soll dieses Geplapper: in das Troitzki-Kloster will ich fahren, die Badeanstalt besuchen. Oder das mit dem Apfelbaum „Weißsaft". Du hast nur noch eine Woche zu leben, und..."

„Eine Woche?!"

„Gewiß. Eine Woche. Nicht ich nur sage es, die Aerzte sagten's. Ich lag neulich so, als ob ich schliefe, du warst nicht im Zimmer. Da hörte ich, wie die Studenten zu einander sagten: Mit unserem Väterchen geht's nun auch zu Ende... Eine Woche wird er noch aushalten..."

„A—us—hal—ten?"

„Du glaubtest wohl, er würde dich schonen?"

Das Wort „er" sprach Lawrentji Petrowitsch mit einer unheimlich scharfen Betonung aus. Dann hob er seine Faust in die Höhe, betrachtete sie mit traurigem Blick einen Moment und fuhr fort:

„Sieh mal, da! Mit der konnte ich was leisten! Aber auch ich... Ja, ich auch... He, du Dummkopf: in den „Troitzki", in die Badeanstalt! Es haben wichtigere Personen als du gelebt, und mußten auch sterben."

Das Gesicht des Kirchensängers war gelb wie Safran. Er konnte kein Wort sagen, er konnte nicht weinen und stöhnen. Still lag er in seinen Kissen, bis übers Gesicht in die Decke gehüllt, als ob er sich vor dem Lichte und vor den Worten des Lawrentji Petrowitsch verbergen wollte. Aber dieser konnte nicht schweigen. Jedes Wort, mit dem er den Kirchensänger verwundete, brachte ihm Erleichterung und Befriedigung. Mit gemachter Gutmütigkeit sprach er weiter:

„So -- so, Väterchen. In einer Woche. Wie sagtest du nur immer: A und Z? Da hast du es: A und Z! Und du wolltest ins Bad -- so ein Komiker! Vielleicht dort, jenseits, kriegen wir ein Bad mit heißen Ruten! Das ist schon möglich."

Der Student kam herein, und Lawrentji Petrowitsch schwieg ungern. Er versuchte, sich, wie der Kirchensänger, die Decke über den Kopf zu ziehen, aber bald machte er sein Gesicht wieder frei und sah mit höhnischen Blicken den Studenten an.

Digitized by Google

„Ihr Schwesterchen scheint heute wieder nicht gekommen zu sein?“ fragte er mit derselben gemachten Gutmütigkeit und demselben bösen Lächeln.

„Ja, sie ist krank,“ antwortete mit düsterer Stimme, am Fenster stehend, der Student.

„Wie schade!“ antwortete Lawrentji Petrowitsch. „Was fehlt denn Ihrem Schwesterchen?“

Aber der Student schwieg. Vielleicht hatte er die Frage auch gar nicht gehört. Dreimal schon hatte seine Liebste die Empfangszeit versäumt. Auch heute kam sie nicht. Er drückte sein Gesicht ans Fenster und bemühte sich, nach links zu sehen, wo hinter der Mauer das Mädchen kommen mußte. Dann drehte er sich nach der Uhr um. Aber sie kam nicht. So verbrachte er, bald am Fenster, bald auf die Uhr sehend, die Zeit, bis die Empfangsstunden vorüber waren. Müde und blaß trank er rasch seinen Tee und legte sich ins Bett, ohne die auffallende Schweigsamkeit des Kirchensängers und die ebenso auffallende Beredtsamkeit des Lawrentji Petrowitsch zu bemerken.

„Das Schwesterchen ist nicht gekommen!“ sagte Lawrentji Petrowitsch mit einem bösen Lächeln.

IV.

Das war wieder eine unendlich lange, öde Nacht. Wie immer, war ein blauer Schirm über die elektrische Lampe gehängt worden. In der gespannt aufhorchenden Stille bebte und zitterte die Luft, und trug bald ein leises Stöhnen, bald das schwere Atmen oder das Röcheln der Kranken aus einem Zimmer in das andere. Ein Teelöffel fiel auf den steinernen Fußboden, und der Klang des Falles war so hell wie ein Glockenschlag und lebte noch lange in der stillen Luft fort. In der Station 8 schliefen diese Nacht alle schlecht. Torbetzki drehte sich unruhig hin und her, seufzte tief, ging zweimal rauchen, und erst gegen Morgen wurde sein genesender Körper Herr der seelischen Aufregung, und er schlief ein. Sein Schlaf war tief und ruhig. Angenehme Träume schienen ihn besucht zu haben, denn ein Lächeln kam auf seine Lippen und wich lange nicht. Dieses Lächeln war so eigentümlich und rührend bei dem unbeweglich liegenden Körper und den geschlossenen Augen.

In dem weit entfernten Auditorium schlug die Uhr drei, als Lawrentji Petrowitsch plötzlich leise, zitternde, sonderbare Laute vernahm. Sie entstanden unmittelbar nach den musikalischen Tönen der Uhr und klangen im ersten Moment wie eine traurig-schöne Melodie. Lawrentji Petrowitsch horchte auf. Die Laute wuchsen und breiteten sich aus, und, ebenso melodisch glichen sie jetzt dem Weinen eines Kindes, welches man in ein dunkles Zimmer eingesperrt hatte. Es fürchtet sich im Dunkeln und fürchtet sich vor den Erwachsenen, die es bestraft haben, und wagt nicht laut zu weinen. Im nächsten Moment wurde es Lawrentji Petrowitsch jedoch klar, daß jemand hier in der Nähe weinte; weinte, verstohlen, halb erstickt vor Tränen.

„Wer ist's?“ — fragte Lawrentji Petrowitsch erschreckt; bekam aber keine Antwort. Das Weinen verstummte und traurige Stille erfüllte das Zimmer. Die Wände waren unbeweglich und kalt, und kein lebendes Wesen war da, dem man hätte sagen können, wie einsam und bange es war, niemand, den man um Schutz hätte bitten können.

„Wer weint da?“ fragte wieder Lawrentji Petrowitsch. „Kirchensänger, bist du es?“

Das Schluchzen, das sich gleichsam versteckt gehalten hatte, brach nun hervor. Die Decke, die der Kirchensänger über den Kopf gezogen hatte, bewegte sich und das Täfelchen am Kopfende des Bettes klimperte.

„Was hast du, was hast du?“ murmelte Lawrentji Petrowitsch. „Wein doch nicht.“

Aber der Kirchensänger weinte, sein mageres Körperchen zuckte und krümmte sich vor Weinen, das Bett krachte leicht und das Täfelchen klimperte immer wieder. Lawrentji Petrowitsch richtete sich in seinem Bett auf und dachte eine Weile nach. Dann ließ er langsam seine geschwollenen Füße hinunter. Ein warmer Strom stieg ihm zu Kopfe, als er sich aufstellte, alles drehte sich, und das Herz schlug so heftig, als wäre ein schwerer Hammer in seiner Brust, der jetzt losschlug. Lawrentji Petrowitsch hielt sich einen Moment fest und durchschritt dann entschlossen den Zwischenraum — anderthalb Schritte — zum Bette des Kirchensängers. Schwer atmend ließ er sich auf dem Bettrande nieder, legte seine Hand auf die Decke, unter welcher das kleine zuckende Körperchen sich abhob und sagte mit bittender Stimme:

„Weine doch nicht. Wozu weinen? Hast du Angst vor dem Tode?“

Der Kirchensänger zog rasch die Decke vom Gesicht herunter und rief aus:

„Brüderchen, ach!“

„Fürchtest dich sehr, was?“

„Nein, Bruder, ich fürcht' mich nicht,“ — sagte der Kirchensänger mit derselben singenden Stimme, „ich fürchte mich nicht“, wiederholte er, während sein Körper wieder vor Stöhnen zuckte.

Digitized by Google

„Sei mir nicht böse, daß ich vorhin dir sagte... Das hat ja gar keinen Sinn, böse zu sein."

„Ich bin auch nicht böse. Warum denn? Hast du den Tod geholt? Der kommt von selbst..." Und er schluchzte wieder, zuerst leise, dann immer lauter.

„Aber warum weinst du?" fragte wieder Lawrentji Petrowitsch. Das Gefühl des Mitleids mit dem Kirchensänger verschwand in ihm, und an seine Stelle trat eine quälende Neugierde. Mit fragenden Blicken sah er bald auf das dunkle Gesichtchen, bald auf den dünnen, langen Bart; er fühlte den kleinen zuckenden Körper unter seinen Fingern, aber die quälende Neugierde verließ ihn nicht.

„Warum heulst du doch?" fragte er beinahe ungeduldig.

Der Kirchensänger legte beide Hände um das Gesicht und, den Kopf auf und ab wiegend, sagte er mit feiner, singender Stimme:

„Ach, Brüderchen! Um die Sonne tut's mir leid. Wenn du wüßtest... wie sie bei uns .... in Lambow... scheint! Mei—ner Se—el!"

„Was für Sonne?" Lawrentji Petrowitsch verstand zuerst nichts und ärgerte sich über das sinnlose Geschwätz. Plötzlich fiel ihm der heiße Lichtstrom ein, der jetzt zur Mittagszeit die Krankenzimmer überflutete und alles golden färbte. Es fiel ihm ein, wie die Sonne in seinem Saratow sich in der Wolga abgespiegelt hatte, wie sie im Walde durch die Bäume geschienen hatte, wie die Wiese am Waldesrande ganz in Sonnenlicht gebadet war.... Er drückte beide Hände gegen die Brust, um ein Stöhnen zu unterdrücken, dann ließ er seinen Kopf auf das Kissen neben den Kirchensänger fallen - - und weinte. So weinten sie beide, weil sie die Sonne nicht mehr sehen würden, weil sie sich vor der Finsternis, die sie erwartete, fürchteten. Sie weinten, weil das Leben so lieb und der Tod so grauenhaft ist.

Unbeweglich und blaß war das Licht der elektrischen Lampe mit dem blauen Schirm darüber, und gleichgültig blickten die hohen weißen Wände.

Lawrentji Petrowitsch starb in der nächsten Nacht, um fünf Uhr früh. Am Abend schlief er fest ein und erwachte bald darauf mit dem klaren Bewußtsein, daß er jetzt sterbe und daß er etwas tun müsse: zu Hilfe rufen, schreien, oder sich bekreuzigen. Im selben Moment aber verlor er die Besinnung.

Neue Bücher.

Heinrich von Schullern. Vom Blühen und Verderben. Tragödie eines Schülers. 2. Aufl. Verlag von Georg Müller in München, 1912, 208 S.

In der zeitgenössischen Literatur ist der Tiroler Heinrich von Schullern eine gewinnende Erscheinung. Seine Werke nehmen vor allem durch Ehrlichkeit, Ungekünsteltheit und Tüchtigkeit für sich ein, wenngleich sie ein bestimmtes künstlerisches Mittelmaß nicht überschreiten. In einer Reihe von Romanen bestrebte er sich, ein ernstes Stoffgebiet zu meistern. Schilderte er als Kenner in den „Aerzten" die Leiden dieses Standes, rührte er in den „Katholiken" nach umfassenden kirchengeschichtlichen Studien an die römische Frage, so erprobte er seine Gestaltungskraft in dem großen politischen Roman „Jungösterreich", diesem außerordentlich schätzenswerten Beitrag zur österreichischen Geschichte der letzten 25 Jahre, der zugleich durch seinen allgemein menschlichen Gehalt und seinen Handlungsreichtum für große Kreise von Interesse ist. Aus solcher Weite seines Gesichtsfeldes lenkt er seine Schritte in die nach außen hin begrenzte und anscheinend einfache Welt der Jugend, ohne indes dabei der Gefahr zu unterliegen, die ohnehin allzureichlichen Entwicklungsromane der letzten Jahre um einen überflüssigen Nachzügler zu vermehren. Hat Frank Wedekind in „Frühlingserwachen" in seiner satirisch-grotesken Weise die Stürme der Pubertätsjahre dramatisiert, so führt uns v. Schullern in einer durch ihre Unaufdringlichkeit desto wirksameren Art die Ursachen vor Augen, an denen ein hoffnungsvolles Schülerleben an der durch die Verständnislosigkeit seiner Umgebung gesteigerten Verworrenheit der Entwicklungsjahre untergeht. Was diesen leider typischen Fall so ergreifend gestaltet, ist das verzweifelte und doch ohnmächtige Ringen eines gut veranlagten Knaben gegen die dunkeln Mächte des Schicksals, denen gegenüber sich Schule und Elternhaus gleich unfähig erweisen. Mit ein paar meisterhaften Strichen leben da die Urbilder jener mitunter so entsetzlich verknöcherten und beschränkten Kaste vor uns auf, an der das Beiwort „Jugendbildner" wie zum hohnvollen Frevel wird: der nur um die Geneigtheit eines hohen Ministeriums besorgte, achtsam auf die elterliche Stellung der Schüler bedachte Direktor; der auf sein albernes Klassifizierungssystem verbissene, lebendigen Wissens unbedenkliche Pedant; der trockene Schulmeister, dem über den Teilen in seiner Hand das geistige Band fehlt; jener edle Magister, der heimlich zu Dirnen

Digitized by Google

läuft und öffentlich „sittenlose“ Schuljungen relegiert, und wie sie alle sein mögen. In dieses Schattenbild fügt nur ein junger Supplent einige Lichtpunkte ein. Nicht minder wahr treten uns die gutgemeinten und die sträflichen Unterlassungssünden des Elternheims vor Augen und wird uns die Psyche des Knaben enthüllt, der unberaten in die Ungewalten des erwachenden Geschlechtstriebes gerät, ohne zu vermögen, dessen gefährlichen Wirbeln zu entrinnen. Es mag eindrucksvoller sein, die Dämonie des Sexuallebens einer reiferen Lebensperiode zu schildern, wie ich dies in ihren Wirkungen in der Ehe und im Rechtsleben in meinem zeitgeschichtlichen Wiener Roman „Der Kreuzweg“ (Verlag von Egon Fleischel u. Co. Berlin 1912) tat -, aber es ist nicht minder von Wert, den unscheinbaren Krankheitskeim bloßzulegen, ehe er zur schwärenden Wunde wird. Eltern und Erziehern ist v. Schullerns Buch aufs wärmste zur Belehrung und Beherzigung zu empfehlen.

Viktor Wall (Wien).

Blätter aus einem italischen Skizzenbuch von Marianne Schrutka von Rechtenstamm. Hermann Costenoble, Jena. 1912.

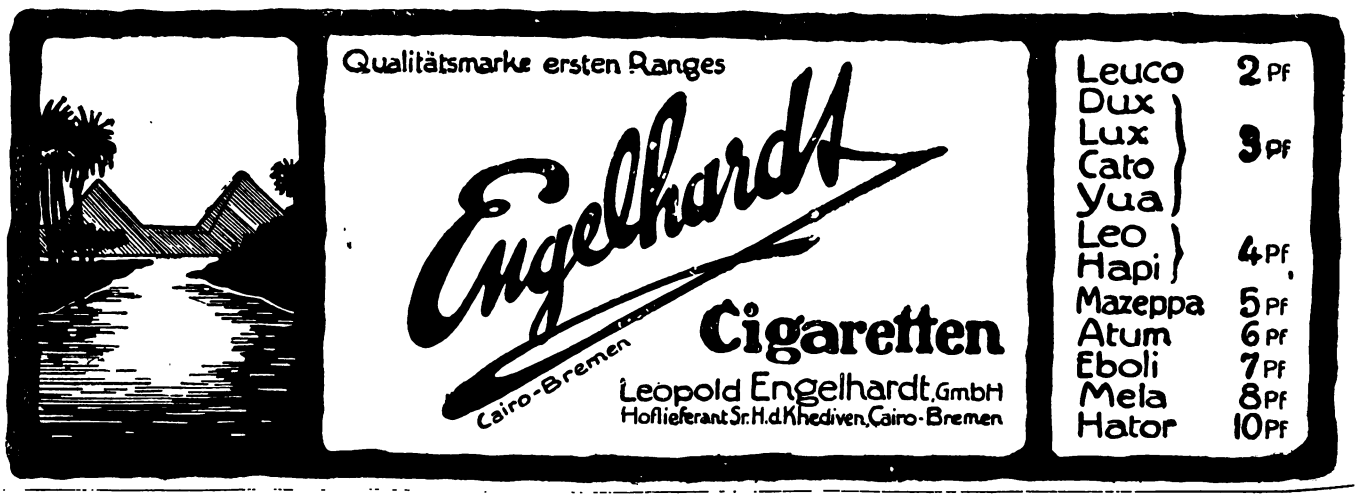
Ein italisches Skizzenbuch, stimmt das nicht von vornherein mißtrauisch, wenn man an die unzähligen italienischen Reiseführer denkt? Doch die Autorin ist eine Frau von klassischer Bildung und feinem Geschmack. Ihre Skizzen sind Natur-, aber keine Momentaufnahmen; Umrißzeichnungen, die durch Leben und Bewegtheit die Farbe entbehren lassen; Impressionen eines Temperaments, das sich als Epigone Goetheschen Klassizismus bekennt; in erster Linie wohl für jene bestimmt, die Italien kennen und sich seiner gerne nachgenießend erinnern, doch auch für jene, die sich jahrelang liebevoll vorbereiten auf das Land, dem kein Deutscher widersteht. Die Autorin folgt nicht der großen Heerstraße aller Italienfahrer; sie führt uns zu einigen jener Stätten, die vor allen der Liebhaber und Feinschmecker aufsucht: Perugia und Siena, Assisi und Orvieto, der Ortasee und Syrakus. Von diesen Stätten, durch die Erinnerung an große Künstler, große Männer der Geschichte, gewaltige Geschehnisse geheiligt, erzählt uns die Autorin viele hübsche Dinge, kleine Geschichten, die abseits der großen Historie liegen. Mit Kunst- und Völkergeschichte wohl vertraut, erlebt sie z. B. auf Sizilien den unglücklichen Kampf der Athener gegen Syrakus, als spielte er sich vor ihren Augen ab, und ergreift uns durch die lebendige Schilderung des namenlosen Elends, das die siebentausend gefangenen Athener in den Steinbrüchen von Syrakus erdulden mußten. Schon wegen dieser einen Skizze, „Die Latomie der Kapuziner“, muß man der Autorin Dank wissen für das Buch, das sich so sachlich und dabei so liebenswürdig gibt, das, von feinem Humor aromatisiert, in leicht plaudernder Prosa alles sagt, was tief in den Dingen liegt.

Francis Wolf-Cirian (Wien).

☞ Der Verlag der philosophischen Schriften von Eduard von Hartmann ist an Alfred Kröner Verlag in Leipzig übergegangen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.



Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 46 Berlin, den 16. November 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Jugendgesetzgebung.

Von

Alfred Wolfenstein.

Die Prävention ist das oberste Prinzip des modernen Strafrechts. Man ist heute im Gegensatz zum Mittelalter nicht so sehr gewillt, den Verbrecher zu bestrafen- als ihn zu verhüten. Den Begriff der „Sühne“ versteht man nicht mehr, seit man imstande zu sein glaubt, die verbrecherische Anlage nicht auf den Teufel, sondern auf anthropologische und soziologische Elemente zurückzuführen: und seit Gesetze weniger zur Verehrung Gottes als um der irdischen Sicherheit willen gemacht werden. Und mag es auch nicht unsympathisch sein, daß eine kleine Reaktion eingetreten ist, die dem Vergeltungstriebe im Menschen, dem Temperament sein natürliches Recht gewahrt wissen will, so wird doch das Prinzip des zweckmäßigen Schutzes der Gesellschaft größere Wichtigkeit behalten müssen.

Man kommt dem Verbrechen zuvor, indem man durch Androhung von Strafe davon abschreckt und indem man nach dem begangenen Verbrechen den Täter für die Zukunft zu bessern sucht. Das weiteste Feld für die Besserung (und zugleich aus psychologischen Gründen das kleinste für die Abschreckung) ist das jugendliche Alter. Wenn häufig bei älteren Verbrechern das Gefühl der Aussichtslosigkeit, ja Lächerlichkeit der Bestrafung aufkommt (es sei denn, daß man sie für immer beseitigt, also Besserung gar nicht bezweckt), so empfindet man gleichzeitig: es müßte einmal möglich gewesen sein, durch ein auf die Jugend eingestelltes System der kriminalen Behandlung vielleicht ganz andere Menschen aus ihnen zu machen. Es wäre ja schon viel erreicht, wenn nur der Grad des verbrecherischen Willens herabgesetzt würde; wenn man etwa aus einer zu Raub und gewaltsamen Eigentumsdelikten neigenden Natur einen harmloseren Gelegenheitsdieb machen könnte, oder aus einem zu Verbrechen gegen Leib und Leben veranlagten Menschen einen solchen, dessen Wut über Verbalinjurien nicht hinausgeht. Auch wer den Optimismus des Comenius und Rousseau nicht teilt und der Erziehung nicht ebensoviel Macht zutraut wie der natürlichen Anlage, wird doch der Ueberzeugung sein können, daß für jeden Menschen etwa vom 20. Jahre ab, zahlreiche Variationen der weiteren Entwicklung möglich sind.

Die Gesetzgebung hat seit den 90 er Jahren erkannt, wie nützlich eine besondere Behandlung der Jugendlichen für die allgemeine Kriminalität sei. In allen deutschen Staaten, in Preußen 1900, entstanden „Fürsorgeerziehungsgesetze“. Nach den Vorschriften dieser Gesetze wird ein Minderjähriger unter 18 Jahren in Zwangserziehung gebracht, wenn die Erziehung durch die Eltern oder deren Vertreter unzulänglich ist; wenn die Gefahr einer sittlichen Verwahrlosung besteht; insbesondere wenn wegen einer Straftat mit Rücksicht auf das jugendliche Alter keine Verurteilung erfolgen kann. Diese Gesetze sind also keine Strafgesetze, ihre Durchführung gehört vielmehr zum Amt des Vormundschaftsrichters.

Das Reichsstrafgesetzbuch selbst enthält zwar besondere Bestimmungen für Jugendliche (§§ 55 57): Die zwischen 12 und 18 Jahren alten (unter 12 Jahren absolute Straffreiheit) sind nur dann zu bestrafen, wenn sie bei Verübung der Tat die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht besaßen. Diese Vorschrift bezieht sich aber, wie man sieht, nur auf den geringeren Intellekt der Jugendlichen (wenigstens der zwischen 12 und 18 Jahre alten), dagegen wird gar nicht berücksichtigt, daß auch die seelische und sittliche Entwicklung in diesem Alter noch auf unterer Stufe steht.

Digitized by Google

Für Jugendliche müßte aber die mangelnde Reife des Willens oder der psychischen Festigkeit die Bestrafung in gleicher Weise ausschließen, wie der im Strafgesetz allein berücksichtigte Mangel der Intelligenz. Hier erweist es sich wieder, daß unser Strafgesetzbuch jener unpsychologischen Zeit vor 40 Jahren entstammt. Wie sehr hat heute neben der Wissenschaft besonders die psychologische Richtung der schönen Literatur unsere Erkenntnis vertieft!

Dem Strafgesetzbuch fehlen moderne Bestimmungen — die Strafprozeßordnung enthält überhaupt keine über ein spezielles Verfahren gegen Jugendliche.

Daher forderte man seit längerer Zeit ein vollständiges „Jugendgesetz" und die Einrichtung eines „Jugendamtes". Dieses soll den gesamten Komplex der strafrechtlichen und erziehungsrechtlichen Angelegenheiten, ja „aller Lebensäußerungen" der Jugendlichen umfassen und verwalten. Die Zeit ist, sagt die Bürokratie, hierfür noch nicht „reif", und so bringt der Entwurf, den die Reichsregierung jetzt dem Bundesrate vorgelegt hat, zwar Gutes, schränkt aber doch die berechtigte Neuerungsbegierde der Zeit allzusehr ein.

Dieser Entwurf eines Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche enthält, und das ist der Kern seiner Unzulänglichkeit, fast nur Bestimmungen über die Form der Prozedur gegen Jugendliche, nicht materiell-rechtliche, wie schon der Titel zeigt. Er ist ein dringlicher Teil der wie bekannt vertagten Strafprozeßreform. Im wesentlichen bringt er folgende Neuerungen.

Es sollen bei allen Amtsgerichten als gesonderte Abteilungen Jugendgerichte bestellt werden. Zu Schöffen werden nach eigener Liste solche Männer ausgewählt, die in der Erziehung besondere Erfahrung haben; daher auch Volksschullehrer, die sonst vom Schöffenamt befreit sind; Frauen aber noch immer nicht. Die Zuständigkeit des Jugendgerichts erhält einen möglichst weiten Umfang, indem auch die Strafsachen Jugendlicher, für welche die Strafkammer (beim Landgericht) zuständig ist, von dieser in gesteigertem Maße an das Schöffengericht überwiesen werden können. Leider aber hat als Berufungsinstanz die Strafkammer in gewöhnlicher Besetzung zu entscheiden. Auch die von einem juristischen Kritiker vorgeschlagene Zuziehung „Sachverständiger" wäre hier Flickwerk. Dem Zweck genügen würden auch in zweiter Instanz nur Sachverständige mit Stimme — das heißt Jugendrichter!

Gut, wenn auch nicht radikal, sind die Vorschriften des Entwurfs, die in geeigneten Fällen die Strafe durch die Erziehung ersetzen wollen. Es soll gegen Jugendliche keine Anklage erhoben werden, wenn unter Berücksichtigung der Tat und des Charakters des Täters Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind. Dies bedeutet eine Durchbrechung des sonst geltenden Legitimitätsprinzips, nämlich der allgemeinen, unbedingten Pflicht des Staatsanwalts, in allen begründeten Strafsachen die Anklage zu erheben. Anfechtbar erscheint an der erwähnten Vorschrift, daß hier dem Staatsanwalt gewissermaßen vormundschaftsrichterliche Funktionen gegeben werden. Denn er hat zu entscheiden, ob Anklage erhoben oder Erziehung versucht werden soll. Doch ist jeder „Schaden" wieder gutzumachen, denn nach erhobener Anklage, selbst noch in der Hauptverhandlung, kann das Gericht das Verfahren einstellen, wenn Erziehung nützlicher als Bestrafung erscheint. Die Kosten werden dann der Staatskasse auferlegt und die Sache wird an das Vormundschaftsgericht abgegeben, also endgültig der Strafjustiz entzogen. Dem Jugendlichen wird vorläufig ein „Fürsorger" bestellt (männlicher oder weiblicher). Inzwischen prüft der Vormundschaftsrichter die Schuldfrage. Wird der Täter für schuldig befunden, so kann der Richter alle gesetzlichen Erziehungsmaßregeln anwenden, ihn vernehmen, unter Kontrolle stellen, in einer geeigneten Familie oder einer Anstalt unterbringen. Den fruchtbaren Gedanken, daß der Jugendliche in einer „freien Sühnezeit" seine Tat wieder gutmachen soll, indem er sich einem gemeinnützigen Dienste opfert oder auch den unmittelbaren Schaden seiner Tat durch doppelte Leistung repariert, — diesen schon kommentierten Gedanken erwartet der Entwurf nicht.

Die Untersuchungshaft wird mehr als bisher auf das Wesen des Jugendlichen eingestellt. Außer allgemeiner Trennung von den Erwach-

Digitized by Google

senen wird die Möglichkeit gegeben, in Ersetzung der Haft den Beschuldigten bei einer geeigneten Familie oder sonst an kontrollierter Stelle bis zur Gerichtsverhandlung unterzubringen. In der Hauptverhandlung muß dann dem Jugendlichen, wenn er keinen Verteidiger hat, unbedingt ein „Beistand" gestellt werden. Dieses Amt können auch Frauen wahrnehmen (erste offizielle Anstellung von Frauen auf einem wichtigeren Posten des Justizdienstes). Die Oeffentlichkeit, die sonst nur wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder Sittlichkeit ausgeschlossen wird, darf in Jugendsachen nach dem freien Ermessen des Gerichts ausgeschlossen werden, wenn dadurch dem Schutze des Angeklagten, dem jugendlichen Ehrgefühl, dem Besserungswillen, gedient wird.

Diesem Auszuge aus dem neuen Entwurf sei folgender Epilog angeschlossen:

So gut gemeint die Vorschläge des Gesetzes sind, das wieder erweist, wie stark an sozialer Gesinnung Deutschland ist, das Wesen des Problems wird von dem Entwurf zu vorsichtig berührt. Denn es gibt fast allein neue Formen des Verfahrens, neues materielles Strafrecht aber schafft es nicht.

Das hat auch der Deutsche Jugendgerichtstag, der jetzt zu Frankfurt a. M. beriet, mit Klarheit und Schärfe festgestellt. In dieser Versammlung, die von beinahe paulskirchenhaft schwungvoller, liberaler Gesinnung erfüllt war, wurde eine Reihe moderner Forderungen formuliert, daraus ich die folgenden vier hervorhebe:

Die Grenze für absolute Strafunmündigkeit soll auf 14 Jahre erweitert werden (bisherige Grenze: 12 Jahre).

Im Alter von 14 bis 18 Jahren soll Strafloſigkeit dann eintreten, wenn der Jugendliche aus zurückgebliebener Entwicklung oder aus Mangel an geistiger oder sittlicher Reife nicht fähig sein konnte, das Ungesetzliche seiner Tat zu erkennen oder seinen Willen der Einsicht gemäß zu bestimmen.

Die Einrichtung der bedingten Begnadigung (nach Fällung des Urteils) soll in die einer bedingten Verurteilung umgewandelt werden: Der Richter verhängt zwar eine Strafe, verspricht aber, wenn der Jugendliche sich in bestimmter Weise führt, von der Vollstreckung Abstand zu nehmen.

Endlich soll, wenn die Strafe vollstreckt werden mußte, nach einer bestimmten längeren Dauer guter Führung die Rehabilitierung erfolgen können. Diese bestände darin, daß die Strafe vom Vorstrafenregister gelöscht, eine Geldstrafe dem Jugendlichen zurückgezahlt wird, und daß er ein öffentliches oder privates Zeugnis erhält, damit sein bürgerliches Fortkommen nicht etwa unter jener Verurteilung leide.

Dies sind die wichtigsten der Anträge, die vom Jugendgerichtstag angenommen wurden.

In kurzer Zeit wird der Bundesrat den Entwurf (sicherlich unverändert) an den Reichstag weitergeben.

Wird das Parlament dieses unvollkommene Gesetz zu radikal finden? oder für ungenügend erachten? und auf beide Arten die Verwirklichung auch dieses Teiles der aufgeschobenen Reform gefährden? Unmöglich ist es nicht dann aber ist es auch möglich, daß mit der noch fernen Strafgesetznovelle zugleich das umfassende Jugendgesetz käme. Auf dem Wege, den der Jugendgerichtstag gezeigt hat, wird einmal erreicht werden, daß die Bestrafung Jugendlicher ganz durch ihre Erziehung ersetzt wird · oder daß ihre Strafe von einer Art ist, welche die Erziehung ersetzt.

Ueber dogmatischen und kritischen Monismus*)

Von

Dr. Friedrich Lipsius in Leipzig.

Naturwissenschaftliche Hypothesen und Theorien, sagt der Königsberger Physiker Paul Volkmann, „sind nach Lage der Dinge lediglich zu internen Zwecken geschaffen." Jede Ausweitung über

*) Wir bringen unter dieser Ueberschrift das Vorwort eines Werkes, das unter dem Titel „Einheit der Erkenntnis und Einheit des Seins" soeben bei Alfred Kröner in Leipzig erscheint. Das Buch von Lipsius, der früher Theologe war und eine Zeitlang als Nachfolger Albert Kalt-

Digitized by Google

die Grenzen des fachwissenschaftlichen Gebrauches hinaus ist „als Uebergriff, ja als Mißbrauch" zu kennzeichnen. Gewiß liegt unauslilgbar im Menschen der Trieb zur Weltanschauung. Weltanschauungen aber dichtet nicht die Wissenschaft, sondern der Glaube. Und weil der Glaube lediglich subjektiv begründet oder begründbar ist, so wird in regelmäßiger Wiederkehr stets nach einiger Zeit ein „neuer Glaube" einen „alten" ablösen.

Es sind aber, so meint unser Physiker im Philosophenmantel, immer nur die Dilettanten und Outsider der ernsten Wissenschaft, die sich an der Lösung des „Welträtsels" beteiligen. Die großen Naturforscher schweigen sich über die „Natur im allgemeinen" gänzlich aus. Schlagen wir beispielsweise den von Newton eigens verfaßten Index zu seinen „Prinzipien" auf, so finden wir wohl einen Hinweis auf die dei natura, aber ein Hinweis auf die naturae natura fehlt! Die Eigenart der Natur können wir höchstens ahnen und in Bild und Gleichnis von ihr reden. Freilich erweist sich der sprachliche Ausdruck, je länger, je mehr, als überhaupt ungeeignet zur Beschreibung der Naturvorgänge: „Die eigentliche Rede der Physik sei die der Mathematik - - was darüber ist, das ist vom Uebel!**)

Das Gesagte vermittelt uns, nach Volkmann, auch den richtigen Gesichtspunkt für die Beurteilung der monistischen Bewegung der Gegenwart. Der „Eigensinn des Monismus" besteht darin, die Natur in das enge Gewand zwängen zu wollen, das menschliche „Einfalt" für sie bereit hält. Der Monismus will die Physik als die Grundlage seines naturwissenschaftlichen Weltbildes respektieren; wenn sich aber die physikalischen Begriffe in ihrer Bestimmtheit mit Rücksicht auf diesen Zweck als spröde und ungelenk erweisen, so werden sie in durchaus willkürlicher Weise umgedeutet. Die Natur richtet sich nicht nach unseren Wünschen und Vorurteilen. „Ich habe den ganzen Olymp und Orkus der Schriften des modernen Monismus im allgemeinen und des Deutschen Monistenbundes im besonderen durchgemustert, aber ich habe die Natur, deren Erforschung meine Lebensaufgabe ist, darin nicht gefunden." - „Der Monismus", sagt Volkmann in Erinnerung an Nietzsches „Unzeitgemäße Betrachtungen", „ist von Bildungsphilistern ersonnen und kann dementsprechend auch nur Bedürfnissen von Bildungsphilistern genügen." Denn das eben ist das Kennzeichen des Bildungsphilisters, daß ihm „seine eigene kleine Vernunft als die Wirklichkeit erscheint."

Das monistische Schema ist aber nicht nur überaus „roh", es leidet auch an einer solchen Unbestimmtheit, daß jeder Versuch, das Wort „Monismus" in seiner Bedeutung zu präzisieren, sich als „völlig aussichtslos" erweisen dürfte. Auf Grund mehr ästhetisch-feuilletonistischer als philosophisch-wissenschaftlicher Betrachtungen werde ein allgemeines Prinzip der Einheit postuliert, in dem, „wenn nicht heute und morgen, so doch übermorgen alles restlos aufgehen" soll. Der moderne Monismus will nicht mit dem Büchner-Vogtschen Materialismus verwechselt werden; der Materialismus aber hatte wenigstens den Vorzug eines durchsichtigen Programmes, während die Monisten sich auf den biologischen Entwicklungsgedanken berufen, um die Buntheit und chamäleonartige Wandelbarkeit ihrer Prinzipien wissenschaftlich zu rechtfertigen. Rede man heute irgendwo gegen den Monismus, so könne man mit Sicherheit darauf rechnen, daß jemand aufstehe und behaupte, man tue dem Monismus Unrecht — denn jeder meine eben einen anderen Monismus!

Als einen Zeugen für die unter den Naturforschern der Gegenwart weitverbreitete, ebenso antimonistische wie agnostische Stimmung können wir auch den Bremer Zoologen Professor Schauinsland nennen: Die Naturwissenschaft, so führt Schauinsland in seiner Gedächtnisrede auf Charles Darwin aus, ist „gar

hoffs in Bremen wirkte, sich aber seit kurzem als Privatdozent der Philosophie in Leipzig niedergelassen hat, behandelt das Problem des Monismus von einem völlig unparteiischen Standpunkte aus.

**) P. Volkmann, Die Eigenart der Natur und der Eigensinn des Monismus, 1910, S. 17 ff.; vgl. derselbe, Die materialistische Epoche des neunzehnten Jahrhunderts und die phänomenologisch-monistische Bewegung der Gegenwart, 1909.

Digitized by Google

nicht imstande, zu einer einheitlichen Weltanschauung zu verhelfen". Der Monismus jagt einem „phantastischen und unerreichbaren Ideale" nach, denn die von ihm gesuchte Einheit ist in der Natur „überhaupt nicht vorhanden"! Dem Rätsel des Daseins gegenüber bleibt der Menschheit nur die Resignation; „dröhnend schlagen die Tore, durch die wir das entschleierte Wahrheitsbild schon zu erspähen glaubten, wieder zu!"*) So finden beide Forscher ihr philosophisches Glaubensbekenntnis wieder in dem oftmals fälschlich als Goethisch zitierten, in Wahrheit von dem großen „Monisten" als Philisterweisheit verspotteten Worte: „Ins Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist!"

Trotzdem kann man nicht sagen, daß die von Volkmann an dem Monismus vulgaris der Gegenwart geübte Kritik durchaus ungerecht wäre. Der Ausdruck Monismus ist in der Tat im Munde seiner modernen Propheten zu einem vieldeutigen Schlagworte geworden, das zu gebrauchen, mancher Philosoph von Fach eine recht wohlverständliche Scheu tragen wird. Einig sind die Monisten eigentlich nur in der Ablehnung des Glaubens an Wunder und übernatürliche Offenbarungen, in der Bestreitung des Gegensatzes von Gott und Welt, Geist und Natur, Seele und Leib, Kraft und Stoff — kurz gesagt also in der Negation des Dualismus! In der positiven Durchführung des monistischen Programmes aber treten die stärksten Differenzen zutage, wie sich denn im Deutschen Monistenbunde Materialisten und Spiritualisten, Energetiker und Hylozoisten, Metaphysiker und Antimetaphysiker, Theisten, Pantheisten und Atheisten zusammengefunden haben. Arthur Drews zählt in dem von ihm herausgegebenen Sammelwerke: „Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter", nicht weniger als vierzehn verschiedene Arten des Monismus auf — wobei es sich freilich zum Teil nur um einen Scheinmonismus handelt.**)

Indessen darf die nach Abzug der pseudomonistischen Philosopheme immer noch zurückbleibende Mehrheit an sich denkbarer Formen nicht ohne weiteres dazu benutzt werden, das monistische Problem als uferlos überhaupt aus der wissenschaftlichen Diskussion auszuschließen. Der Monismus bedeutet, was Drews mit Recht hervorhebt, zunächst nur eine methodologische Forderung. Er postuliert die Einheit der Welt im Sinne der allgemeinen und unverbrüchlichen Geltung der Weltgesetze, die Möglichkeit der Einordnung des Weltgeschehens in einen lückenlosen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen. Nun drängt allerdings das monistische Erkenntnisprinzip dazu, das Seinsprinzip zu suchen, durch welches die Einheit der Erkenntnis und damit der Erfolg der wissenschaftlichen Arbeit gesichert wird. So gelangen wir zum Monismus als Weltanschauung, den Drews als die metaphysische Hypostase jenes Postulats bezeichnet.

Der methodologische Monismus hat mit Häckels oder Ostwalds Naturphilosophie, vollends mit den kultur- und kirchenpolitischen Tendenzen des Deutschen Monistenbundes an und für sich gar nichts zu tun. Und wenn wir versuchen, das dem Prinzip der Erkenntniseinheit entsprechende ontologische Einheitsprinzip näher zu bestimmen, so werden uns erkenntniskritische Erwägungen dazu führen, die im Monistenbunde zurzeit wohl noch dominierende halbmaterialistische Metaphysik auch materiell abzulehnen. Ja, wir werden Schauinsland darin recht geben, daß sich mit den Hilfsmitteln der Naturwissenschaft allein überhaupt keine Weltanschauung begründen läßt, da vielmehr die Tatsachen des geistigen Lebens für eine solche die Fundamentalbegriffe werden liefern müssen. Wir sagen das nicht etwa, weil wir das Bedürfnis haben, von Männern, an denen sich heute jeder wissenschaftliche Klopffechter ungestraft meint reiben zu dürfen, auch unsererseits möglichst weit abzurücken, sondern weil der philosophische Laie unterschiedslos alles in einen Topf zu werfen liebt, was irgendwie nach „Monismus" zu schmecken scheint! Denn so entschieden wir den dogmatischen Monismus in jeder seiner Gestalten ab-

*) Schauinsland, Darwin und seine Lehre, 1909, S. 36 ff.

**) Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter, hrsg. v. A. Drews, I, 1908, S. 1 ff.

Digitized by Google

lehnen, so bestimmt müssen wir daran festhalten, daß das monistische Prinzip unentbehrlich, ja die treibende Kraft der Forschung selbst ist. Gewiß, die sinnliche Erfahrung scheint auf den ersten Blick einen Dualismus, ja einen Pluralismus der Wirklichkeitselemente näher zu legen; aber der unserem Geiste immanente Zwang, der ihn immer wieder treibt, hinter der Vielheit der Erscheinungen eine letzte, allbefassende Einheit zu suchen, kann unmöglich als ein bloßes Vorurteil beiseite geschoben werden. Die Einheit des denkenden Ich fordert unweigerlich als ihr Korrelat die Einheit des Universums: „Der Dualismus ist nur das vorletzte, der Monismus aber das letzte Wort der Philosophie!“*)

Griselda.

Von

Anton Karl Martin.

Gerhart Hauptmann zugeeignet.

I.

Und meine Hände schenken alle Seligkeiten,
die ohne heißen Kampf das Schicksal mir erkoren . . .
Nach dem, was ohne Kampf und Sehnsucht bleibt verloren,
will ich verlangend meine jungen Arme weiten.

Ein Lachen gilt mir, was der andren Lebenskrone
mein Glück soll strahlen mir aus tiefen Abgrundweiten . . .
Willst du mir, Schicksal, deine höchste Gunst bereiten,
dann gib mir Kampf um Glück, das meiner wert, zum Lohne.

Die eine Lust hat immer meine Brust geschwellt:
was ringend meines Sieges wert, will ich besiegen
was ringend meiner wert, soll mir im Arme liegen.

Ein Glück, das kämpfend sich mir gab, sei meine Welt,
sei meine Welt in schicksalseliger Verhüllung
und meiner Sehnsucht wonnetrunkene Erfüllung.

II.

Wie wilde Stürme über Blumenwiesen streichen
und sich Natur verjüngt durch Qual in allem Werden,
träumt meine Sehnsucht sich das tiefste Glück auf Erden . . .
Denn alle Seligkeit ist auferbaut auf Leichen.

Die Liebe gleitet durch die Nacht auf Purpurschwingen
und in das Dunkel fallen ihre Flammenstrahlen,
vergessen läßt in Lust sie allen Lebens Qualen,
um alles Leid in neuen Qualen zu verjüngen.

Weil deiner Seele Tiefe dieses Rätsel fühlt,
hast du nach wildem Sträuben dich mir erst ergeben -
doch weckte meine Sehnsucht nur dein Widerstreben.

Was einst mein Innerstes in Drang und Kampf durchwühlt,
schwand hin in meiner Seele wonniger Verjüngung,
all meiner Sehnsucht bist du Liebe die Vollbringung.

III.

In ihrem vollen Glanz die Liebe zu begreifen,
ist nur dem Sieger über allen Schmerz beschieden,
den stets auf seines Lebens Bahn das Glück gemieden,
damit er könne tiefstem Glück entgegenreifen.

Doch seine Wege wird dereinst die Eine gehen,
der seiner Sehnsucht wehmutvolle Träume galten,
mit ihr wird er sein Glück in zagen Händen halten
und seiner einstigen Qualen tiefen Sinn verstehen.

*) Ldwg. Stein, Dualismus oder Monismus. Eine Untersuchung über die doppelte Wahrheit, 1909, S. 69.

Digitized by Google

Denn alle Lust und alle Qual der ganzen Welt
wird von dem Schicksal Zweien in das Herz
geschrieben,
die über alle Ewigkeit hinaus sich lieben.

Und was zwei Seelen ihre Lebensbahn erhellt,
die sich zum selig heiteren Herzensbunde fanden,
ist: daß in Liebe sie das Schicksal überwanden.

Erzähler.

Von

Julius Bab.

Weder in der Lyrik noch selbst im Drama sind wir Deutschen noch heute so ohne sichere Tradition, ohne stilistische Klärung wie im Epischen. Zu sehr war der „Roman" Tummelplatz der kunstlosen Schriftsteller geworden, die irgendwie irgendetwas zu sagen hatten, und erst ganz allmählich erobert sich der Dichter diese Form zurück -- der Dichter, der auch hier nichts will als scheinbar berichtende Worte durch rhythmische Organisation zauberkräftig machen, kräftig uns in des Dichters Weltgefühl hineinzuzaubern. Wie diese Organisation zu treffen sei, das ist die große Frage nach der epischen Form. Für jede Art der Weltaufnahme anders! scheint eine von selbst gegebene Antwort. Aber nicht jede Art des Weltsehens enthält überhaupt die Möglichkeit zur epischen Form, die Freude, Erbauung, Begeisterung am realen Geschehen voraussetzt - das ist der Gegenspruch.

So ist es fraglich, ob die romantisch-naturalistische Erzählerkunst, der bald ironische, bald melancholische Impressionismus, der eine Stimmung tatloser Hingegebenheit an das Leben erzielt, ob er eigentlich im Epos Heimatsrecht hat. Ob es nicht eine merkwürdige und zur letzten großen Wirkung nicht berufene Mischform ist, die bei uns vor allem durch die dänische Schule (Andersen Jacobsen - Bang) ausgebildet und vor allem von den Wienern gepflegt worden ist. Hier präsentiert sich uns zurzeit das merkwürdige Talent von Thadaeus Rittner, der wie im Drama, so in der Novelle der begabteste, selbständigste Schüler Artur Schnitzlers scheint. Der Band „Ich kenne Sie" (Wien. Deutsch-Oesterreichischer Verlag 1912) enthält eine Zahl Geschichten, die vielmehr skeptische Stimmungsphantasien als Erzählungen sind. In dem Titelstück wird in einem sprunghaften Märchenton die alte Geschichte von der Frau des andern, die allen geheimnisvolle Erkenntnis bietet und nur dem eigenen Gatten ewig fremd ist, ins symbolisch-mystische gehoben. In anderen Stücken hält Rittner sich nicht in so phantastisch allgemeine Linien; „Die Wand" gibt geistreich die Geschichte eines sehr zufälligen Unglücks, das von allerlei „Wissenden" als bedeutungsvoller Selbstmord gedeutet wird; „Kinder" zeigt in stark wienerischem Milieu die Passion einer geistig beschränkten aber schrankenlos gütigen Mutter. Freiere Phantasie spielt dann wieder in „Ein schwerer Entschluß", wo die Angst vor dem notwendigen Besuch eines Bekannten im Irrenhause zu einem gräßlichen Wahnsinnstraum anschwillt, oder in dem „Konzertsaal", der seine ungenutzte akustische Qualität rächt, indem er als Gesellschaftsraum sogar die Gedanken! der Unterredner hörbar macht -- ein brillantes, von Rittner nicht voll ausgenütztes Motiv! Aber überall, auch in Traum und Märchen, herrscht die psychologische Punktiermethode, der hingetupfte Dialog, der analytisch raffinierte Stimmungsstrich. Nachdenkliche und drollige, zarte und groteske Bildchen von allerlei Menschlichkeiten entstehen, fesseln, verhallen. Eine eigentliche Erzählung, eine im starken Vorwärtsgang packende Schicksalsfolge ist nicht unter diesen virtuos gesetzten Impromptus.

Im starken Gegensatz zu Rittner kommt der junge Heinrich Eduard Jakob aus Deutschlands strengster Erzählerschule von Konrad Ferdinand Meyer her. In großen klargefügten Perioden, in üppig durchgebildeten Metaphern rollt hier der Strom der Erzählung lückenlos und fest vorwärts, dem Ziele zu, das er sich mit pathetischer Energie erwählte. Dieses prunkhafte Pathos hat zwar Hofmannsthal -- der andere Lehrer Jacobs -- mit sehr zarten Psychologismen zu durchflechten gelehrt, aber niemand kann ihm ein

Digitized by Google

Grad Humor abgewinnen. Das ist der große Mangel dieses immer festlichen Stils, daß er die vielen kleinen und krummen Dinge dieser Welt verfälschen oder verschweigen muß; er hat nur den gradlinig-großzügigen Weg. Auf dem trifft man nicht alles Leben an. Und so gelingt der allzu stolz aufrechten Kraft Jacobs nicht alles. Am besten zweifellos die Titelgeschichte: „Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria" (Verlag Erich Reiß, Berlin 1912). Eine große Schauspielerin, die war, wie sie hieß: „ein trunkener Edelstein, trunken von aller gespiegelten Welt" wird in einer süditalienischen Stadt zu Grabe getragen und entfesselt noch im Tode einen ganz antiken Ausbruch bachischer Begeisterung. Das ist wundervoll gefügt und die Mischung klugen Bewußtseins und pathetischen Gefühls, die Jacobs Stil bildet, ist gerade hier, wo etwas Kulturelles ins Elementare getrieben werden soll, ein vortreffliches Werkzeug. Wenn er aber in der „Geschichte einer Geige", wie Andersen die Dinge reden lassen will, so fehlt ihm der lächelnde Humor, der solche Wunder ermöglicht - in seinem pathetischen Ton wirkt dies Dingleben pedantisch, krampfhaft und dünn. Einige kleine Stücke sind mehr pompös hingestrichene Lyrika und die große Novelle „Das Unglück des König Duarte" ist mehr eine virtuose epische Etüde über alte Motive als ein innerlich packendes Original. Trotz dieses artistischen Anhauches verrät nicht nur die Titelgeschichte, sondern noch manch anderes Stück seelische Kraft und durchweg bezeugt die Kraft und Zucht der Sprache eine interessante und erhebliche Begabung.

Ist bei Jacob der Wille zur Form, zur bedeutsamen Rundung des Stoffes oft allzu fühlbar, so schmerzt uns seine Abwesenheit etwas bei dem Sack „Histörchen", den Friedrich Freksa vor uns ausschüttet. Nicht nur das Gemenge von harmlosen Kalenderscherzen, Kaffeehausanekdoten, E. A. Poeschen Grotesken, Empirestücken, naturalistischen Tragödien und feierlichen Rennaissancefanfaren ist etwas zu stark. Auch jedes Stück in sich ist etwas zu leicht hingesetzt; „leicht" wirken soll ein „Histörchen", aber dann gerade muß es in sorgfältigster Stilreinheit vorgetragen sein. Hier hält vielleicht nur die graziöspikante Geschichte vom Liebesgastmahl der „Frau von Fleury" den Ton rein durch; sonst wechselt der Stil zu willkürlich vom altväterisch Intimen zum phantastisch Pathetischen, vom psychologisch Realen zum ausschweifend Grotesken hinüber und zurück. Es ist ein Sichgehenlassen in amüsanten Einfällen, das nur selten den Stoff zu einer mehr als stofflichen, einer wirklich bedeutsamen Wirkung bringt. Talent steckt in diesem Wirbel von Beobachtungen, Kenntnissen, Einfällen, Apercus und in dieser Fähigkeit, alle Gangarten des epischen Pegasus zu reiten, die schwere Menge. Aber es fehlt hier die Andacht, der Ernst, besser die Leidenschaft, ohne die selbst die kleinen leichten heiteren Dinge der Kunst ihre letzte Wirkung nicht hergeben. Manche dieser Stoffe sind wohl schon an sich zu leicht, ein Stammtischeinfall wie der vom „Imponierkabinett" für Künstler wirkt nicht über den Tag, das Journal, hinaus; aber eine ganze Reihe von Stoffen sind angepackt, die nur durchgearbeiteter sein müßten, um schwer zu wiegen. Jetzt unterhält vieles, aber weniges haftet.

Mehr als dieser bunte ungekürzte Reichtum gibt die einfarbige Schlichtheit des Bändchens von Harriet Straub „Rupertsweiler Leut", das im gleichen Verlage erschien. Vergl. die nachfolgend gegebene Probe. Geschichten aus einem Ton und einem Milieu - ja beinahe über ein Thema. Aber vollgesogen von Leben und mit aller Liebe, aller Hingabe an dies eine Thema geformt. Das Götzendienertum der Schwarzwaldbauern als Lebensmacht - das ist das Thema. Der naive, nominell christkatholische, Götzendienst, der da mit Bildern, Figuren, Kerzen, Rosenkränzen, Fahnen usw. getrieben wird, fast ganz aller „symbolischen" Geistigkeit bar und doch eine Lebensmacht, Angelpunkt aller sittlichen, nicht ganz im rohen Egoismus versunkenen Existenz, er stellt sich dar wie als Werkzeug aller natürlichen Bosheit, so auch als Sprungbrett jeder besseren Kraft. Und schließlich ist er doch die Ausfallspforte, durch die ein stärkerer Geist

Digitized by Google

zu wirklich religiöser Welt- und Menschenliebe hinaufgeht. In den nie pathetischen, nie diskutierenden, humorig genrehaften Skizzen steckt sehr viel Material zur Erkenntnis religiöser Formwerte. Diese ganz sachlich hingesetzten Kulturbildchen sind an ästhetischer Ambition, an stilistischem Raffinement weit hinter den vorbetrachteten Erzählungen zurück; sie haben sogar, wo sie Intrigue spinnen und Dialog setzen wollen, zuweilen etwas dilettantisch Deutliches. Und doch ist dies das stärkste der vier neuen Erzählungsbücher, weil es am meisten Leben aufgenommen, am treuesten Natur verarbeitet hat, weil es, wenn nicht an Kunst, so doch an jener großen liebevollen Neigung zur Kreatur am reichsten ist, aus der alle Kunst werden muß und werden kann.

Die Leich'.

Von

Harriet Straub.

Der Blasibauer liegt im Sterben. Im Sommer schon hatte der Arzt dringend geraten, in ein Bad zu fahren oder doch wenigstens aus dem luft- und lichtlosen Hinterstübchen auszuziehen. Aber in dem Kämmerchen hatten schon die Urgroßeltern des Bauern geschlafen und waren als alte Leute gestorben, warum sollte er so „nimodische Nücke" mitmachen und gar die Wohnstube mit dem Glasschrank voll alter Tassen und Kannen und mit dem „Schäppeli", dem Brautkranz aller Frauen des Hofes seit Urgroßmutters Zeiten, zur Schlafstube herabsetzen. Und jetzt, mit den ersten Herbstnebeln, lag er da und konnt es „schier nimme verschnufe". Wie er am Morgen gar so schwer atmete, war die Bäuerin zur Nachbarin, zur Lickertsbrigitt, gesprungen, die hatte den Blick für Kranke, die sah jedem gleich an, ob „Zit isch zum Versehe" oder ob es mit den Sterbesakramenten noch keine Eile hat. Auf deren Ausspruch hin wurde sofort zum Pfarrer geschickt, und als der bald darauf, mit dem klingelnden Küster vorneweg, das Allerheiligste zum Sterbenden trug, folgte fast aus jedem Häuschen des kleinen Schwarzwalddörfchens der eine oder der andere Bewohner zum „schterbe helfe". Auf der Treppe und im dunkeln Hausflur knieten die Leute nieder, während der Pfarrer allein zum Sterbenden hineinging, seine letzte Beichte zu hören. Mit lauter Stimme beten die draußen die Litanei zu allen Heiligen um einen guten Tod, drin hört das leise Flüstern bald auf, der Pfarrer spricht mit lauter Stimme die Absolutionsworte, und die ganze Schar drängt nun in die Kammer. Wachsbleich und verfallen liegt der Kranke in den buntgewürfelten Kissen. Die Bäuerin stellt sich ans Kopfende des breiten Ehebettes und schluchzt nur leise in sich hinein, um die heilige Handlung nicht zu stören. Ehrfürchtig richtet sie den Sterbenden auf, als der Priester die Hostie ihm reicht. Mühselig schluckt der Kranke, er wird blau im Gesicht vor Anstrengung; ängstlich schaut die Bäuerin eine Weile zu, dann fragt sie leise: „Häsch unseren Heiland scho g'schluckt oder wolsch no a weng Wasser?" Die Lickertsbrigitt hat ihr schon ein Glas gereicht, und mit einem Schluck Wasser gelingt es dem Blasibauer, die Hostie hinunterzuschlucken. Ganz erschöpft liegt er da, während der Pfarrer geschäftig Oel und Watte richtet zur heiligen Oelung. „Per istam sanctam unctionem", murmelt er und betupft mit einem im heiligen Oel getränkten Wattebäuschchen die Augen des Kranken, „indulgeat tibi dominus, quid-quid per visum deliquisti", und er wechselt das Bäuschchen und betupft die Ohren „per auditum", die Nase „per odoratum", die Zunge „per loquelam", die Hände „per tactum", die Füße „per gressum". Andächtig hören die Nachbarn dem Murmeln zu und verfolgen die eiligen Bewegungen des Priesters mit aufmerksamen Augen. Der Priester ist fertig, die getränkten Wattebäuschchen werden an der geweihten Kerze verbrannt. Noch einmal macht der Priester das Zeichen des Kreuzes über den mühsam Atmenden, dann verabschiedet er sich mit dem Versprechen, am Abend wiederzukommen. Mit ihm schlupfen zwei Bauern zur Tür hinaus, und während die drei die Treppe hinuntergehen, hören sie schon das Gebetmurmeln der Zurückbleibenden. „Der macht's nimme lang, was meinet Se, Herr Pfarrer?" frägt der

Digitized by Google

Burgerbeck. Der zuckt die Achseln, ohne zu antworten; aber der Burgerbeck erwartet auch keine Antwort, er fährt fort: „Ja, wisset, 's isch wege der Lich; er isch doch üse Füerwehrhauptmann gsi, da mün mer nen do mit der Musi bigrobe, und 's isch scho grusig lang, daß mer kai Lichemarsch meh gschpielt hän. J mei alls, i go gli zum Lehrer un mer probe hit no." „Scho, scho," fiel der andere Bauer ein, „aber der Blasibuer hät jo alliwil de Trompet blose, die Signal un alls, un wenn mer nem Kamerode 's letzschtmal übers Grab blose hän, hät's als kainer kennt als der Blasi. Wer soll denn etzt blose? Un ohni Trompet isch's do kai rechti Füerwehrmusi!" „Do mün Er halt der Lehrer froge," meinte der Pfarrer und verabschiedete sich von seinen Pfarrkindern. Die beiden Bauern gingen vom Pfarrhof quer hinüber zum Schulhaus.

Auf dem Blasihof schleicht der Tag langsam hin, die Nachbarn wechseln ab im Beten, das Rosenkranzmurmeln dringt den ganzen Tag über vom Hinterstübchen in die kleine Dorfgasse hinaus. In der Kammer ist eine dicke, heiße Luft, und dem sterbenden Bauern stehen die dicken Schweißperlen auf der Stirn. Von Zeit zu Zeit wischt die Bäuerin ihm das Gesicht ab oder gibt ihm einen Schluck Wasser oder Kirschwasser, dann versinkt sie wieder in dumpfes Brüten oder betet ein paar Gesetzel Rosenkranz mit. Der Bauer hat nicht mehr genug Atem zum Sprechen, vielleicht hat er auch nichts mehr zu sagen, nur seine Augen streifen unruhig von einem Winkel der Kammer in den anderen oder suchen die Gebetsworte auf den Lippen der Betenden. Da klingen plötzlich falsch und schrill die ersten Takte des Chopinschen Trauermarsches in die kleine Kammer. Drüben im Wirtshaus, nur durch den Garten vom Blasihof getrennt, üben die Kameraden die Musik ein fürs Begräbnis. Die Betenden verstummen und lauschen andächtig. Der Sterbende winkt und bewegt die Lippen, endlich versteht die Bäuerin: „Machet au 's Fenschter uf." Es geschieht, und in vollem Strom klingen jetzt die grellen Töne ins Zimmer. Es ging mühsam vorwärts drüben im Wirtshaus, immer mußte wieder abgebrochen und die einzelnen Takte von neuem probiert werden, aber geduldig hörten hier in der Sterbekammer die Leute zu. Nur die Bäuerin schluchzte laut auf, als die Musik anfing, und nun weint sie ohne Unterlaß fast schreiend. Die Lickertsbrigitt möchte sie trösten, aber ungeduldig wehrt die Bäuerin ab: „Nei, sag was de witt, des isch emol it rächt, mi Ma hätt's am End scho no emol überschtande, mit Gottes Hilfe, aber des isch a bösi Vorbedütung, mir bigrobt doch d'Lüt nit, wenn si no läbig sin... Jessesmaria," schreit sie auf, als jetzt polternde Schritte auf der Treppe laut wurden, „sie wänn en scho hole, un er isch jo no läbig." Der eintretende Burgerkarl steht erst eine Weile fast verlegen an der Tür, ehe er mit seinem Anliegen herausrückt: „J soll a schöne Grus sage vo der Füerwehr, un wenn's im Blasibur rächt wär, so möcht er us doch si Trompet gä, mer bruchet se für d'Lich, he jo un i tät mer scho traue z'blose druf."

Der Blasibauer macht eine Anstrengung, zu sprechen, aber ein verständliches Wort kommt nicht mehr heraus, er winkt die Bäuerin, die den Burgkarl gern barsch abgefertigt hätte, heftig zu sich heran, und in altgewohntem Gehorsam sucht sie nach dem Schlüssel zur Lade, wo die Trompete liegt, schließt auf und zeigt dem Bauern die blanke, leuchtende Trompete; der nickt und nickt noch einmal, als der Burgkarl fast gierig danach greift und mit einem „Grüß Gott mitenander!" zur Tür hinauseilt.

Drüben im Wirtshaus haben sie endlich den Trauermarsch ohne Unterbrechung in einem Stück heruntergespielt und stärken sich jetzt nach der schweren Arbeit mit einem tüchtigen Trunk. Man hört laute Rufe und Gläserklingen in der plötzlichen Stille. Der Bauer röchelt schwer, und den Nachbarn fällt ihre Pflicht ein, ihm mit ihrem Beten zu einem guten Tod zu verhelfen. „Wenn do der Pfarrer no emol komme wollt, er hätt am End no ebbes uf em G'wisse, daß er au gar so schwer schterbe will," meint die Lickertbrigitt. Ihre Nachbarin, die alte Theres, stupft sie in die Seite und zwinkert nach der Bäuerin hin: „He jo, weisch denn it — d'Großmutter, die hätt sich doch verhängt, weil er ihr' so wücht g'macht hätt, die laßt ihn etzt it in Ruah schterbe — die Lickertbrigitt

Digitized by Google

nickt nur, und eifrig und laut beten sie jetzt um einen guten Tod.

Da klangen hell und laut die Feuerwehrsignale über die Straße. Der Blasibauer griff hastig um sich: „Mi Trompet, gän mer mi Trompet," stöhnte er. „O lasset etzt die Narrespoſſe si," meinte die Lickertbrigitt und machte das Fenster zu, „denket etzt an Euere Sünd un ans ewig Himmelreich." Der Sterbende hörte sie wohl nicht mehr, er griff mit den Händen noch ein paarmal in die Luft; die Brigitt leuchtete ihm mit der rasch angezündeten Sterbekerze ins Gesicht, drückte sie dem Bauer in die rechte Hand und murmelte, halb zur Bäuerin: „J mein alls, etzt isch's us." Drüben im Wirtshaus spielten sie: „Jetzt woll'n wir lustig sein, lustig sein, tanzen und trinken." Denn das mußten sie auch noch einüben, für die Rückkehr vom Friedhof.

Randbemerkungen.

Zum österreichisch-serbischen Konflikt.

König Ferdinand von Bulgarien hat einem deutschen Reporter gegenüber gesagt, der Krieg, in dem die Balkanfürsten jetzt Tausende von Menschenleben opfern, sei eine „Naturnotwendigkeit". Das ist selbstverständlich ein Irrtum. Ein Blick auf das Schlachtfeld, auf dem sich Tausende und aber Tausende von Verwundeten und Sterbenden in ihren Schmerzen krümmen, dürfte selbst den Sieger Ferdinand davon überzeugen, daß es nichts Widernatürlicheres gibt, als dies Menschenschlachten im Großen.

Aber immerhin. Der Krieg der Balkanvölker ist wenigstens erklärlich. Und wenn der grause Schrecken, der jetzt da unten regiert, überhaupt noch etwas Versöhnliches haben kann, so ist es die Tatsache, daß hier schließlich nichts anderes als der jetzt blutenden Balkanvölker eigener Wille geschieht.

Wie aber wäre es bei uns, wenn Oesterreich-Ungarn den Serben einen mit schweren Blutopfern eroberten Zugang zur Adria wirklich mit Waffengewalt verwehrte und im Verlauf dieses kriegerischen Unternehmens an den Bundesgenossen Deutschland appelliert? Wir würden von der Handvoll Menschen, die diese Dinge bei uns regeln, einfach zum Kriegszug kommandiert werden. Gegen den Willen des Volkes! Ohne das Bedürfnis des Volkes! Weil Oesterreich-Ungarn (berechtigt oder nicht) die Serben nicht an der Adria haben will, soll also (im Prinzip) das an dieser Hafenfrage ganz uninteressierte Deutsche Reich ohne weitere Umstände bereit sein, die Blüte seiner Jugend zu opfern. Deutschlands Regierungsvertreter haben sich beeilt zu versichern, daß wir mit den Oesterreichern selbstverständlich Schulter an Schulter ständen. Diplomatenwahn in Deutschland: Zu einem Krieg gehört kein Volkswille, keine Begeisterung wie jetzt in Bulgarien. Zu einem Krieg gehört – so treten wenigstens unsere Diplomaten in Wien auf – in Reichsdeutschland nur der Wink von oben. Der ganze Wahnwitz der bei uns beliebten Auslandspolitik ohne jede Parlamentskontrolle (der Reichstag hat noch immer „Hundstagsferien" in Deutschland) wohnt hierin. Und daneben die laute Mahnung, daß wir mit diesem Stück Absolutismus endlich aufräumen müssen. Wir wollen das Leben unserer Söhne zu unserer nationalen Verteidigung, aber nicht für eines befreundeten Nachbaren Experimente bereithalten, an denen wir selbst nicht das geringste Interesse haben.

Das Deutsch der Gebildeten.

Mit steigender Betrübnis muß jeder Freund deutscher Sprachreinheit, auch wenn er nicht bei dem gestrengen seligen Sprachreiniger Wustmann in die Schule gegangen ist, die Beobachtung machen, daß stilfehlerfreies Deutsch in Zeitungen und Zeitschriften mehr und mehr einen Seltenheitswert gewinnt. Nicht bloß, daß der von mehr oder weniger gebildeten Korrespondenten beliebte Reporterstil von Stilfehlern und Sprachdummheiten nur so strotzt – nein, das Uebel dringt nun in unheimlicher und geradezu erschreckender Weise auch in die oberen Schichten modernen Schriftstellertums ein. Zu dem Kaufmannsdeutsch und zu den Satzungeheuern, die Juristen mit beinahe bewundernswürdiger Virtuosität zusammenzuknäueln verstehen, gesellen sich Stilunsauberkeiten, die man besonders häufig in Artikeln von Technikern, ja sogar von gelehrten Medizinern zu schlucken bekommt. Ich habe einmal angefangen, mir eine Sammlung solcher Sprachkuriositäten anzulegen, aber ich konnte es bald nicht mehr schaffen. Und ich mußte mir die Frage stellen, ob an der so auffallenden Versumpfung des Schriftdeutschen am Ende nicht doch der Rückgang der Gymnasialbildung in unserer Zeit, gegen die im übrigen mit Recht so vieles einzuwenden ist, mit Schuld trägt. Läßt sich doch nicht leugnen, daß die mit der lateinischen Sprachübung verbundene Schärfung des logischen Denkens zugleich auch den Sinn für logisch korrekte Ausdrucksweise im Deutschen schärft.

Digitized by Google

Hier nur einige Beispiele, die ich zufällig in letzter Zeit zusammengelesen: „Auf dem Markte angekommen, wurde von den Trägern etwas angehalten." (E. v. Liebert im „Tag".) „Es wäre sehr angebracht, wenn in dem sich so sehr bewährten Verein eine Jugendabteilung gegründet würde." (Bremer Nachrichten.) Oder aus der Feder eines Technikers: „Die von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Eisenbahnkatastrophen mit ihren für zahlreiche Passagiere leider oft zur Folge habenden fürchterlichen Verletzungen veranlassen uns . . ." Oder: „Das ist eine Wahrheit, die zu bestreiten, schon ein großer Mut gehört." Oder: „Berlin, 31. Okt. 12. In der gestrigen Stadtverordnetenversammlung in Charlottenburg erklärte der Oberbürgermeister, daß . . . das Vorkommen von Unregelmäßigkeiten . . . in einem Teile der Presse . . . unrichtig dargestellt wurde, ohne Erkundigungen einzuziehen." Das ist typisches Reporterdeutsch. Aber was soll man sagen, wenn in einer, von einem Kgl. Kultministerium (Sachsen) herausgebrachten Gesetzesvorlage von „im Schulbezirk aufhältlichen Kindern" geschrieben wird!

Der Gipfel aber von Stilwidrigkeit scheint mir erreicht zu sein in einer öffentlichen Erklärung, die jüngst der „Deutsche Verein impfgegnerischer Aerzte" erlassen hat. Da heißt es unter anderem: „In ihrem Impffanatismus, der durch den Dogmatismus der Impforthodoxie erfolgt wird!" Mag hier noch ein Druckfehlerteufel vielleicht sein böses Spiel getrieben haben, so ist dies in dem feierlichen Schlußsatz der Erklärung völlig ausgeschlossen, der folgendermaßen lautet: „Solche Fälle werden möglichst totgeschwiegen, während die Doktor Spohrschen Erkrankung nach Pharisäerart übertrieben und vollständig unberechtigt zugunsten des volksverderblichen Impfzwanges auszubeuten versucht wird"! Daß ein ganzes Kollegium akademisch Gebildeter es fertig bringt, in einer offiziellen Erklärung solches Schusterdeutsch zu schreiben, ist geradezu hanebüchen, und wir können nur wünschen, daß es um die ärztliche Wissenschaft dieser Impfgegner besser bestellt sein möge, als um das Deutsch, welches sie ihren Zeitgenossen vorzusetzen wagen. Fr. Stendel.

Berliner Musikleben.

Das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg.

Bedarf Berlin neben der Königlichen Oper noch eines andern Opernhauses? Kann sich ein zweites Opernhaus neben der Königlichen Oper finanziell behaupten?

Diese beiden Fragen sind scharf zu trennen. Die eine hat mit der andern gar nichts zu tun. Denn selbst, wenn die Bedürfnisfrage bejaht ist, so bedeutet das nicht die geringste Garantie für die finanzielle Gestaltung der Dinge. Es gibt fast kein Opernhaus in ganz Europa, das sich durch sich selber rentiert. Die Oper erfordert vielmehr überall und immer große finanzielle Opfer und die Balance wird meist durch Operette oder Schauspiel hergestellt. Diese bedauerliche Tatsache ist unwiderleglich.

Der Wunsch, daß ein oder gar zwei Opernhäuser neben das Königliche treten mögen, ist in Berlin durchaus nicht neu. Und in der Tat wurde ihm wiederholt Rechnung getragen. Aber mit welchem Erfolg? Das „Theater des Westens" ist, solange es Opernhaus war, von einer Pleite in die andere gefallen. Prasch, Hofpauer und Below steckten unsinnig viel Geld in das Haus und erst Monti, der sich zur Operette entschloß, sah es einigermaßen gefüllt. Die „Volksoper", die sich im ehemaligen Bellealliancetheater etabliert hatte, konnte sich ebenfalls nicht halten, und Direktor Alfieri verschwand mitsamt seinen großspurigen Behauptungen, daß er einen Umbau plane. Die „Kurfürstenoper" schließlich, die so verheißungsvoll angefangen hatte, verzettelte ihre Kräfte in nutzlosen Premieren. Direktor Moris mußte fast über Nacht abtreten und Direktor Palfi, der das Haus jetzt an sich gebracht hat, wird, nachdem sich die Zugkraft des „Kuhreigens" von Wilhelm Kienzl erschöpft hat (was bereits der Fall sein dürfte), mehr oder weniger offen sich zur Operette bekennen. Durch das Deutsche Opernhaus dürfte die „Kurfürstenoper" wohl völlig an die Wand gedrückt werden, solange sie den Ehrgeiz hat, auf dem Gebiet der Oper konkurrenzfähig zu bleiben. Das Schicksal dieser drei Bühnen legt also den Gedanken nahe, daß ein zweites Opernhaus in Berlin überflüssig sei.

Dieser Schluß wäre aber vollkommen falsch. Erwiesen ist nur, daß dem „Theater des Westens" wie der „Volksoper" die Mittel fehlten, sich durchzusetzen. Beim „Theater des Westens" glaubten die ganz Klugen des Rätsels Lösung darin gefunden zu haben, daß sie die Lage des Hauses für ungünstig erklärten. Was daran Wahres ist, wird sich ja bald zeigen müssen, nachdem nun das neue Opernhaus in Charlottenburg dem Zentrum von Berlin noch viel weiter entrückt ist und also dem Osten, Norden und Süden von Großberlin viel umständlicher zugänglich sein wird als es das „Theater des Westens" war.

Digitized by Google

Nein. Die Bedürfnisfrage mußte und muß trotz der üblen Opernerfahrungen, die Berlin in den letzten Jahren gemacht hat, bejaht werden. Nun kommt neuerdings ein wichtiger Umstand hinzu, aus dem ein neues Opernhaus Nutzen ziehen kann: Ende 1913 werden Wagners Werke frei, deren Aufführung in Großberlin bis dahin ausschließlich der Königlichen Oper zusteht. Ein Opernhaus, das Wagner nicht geben darf, beraubt sich von vornherein der wichtigsten Einnahmequelle. Daran ist kein Zweifel. Es ist statistisch nachgewiesen, daß Wagner im Repertoir aller Opernbühnen weit vor allen andern Komponisten rangiert. Mit diesem Freiwerden von Wagners Werken rechnet auch das Deutsche Opernhaus, das jetzt eröffnet worden ist. Es betrachtet die Zeit bis Ende 1913 als Vorbereitung und wird sich vom Jahre 1914 ab der Königlichen Oper zweifellos als Konkurrenz gegenüberstellen.

Daß diese neue Oper, wenn sie nur einigermaßen künstlerisches Niveau zu halten weiß, starken Zuspruch erhalten wird, dessen darf man sicher sein. Beträgt doch die Zahl der festen Abonnenten heute zurzeit der Eröffnung bereits 11 000. Erst neuerdings hat der sachkundige Otto Neumann-Hofer statistisch nachgewiesen, daß in Frankfurt, Leipzig, Dresden, Köln, München, Hamburg und Wien auf einen Opernplatz höchstens 500 Einwohner kommen, in Berlin dagegen 1600. Daß die Bedürfnisfrage zu bejahen ist, unterliegt also wohl keinem Zweifel.

Es fragt sich nun, mit welchen Ansprüchen und mit welchen Mitteln das Deutsche Opernhaus diejenigen Ziele zu erreichen hofft, die bislang unerreichbar blieben. Nach der äußeren Einrichtung, den maschinellen und optischen Vorrichtungen, den Dimensionen der Bühne und des Zuschauerraums zu schließen, sind die Ansprüche, die das Haus an sich selber stellt, recht hoch. Da die reiche Stadt Charlottenburg ihre Hand über dem Unternehmen hält, scheinen die Mittel unbegrenzt. Das Deutsche Opernhaus tritt also unter ganz andern, unter viel günstigeren Auspizien auf den Plan als die früheren Unternehmungen.

Die Bühne des Deutschen Opernhauses, der zwei Seitenbühnen angegliedert sind, dürfte überhaupt die größte in Europa sein. Die Querflucht von der einen Seitenbühne quer über die Mittelbühne hinweg nach der zweiten Seitenbühne beträgt 71 Meter! Durch ein planmäßig angelegtes Schiebewagensystem werden Verwandlungen in derselben Zahl von Sekunden ermöglicht wie bei andern Bühnen in Minuten. Die untere Maschinerie weist eine Versenkung von 20 Meter Länge auf, die eine Maximallast von 10 000 Kilogramm zu heben imstande ist. Die Hebe- und Senkvorrichtungen werden hydraulisch betrieben. Ganz neu in der Bühnentechnik ist die Einführung des Fortunylichtes, das nach dem Erfinder, einem spanischen Maler, benannt ist. Die Bühne des Deutschen Opernhauses ist die erste, die es erprobt. Der Quadrant einer Halbkugel stellt das Firmament dar. Die innere Fläche dieses Quadranten ist mit Asbest bekleidet. Die Eisenkonstruktion des Horizontes ist 18 Meter hoch, 18 Meter breit und 16 Meter tief. Sie wiegt 20 000 Kilogramm. In einer Höhe von 14 Metern über dem Bühnenboden hängen 16 Bogenlampen, deren Licht auf Seidenbänder in weißer, gelber, roter und blauer Farbe fällt. Von hier aus beleuchtet das diffus gewordene Licht die Szene. Weitere Lichtquellen sind vorgesehen. Die gesamte Energiemenge des Fortunysystems kommt der Stärke von 152 000 Normalkerzen gleich. Dazu kommen noch 1300 Glühlampen. Insgesamt stehen zur Beleuchtung von Bühne, Zuschauerraum und Foyer 65 Bogenlampen und 1300 Glühlampen zur Verfügung. Nimmt man hinzu, daß der Fassungsraum des Theaters auf 2300 Personen berechnet ist, so kann man sich einen Begriff machen von den kolossalen Dimensionen der ganzen Anlage.

Die architektonische Anlage des Deutschen Opernhauses bewegt sich in großen, einfachen, imposanten Linien. Detailschmuck ist absichtlich vermieden. Die Ausstattung des Innern macht einen gediegenen, freilich aber auch etwas nüchternen Eindruck. Die Zweckmäßigkeit hat die Behaglichkeit ein wenig in den Hintergrund gedrängt. So ist die breite, sehr praktisch eingerichtete Büfetthalle leider arg niedrig ausgefallen. Die Garderobenverhältnisse scheinen dem Massenansturm gewachsen, bedürfen aber einer ausgiebigeren Besetzung. Die paar Garderobefrauen wenigstens, die in der Eröffnungsvorstellung mit der Bedienung des Publikums betraut waren, reichten nicht aus und müssen an großen Tagen verdoppelt werden. Der Zuschauerraum mit seinem riesigen Parkett ist einfach, würdig und imponierend durch seine hohe Kuppel. Er ist aber leider auch frostig und fast farblos. Die Sitze dürfen als annehmbar gelten, entbehren aber jeder Behaglichkeit. Bedauerlicherweise hat man die Kosten für gepolsterte Sitze (wie sie das „Theater des Westens" in vorbildlicher Breite aufweist) gespart und sich mit einfachen Holzstühlen begnügt.

Der Herr dieses neuen Hauses ist Georg Hartmann, der frühere Essener Theaterdirektor, der als einer unserer tüchtigsten und kundigsten Bühnenfachleute seit langem gilt. Seine Verdienste als Opernregisseur sind be-

Digitized by Google

reits anerkannt worden, als er noch unter Barena in Königsberg tätig war. Die Generalintendantur der Königlichen Schauspiele zu Berlin bot ihm damals die Nachfolge Teßlaffs als Oberregisseur an. Hartmann hat als Opern- und Konzertsänger, der er früher war, auch stimmlich und musikalisch praktische Erfahrungen gesammelt. Drei Kapellmeister, von denen mindestens zwei gut akkreditiert sind, stehen ihm zur Seite: Ignatz Waghalter, Eduard Mörike und Rudolf Krasselt. Als Regisseure fungieren neben Hartmann Dr. Hans Kaufmann, der durch seine Tätigkeit am Schillertheater bestens bekannt ist, und Lagenpusch, der hier noch unbekannt ist. Unter den Solisten findet man zwar keine Stars, aber doch eine Anzahl vorteilhaft bekannter Kräfte.

Mit Beethovens „Fidelio" ist das neue Haus eröffnet worden. Mozarts „Figaros Hochzeit" und Webers „Oberon" werden folgen. Zunächst bewegt sich das Repertoir also etwas sehr im alten Stil. Dabei trägt es allerdings dem Gedanken Rechnung, daß das Deutsche Opernhaus eine Volksoper werden soll. Ein geschäftlicher Grund dürfte hinzukommen: die wertvollsten Opernnovitäten sind dem Institut vorerst nicht erreichbar.

Es wäre voreilig, nach der „Fidelio"-Aufführung bereits ein Urteil über die Leistungsfähigkeit des Deutschen Opernhauses zu fällen. Der „Fidelio" stellt keine sehr hohen Anforderungen an Solisten und Ensemble. Wenigstens längst nicht so hohe, als man sie seit Wagner gewöhnt ist. Hier kann es sich nur darum handeln, festzustellen, ob die Aufführung stilgerecht war. Sie war es. Entzückende Bühnenbilder, von denen nur das letzte allzu kolorierte erschien, zeigten in Verbindung mit der sorgfältigen, besonders im Ensemble geschickt disponierenden Regie des Direktors, daß die neue Oper einen Vergleich mit der königlichen Rivalin aushalten kann. Das Orchester entbehrt freilich noch des Vollklanges und des letzten Schliffs, wie das bei einem eben erst engagierten Orchesterensemble nicht verwunderlich ist. Der Chor machte einen vorzüglichen Eindruck. Die Solisten waren, von der schläfrigen Mizzi Fini und dem unzureichenden Vertreter des Jacquino abgesehen, durchaus gediegen. Herr Carl Braun-Großer gab einen sehr eindrucksvollen Gouverneur und dürfte stimmlich an der Spitze stehen. Weniger günstig ließ sich Herr Alexander Kirchner als Florestan an, während Elsa Bland, die Vertreterin des Fidelio, prächtige, wenn auch leider ungleiche Stimmmittel vorwies.

Eine Sorge bildet zunächst die Akustik des Hauses. Sie ist mangelhaft. Die Hörner und Bässe dominieren im Orchester mitunter unerträglich, die Gesangsstimmen schallen und die Textaussprache wird unverständlich. Es scheint (wenigsten vom Parkett aus beurteilt), als ob die große Höhenkuppel alles in sich hineinfrißt. Man wird warten müssen, wie sich die akustischen Verhältnisse weiterhin gestalten. Es ist durchaus möglich, daß sie nach einigen Wochen, wenn erst das Haus völlig durchgetrocknet sein wird, weit besser werden. Man hat derartige Erfahrungen wiederholt gemacht. So wie sie jetzt ist, kann die Akustik unmöglich bleiben. Aendert sie sich nicht von selber, so wird man daran denken müssen, die große Deckenkuppel zuzumachen, was zwar unterm architektonischen Gesichtspunkt ein Jammer wäre. Doch: kommt Zeit, kommt wohl auch Rat.

Die Preise des Deutschen Opernhauses sind volkstümlich geartet. Man zahlt hier etwa die Hälfte dessen, was man in der Königlichen Oper anzulegen gewöhnt ist. Also für einen Parkettplatz nicht acht, sondern vier Mark 50. Dabei ist der Theaterzettel und die Garderobe inbegriffen. Man wird nach alledem dem neuen Opernhause ein sehr günstiges Prognostikon stellen dürfen. Vor allem ist an der planvollen Energie seines Leiters ein Zweifel nicht erlaubt. Inwieweit er in jedem Falle das Richtige treffen wird, welche Besetzungen und szenische Ueberraschungen wir erleben werden, das kann erst im Verlauf weiterer Aufführungen festgestellt werden. Soviel ist sicher, daß wir seit vielen Jahren kein Theaterunternehmen mehr in Berlin gehabt haben, das auf so solider und hoffnungsreicher Grundlage aufgebaut ist. Im übrigen wird es auch nachgerade Zeit, daß ein großzügiges Werk dem Ruf der Reichshauptstadt zu Hilfe kommt, deren beständige Theatermiseren wahrlich nicht dazu beitragen konnten, ihre vorherrschende Stellung im deutschen Theaterleben zu befestigen. P. Z.

Kurfürsten-Oper.

Der Zufall will es, daß dem schwächsten Stück des Autors Rudolf Lothar, der Tragikomödie vom „Komödienhause", die Erinnerung an seine geschlossenste dichterische Arbeit sich unmittelbar beigesellt. Man sieht nämlich jetzt in der „Kurfürstenoper", zum Musikdrama erweitert, Lothars dramatische Arabeske um das Bajazzomotiv: sein mutiges und tiefsinniges, kühnes und nachdenkliches Spiel vom „König Harlekin", von dem Possenreißer also, der — der Doppelgänger seines gekrönten Sklavenhalters — diesen in

Digitized by Google

eifersüchtiger Regung erschlägt, sich dann in seiner durch seine Aehnlichkeit mit dem Getöteten undurchdringlichen Maske als Feldherr und Staatenlenker auch höchst königlich bewährt, bis er, des trockenen Tons wieder satt, von Neuem das Szepter mit der Pritsche vertauscht und mit Colombine, Pantalone, Scapino in die Weite zieht. Diese originelle Umwendung eines schon oft gedachten Gedankens, nervig und ergiebig auch unter dem Oberkleide der Musik, verdankt ihre musikalische Ausstattung Herrn Georg Clutsam, den man in England, seiner Heimat, nicht nur als Förderer der musikalischen Moderne überhaupt, als Förderer Richard Straußens im Besondern, sondern auch als tonschöpferische Kraft sehr ernst nimmt. Auf die Gefahr, den Riß zwischen England und Deutschland zu verbreitern: wir werden uns diesem kritischen Schiedsspruch der geehrten englischen Vorredner nicht anschließen können! Gewiß ist aus Clutsams Partitur zu ersehen, daß er das dramatische Fluidum des Harlekin-Stoffes gefühlt hat, und daß ihm die von Lothar temperamentvoll gestaltete Symbol-Idee kräftig einheizte. Aber bis zu einer übersichtlichen, gestaltvollen, plastischen Nachbildung des Dramas hat es das musikalische Talent des Komponisten nicht gebracht. Seine Tonmalerei ist wirr, chaotisch, undisziplinierter geblieben: die dramatisch nachdrückliche Energie seines Ausdrucks leidet unter der Reizlosigkeit und Nüchternheit ihrer Eingebungen, die in ihren deklamatorischen, wie in ihren die Stimmungen malenden Abschnitten karg und spröde sind. Clutsam hat sein Musikdrama nach den Vorbildern aufbauen wollen, die ihm die Literatur innerhalb der Kapitel Richard Wagner, Ruggiero Leoncavallo, Richard Strauß zur Verfügung stellt. Aber er hat nur die Clichés, nicht die Farben abgesehen: und etwa mit der ergiebigen und beredten Partitur, die der Straußjünger Waltershausen mit dem Inhalt von Balzacs Roman „Oberst Chabert" gefüllt hat, darf man diesen Versuch nicht vergleichen. Um die Bewältigung der Hindernisse, mit denen das schwierige Werk dem Orchester und der Bühne zu raten aufgibt, hatten sich Fritz Cortolezis als Dirigent, Victor Palfi als Vorstand einer sehr opulenten und sehr gescheiten Regie bemüht. Es gab da Renaissance-Nokturnos, die alle Achtung verdienen. Auch die blinde Königin des Frl. Weber, die gesangsdeklamatorisch wie stimmlich sehr pompöse Colombine des Frl. Ida Salden und zwischen ihnen der Baritonist Conrad von Zawilowski traten verdienstlich in den Vordergrund. Und nur die Doppelgänger Prinz und Harlekin, Herr Moscow und Herr Merkel, glichen einander nicht nur, wie es ihre Pflicht war, in Wuchs und Antlitz, sondern über ihre Pflicht hinaus auch in bösen, gefanglichen Allmanieren.

W. T.

Neue Bücher.

Leo N. Tolstoj. Nachlaß. Uebertragen von Ludwig und Dora Berndl nach den von Alexandra Tolstoj und W. Tschertkow revidierten Texten der „Posthumen dichterischen Studie Leo Nikolajewitsch Tolstojs" (Moskau 1912). Buchschmuck von J. P. Lissarz. 1. bis 3. Tausend. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1912.

Am 20. November 1910 beendete Tolstoj auf der kleinen russischen Bahnstation in Ostapowo seine für das Geistesleben der Gegenwart so bedeutungsvolle irdische Laufbahn. Die vortreffliche Gesamtausgabe des Verlages von Eugen Diederichs vermittelte uns Deutschen längst die Bekanntschaft mit allen dichterischen, theologischen und sozialethischen Werken und erfuhr eine außerordentlich dankenswerte erläuternde Ergänzung durch das ausgezeichnete Werk von Eugen Heinrich Schmitt, des rühmlichen Verfassers der „Gnosis", über „Leo Tolstoj und seine Bedeutung für unsere Kultur" (beide ebenda). Nun erscheint in zwei ungemein preiswerten Zwei-Mark-Bänden das hauptsächlichste des dichterischen Nachlasses, unter dem wir nur leider das (übrigens bei Reclam erhältliche) Drama „Der lebende Leichnam" vermissen. Seltsam ist in diesen beiden Büchern Tolstoj der Dichter, der religiöse Eiferer, wie der wegweiserische Ankläger der schadhaften Auswüchse unseres kulturellen Lebens vereint. In der kaukasischen Erzählung von „Hadschi Murad" begegnen wir wieder dem Dichter der „Kosaken" und „Sewastopols", während selbst in die letzten Jahre zurückreichende Geschichten wie „Aljoscha, der Topf" oder die „Erzählung für Kinder" durch ihren rein künstlerischen Gehalt hervorragen. Dieser ist auch in der Novelle „Der Teufel" um so auffallender, als sie mit der „Kreuzersonate" derselben Entstehungszeit (1889) entstammt; aber bei verwandtem Stoffe (einer Darstellung der verheerenden Gewalt der Sinnlichkeit) sich völlig von jedem verbittert anklägerischen Fanatismus freihält. In „Vater Sergius" und im Drama „Und das Licht scheinet in der Finsternis" beschäftigte sich Tolstoj mit Themen, denen das tiefe Grübeln seines Alters gegolten hatte. Der Vater Sergius vertauschte einst die glänzende Gardeuniform mit der Mönchskutte, errang mit den Jahren den Ruf eines wundertätigen Heiligen, ermangelte jedoch des ungeachtet schließlich der inneren Befriedigung seines

Digitized by Google

Lebenswandels und wandert daher eines Tages unerkannt als neuerlicher Gottsucher in die Welt hinaus, um zuletzt namenlos sein Dasein in Sibirien zu beschließen. Das letztgenannte Drama aber behandelt den Zwiespalt, der Tolstojs Lebensabend selbst erfüllte und der durch den qualvollen Gegensatz entstand zwischen seiner Lehre und seiner tatsächlichen Lebensführung, um erst wie in Wirklichkeit ein Ende zu finden durch den Tod in der Fremde, in die er am Ende seiner Tage zu ziehen sich gedrängt gefühlt hatte. So fügt sich in Tolstojs Nachlaß Anfang und Ende seines wunderbaren und ungewöhnlichen Lebens harmonisch ineinander ein. An uns ist es nun, die triebfähigen Keime der reichen Lebensernte dieses unvergleichlichen Apostels frei von verbohrten Einseitigkeiten dem fruchtbaren Erdreich einer aufnahmsfähigen Nachwelt zu überliefern.

Viktor Wall (Wien).

Wagen, Schlitten, Schiffe, Geschütze und fast alle Gebrauchsgegenstände waren noch im 16. Jahrhundert mit Ornamenten so stark besetzt, daß oft der freie Gebrauch des betreffenden Stückes dadurch behindert wurde. Mit den schwindenden Jahrhunderten sind nach und nach die Ornamente weniger geworden, und heute sind kaum hindernde Zierate an den Sachen zu finden, die der Mensch gebraucht. Diese geschichtliche Entwicklung ist sehr lehrreich, und zwar deshalb, weil sie uns eine treffliche Antwort auf die Frage gibt, ob man seine Wohnung im Sinne neuer Richtung oder alter Richtung ausstatten solle. Es gehört zum Wesen der neuen Richtung, alle Dinge, die zur täglichen Benutzung dienen, so angenehm wie möglich für den Gebrauch zu machen. Die neue Richtung hat das bei den Möbeln in einer Weise heute schon erreicht, daß man keinen störenden Zierat mehr in den Kauf zu nehmen braucht und dennoch eine schöne Wohnung haben kann. Es geht mit den Möbeln wie es mit den heutigen Wagen, Schiffen und Geschützen geht, in ihrer Schönheit stehen sie keineswegs hinter den mit Zieraten überdeckten gleichen Gegenständen des 16. Jahrhunderts zurück.

Wie vortrefflich Wohnungen, die mit derartigen Möbeln ausgestattet sind, wirken können, das wird in der Ausstellung für zeitgemäßes Wohnen der Firma W. Dittmar, Möbelfabrik, in Berlin, in der Tauentzienstraße 10, bewiesen. Der Besucher dieser Ausstellung wird erkennen, daß man mit maßvoll ornamentierten Möbeln ganz anders einzurichten vermag als mit den früheren überladenen. Die Möbelstellung, die Farbengebung, die Aufhängung der Bilder konnten anders werden, so daß viele urteilsfähige Besucher solcher Räume erklärten, sie wären sich darin wie in einer anderen Welt vorgekommen. Die Ausstellung in der Tauentzienstraße 10 (Hermann Münchhausen hat seit drei Jahren dort die künstlerische Leitung) ist zur Besichtigung frei von 9 bis 7 Uhr, ebenso ist das Hauptgeschäft der Möbelfabrik W. Dittmar, Berlin, Molkenmarkt 6, zur Besichtigung frei, und zwar dort von morgens 8 bis abends 8 Uhr. Auch hier ist die Auswahl der in Rede stehenden Möbel eine ganz außerordentliche. Aber auch Freunde reichverzierter Stücke finden hier ihre Rechnung. Die Schrift: „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten“ ist auf Wunsch den Lesern kostenfrei zur Verfügung.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 47 Berlin, den 23. November 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Von der neuesten Kirchenbildung.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Das Gros der Menschen ist kirchenfremd. Mit jedem Jahrzehnt kirchenfremder. Aus Verflachung des Innenlebens heraus? Die Anhänger des Kirchenwesens behaupten es. Sie sprechen von einer guten alten Zeit, da die Kirche das Glaubensleben der Menschen in „Zucht" hielt. Da der Mensch in seinen religiösen Bedürfnissen noch nicht „auffässig" war. Diese jammert der irregeleiteten Zeitgenossen, denn sie sehen in der modernen Abkehr vom Kirchlichen nur einen Niedergang. Wir sehen in dieser Erscheinung einen hocherfreulichen Aufstieg. Nicht durch die religiöse Verflachung, sondern durch die religiöse Vertiefung der Menschen verliert die Kirche ihre Macht. Alles Kirchenwesen ist Bevormundung. Und da (wenigstens für weitere Schichten) religiöse Mündigkeit erst auf dem Boden wirklich gelebter Freiheitskultur wächst, ist die Sehnsucht nach religiöser Selbständigkeit erst heute im Begriff, ganze Volkskreise zu erfassen.

*

Die Sehnsucht nach religiöser Selbständigkeit. Und die Abneigung gegen jeden Gewissenszwang, wie er auch aussehen mag. Monismus ist (seiner Bildung nach) nicht gerade ein geschicktes Wort. Klingt zu sehr nach Bücherweisheit. Zu professorenhaft, um ein glücklicher Ausdruck für das tief religiöse Weltbild derer zu sein, die sich in der Ueberzeugung von der Alleinheit alles Seins und Werdens zusammenfinden. Aber Name ist Schall und Rauch. Als einst von Jena aus der Ruf nach einem organisatorischen Zusammenschluß der Monisten erscholl, meldeten sich nicht wenige. Die Aussicht, einer äußern Gemeinschaft anzugehören, die uns die Freiheit von allem Dogmenkram versprach, schien zu verlockend. Die Staatskirche ist eine politische, keine religiöse Einrichtung. Sie ist die Stätte, da das Persönlichste zum Unpersönlichsten gemacht wird. Der Monistenbund aber propagierte prinzipielle Freiheit von allem Dogmenzwang. Die Feinde anmaßenden Kirchenwesens strömten herzu. Die Skeptiker warnten. Aber da von den Einberufern alles Kirchengemäße perhorresziert ward, glaubte man sich hier ohne Gefahr für seine persönliche Glaubensfreiheit anschließen zu können.

*

Diese Annahme war, wie sich jetzt erweist, ein Irrtum. Der Monistenbund oder wenigstens gewisse einflußreiche Führer desselben entpuppen sich immer deutlicher als Sektierer ältester Observanz. Es ist alles da. Alles, was zu einer richtiggehenden Kirchenbildung gehört. Das alle Mitglieder bindende Glaubensbekenntnis, das sich bereits bis zu dem heißen Wunsch nach einem „monistischen Katechismus" verdichtete. Der kirchliche Sprachschatz, der eine „Monistenmutter" bereits in holden Gegensatz zu einer Christenmutter stellte. Die „monistischen Sonntagspredigten", die das Bedürfnis nach monistischen Traktätchen befriedigen. Das „monistische Kloster . ." Jetzt ist der Hang zum Dogmatischen innerhalb des Monistenbundes schon so weit gediehen, daß Ihre Hochwürden die Monistenbischöfe von Hamburg die Lorbeeren des evangelischen Oberkirchenrats nicht schlafen lassen.

*

Im Namen des monistischen Glaubens! Das neue Kirchlein ist fertig. Schon raucht das erste monistische Ketzergericht zum Himmel.

Digitized by Google

„Wer öffentlich agitatorisch eine wissenschaftliche Anschauung bekämpft, die von den Mitgliedern des geschäftlichen Ausschusses als Wissenschaft anerkannt ist, und sich dadurch also in Widerspruch setzt mit der ernsten wissenschaftlichen Ansicht der übrigen, darf nicht in den geschäftsführenden Ausschuß gewählt werden . .“ Dem Vorstand der Ortsgruppe Hamburg des deutschen Monistenbundes gebührt das Verdienst, mit der Annahme dieses Antrags die erste Disziplinierung in der jungen Monistenkirche begründet zu haben. Als die ersten monistischen Kirchenrichter fungierten hierbei Professor Dr. Anna und Dr. med. von der Pörker. Der erste Monistenketzer aber geht unter dem Namen Dr. Schlüter in die Geschichte ein. Er ist von den monistischen Hochwürden deshalb des Irrglaubens für schuldig befunden worden, weil er als eifriger Impfgegner gegen Seine Heiligkeit den Papstprofessor Geheimrat Ostwald verstoßen habe, der (in einem monistischen Hirtenbrief) „ausschließlich die Wissenschaft über alle Fragen des menschlichen Denkens und Lebens als einzig entscheidenden Faktor hingestellt habe . .“

*

Es braucht nicht erst gesagt zu werden. Wenn ein Haeckel oder ein Kalthoff eine derartig rapide Verkatholisierung des einst von ihnen begründeten Monistenbundes hätten voraussehen können, sie hätten die Finger davon gelassen. Lieber als einzelner allen Chikanen preisgegeben, die der Staat für die Menschen von religiöser Freiheitskultur bereit hält, denn als Monist, das heißt als Anhänger eines religiösen Innenlebens, das nicht mit unserer Erkenntnis in Widerspruch steht, nur ein Kirchenjoch mit dem andern vertauschen. Dies erste monistische Ketzergericht ist eine Blamage, die zum Himmel schreit. Selbstverständlich: Der Gedanke, daß es irgendwie einen Zusammenschluß von gleichgestimmten Menschen geben muß, bei dem keine Priesterschaft das Persönliche unterdrückt, bleibt bestehen. Aber wenn der Monistenbund sich nicht selbst um jede Existenzberechtigung bringen will, wird er gut tun, sich wenigstens von den Geistern frei zu halten, die aus dieser gesunden und zukunftsreichen Bewegung nur eine Sekte nach katholischem Ritus machen.

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Der wichtigste aller Himmelskörper ist für uns Menschen die Sonne, die unzertrennlich zum Leben auf der Erde gehört, und die mit ihrem Licht, ihrer Wärme und ihrer Anziehung alle Bewegungen organischer wie anorganischer Substanzen beherrscht. Nach neueren Untersuchungen hat die Strahlungsenergie dieses Zentralkörpers unseres Planetensystems, auf dem gegenwärtig auch die fleckenbildende Tätigkeit wieder im Zunehmen begriffen ist, einen direkten Einfluß sogar auf die Klimagestaltung der Erdorte. Man kann jetzt die Energie der Sonnenstrahlung ziemlich genau messen und hat gefunden, daß eine ganz geringe Abnahme derselben sich auch in einer kleinen Verringerung der durchschnittlichen Monatstemperaturen von bestimmten Erdorten widerspiegelt. Erweitert man diese Tatsache etwas und stellt sich vor, daß in einer Periode von vielen tausend Jahren (alle Erscheinungen auf der Sonne treten periodisch wechselnd auf, wie z. B. die Sonnenflecken alle elf Jahre ein Maximum erreichen) die Strahlungsenergie unseres Tagesgestirns erheblich abnimmt, so kommt man zu einer ziemlich wahrscheinlichen astronomischen Erklärung der Eiszeiten auf unserem Planeten.

Im Monat November trat ein astronomisches Ereignis ein, auf das an dieser Stelle besonders hingewiesen sei, da es schon mit unbewaffnetem Auge leicht wahrzunehmen ist und einen schönen Naturgenuß bereitet. In den Nächten vom 12. bis 15. November zeigten sich zahlreiche Sternschnuppen, die aus einer bestimmten Himmelsgegend kommen und das Firmament nach allen Richtungen hin als leuchtende Meteore durcheilen. Wer jemals

Digitized by Google

einen glänzenden Sternschnuppenfall in einer Novembernacht erblickte, wird den tiefen Eindruck nie vergessen, den ein derartiges himmlisches Schauspiel hervorruft. Nicht die Pracht dieses Anblicks wirkt so ergreifend, denn unsere künstlichen pyrotechnischen Schauspiele können weit prachtvollere Erscheinungen hervorrufen. Aber das raketenartige Feuerwerk der Sternschnuppen am Himmel wirkt deshalb unendlich packender, weil es in seinem unruhigen Schauspiel mit den plötzlich aufblitzenden, schnell dahinschießenden und ebenso rasch wieder verlöschenden Meteoren so eigenartig mit dem sonst so ruhigen und majestätischen Charakter des ewig gleichmäßigen Sternenhimmels kontrastiert. Als Auflösungsprodukte von Kometen, und zumeist auch in den Bahnen dieser Haarsterne einhergehend, finden sich unzählig viele Meteore im Himmelsraum vor, die sich mit großer Geschwindigkeit bewegen. Sobald nun die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne solchen kleinsten Weltkörperchen begegnet, dringen sie in die Atmosphäre unseres Planeten ein und entzünden sich daselbst durch Reibung an den Luftteilchen. Kleinere Meteore verbrennen vollständig, größere zerplatzen bei der Erhitzung und fallen als „Aerolite" auf die Erdoberfläche, wo sie als Meteorsteine in verschiedenen Größen, besonders in den weiten Ebenen Mexikos, Brasiliens und Sibiriens nicht selten gefunden werden. In der Zeit zwischen dem 12. und 15. November geht nun die Erde durch einen besonders dichten Schwarm von Meteorkörperchen hindurch, der in der Bahn eines bestimmten Kometen aus dem Jahre 1866 sich bewegt. Alsdann treten besonders viele und helle Sternschnuppen auf, deren Beobachtung in diesem Jahre auch deshalb eindrucksvoller sein wird, weil in jenen Nächten diesmal kein helles Mondlicht die Wahrnehmung der leuchtenden Meteore stören kann. Die Novembermeteore kommen übrigens sämtlich aus der Gegend des Sternbildes vom „Löwen", der zwischen dem 12. und 15. November kurz vor Mitternacht gerade im Osten aufgeht. Die Zahl der sichtbaren Sternschnuppen wächst außerdem in den Nachtstunden und erreicht gegen Morgen ihr Maximum.

Von unserer Erde soll diesmal über die aktuelle und interessante Frage des Naturschutzes berichtet werden, die neuerdings durch den Baseler Zoologen Sarassin zur Diskussion gestellt ist und an dessen Darlegungen hier angeknüpft werden soll. Ein schwerer und nur in seltenen Fällen wieder gutzumachender Schaden wird der belebten Natur unseres Planeten durch die immer mehr fortschreitende Vernichtung der Tierwelt zugefügt, die das lebendige Gewand unserer Erde darstellt. Mit Recht wird einmal die Nachwelt schwere Vorwürfe darüber erheben, daß der Mensch, die höchste Spezies unter den Lebewesen, die belebte Natur auf der Erde so schonungslos verarmen läßt, indem er aus besonderen und eigennützigen Handelsinteressen schöne und seltene Tierarten zum Dahinschwinden bringt und animalische Lebensblüten im Interesse des Handels und der Mode (Felle, Federn usw.) vernichtet, die wissenschaftlich unschätzbar und auch sonst von allgemeinem Interesse sind. Vergebens erschallten die Kassandrarufe der Naturforscher gegen diese kurzsichtige Vernichtung ganzer Tierspezien, denn schon 1867 warnte man, daß eine einzige Spezies, der Mensch, alle Tiere auf der ganzen Erde zurückdränge und daß Szenen ungestörten Tierlebens nur noch der kühnste Reisende inmitten einsamster Naturgegenden zu schauen vermöge. Damals war z. B. der amerikanische Bison oder der Wildstier noch in etwa zwei Millionen Exemplaren vertreten. Zwanzig Jahre später gab es nur 635 wilde Bisons in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Welch ein gewaltiger und kurzsichtiger Raubzug gegen die belebte Natur! Durch dieses bedrohliche Verschwinden der Bisontiere kam in den nordamerikanischen Staaten zum ersten Male die Idee der Reservationen auf; die Yellowstonepark-Reservation wurde begründet, da man die Notwendigkeit des rationellen Naturschutzes einsah und im eigenen Lande den Rückgang der Fauna und Flora noch rechtzeitig aufhalten wollte. Auch in anderen Ländern machte die Naturschutzbewegung im nationalen Sinne Fortschritte, in Preußen unter Führung von Prof. Conwentz, in Baden, Bayern, Sachsen,

Digitized by Google

Thüringen und Württemberg, in Böhmen, Steiermark, Schweden und Kanada. Ueberall wurden besondere Reservationen eingerichtet, und ganz besonders großzügig ging die Schweiz vor, wo eine große Reservation im alpinen Hochgebirge entstand. Die nordamerikanischen Reservationen, die nur partiell, d. h. für den Schutz bestimmter Tier- und Pflanzenarten eingerichtet sind, können nicht für besonders erfolgreich gelten. So verschwinden z. B. die Bisons oder Wildstiere allmählich auch im Yellowstonepark, da gegenwärtig ihre Zahl bereits bis auf 59 heruntergegangen ist. Ganz anders in der Schweiz, deren Reservationen im Unterengadin liegen und den Zweck verfolgen, die gesamte belebte Natur aus alter Zeit wiederherzustellen, um der Zukunft als Geschenk eine alpine Urnatur zu liefern. Solche Naturfreistätten für Tier und Pflanze sollten allmählich wie ein zusammenhängendes Netz über die ganze Erde ausgebreitet werden und so einen internationalen Naturschutz als Netz von Reservationen, von Pol zu Pol ausgedehnt, bilden. Bei der Wichtigkeit dieser Naturschutzeinrichtungen lohnt es sich, einmal den Vorhang vor einem der traurigsten Schauspiele hinwegzuziehen, das sich bei der allmählichen Vernichtung der Tierwelt durch den Menschen auf der Erde abspielt. Der Habsucht des weißen Menschen fällt das Schönste in der Natur zum Raube, um Elfenbein, Felle, Federn usw. im Interesse des Handels und der Mode zu gewinnen, ohne die Tierwelt dabei im mindesten zu schonen. Die Elefanten, ferner die Vögel Afrikas, alle Pelztiere, die Walfische und Robben fallen rücksichtslos der Vernichtung anheim, wenn nicht möglichst bald internationale Schutzmaßregeln getroffen werden. Als größte Wunde des Naturschutzes läßt sich der Todeskampf der gesamten Wal- und Robbenwelt bezeichnen, der gerade in den letzten Jahren zur beinahe raubgierigen Gewinnung von Tran und Oel sich abspielt. Unter Benutzung von schwimmenden Transiedereien, die auf besonderen Dampfern untergebracht sind, werden von großen norwegischen Gesellschaften in den Regionen beider Erdpole systematische Vernichtungen der Wale und Robben durchgeführt, um möglichst viel Oel zu gewinnen, ohne Rücksicht auf die unmittelbar bevorstehende gänzliche Ausrottung der betreffenden Tierwelt des Meeres. So sind allein im Jahre 1910 500 000 Robben und 10 000 Walfische getötet worden. Soll man zu diesem Vernichtungskampfe der Riesenwale und Robben schweigen oder sich dagegen auf dem Wege internationaler Gesetzgebung und durch Schaffung besonderer Reservationen in arktischen Gegenden wenden? Nach Vorschlägen von Sarassin hat bereits die internationale Spitzbergenkommission in diesem Jahre beschlossen, auf jener noch immer herrenlosen Insel des Nordens eine Reservation für alle Polartiere zu schaffen, und dasselbe wird auch für die Antarktis, etwa auf den Kergueleninseln, angestrebt. Hoffentlich kann auf diese Weise noch zur rechten Zeit einer Zerstörung halt geboten werden, die der polaren Tierwelt, auch den Eisbären, Blaufüchsen und Eidergänsen, droht. Dann ließe sich das traurige Bild noch etwas verbessern, das der Mensch des 20. Jahrhunderts bietet, indem er die Tierwelt auf dem Lande und in den Meeren vernichtet und ausrottet.

Die „Veredelung" des Kientopps.

Von

Julius Bab.

Die deutschen Dramatiker trompeten großen Sieg. Sie haben das grimmige Scheusal, den schundigen und ihren Tantiemen so abträglichen Kinematographenfilm über den Haufen geritten, sie haben, wie der heilige Georg dem Drachen dieser Unkultur die Lanze ihrer Kunst ins Herz gebohrt. Wenn der Drache noch einmal speit, so wird es nicht mehr Gift und Schund sein, sondern edele Kunst und nützliche Tantiemen für den dramatischen Autor, der hinfüro höchst selbst den Film schreiben wird. Hurrah!

Wirklich, der Verband deutscher Bühnenschriftsteller und seine rührige Vertriebsstelle haben einen Kartellvertrag mit einer großen Lichtspielvertriebsgesellschaft geschlossen, nach

Digitized by Google

dem die deutschen Dramatiker die Lieferanten der Filmidee werden, sofort 1000 M. à conto für jede Lieferung erhalten, 10 Prozent der Bruttoeinnahmen und das Recht „den Bearbeitungsplan kennen zu lernen und zu billigen." – Was will man mehr? Nun, man möchte allenfalls wissen, wie so schnell diese glückliche Wendung zustande gekommen ist? Es ist noch nicht lange her, da wandte sich die gleiche Korporation mit entrüsteten Kundgebungen gegen die kulturelle Gefahr und die überaus lästige Konkurrenz, die die Kientöpfe bedeuteten, erklärte jeden in die große Acht, der für dieses Schandinstitut arbeiten würde und suchte die Regierung gegen den Filmunfug mobil zu machen. Von wannen kommt dieser plötzliche Umschwung der Dinge?

Nun, werden die Dramatiker antworten, er kommt selbstverständlich von der veränderten moralischen Situation. Wenn wir die Filmtexte liefern – pardon, nicht die Texte, denn den Bearbeitungsplan, den dürfen wir ja nur „kennen lernen und billigen" – aber immerhin die Ideen, dann wird der Kinematograph eben ein künstlerisches Institut sein und nebenbei keine Konkurrenz mehr für uns, sondern eine fette Einnahmequelle. Fürs Theater allerdings wird ja die Konkurrenz bestehen bleiben, aber der Deutsche Bühnenverein hat sich ja auch gar nicht kartelliert, jeder sehe wo er bleibe!
So antworten die deutschen Dramatiker, ihnen aber antworte ich im Namen der Tatsachen:

An all diesen Ausführungen ist nichts richtig, als daß sie ein gutes Geschäft gemacht haben und machen werden: dagegen ist es eine große Selbsttäuschung, daß Films in irgend einem wesentlichen Sinne dadurch besser werden, wenn sie euere Stoffe behandeln – denn so viel vom Wesen der Kunst sollte selbst der genossenschaftliche Dramatiker wissen, daß nicht der Stoff, sondern die Form ein Kunstwerk macht. Dafür wird die rohe Filmsensation jetzt durch allerlei gute Namen gedeckt und geschützt werden. Euern natürlichen Verbündeten, den Bühnenleitern, seid ihr in gefährlicher Weise in den Rücken gefallen, den Kinematographenpächtern, den geborenen Feinden jeder eigentlich dramatischen Kunst, habt ihr in dem Augenblick, wo es endlich anfing, ihnen schlechter zu gehen (glaubt ihr, sie wären sonst zu euch gekommen?), einen wesentlichen Dienst erwiesen. Ihre Börse hat den Vorteil und die eure allerdings auch. Ihr habt eure Erstgeburt für ein Linsengericht verkauft. Ich trompete eine große Blamage der deutschen Dramatiker.

Der deutsche Dramatiker ist beleidigt und wehrt sich: Wie! Anstatt der Kolportagegreuel der jetzigen Filmdramatik, statt dieser „Rache des Räubers", „Abgründe der Großstadt", „letzten Liebesnacht", „schwarzen Hand" usw. usw. werden unsere sehr geistreichen, sehr tiefsinnigen Ideen das Motiv hergeben. Und das soll keinen Unterschied ausmachen! Mit Verlaub, erstens werden diese Kolportagefilms durchaus nicht verschwinden, ihr habt ja nur mit einer Aufnahmefirma und nicht mit den Bühnenbesitzern abgeschlossen. Eure Kontrahentin ist nicht einmal, soweit sie selbst Bühneninhaberin ist, verpflichtet, die verrohendsten Anreißereien zu unterlassen, und die zahlreichen anderen Bühneninhaber werden ganz selbstverständlich den bisherigen Schund weiter bringen und nur dadurch noch siegreicher sein, daß sie für das gebildetere Publikum eines eurer besser klingenden Filmdramen mitaufführen. Und zweitens: sie *klingen* eben nur besser. Glaubt ihr denn, was an euern Ideen etwa geistreich und tiefsinnig ist, ließe sich jemals kinematographisch darstellen? *Der bloße Vorgang an sich ist niemals tiefsinnig oder geistreich.* Er wird das erst durch die besonderen Verknüpfungen, Abschattierungen, Beleuchtungen, die ihm der Dichter durch das Wort gibt. Und der gegen eine gewisse Art von Buchdramen so berechtigte Einwand, daß jedes Drama, der Natur des Dialoges nach, einen pantomimischen Kern haben müsse, darf doch niemals die wichtigere Wahrheit vergessen lassen, daß dieser pantomimische Kern ein Kunstwerk, eine Dichtung, ein Symbolhaftes nur dadurch wird, daß das *Wort* des Dichters ihn unendlich nuancierend ausgestaltet. Der Kinematograph kann aber seiner Natur nach nichts anderes bringen als die rohesten Vorgänge, und er bringt selbst etwas kompliziertere Handlungen nur durch elende Anleihen beim Wort (die be-

Digitized by Google

rühmten „Briefe“ oder schlichten Plakatmitteilungen) zustande. Der Hamlet auf dem Film und dergleichen mit Faust, Dante und Ilias haben wir ja schon schaudernd erlebt wird eine ganz rohe Folge von geschüttelten Fäusten, spukenden Gespenstern, gezückten Dolchen, selbstmörderischen Wassersprüngen und gekreuzten Klingen sein, an geistigem Wert sehr wenig überlegen dem Film, der sich über das Thema „Der schreckliche Verwandtenmord in der Ackerstraße“ erheben würde. Das Institut des Filmdramas ist an sich hoffnungslos: Es maßt sich die Darstellung psychischer Zusammenhänge an, die nur dem Wort gelingt. Und es muß deshalb alles Psychische auf ein Minimum reduzieren, muß roh und verrohend sein. Daran hat sich nichts geändert, als man Dantes „Göttliche Komödie“ zum Motiv nahm, daran wird sich nichts ändern, wenn die deutschen dramatischen Verbandsgenossen die Motive liefern.

So soll denn das Kinematographentheater ganz und auf immer verworfen und von allem Künstlerischen verbannt sein? Keineswegs! Ich sehe ganz davon ab, daß der Kinematograph als anregendstes Belehrungsmittel einen ungeheueren populärwissenschaftlichen Wert hat, und daß er als Illustrator der Zeitereignisse mindestens diskutabel ist. Er wird auch zur Kunst sein Verhältnis gewinnen können, wenn er nur erst die falsche und verrohende dramatische Ambition aufgegeben hat. Wenn er sich klar darüber ist, daß er in der Darstellung von Psychologismen mit der wirklichen Bühne nie konkurrieren kann nach der Natur seines Apparates, daß er nach der Natur seines Apparates aber auch der natürlichen Bühne in einem Punkte wesentlich überlegen ist. Das Wesen des Kinematographs besteht ja darin, daß sich aus dem Abrollen natürlich gemachter Aufnahmen in beliebiger Folge und beliebigem Tempo jeder Schein von Bewegung erzielen läßt. Im Reich des Scheins werde ich dadurch zum unbedingten Herrn über Raum und Zeit. Und dadurch kann ich vortrefflich leisten, was die richtige Bühne immer nur sehr unvollkommen leisten kann, ich kann das Märchen, das Wunder sichtbar machen. Das Märchen ist nicht psychologisch ursächliche Verknüpfung von Menschen, sondern gesetzlos freies Durcheinanderwirbeln der Dinge und der Menschen, die wie Dinge sind. Der einzig künstlerische Teil im heutigen Kino-Repertoire, das heißt, reine aus der Natur des Mittels gewonnene Wirkung, sind denn bis jetzt meines Erachtens jene Grotesken, in denen die Möbel sich von selbst beim Umzug auf ihre Plätze stellen, die dicke alte Waschfrau plötzlich an Geschwindigkeit die Schnellzugslokomotive überholt und in der rätselhaften Stadt das Wasser den Berg hinanläuft und die Leute auf den Köpfen gehen. Solche mit den legitimsten Mitteln der Kinematographenkunst erreichten lustigen Wirkungen ließen sich vervielfältigen, verfeinern, komplizieren, und es ließen sich vielleicht auch von einem genialen Pantomimiker ernsthafte Wirkungen dieser Art hinzuerfinden. Von solcher wirklich künstlerischen Durchdringung des Kinematographen aber, solchem Eingehen auf die Natur des durchaus unpsychologischen Apparates ist bei unseren Bühnenschriftstellern leider keine Rede. Man hört nur von alten Romanen, alten Novellen und Dramen, die jetzt für den Film ausgeschlachtet werden sollen. Mit welcher ästhetischen Chance, das habe ich oben angedeutet, mit welcher materiellen für den Autor, das sagt der Vertrag des neuen Kartells. Der Weg zur Veredelung des Kinos, der sich jetzt, da das Filmgeschäft abflaut, hätte finden lassen, ist neu gesperrt unsere schwache Dramenbühne neu gefährdet. Es ist nicht anders, sie haben ihre Erstgeburt verkauft für ein Linsengericht, und deshalb muß man die Blamage der deutschen Dramatiker über das Land blasen.

Gedanken über Otto Julius Bierbaum.

Von

Gustav Werner Peters.

Wenn man das Städtchen Pasing bei München verläßt, um den Starnberger Wäldern entgegenzuwandern, berührt man die letzten Ausläufer des Bierbaumschen Herrensitzes, bestehend aus einem

Digitized by Google

ungepflegten Stück Tannenwald und einer sehr bescheidenen Villa im Dickicht. Und doch bleibt man gebannt stehen und wartet auf den Dichter selber — wartet auf das Ereignis seiner Morgenpromenade, wenn er mit zwei Collies, die ihn mit edlem Anstand begleiten, sehr langsam daherkommt, ganz in Weiß gekleidet, einen breiten Strohsombrero auf dem Kopfe, einen rotseidenen türkischen Sonnenschirm über der Schulter und einen Kodak in der linken Hand. Halb ein Großmogul, halb ein sehr vergnügter, sehr behäbiger Kaplan; rund, feist und bartlos.

Aber nun steht man und wartet vergebens. Nicht einmal das schallende Gelächter des Dichters, noch weniger der Dampf vorsintflutlicher Zigarren, der sinnend aus einem mit unerhörtem Geschmack ausgestatteten Arbeitszimmer streicht — sondern fern von München, in einer Verbannung, die seine krankhafte Unruhe sich selbst gewählt hatte, starb Otto Julius früh und unvermittelt. Auf dem Münchener Waldfriedhof findet man die Urne, die seine Asche birgt; aber hier unter den Tannen von Pasing lebt sein Geist, und irgendwo wird dort die Narrenpritsche, deren ergötzliche Taten ihn so berühmt gemacht haben, liegen geblieben sein (ja, ich glaube, daß er sie längst vergessen, als er sich vorbereitete, nach Dresden zu ziehen . .).

Nach seinem Tode stellten sich gewissenhafte Kritiker ein, die sein Werk als zu „seicht" überhaupt auslöschen wollten. Leider vergaßen sie die Hauptsache: daß nämlich dieser Poet längst seine kulturellen Verdienste hatte. Sie vergaßen, daß er als der einzige Naturalistenschüler von der bildenden Kunst ausgehend — in allen Dingen des Lebens einen modernen Schönheitskult pflegte, der selbst zur Zeit des fin de siècle unbekannt war und der die Werke der jungen Literaten und Kunstgewerbler unbedingt beeinflußt hat. Sie vergaßen ferner seine Bestrebungen um die Veredlung des Varietés, seine Kulturtaten in der Gründung des Inselverlags und der für diese Epoche hochbedeutsamen Leitung der Zeitschrift „Pan". Sie vergaßen endlich, daß er das einzige Bindeglied darstellt zwischen den Leuten um Michael Georg Conrad und denen um Stefan George.

Aber auch der Schriftsteller Bierbaum bleibt bestehen zum mindesten der Erzähler. Als solcher hat er eine Art, daß man ihm nur lauschen möchte, ohne auf den Inhalt des Erlauschten zu achten — so fließt seine Prosa, die sich an alten, vornehmen Beispielen geschult hat. Freilich geht dann sein Redestrom auch ins Uferlose, und man gedenkt nicht ohne Schrecken seiner letzten Werke, die dicker waren als die Bibel.

Die Gesamtausgabe seiner Schriften, die Michael Georg Conrad und Hans Brandenburg gemeinschaftlich für den Georg Müllerschen Verlag in München besorgen, kommt zur rechten Stunde, um des armen Otto Julius Namen zu retten! Erschienen ist der stattliche Band der Gedichte, erscheinen in den nächsten Wochen wird der erste Teil des (unzweifelhaft bleibenden) Zeitromans vom „Prinzen Kuckuck". Die Gedichte aber sind es, die heute vornehmlich interessieren, denn sie enthalten mancherlei Neues oder Vergessenes und geben eigentlich zum erstenmal ein vollkommenes Bild von Bierbaum, dem Lyriker. Ob ihre Anordnung durchweg eine glückliche zu nennen ist, scheint freilich eine strittige Frage. Wir jedenfalls vermissen manche Perle, die unter den Tisch gefallen ist, indes manches Minderwertige oder allzu Belanglose erhalten blieb. Irgendwelche Notizen hätten über die Entstehungszeit der Gedichte unterrichten müssen; jetzt aber bleibt vieles unetikettiert und ungeordnet, wo doch eine Gesamtausgabe sozusagen „grundlegend" selbst für Studien zu sein hat und gerüstet sein sollte, auch eine kleine Ewigkeit zu überdauern. Oder glaubt man allen Ernstes, daß später eine zweite Gesamtausgabe zustande kommt? —

Irgend jemand hat einmal Bierbaum den ewigen Studenten genannt: den Studenten, der unentwegt verliebt ist oder wenigstens verliebte Verse zu Papier bringt, und der sich unentwegt darin gefällt, den Philister an die Wand zu schleudern, dem Mucker seine grenzenlose Verachtung zu bekennen — und dies alles doch nur zum Gaudium von anderen Philistern und anderen Muckern, die es nicht zugeben wollen oder können, daß sie im Grunde nicht besser

Digitized by Google

sind. Hunderttausende haben jenen Bierbaum liebgewonnen, der das Lied vom lustigen Ehemann herausbrachte, der seinen Münchener Studenten vom Schicksal sich ein Geschpusi fordern ließ, der einem feinslieben Mädchen zu reden eingab, daß Jungfrauen zum Küssen geboren wurden wie Rosen zum Brechen, und der in dem Liede vom Erzbischof von Salzburg das tragische Ende eines Philisters nicht ohne Erschütterung ad oculos demonstrierte. Bierbaum

das mußte etwas zum Trällern sein und eine Laute sollte daneben klingen; darüber aber ist er kaum hinausgekommen und daß man ihn als einen vollwertigen Lyriker behandelte, hat er nicht erreicht.

Das Wort vom ewigen Studenten schließt Bierbaums Tragik ein, denn gerade der Gedichtband seiner gesammelten Werke beweist aufs neue, daß er nicht zu den Liliencron, Dehmel, George gehört. Und doch geht durch dieses ganze Buch das heiße Sehnen nach lyrischer Vollkommenheit, aber der Epiker entdeckt nur Stoffe und keine Formen, gestaltet bewußt und vermag nicht zu träumen oder gar zu rasen. Wie oft stört etwas Gequältes, Epigonenhaftes, stören die ihm eigenen schwülstigen Wortzusammensetzungen und wie oft verlangt man inmitten der „seriösen" Lyrik nach den Geschpusi-Klängen voll Uebermut und Laune!

Liest man den dickleibigen Lyrikband, den Conrad und Brandenburg zusammengetragen haben, in einem Zuge, so drängt sich einem geradezu die Ueberzeugung auf, daß dieser Dichter, der fruchtbar war wie kein zweiter, gerungen hat, selbst im Kampfe um höchste Lyrik seinen Lorbeer zu erobern. Und in der Tat erreicht es die vorliegende Neuausgabe, daß man die landläufigen Bierbaum-Urteile ein wenig korrigieren muß. Vor allem: neben dem Verstand besaß er Herz – sehr viel Herz, und die, welche seine Innerlichkeit so gern in Frage gestellt haben, werden allen Ernstes Lügen gestraft. Und dann wüßte ich Perlen, die herrlich schimmern, Verse voll echtester Lyrik, entnommen dem tiefen bemoosten Brunnen, aus dem Herr Walther sowohl wie Mörike und alle anderen „Volkstümlichen" geschöpft haben.

Vor allem aber, als sich Bierbaums Tage dem frühen Abend entgegenneigen, wächst die Schönheit seiner Lieder. So entpuppte sich „Die Schatulle des Grafen Thrummel", die seine letzten Gedichte birgt, als eine seltene Kostbarkeit: – nur daß alle ihre Schätze umflort und gleichsam mit Tränen benetzt sind, denn auch dieser Dichter, der einsam ging, hat von seinem nahen Tode gewußt und hat seinen ganzen Schmerz darüber in die seltsame Schatulle in seine letzten Lieder getan.

. . . „O dunkle, dunkle Reise
Ins Land Vergessenheit!
Wär ich so stark wie weise,
Ich nähm' das Reisekleid:

Das Hemd aus weißer Seide,
Das ich als Bräutigam trug.
Ich trug es mir zum Leide
Und ihr zum Leid genug.

Sehr schön. Mich dünkt, ich schreibe
Mit reichlich viel Gefühl.
Der Rest ist doch: ich bleibe
Ganz gerne im Gewühl.

Von Lieben und von Hadern
Ein Narr, wer verzagt
Und, Leben in den Adern,
Des Lebens Trieb verklagt."

Also eine neue, sehr traurige Erkenntnis: Auf jeder Seite der ungeheure Gram dieses Mannes, der z e r b r o c h e n war; dieses Mannes, von dem man nie dachte, daß sein Gelächter ein Ende finden würde, und den man stets umgeben hielt von lustigen, galanten Anekdoten.

„Licht, lösch' aus!
Dunkel sei mein Haus.
Dunkel um mich,
Dunkel in mir:
Still, Herz: dich
Kennt niemand hier.

Niemand weiß um meine
Niemand weiß um deine,
Tiefe Dunkelheit.
Wie sehr wir beiden verdorben,
Und daß wir schon gestorben:
Wem ist es bewußt? Wem wäre es leid?"

Digitized by Google

Man fragt sich, was ihn zerbrach. Man erinnert sich, daß er Ansprüche an das Leben stellte, was einem deutschen Dichter untersagt ist; daß er wie Balzac Nächte hindurch schrieb, um ein freier Mann zu werden. Oder zerbrach er, weil seine Kunst nicht hielt, was sie versprochen hatte — weil er erkannte, daß seine Art in unsere eiserne Zeit nicht paßte?

Daß er zerbrochen war — wir wissen es nun: und wir vernehmen nicht mehr das Trällern, wenn einer „Bierbaum" sagt. Sein Gelächter hat eine sehr eigene Bedeutung erhalten; aber wir meinen, daß das Gelächter aller wahren Humoristen diese Bedeutung hat, und wir gedenken Bierbaums großer humoristischer Romane: „Pankrazius Graunzer", „Stilpe" und „Prinz Kuckuck".

Die Eröffnungsausstellungen der Berliner Salons.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Es ist eine große Ausnahme gewesen, wenn wir in einer der Ausstellungen des verflossenen Sommers gute Farbe fanden. In Berlin ist es wohl gar nicht vorgekommen. Darum tat die Kollektion Charles Schuch, mit welcher Schulte die Saison eröffnet, unserm Auge doppelt wohl. Dieser Wiener ist unser Vermeer van Delft und unser Courbet. Zu vierzig Bildern aus eigenem Besitz hat Schulte sich zehn von Privaten geliehen, alle sehr schön katalogisiert und in vorbildlicher Weise Jahr und Ort der Entstehung auf den Etiketten vermerkt. Man kann ruhig sagen, vor dieser Ausstellung haben wir nicht gewußt, was wir an Charles Schuch für einen Landschafter haben. In der allgemeinen Vorstellung war er der Courbetschüler, welcher Hummerrot und Staniolweiß mit dem breitesten und weichsten Pinselstrich, der möglich ist, zu Stilleben verarbeitete. Und seine Abhängigkeit von der Technik Trübners hat man gemeiniglich überschätzt. Hier sehen wir, daß die unter Trübnerschem Einfluß stehenden Bilder die schlechtesten oder doch die unfreiesten sind. In einer Ecke hängen drei Landschaften aus drei verschiedenen Jahrzehnten beieinander. Davon geht man am besten aus. Der „Waldrand bei Burkersdorf" (1869) gehört in die frühe Wiener Zeit; die Farbe ist noch dünn und etwas süß. In der Gebirgslandschaft aus Prags (1877) hat der Künstler sich ganz gefunden, weil er Trübner ganz überwunden hat. Niemals hat der Freund und Lehrer ein so weiches Licht und ein von jeder Schärfe freies Grün fertig gebracht. 1886 macht sich in die „Moorlandschaft bei Haag" ein solches Vibrieren der Töne geltend, daß wir an die besten Sisleys denken müssen. In die zweite Art gehört schon „Der Hochkalter" von 1873 und noch der „Waldweg" von 1881. Im Stilleben war ihm in den achtziger Jahren die Form immer mehr zerflossen, und als er sich gänzlich der Farbe ausgeliefert sah, scheint er den Halt verloren zu haben, denn er legte lange vor seinem Tode den Pinsel aus der Hand.

Paul Cassirer hat sich neue, zum Teil feierlichere Räume geschaffen und dem ersten Kataloge des fünfzehnten Jahrgangs seiner Ausstellungen ein Vorwort gegeben. Mir nun ist das Neue, von dem dort die Rede ist, nicht so deutlich geworden. Ich meine, so hat es bei Cassirer schon oft ausgesehen. Viel Franzosen und einige Deutsche. Und, wie immer, sind einige Glanzstücke dabei, die „Tränke" von Eugene Delacroix aus dem Jahre 1862, der Bacchantenzug von Honoré Daumier, die Ballettszene von Edgar Degas aus der Oper „Die Afrikanerin". Das sind Marksteine der modernen Malerei. Cassirer brauchte nur diese drei Bilder auszuhängen und man müßte zu ihm gehen. Nun sind überdies die „Bar in dem Folies Bergères" (1862) von Manet und verschiedene Renoirs wiederzusehen und so viele ältere Corots aufgetaucht, daß es dem Hause schwer fallen wird, das ganze Jahr hindurch dieses Niveau beizubehalten. Aber vielleicht wird Max Liebermann weiter neue gute Landschaften schicken.

Auch Gurlitt hat sich inzwischen verbessert; er hat ein graphisches Kabinett eingerichtet. Diesmal aber liegt der Schwerpunkt seiner Aus-

Digitized by Google

stellung drüben in der Gemäldeabteilung. Hier wird uns der Pariser Maler Francis Jourdain vorgestellt, dessen „Park am Wasser" (1911) und „Rote Schüssel" wir uns zur immerwährenden Erinnerung ins Gedächtnis schreiben wollen. Ein auffallender Zwiespalt geht durch das Schaffen dieses Malers. Er ist, um das Unerhörte mit zwei halbwegs zutreffenden Schlagwörtern zu bezeichnen, zur selben Stunde Monet und Cézanne. In der Landschaft weiß er so schwimmende grüngraue und graugrüne Töne anzuwenden und mit Rot von derselben Weichheit zu durchweben, wie es nur je im Gefolge Monets gemacht worden ist. Im Stillleben, das er schon etwas gewalttätig aufbaut, ist seine Farbe voll, und oft genug schwer und erdig. Siehe den grünen Seeabend und die rote Schüssel! In der Trübner-Kollektion, deren einzelne Stücke im Laufe der Jahre jedem irgendwo schon begegnet sind, reizt der männliche Kopf von 1869 ganz besonders zum Nachdenken. Das ist die Zeit vor Leibl. Eine ganz andere Lichtführung und ganz andere Absichten, was die Farbe anlangt. Die „Nonne" von 1872 beweist, wie schwer der Maler in die Art des Größeren sich hineinleben konnte; erst das „Paar im Walde" (1876) ist ein voller Trübner. Dies Bild hat er vielleicht auch niemals mehr überboten. Arthur Grimm hat einen viel späteren Trübner zum Lehrer gehabt und macht ihm am meisten Ehre in der Landschaft.

Jene deutschen Künstler, die sich unter dem Namen „Block" zusammengetan haben, stellen gerade im Künstlerhause aus. Willibald Fritsch ist mit seinen Reiterstatuetten schon wiederholt aufgefallen. So wenig man ihm nun zugeben kann, daß er die Gangarten des Pferdes beherrsche, so sehr muß man an ihm die ausgesprochene Begabung für die Statuette loben. Er hat die nötige Zurückhaltung im Detail und sucht den großen Zuschnitt. — Karl Ottos weiblicher Torso hat nur „überstatuettengroßen" Maßstab und doch einen Zug zum Gewaltigen, obschon oben, an Hals und Armen, manches wohl aus Verlegenheit abgeschnitten worden ist. — Das geistige Haupt des Bundes ist Erich Wolfsfeld, der, weil er ein großer Radierer ist, gar nicht auf die Gefälligkeit wartet, daß wir ihn wegen dieses Gemäldes der zwei Bettler in den Himmel heben. Erich Wolfsfeld ist ein so starker Schwarz-Weiß-Künstler, daß er Mühe hat, eine starke Farbe, die er im Bilde irgendwo anschlägt, zu verarbeiten. Ich denke dabei an das Rot des Halstuches des größeren der zwei Freunde. Trotzdem aber ist Wolfsfeld der bedeutendste unter den Malern dieses Vereins, in dem sich leider viel unverstandener Pointillismus und Schlimmeres breitmachen darf.

Randbemerkungen.

Kriegshetzer Lord Roberts.

Wir geben den wesentlichen Inhalt der vom englischen Ackerbauminister Runciman gegen Lord Roberts gehaltenen Rede wieder, weil sie nicht nur den feindseligen und unbedachten Charakter der Worte Lord Roberts völlig aufwiegt, sondern auch deshalb, weil es geboten ist, hieraus aufs neue zu erkennen, wie wenig Kriegsworte militärischer Kapazitäten, für sich allein betrachtet, zu bedeuten haben.

Der englische Minister führte aus:

„Er bedaure aufs tiefste diese Rede, mit der der sonst um sein Land so hochverdiente Marschall England keinen Dienst erwiesen habe. Im Grunde laufe die Rede Lord Roberts auf die Versicherung hinaus, daß der Krieg zwischen Deutschland und England unvermeidlich sei. Er, Runciman, glaube das nicht, und eine Behauptung wie die des Marschalls Roberts sei nicht nur beklagenswert und schädlich, sondern auch gefährlich. Er, Runciman, wünsche, daß, wenn diese Rede in Deutschland übel vermerkt werden sollte, Deutschland wissen sollte, sie werde auch in England übel vermerkt. Lord Roberts sei ein großer Organisator der National Service League, die, wie bekannt, die allgemeine Wehrpflicht für England will, aber Lord Roberts kenne sehr wenig von England und sicher sehr wenig von Nordengland, wenn er glaube, daß dort die allgemeine Wehrpflicht jemals angenommen würde. Die Rivalität zwischen England und Deutschland sei mehr wirtschaftlich als militärisch. Ein Krieg wäre nur dann unvermeidlich, wenn die Staatsmänner die Leitung der Geschäfte an Soldaten, Waffenfabrikanten und Bramarbasse abträten, aber eine solche militärische Diktatur hasse er ebenso in

Digitized by Google

auswärtigen wie in heimischen Angelegenheiten."

Es ist zu bedauern, daß das in Verfassungsfragen so erfahrene und praktische England noch kein verfassungsmäßiges Mittel erfunden hat, um hochstehende Persönlichkeiten dafür verantwortlich zu machen, wenn sie von Dingen reden, die sie nicht verstehen oder doch zu beurteilen nicht berufen sind. Generäle sind, auch wenn sie Siegerruhm genießen, nicht die berufenen Männer, um über die Vermeidlichkeit eines Krieges maßgebend zu urteilen. Daß ein General jeden möglichen Krieg für unvermeidlich halte, ist ja nichts weniger als begreiflich, man möchte sagen: „c'est son métier." Aber besonnene Leute wissen das längst und hören deshalb nicht hin. Daß im Orchester der öffentlichen Meinung auch der Brummbaß seine Stimme führt, ist ja bekannt, aber er führt zum Glück nicht die Melodie. Erfreulicherweise hat die zwischen England und Deutschland geführte Melodie nach einer Zeit der Unsicherheit wieder sicheren Rhythmus gewonnen. Es muß einmal ausgesprochen werden: Die Fabel von dem unvermeidlichen deutsch-englischen Krieg ist ein frivoles Geschwätz, der Traum von deutschen Ueberfallsgelüsten ist eine Verdauungsbeschwerde. England weiß so gut wie Deutschland, daß die europäische Politik und die Weltkultur durch ihre Einmütigkeit getragen werden und jedes von ihnen durch die günstige wirtschaftliche und politische Stärke des andern mehr gewinnt als durch eine beiderseitige Schwächung. Deutschland achtet in England den geschichtlichen Träger einer freien Verfassungsidee und einer Weltpolitik der offenen Türen, und England schätzt Deutschlands weltpolitische Stellung nicht nur im weiten Gebiet des geistigen Lebens, sondern es würdigt Deutschland auch als ehrlichen und erfolgreichen Mitarbeiter in der technischen und wirtschaftlichen Kultur. Vor allem aber ist es ein dringendes Gebot der Selbsterhaltung, daß das Zentrum und Herz Europas, welches sich aus England, Frankreich und Deutschland zusammensetzt, durch Einigkeit in den großen politischen Lebensfragen der Welt den Halt geben, den sie nötig hat, und dessen Sitz nicht Willkür, sondern die Geschichte nach Europa verlegt hat. Wenn irgendein Zustand mahnend diese Tatsache zu bestätigen vermag, so ist es der gegenwärtige Zustand des Balkan.

Es ist dem englischen Ackerbauminister zu danken, daß er die mürrischen Untertöne eines Kriegsinstrumentes durch die reinen Klänge einer wahren Vernunftpolitik übertönt hat, zumal da dies zu einer Zeit geschehen ist, in der hervorragende Vertreter deutscher Kultur einer englischen Einladung gefolgt sind, um den Faden der Verständigung in gemeinsamem, freundschaftlichem Gedankenaustausch fester zu spinnen. R. Piloty.

Vogelfrei!

In dem trefflichen Vorwort, das Dr. Lipsius seinem demnächst erscheinenden Werke „Einheit der Erkenntnis und Einheit des Seins" vorausgeschickt hat (vergl. Nr. 16 dieser Zeitschrift), findet sich die sehr wahre Bemerkung, daß es Männer gibt, „an denen sich heute jeder wissenschaftliche Klopffechter meint ungestraft reiben zu dürfen." Zu diesen Männern scheint in erster Linie die ehrwürdige Exzellenz Häckel zu gehören. Dafür ein Beispiel aus jüngster Zeit. Schreibt da der stets fruchtbare frühere Pfarrer Arthur Bonus wieder eins seiner Bücher zur Erneuerung der religiösen Kultur in der Gegenwart mit dem viel und wenig sagenden Titel: „Religiöse Spannungen" (Verlegt bei Eugen Diederichs). Ich habe in dem Buch gelesen, manche treffliche kritische Bemerkung darin gefunden freilich neben vielem anderen, was entweder meinen Widerspruch herausforderte oder doch wegen seiner Phrasenhaftigkeit mir dunkel und unverstanden blieb.

Doch dies nebenbei! Heute möchte ich nur auf eine Stelle in dem Buche verweisen, die es verdient öffentlich niedriger gehängt zu werden. Zwar gefällt sich Herr A. Bonus sonst darin, den Theologen in sich ganz zu verleugnen und möglichst weit von seiner Zunft abzurücken. Allein, wo er auf Häckel zu reden kommt, da schaut doch wieder der Pferdefuß unter dem Mantel des sich sonst so freisinnig gerierenden Schriftstellers deutlich hervor, und er kann es nicht lassen, dem vielgehaßten Ketzer nach Theologenart so im Vorbeigehen ein paar Ohrfeigen zu versetzen. Bei Theologen und Keplerbündlern gilt ja ein Häckel längst als vogelfrei. Es ist die alte Erbsünde der Theologen, Vertreter einer Weltanschauung, die mit der ihrigen im Widerspruch steht, als moralisch minderwertige Subjekte zu behandeln. Häckel mag ja tausendmal Unrecht haben mit seinem in den „Welträtseln" vertretenen monistischen Standpunkt. Aber darf man ihn darum schon mit, der Wahrheit direkt ins Gesicht schlagenden Anwürfen schmähen?

Bonus redet (Seite 123) von einer Naturphilosophie, „die sich nach Art des Häckel'schen Monismus nicht genug darin tun kann, die geistigen Ansprüche des Menschen zu verhöhnen, sein edelstes Wollen zu bewitzeln, sein Können zu be-

Digitized by Google

zweifeln, seine ganze Entwicklung als einen unwesentlichen Anhang zur Geschichte zu behandeln."

So die Schmähung. Und nun die Frage: Wann und wo hat Häckel, oder einer der Seinigen, die geistigen Ansprüche des Menschen verhöhnt, sein edelstes Wollen bewitzelt, seine ganze Entwicklung als einen unwesentlichen Anhang der Erdgeschichte behandelt? Wir verlangen Beweise und Belege, edler Herr Bonus! Doch es dürfte Ihnen schwer fallen, sie herbeizubringen.

Darum, Freunde, hütet euch vor ihm, denn siehe, er hat Theologenblut im Leibe!

Fr. Steudel.

Der Suffragettenaufmarsch.

Nachdem sie in ihrem allzu burschikosen Kampfe für das Frauenwahlrecht einige Minister insultiert, Fensterscheiben zerschlagen und den Hungerstreik heldenhaft bestanden haben, sind Englands Amazonen auf eine neue köstliche Idee gekommen. Nach rührenden Märtyrerqualen im Gefängnis haben sie ihren Feinden in einem 650 Kilometer langen Triumphzug bewiesen, daß sie auch militärischen Strapazen gewachsen sind.

In einem langen Zuge, mit braunen Marschkostümen bekleidet, schritten sie Großbritanniens Hauptstadt zu und zogen daselbst bei Musikbegleitung mit unheimlicher Begeisterung ein.

Der unbefangene Zuschauer, der diese enthusiastische Weiberschar nicht als Vertreter eines Prinzips, sondern bloß in ihrer charakteristischen Erscheinung betrachtet, wird sich des Lächelns kaum enthalten können. Selbst aus der Ferne können wir mit diesen Gewaltdemonstrationen unmöglich die Vorstellung des Gewaltigen verbinden. All dies wirkt so unsäglich komisch: ihre Märsche, ihre Demonstrationen, ihr Hungerstreik und ihre wutdurchtränkten Reden . . . Der Suffragettenbegriff ist im allgemeinen Bewußtsein unrettbar der Lächerlichkeit anheimgefallen. Die Anhänger jeder „vernünftigen" Frauenbewegung wehren sich energisch dagegen, mit diesen „entarteten Geschöpfen" irgendwie verwechselt zu werden.

Aber warum denn? Warum wirkt der Mann in seiner Entrüstung, als Demonstrant und selbst als Aufrührer in den meisten Fällen ernst und gebieterisch, warum löst der Anblick eines dahinschreitenden Regiments — mögen wir über den Militarismus denken wie wir wollen — einen imposanten Eindruck aus? Und warum können Weiber in ihrer Demonstration und ihrem Parademarsch im besten Fall nur als komische Figuren gelten?

Die Suffragetten scheinen dem ganzen Chor der Frauenrechtlerinnen noch vor der Verwirklichung ihrer Ideale vor Augen zu stellen, wohin die heißersehnte „Gleichheit" in ihren letzten Folgen führen würde. Sie haben, noch ehe die Frau in den eigentlichen Wahlkampf ziehen konnte, als Volkstribunen gewirkt, und sie sind, ohne jede Aussicht auf ein künftiges Weiberregiment, gleich Soldaten dahinmarschiert. Doch es war kein offener Kampf, in dem man siegen oder fallen kann. Der Feind hat die Aufforderung zum Kampfe mit einem überlegenen Lächeln zurückgewiesen, und der kampflustigen Liga gelang es selbst nicht durch die Herausforderung von Polizeigewalt, sich als Opfer ihrer Ueberzeugung hinzustellen.

Nach erbittertem Streite sind die gemäßigten Freunde und Gegner der Frauenbewegung einander näher gekommen. Die Anhänger der Frauenemanzipation geben allmählich zu, daß der Gedanke der Gleichberechtigung nicht so sehr einem idealen Triebe, als der sozialen Notwendigkeit entsprungen ist. Die Konservativen aber finden sich allmählich drein, die Frau auch im öffentlichen Berufe gelten zu lassen.

Doch jene natürlichen Grenzen, welche die beiden Geschlechter voneinander trennen und zum Wohle der Menschheit wiederum herzlich nahe bringen müssen, vermag keine Frauenbewegung zu überbrücken. Die Suffragetten zeugen dafür!

Gustav Erényi.

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

Der verschwommene blaugraue Ton der nackten Wände, die gelben, grob übermalten Pulte und Bänke, das grelle Tageslicht, das seitlich durch die vergitterten Fenster und oben herab von der Decke durch matte runde Glasscheiben fiel, machten den Schwurgerichtssaal zu Versailles zu einem jener nüchternen Räume, in denen Amtshandlungen vorgenommen sein wollen. Weder Bau noch Einrichtung vermochten den Blick zu fesseln: überall dieselbe Kahlheit.

Es war an einem Frühlingstage, kurze Zeit vor Eröffnung der Sitzung. Eine gewaltige Menge füllte den Saal und nahm ihm durch ihr Lärmen jeden Stempel von Feierlichkeit. Gerichtsboten, Kanzlisten, Rechtsanwälte im Talar eilten im Prätorium hin und her. Selbst

Digitized by Google

diese Bevorzugten waren heute schon frühzeitig gekommen, sie wußten, daß ihnen in einem so Aufsehen erregenden Fall, wie der Prozeß Lermantes, die reservierten Plätze streitig gemacht zu werden pflegten, und deshalb versuchten sie, so gut es ging, sich unterzubringen. Auch die Tribüne, die sonst für die Angehörigen der Justizbeamten bestimmt war, hatten sie für sich genommen. So saßen sie nebeneinander dicht gedrängt auf den niedrigen Bänken und wischten sich bei der Treibhaustemperatur im Saale immer wieder den Schweiß von der Stirn.

Als die Türen geöffnet wurden, stürzte die Menge, die auf der Straße geharrt hatte, in die für das Publikum bestimmten Logen, um sich lärmend Sitze zu sichern. Minutenlang dauerte das Getöse an: Schimpfen und Spöttereien, schwirrende Unterhaltung erregter, sich ereifernder Stimmen, verhaltenes Lachen, das dann wie eine Salve hervorsprudelte, Papierknittern und Scharren ungeduldiger Füße: das wilde Durcheinander in einem Theater, wenn die drei Schläge des Regisseurs sich ohne Grund verzögern. Tout Paris und tout Versailles hatten sich hier zusammengefunden, aber in seltsamer Auswahl; die verschiedensten Elemente waren, durch die eigentümlichsten Regungen veranlaßt, hergeströmt; die Neugier, Gerichtsverhandlungen beizuwohnen, ist geradezu eine Leidenschaft geworden.

Auf der anderen Seite des Saales, hinter der Zuschauerbank, saßen, eng aneinandergeschmiegt in starrer Unbeweglichkeit, die drei Kinder des Angeklagten Lionel Lermantes. Die Herzensangst der letzten Monate hatte in die jungen Gesichter Falten gegraben, die Sorge hatte sie blaß gemacht, Zweifel und Schande ihnen einen gedemütigten Ausdruck verliehen. Paul, der Jüngste, versuchte den Kopf hochzutragen; die beiden anderen waren nur bemüht, ihren Schmerz zu verbergen. Renée drückte manchmal die Hand ihres Bruders Roland, als ob sie ihn um Kraft bitten wollte. Der erhob seine zu Boden gewandten Blicke zu ihr und ein rührender Ausdruck von Zärtlichkeit und Milde lag in ihnen. Ihr Onkel, Herr Marnex, hat die Kinder von den Zuschauern getrennt. Er hatte sein Möglichstes getan, um die Kinder von dieser Gerichtsverhandlung fernzuhalten. Er hatte alles vorgebracht, Schicklichkeitsgründe, Renées zarte Gesundheit und als Hauptsache, daß ihre Gegenwart dem Vater die ihm so nötige Kraft nehmen könnte. Aber alle drei hatten geantwortet:

„Nein, nein, wir verlassen ihn nicht. Wir werden ihm Mut machen."

So hatte er sich darin ergeben, die Kinder zu begleiten. Vollkommen kahl, mit stark gerötetem Gesicht, brummiger Miene, den Kopf tief zwischen den Schultern, konnte er nur schlecht seine üble Laune verstecken. Er fühlte, wie er von jedermann angesehen wurde und daß man jetzt im Publikum fragte:

„Das ist der Schwager von Lermantes .... der Mann seiner Schwester ...?"

„Nein, der Mann der Schwester der Frau ... Bureauchef im Ministerium des Innern."

Zweifellos war es Zufall, daß die Frau des Hauptbelastungszeugen, Frau d'Entraque, hinter ihm Platz genommen hatte. Das schöne, ernste Gesicht wurde halb von einem Schleier verdeckt, sie trug ein schwarzes Tüllkleid und einen schwarzen Hut. Aber trotz ihrer einfachen Toilette fiel sie auf.

Herr d'Entraque saß auf der Zeugenbank. Trotzdem er mindestens zwanzig Jahre älter war als seine Frau, machte er in dem grauen Gehrock einen jugendlichen Eindruck. Er hatte offene Züge, eine große Nase, die kurzgeschorenen Haare waren graumeliert, der fast weiße Schnurrbart in die Höhe gestrichen. Es war die solide Erscheinung eines Sportmannes mit stolzer, abweisender Miene. Neben ihm saßen die beiden Neffen des Getöteten, die Brüder Chambave. Ihre Blicke überflogen den Saal, und von Zeit zu Zeit neigten sie sich zu d'Entraque, um ihn nach Namen aus dem Publikum zu fragen. Eine alte Frau mit schwarzer Haube, die verstörten Blickes umherstarrte, trennte sie von Horace Charreire, einem sehr bedeutenden Schriftsteller, der schon seit seiner Kindheit mit Lermantes befreundet war. Er war heute hierher geeilt, um ihm durch sein Vertrauen und sein Ansehen eine Stütze zu sein.

Die folgenden Bänke waren von den anderen Zeugen besetzt, den Sachverständigen, Aerzten, Jagdaufsehern, Buchhaltern, Polizeibeamten und Dienstboten: die gewöhnliche Mischung, wie man sie bei größeren Katastrophen beisammen sieht.

Jetzt wurde auf der einen Seite des Saales die Tür geöffnet; der Hereintretende erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Es war Montjorat, der berühmte Interpret der Rollen des bekannten Dramatikers Lavenne. Im Theaterschritt ging er auf den berühmten Dichter zu, störte zwanzig Personen, um bis dorthin zu gelangen, und rief laut:

„Was, es ist kein Platz mehr zu haben? ... Ganz wie in deinen Premieren, Lavenne."

Aber schon war das Interesse nach der anderen Seite des Saales gelenkt: die Advokatin Frau Aurora Winckelmatten trat herein.

Digitized by Google

Mit der griechischen Frisur unter dem Amtsbarett sah sie reizend aus. Ihre Kollegen rückten eilig zusammen, um ihr Platz zu schaffen. Die Damen im Zuschauerraume reckten sich die Hälse nach ihr aus, man diskutierte laut und leise über sie, als plötzlich vollständige Stille eintrat: die Geschworenen traten ein und setzten sich auf ihre Plätze.

Einige waren Versailler, die meisten gehörten anderen Gemeinden an. Mit Ausnahme von zweien erfüllten sie heute zum ersten Male ihr Amt. Sie faßten es mit großem Ernst auf, sie waren zugleich geehrt und beunruhigt über die Macht, mit der sie belehnt worden waren. Wenn sich auch ihr Ansehen in ihren eigenen Augen vergrößert hatte, erfüllte sie doch heimliche Furcht, und dieses Gefühl verlieh ihren ganz verschiedenen Gesichtern einen allgemeinen Charakter; sie glichen Soldaten, welche dieselbe Uniform angelegt haben. Sie waren tatsächlich nicht mehr Privatleute, Kaufleute, Gutsbesitzer, Beamte oder Offiziere: nur einfache Menschen, die sich vorbereiteten, ein furchtbares Amt auszuüben. Verschiedene Empfindungen, gleich notwendig zur Ausübung ihrer Pflichten, bewegten sie: Scharfblick und Blindheit, Sorglosigkeit und Routine, Genauigkeit und Leichtfertigkeit, Vorurteil und Geistesfreiheit.

Das Los hatte den Maler Mortara zum Obmann gewählt. Er hatte den ersten Platz neben dem Gerichtshof. Seine stattliche Gestalt war gerade aufgerichtet. Den feinen Kopf umrahmte frühzeitig ergrautes Haar und ein dünner, blonder Backenbart. Er war ein starker, gerader Charakter und gewöhnt, mehr die Dinge als die Menschen zu beobachten. Nun wollte er seinen klaren Blick auf dieses ihm fremde Gebiet richten. Seine im Sehen geübten Augen suchten schon im Saale nach geeigneten Gesichtern, die ihm einen ersten Eindruck liefern könnten, und sie hefteten sich auf Renée und ihre beiden Brüder. Er erriet durch ihre schmerzliche Haltung, wer sie waren. Er beobachtete sie einen Augenblick, dann neigte er sich seinem Nachbar zu und murmelte:

„Die Kinder sind da . . . das wahre Golgatha für sie."

Der Angeredete antwortete:

„Sie hätten lieber zu Hause bleiben sollen."

Es war der Apotheker Condemine, der Erfinder der „königlichen blutreinigenden Pillen", die ihm durch Hilfe gewaltiger Reklame ein Vermögen geschaffen hatten. Er war eine Hauptstütze öffentlicher Vereinigungen, ein guter Redner, einflußreiches Mitglied mehrerer politischer Komitees und wahrscheinlich Kandidat für die kommenden Wahlen. Als er im Publikum einen Nachbarn erkannte, der ihn ansah, nickte er diesem leicht zu, als ob er sagen wollte: „Sie sehen, ich bin da! Also nichts ist zu befürchten! Der Gerechtigkeit wird Genüge geschehen."

Oft hatten sie über den geheimnisvollen Fall diskutiert und übereinstimmend ein abfälliges Urteil geäußert. Sie wollten das Verbrechen bestraft und die Gesellschaft gerächt sehen.

Hinter dem Apotheker saßen, nur durch Doktor Buthier getrennt, zwei Landwirte. Der eine, Mouchebise aus Longvilliers, war groß, blond und verlegen. Sein Nachbar, Glary aus Argenticul, vierschrötig, mit sonnenverbranntem Gesicht, spannte schon jetzt seine Geisteskräfte an, aus Furcht, ihm könnten nützliche Einzelheiten entgehen. Doktor Buthier, der seit einigen Jahren seine Praxis aufgegeben hatte, war ein sehr guter Arzt gewesen, der sich sowohl mit dem Körper als auch mit der Seele seiner Patienten zu beschäftigen pflegte. Er war ein Feind jeden Systems, ein Freigeist, der nie eine vorher gefaßte Meinung hatte. Oberst Ollomont, der Letzte auf dieser Seite der Geschworenenbank, war ein Offizier vom alten Schlage, ein Haudegen, gebieterisch und impulsiv. Er sagte gern, daß man geradeaus sehen müsse, um einen richtigen Blick zu haben, und nichts war ihm verhaßter als Klügeleien.

Auf der anderen Seite der Geschworenensitze sah man zuerst ein unliebenswürdiges, dummes, eigensinniges Gesicht mit spärlichem Barthaar und schlechten Zähnen. Es war der Rentier Mijoux, der, nachdem er sich als kleiner Kaufmann ein bescheidenes Vermögen zusammengespart, sich in Viroflay angesiedelt hatte und den größten Teil seiner Zeit der Bestellung eines winzigen Gartens widmete. Seine geistige Nahrung bestand in der Lektüre von Lokalnachrichten und Gerichtsverhandlungen. Jedenfalls dadurch beeinflußt, fürchtete er beständig einen Einbruchsdiebstahl, ein Gedanke, der ihm, seitdem ihm seine Kaninchen gestohlen waren, zur fixen Idee geworden war. Sein Nachbar Kloesterli, von Geburt Elsässer, wohnte in Pontoise. Durch seinen Uhrmacherberuf war er an andauerndes, fleißiges Sitzen gewöhnt. Er richtete sich auf seinem Platz hier wie auf seinem Arbeitsschemel ein und hing seinen Träumen nach, ohne sich darum zu kümmern, was um ihn herum vorging. Auf den beiden folgenden Plätzen saßen Herr Souzier, ein ehemaliger Notar, und der Papierhändler Conthey. Beide wohnten in Montfort-l'Amaury. Souzier interessierte sich dermaßen

Digitized by Google

für den Fall Lermantes, daß er dem bekannten Journalisten Chaussy anonyme Briefe mit Vermutungen zuschickte und die Genugtuung hatte, sie mit der bekannten Signatur des Pamphletenschreibers wieder zu lesen. Wie oft hatte er mit Conthey, bei dem er seine Zeitungen kaufte, darüber diskutiert. Jetzt hatte der Zufall sie nebeneinander gesetzt, um in diesem Fall, in dem sie immer verschiedener Meinung gewesen waren, zu urteilen. Sie hatten dem Rufe mit ungleichen Gefühlen Folge geleistet; Souzier mit Vergnügen, es war eine interessante Abwechslung für ihn, Conthey mit Bedauern, weil es ihm Zeit kostete. Aber beide waren sehr anständige Menschen und nahmen sich vor, zu vergessen, wie sie bis jetzt das Verbrechen aufgefaßt hatten.

„Wenigstens werden wir jetzt wissen, woran wir uns zu halten haben," meinte

„Aber ich verliere drei Tage," seufzte Conthey.

Die beiden letzten Geschworenen waren ein ehemaliger Senator, jetziges Mitglied des Provinzialausschusses von Seine-et-Oise, Herr Durnant, und der andere, Herr Pillon, ein Rentier aus Poissy. Sie waren sich bis jetzt fremd gewesen, aber durch gemeinsame Freunde hatten sie bald Bekanntschaft gemacht. Trotz Bildung, Aufgeklärtheit, ja Klugheit, beurteilten sie Leute und Dinge mit leichtfertiger Unbefangenheit. Die Menschen flößten ihnen Mißtrauen ein und hatten sie einen etwas verächtlichen Skeptismus gelehrt. Als sie ihre Plätze einnahmen, entspann sich folgende kurze Unterhaltung zwischen ihnen:

„Kannten Sie Lermantes?"

„Nein, und Sie?"

„Einmal bin ich ihm begegnet."

„Na, und Ihr Eindruck?"

„Sympathisch, aber man irrt sich häufig!"

Das Erscheinen des Gerichtshofes wurde angekündigt, und alles erhob sich von den Plätzen.

Die Hauptpersonen der Gerichtsverhandlung entsprachen der Wichtigkeit des Dramas. Der Präsident, Herr Motiers de Fraisse, galt als einer der tüchtigsten Beamten des Appellationsgerichts. Er wirkte auch äußerlich imposant und besaß die hauptsächlichsten Eigenschaften, die sein Amt erforderte: Autorität, Scharfblick, Logik, Kaltblütigkeit und Schlagfertigkeit. Als er eintrat, nahm er sein Barett ab, um den Geschworenen für ihre Begrüßung zu danken. Mit leicht einladender Bewegung forderte er sie auf, Platz zu nehmen.

Streng gegen sich und andere, mißtraute er den Adepten weiter und lockerer Moralbegriffe. War ihre Vergangenheit unklar, lagen von früher Verdächtigungen gegen sie vor, konnten sie keinen unbarmherzigeren Richter als ihn finden. Mit einem hartnäckigen, unfreiwilligen Vorurteil war er nach Versailles gekommen: das Studium der Akten hatte ihn zu der Empfindung gebracht, daß der Angeklagte strafwürdig sei, wenn auch dieses Gefühl noch nicht zu innerer Gewißheit gereift war. Lermantes, den er ordnungsgemäß besucht hatte, machte auf ihn, ohne daß er sich über dieses Gefühl klar werden konnte, einen ungünstigen Eindruck. Vielleicht, weil er ihn jenen zweifelhaften Gesellschaftskreisen angehörig wußte, wo man sich bereichert, indem man zwischen dem Erlaubten und Verbotenen laviert, wo man Geschäft und Vergnügen durcheinander bringt und das Leben genießt, ohne sich unzeitige Skrupel zu machen. Das Mysteriöse des Falles, das hier ja nicht in der unleugbaren Tatsache, aber in den Empfindungen von Lermantes bestand, erschien durch die persönliche Auffassung des Präsidenten diesem schon von vornherein fast aufgeklärt, und er zweifelte nicht, daß die Verhandlung auch noch die letzten Dunkelheiten verschwinden lassen würde.

Als Beisitzer des Präsidenten fungierten die Richter Rudrit und Perron. Der erstere war schon alt; man rühmte ihm feines Sachverständnis und sicheren Scharfblick nach. Herr Perron, viel jünger als Rudrit, war ein eleganter Weltmann, dem zweifellos eine glänzende Karriere bevorstand.

Der Staatsanwalt, Herr Rutor, war aus ganz anderen Gesellschaftsschichten hervorgegangen als der Präsident. Er stammte aus einer kleinen Beamtenfamilie und hatte sich durch seine Tüchtigkeit emporgearbeitet. Fleißig, uneigennützig, liebte er diese Rechtswissenschaft, dieses herrlich geflochtene Gewebe, in dem der Geist der wunderbaren Verkettung von Ursachen und Wirkungen folgen kann. Aber nach und nach war in Rutors Seele durch sein Amt eine Wandlung vorgegangen: ein kleinlicher Rigorismus machte ihn dazu geneigt, nur den als rechtschaffen zu betrachten, der noch niemals verdächtigt wurde. Der Menschenhaß, der zweifellos durch den Umgang mit Verbrechern in ihm entstanden war, schärfte sein Mißtrauen und eine gewisse seelische Bitterkeit die Strenge seiner Urteile. Vor etwa zwei Jahren hatte er die Bekanntschaft Lermantes in einer Gesellschaft bei einem reichen Kollegen gemacht. Lermantes war damals durch den Bau der Hochbahn sehr im Vordergrund des Interesses und wurde von dem Hausherrn seinen Gästen als etwas ganz Besonderes vorgestellt. Es war bei Tische viel von einem Verbrechen die Rede: ein Herr aus der Gesellschaft hatte seine Frau er-

Digitized by Google

mordet, weil sie ihn betrogen hatte. Und der glänzenden Verteidigung durch Rechtsanwalt Brévine war die Freisprechung des Mörders zu verdanken. Lermantes nahm bei dem Diner die Partei des Angeklagten und widersprach den eingeladenen Richtern, die gegen das Urteil protestierten. Die glänzende Rede von Lermantes hatte sich dem Gedächtnis Rutors eingeprägt, vielleicht weil sie gerade das Gegenteil von dem war, was er sonst über denselben Gegenstand sah und hörte. Bei der Durcharbeitung der Akten Lermantes machte sich der Staatsanwalt klar, wie dessen Schicksal bald teilweise von ihm abhängen würde, und ein Eindruck sehr lebhafter, fast warmer Sympathie bemächtigte sich seiner. In ihm kämpften zwei entgegengesetzte Ueberzeugungen; die eine entsprang seinem Gefühl, die andere seiner Erfahrung oder seiner Vernunft. Dem Staatsanwalt gegenüber saß Rechtsanwalt Brévine. Die Gegenwart dieses gefürchteten Gegners spornte seine etwas schläfrige Ueberzeugung an.

(Fortsetzung folgt.)

Fiedler-Farben

Feine Künstler-Oel- u. Gouache-Tempera-Farben

In grossen Füllungen: Feine Münchener Studien- u. Skizzen-Farben Akademie-Tempera für dekorative Kunst

Erfüllen d. Anforderungen d. mod. Malerei: Pigmentreichtum / Modellierfähigkeit / Reiches Oberflächenlicht bei den Deckfarben Von Münchener Künstlern bevorzugt! Seit Jahren erprobt und im Gebrauch!

Wegen Proben wende man sich unter Bezugnahme auf diese Anzeige an die

Münchener Künstlerfarben-Fabrik Dr. Karl Fiedler und Ilgenstein

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardt

Cairo-Bremen

Cigaretten

Leopold Engelhardt GmbH

Hoflieferant Sr. H. d. Khediven, Cairo-Bremen

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf
Hator	10 Pf

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W. Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 48 Berlin, den 30. November 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Das Spiel mit dem Feuer.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Das Spiel mit dem wahnwitzigen Gedanken, daß uns vielleicht nur noch Wochen von dem Ausbruch eines europäischen Krieges trennen, nimmt seinen Fortgang. Schlimmer, es setzt sich in Realitäten um. Es ist ein offenes, nur noch von einer voreilig eingerichteten k. k. österreichisch-ungarischen Militärzensur gehütetes Geheimnis, daß unser „friedliebender" Verbündeter an der Donau bereits die Bajonette schleifen läßt. Die österreichischen Zeitungen dürfen Nachrichten über militärische Maßnahmen nicht mehr bringen. Aber die Briefpost bringt es doch nach Deutschland hinüber. Der Aufruf, der all die buntscheckigen Völker, die das Szepter Habsburgs nur noch lose zusammenhält, zum Kriege um ein Häflein an der Adria „begeistern" soll, harrt bereits in Tausenden von Exemplaren seiner hehren Bestimmung. „Oesterreich macht nicht mobil." Selbstverständlich nicht. Es hat nämlich schon mobil gemacht. Die auch heute noch in Wien trompeteten Friedensversicherungen finden nur noch in der einen Tatsache Bekräftigung, daß es dort zu Lande bald keinen Reservisten mehr gibt, der nicht schon einberufen ist oder Hals über Kopf angesichts des nahen Massensterbens seine Verhältnisse ordnet.

Das mächtige Oesterreich macht mobil, um das kleine Serbien zur Räson zu bringen. Setzt sich mit Italien und Frankreich dräuend ins Einvernehmen, weil dies Königreich in Taschenformat (Taschenformat im Verhältnis zu Oesterreich-Ungarn) sich im Streit mit der Türkei ein bescheidenes Guckfenster an der Adria erkämpft. Ein schnell entschlossenes, präzises Handeln, dessen militärischer Aufwand zu der Kriegsmacht des serbischen Gegners in natürlichem Verhältnis stände, das wäre vom Standpunkte Oesterreichs noch verständlich. Aber dies Sich-Einstellen auf einen Krieg im größten Stile, das ist das Unbegreifliche an Oesterreichs Tun.

Sagt sich niemand, daß man mit diesem Säbelgerassel, das sich, an dem Objekt des Streites gemessen, geradezu grotesk ausnimmt, erst die Möglichkeit eines europäischen Krieges, der noch gestern eine phantastische Absurdität schien, in unerhörter Leichtfertigkeit heraufbeschwört? Die Oesterreicher geben selbst zu, daß das offizielle Rußland den Frieden betreibt, daß aber -- im Zarenreich genau so wie in der Donaumonarchie -- eine kulturverlassene Kriegspartei am Werke ist. Sagt sich keiner, daß das kriegerische Gehabe, das der klerikal-militärische Klüngel um Oesterreichs Thronfolger jetzt in Szene setzt, den noch gestern ohnmächtigen russischen Kriegshetzern nur das Ansehen von Leuten geben muß, die mit ihrer Verdächtigung österreichischer Friedensliebe recht gehabt haben wollen? Die Oesterreicher mobilisieren, weil die Russen mobilisieren. Und die Russen tun das gleiche, weil die Oesterreicher so mit dem Säbel rasseln. Ein anmutiges Spiel. Aber kommt es wirklich infolge der durch diese Verhältnisse erzeugten Spannung zu einem allgemein europäischen Menschengemetzel, der Habsburger wird seine Hände vergeblich in Unschuld waschen. Am Anfang dieses europäischen Krieges, vor dem der Gedanke an den gerechten Zorn ihrer eigenen Völker die Regierungen bewahren möge, stände schon jetzt eine Mitschuld Oesterreichs als historische Tatsache fest. Wenn morgen der Brand zum Ausbruch käme, so kann und muß ihn eine leidenschaftslose

Digitized by Google

Betrachtung nicht nur auf das Schuldkonto Rußlands schreiben. Niemand wird begreifen, weshalb man nicht wenigstens den Versuch gemacht hat, die österreichisch-serbische Frage friedlich auf einer Konferenz aller Mächte zu erledigen. Weshalb man nicht Gewehr bei Fuß abwarten konnte . . . Und wie auch ein russisch-österreichischer Krieg ausgehen möge, immer wird auf ihm das Odium liegen, daß er vielleicht doch zu vermeiden gewesen wäre. Ein Krieg, nur in der Annahme geführt, daß bei der allgemeinen Konferenz, die im Anschluß an die Aufteilung des Türkenreiches doch kommen muß, nichts Ersprießliches herauskommen würde, wäre ein leichtfertiger Krieg. Eine Schuld vor der Menschheit und der Kultur, die selbst bei dem schließlich siegreichen Volke keine ehrliche Begeisterung aufkommen ließe.

Soweit die Menschheit ein Kulturgesicht hat, erstrebt man die Abschaffung der Kriege. Wir sind von diesem Idealzustand vielleicht noch durch Jahrhunderte getrennt. Wir wissen das. Aber bis zu dieser Stunde des so voreilig inszenierten österreichisch-russischen Säbelgerasselns glaubten wir, daß wenigstens für die Großmächte, die sich stolz die Zentren der Kultur nennen, heute ein Krieg das letzte und äußerste aller politischen Hilfsmittel sei. Aber in diesem Fall würde man sich über die natürliche Vorstation, die das Abwarten der Konferenzergebnisse wäre, einfach hinwegsetzen.

Man will (vernünftigerweise) für alle Fälle gerüstet sein. Aber kann man sich, um der Kriegspartei an der Newa nicht so in die Hände zu arbeiten, in Wien nicht auch etwas geräuschloser rüsten? Der österreichische Generalstabschef hat in Berlin mit dem deutschen Kollegen eine vorbereitende Besprechung gehabt. Die Situation erfordert es? Vielleicht. Aber wäre es nicht staatsmännisch weiser, eine solche Konferenz nicht mit solchem Aplomb in Szene zu setzen? Nicht politischer, sie sorgsam geheim zu halten, anstatt sie ostentativ in alle Welt hinauszuposaunen? Wer den Frieden liebt, rüstet zum Kriege. Aber wenn die Verhältnisse so weit gediehen, daß zwischen zwei mächtigen Bundesgenossen eine solche Beratung zwischen den führenden Militärs notwendig wird, heischte nicht gerade die Rücksicht auf die Kriegsmöglichkeit, daß der österreichische Generalstabschef sich gefälligst einen Bürgerrock anzog und seine Reise als Herr Schmidt unternahm. Statt dessen großes Trompeten, daß es ja kein Kriegslüsterner der Welt überhört.

Die Generalstabschefs der Verbündeten haben bereits konferiert, und hochbefriedigt ist Oesterreichs höchster Offizier nach Wien zurückgekehrt . . Gewiß, russischer Perfidie ist nicht zu trauen, und solange die Resultate der von den Russen gewünschten Konferenz nicht vorliegen, besteht die Kriegsgefahr ungemindert fort. Aber hörte man von Konferenzen zwischen französischen und russischen Generalstabschefs? Malt man in Paris oder in London den Bündnisfall an die Wand, wie man es jetzt täglich in Wien mit dem Hinweis auf Deutschland tut?

Bange machen gilt nicht . . Es wäre ein grausiger Witz der Weltgeschichte, wenn aus dem jetzt in Wien beliebten allzu demonstrativen Hinweis auf die Bereitschaft und das unbedingte Zusammenhalten des Dreibunds ein allgemeines europäisches Gemetzel entstände, noch ehe die Diplomaten Zeit hätten, an dem Resultat des Balkankrieges ihre vielgerühmte Kunst zu versuchen.

Rennwetten, Kultur und Volk.

Von

Dr. Ike Spier.

Vischer, der Unsterbliche, dessen „Auch einer" viel zu wenig gelesen wird, prägte 1867, als er in Baden-Baden Rennen mit ihrem ganzen Drum und Dran sah, folgende bittere Zeilen:

„Könnt' ich retten nur eine der Kreaturen, der armen
Aus der Peiniger Faust, gäb ich die Menschen darum,
Grafen, Barone und Lords, Sportsmänner und wettende Narren,
Mit dem sämtlichen Volk, welches den Schwindel beglotzt,

Digitized by Google

Möchten sie Arme und Beine nur brechen,
ein Gaul ist
Wahrlich immer noch mehr wert, als das
ganze Geschmeiß."

Man braucht nicht so unversöhnlich zu sein und kann doch im Prinzip derselben Idee Gefolgschaft leisten. Unsere Zeit ist zweifellos sehr vielgeschäftig und wir rennen mit Kino, Ausstattungsbühne, Lunapark, Reinhardtzirkusspielen, Verlagstheatern, Sensationsprozessen und dergleichen hehren Dingen atemlos im Kulturmarathonlauf mit, um nicht den Anschluß zu versäumen. Wir haben sogar berechtigte Aussicht, die Amerikaner zu schlagen. Vorerst sind sie uns aber noch durch Polizeikorruption, Heuchelei und Coney Island um eine Nasenlänge vor. Dagegen steht, wie bekannt, auf unserem Kreditblatte die kolossale Verbreitung des Pferdesportes und des Wettens mit all seinen Anhängseln.

Die Yankees, welche manchmal recht gescheite Einfälle haben, sind zum Schlusse gelangt, daß Wetten und Glücksspiel beim Pferdesport recht bedenkliche Konsequenzen für das Volk nach sich ziehen; sie haben deshalb, mit Ausnahme weniger Staaten, allgemein das Wetten in jeglicher Form verboten; nun scheinen in Deutschland, das gerne Gutes nimmt, woher es zu bekommen ist, diese Anschauungen keine Sympathie gefunden zu haben.

Bei uns nehmen der Pferdesport und das Wetten kolossal zu.

Es dürfte keinem modernen Menschen entgangen sein, daß der Staat mit großem Aufwand von Geld und Intelligenz die Pferdezucht fördert, aus militärischen Gründen, um die Qualität der Rasse zu heben, unserer Truppe gutes Material zu liefern, vorzügliche Reiteroffiziere im Rennen zu erziehen, auch die Nutztiere der Bauern usw. zu verbessern und dergl.

Um nun für die Gestüte erstklassige Produkte zu haben, die guten herauszuwählen aus der Masse des Vorhandenen, werden Rennen abgehalten; dort werden im Verlauf der Zeit unfehlbar die besonders zur Verbesserung der Rasse geeigneten hervortreten und so dann ihrem Zwecke zugeführt. Privatbesitzer und der Staat selbst bemühen sich gleicherweise, den Endzweck der guten Rasse (Pferde) zu verfolgen.

Es könnte in einem ketzerisch Veranlagten der etwas oppositionelle Gedanke entstehen, daß man eigentlich kein Geld für Tiere verwenden sollte, solange noch nicht die Menschen ganz zufrieden und in Vollkommenheit ihres Leibes im Daseinskampfe ringen, und daß die großen Summen, die man den Pferden spendet, besser den Menschen zufließen sollten; gewiß kann nicht jeder Fortschritt auf anderen Gebieten nur deshalb vernachlässigt werden, weil man einzuwerfen im Stande ist, die Menschen kommen zuerst; es lassen sich ja nebeneinander Vervollkommnungen auf verschiedenen Arbeitsstätten erreichen; aber wenn man die großen Gesichtspunkte hervorholt und zur Entscheidung solcher Fragen die Wertunterschiede heranzieht, so muß man gestehen, daß bei uns im Verhältnis zu dem, was für die Menschen aufgewandt wird, für die Pferde zu viel getan wird.

Aber auch diese Generosität gegen die Species equus caballus könnte noch ohne Kritik passieren, wenn sie nicht eine Menge von Anhängseln zu Pferdezucht und Pferdesport hervorbrächte, die das Endziel geradezu überdecken und die Nebenerscheinungen zu den Zentralpunkten des Interesses kristallisieren.

Beim Pferdesport nämlich wird der Sport nicht mehr die Hauptsache, sondern die Wette; die großen Züchter müssen selbstredend durch Rennengewinnste ihre Unkosten einzubringen suchen; wenn es da nicht geht, durch geschickte Wettmanöver; manche wetten und spielen nicht und opfern aus Passion ihrem geliebten Sport viel Geld; sie sind aber Ausnahmen.

Das Publikum nun, welches zum Rennen geht, besteht zum großen Teil aus absolut Unfachverständigen, aus „grünen" Laien; sie wollen nur wetten, verdienen, Nervenkitzel erleben und sich aufregen.

Um nun diese Sucht, diesen Spielteufel einigermaßen zu legalisieren, hat der Staat den Totalisator geschaffen; der Fiskus bekommt $16^2/_3$ % aller Wetteinzahlungen, so daß er ein ganz gutes Geschäft dabei macht, wenn auch

Digitized by Google

von diesem Geld für Rennpreise Beträchtliches ausgeworfen wird.

Neben dem Totalisator gibts den in England, Oesterreich usw. staatlich konzessionierten, bei uns nicht geduldeten Buchmacher, d. h. Privatunternehmer, die auf eigene Kosten Wetten annehmen und entweder nach Vereinbarung oder nach Totalisatorquote im Gewinnstfalle auszahlen.

Diese Buchmacher existieren natürlich trotz Verbot in Deutschland in Masse und treiben im Geheimen ihr ungesetzliches Geschäft; selbstredend zahlen sie nicht, wie der Toto, Steuer oder irgendwas dergleichen aus Einkommen, da sie ja ein solches nicht angeben; sie betrügen also den Staat; desto mehr wettet aber das Publikum bei ihnen, denn der Totalisator nimmt kaum Wetten unter 5 Mk. an, was vielen zu hoch ist; beim Buchmacher kann man ev. schon mit 30 50 Pfg. eine Wette anlegen, dann kann man bei dem Buchmacher im voraus, Wochen und Jahre vor dem Rennen zu bestimmten Bedingungen seinen Einsatz zahlen, sich größere Chancen sichern und, auch ohne täglich zum Rennen zu gehen, eine Wette abschließen, also immer seinem Triebe folgen; dann kommt als sehr wichtiges Moment hinzu, daß die unendlich vielen Rennen in Oesterreich, England, Frankreich usw. durch die Hilfe des Buchmachers vom Spieler „bewettet" werden können und so niemals die Gelegenheit zur Geldausgabe fehlt. Also der Buchmacher steht an Gebrauchsvariabilität und Vielseitigkeit weit über dem Toto und ist deshalb auch viel gefährlicher und beliebter.

Jetzt wird auch der Nichteingeweihte sehen, worin der Krebsschaden der Wetterei und des Buchmachers speziell liegt; man hat den Staat durch allerlei Argumente zu bewegen versucht, die Buchmacher zu konzessionieren, weil dann die Hunderte von Millionen, welche ins Ausland verwettet werden, insofern unserem Fiskus Nutzen brächten, als sie gerade wie am Toto versteuert werden müßten usw., jedoch der Staat verschließt sich den Sirenenklängen und bietet auch kein geneigtes Ohr dem Hinweis, daß doch Buchmacher nicht auszurotten wären und man besser aus der Not eine Tugend mache. Die Kehrseite der Medaille hat ein solch trauriges Gesicht, daß man die Ungewilltheit des Staates solchen Verlockungen gegenüber begriffe und verstände, wenn er, wie es in Amerika der Fall ist, sogar auch den Toto abschaffte. Es ist keine Phrase, wenn man sagt, daß viele Defraudationen der letzten Zeit durch Leute verübt wurden, die beim Wetten sich ruiniert haben; es bestehen überall, und besonders in den Zentralen des Sportes, ungezählte Existenzen, die sich vom Wetten und den damit verknüpften zweifelhaften Möglichkeiten, Geld zu machen, erhalten; es werden dadurch die Desperados der Städte gezüchtet, eine merkwürdige Schicht, die nicht wenig Individuen in sich begreift. Diese Leute kennen keine andere Beschäftigung als mit der Rennspielerei und sind deshalb für alle Ideen, die das nicht betreffen, apathisch; diese kulturell wertlose Außenseitermenge würde noch zu verschmerzen sein; aber damit ist nicht der Bereich der — polypenartig ihre Arme weit ausschleudernden — Wettgier abgesteckt; sie greift in die kleinen bürgerlichen Existenzen mit zerstörender Wirkung. Die Zigarrenläden, Friseurstuben, Budiken, mittleren Cafés und Restaurants sind die vulgären Stätten, wo man den Winkelbuchmachern den Obolus zahlt. Familienväter, Junggesellen, Fabrikmädchen, alte und frischverheiratete Frauen, halbwüchsige Burschen und Geschäftsdamen, sie sind am kleinen, sich durch Verluste summierenden Wettspiel beteiligt; die Gewinne bleiben aus und das „Loch im Boden" wird notdürftig gestopft, um dann immer größer zu werden.

Man entzieht alle diese Menschen fast systematisch ihrem Beruf, anderen geistigen Interessen, ruiniert ihnen ihr körperliches und seelisches Gleichgewicht.

Familien werden zerstört, die anständige Lebensführung bei einer Unmasse von Mittelstandsexistenzen untergraben, Habgier, Schwindel, rauschartige Sucht schnellen Reichwerdens usw. werden produziert; es ist kein Gerede, wenn man in dieser satanischen Wut, leicht zu verdienen und ohne Händearbeit schnell Geld zu erraffen, eine kulturell schädliche Epidemie

Digitized by Google

sieht; sie destruiert die ethische Konstitution der davon Befallenen, stülpt ihre Anschauungen von Ehre und Anstand um, raubt ihnen die Hemmungen der guten Wohlerzogenheit, kurz, läßt alle bösen Instinkte üppig wuchern, so daß die besseren Triebe überlagert werden, ohne daß auch nur ein Entgelt für diesen Raubbau an der Volksgesundheit irgendwo zu sehen wäre.

Wenn man an einem Wettag am Totalisator das lebensgefährliche Gedränge beobachtet, aller derer, die zwischen 3 und 1/26 Uhr ihr Lebensglück schmieden wollen, so wird man von einem Gefühl tiefen Mitleids erfaßt; gierige Züge, verzerrte Gesichter, glühende Augen, heftige Bewegungen, und die ewige Lüge auf den Lippen; Uebertreibungen der Gewinnste, Verleugnung der Verluste, Versuche, beim anderen Neid zu erwecken und dergl. können da ihre ideale Kombination feiern; das evtl. gewonnene Geld fliegt am Abend in künstlich angestachelten Freuden über den Tisch der Bar und des Ballhauses oder so ähnlich.

Es ist eine ungesunde Entwicklung, die uns diese Art undeutschen Lebensgenusses gebracht hat; es ist leicht, durch Detailschilderung das Bild noch mehr zu vertiefen, noch eindringlicher auszumalen; sapienti sat.

Was soll man dagegen tun?

Sind Totalisator und Wetten notwendig? Man weiß erfahrungsgemäß, daß ein Verbot des Totos und der Wetterei absolut gleich der Erwürgung des Sportes ist; man wird abwägen müssen, ob die gezeichneten Schädigungen, welche das Volk durch Spiel und Toto erleidet, nicht tiefer in das Wesen und die Daseinskraft der Nation greifen, als ein Nichtvorhandensein von Rennen.

Man wird selbstredend die überall schon gehörten Einwürfe machen, daß es nicht so schlimm sei, daß der Spielleidenschaft bestehe und eben am besten durch Toto legal reguliert werde, daß eine Abschaffung dieser Möglichkeiten böse Konsequenzen haben würde.

Ich glaube, diesen Entgegnungen sind die absolut idealarmen Menschen. Wem noch ein Funken Optimismus erhalten geblieben, der kann nicht zweifeln, daß durch eine allmähliche rationelle Verminderung der Totalisator und Spielgelegenheiten ein Uebergang zu gesunderen Verhältnissen geschaffen werden kann.

Man braucht kein Feind der Rennen zu sein, und kann doch glauben, daß Menschenglück und Volksgesundheit, Kultur und Ethik nicht eher leiden müßten, als eventuell die Pferdekultur.

„Panem et circenses" hörten wir als den mißtönenden Schrei einer degenerierenden römischen Masse; manche behaupten, daß unsere Zustände beginnen, sich in vielen Eigenheiten mit denen im Rom des Niedergangs zu treffen; Geburtenrückgang, Perversionen, soziale, klaffende, fast unüberbrückbare Gegensätze und dergleichen. Die Rennwut und der Pferdekult scheinen ein in diesen Komplex gehörendes Symptom zu sein.

Es ist nicht leicht, hier gesunde Verhältnisse zu schaffen, aber der Staat muß in Erkenntnis der Wichtigkeit des Problems Mittel und Wege finden, die das weitere Umsichgreifen volksschädlicher Gewohnheiten verhindern.

Johannes V. Jensen.

Von

Will Scheller.

„Ich bekenne mich zur Wirklichkeit, ich bekenne."

J. V. Jensen.

Optimismus, das ist heute, wo jede kulturelle Wandlung nur unter allzu sichtbarem Absondern trauriger Schlacken vor sich geht, das Bekenntnis einer ungemeinen Kraft im Individualgefüge, das Bekenntnis einer wurzelfesten, in sich selbst starken Gesundheit und eines überragend lichtvollen, gut ventilierten Intellektes. Wo zweifellos vortreffliche Geister sich abwenden, von überkommener Gefühlsenge behindert, weiterzuschreiten, gerade da zu frohlocken, gerade dann über die Dinge, wie sie immer seien, in glückliches Erstaunen zu geraten, das ist nicht mehr Literatur, das ist mehr sogar als geistige Höhe. Aus allem, was geschieht, das unzerstörbar Gegenwärtige, das Wirkliche, also das Wesen, welches mit gut oder böse nicht mehr bekrittelt

Digitized by Google

werden kann, mühelos, geradezu naiv herauszufühlen, und im Sinne einer geläuterten Zukunft auszulegen, dieser Mangel an Haß, dieser Ueberschwang von Liebe, das alles ist mehr als Künstlertum, das ist eine Kuriosität, das ist persönliche Menschenwürde. „Es gibt nur eine Freude, die von Bestand ist: die gesegnete Erde von neuem zu erblicken." Das ist solch ein Wort aus der Tiefe eines Herzens, das, von keiner Konvention beengt, das Ausströmen und Einströmen des eigenen Blutes als den Pulsschlag der gesamten Welt empfindet, eines Herzens, das zu sehr mit Leben angefüllt ist, als daß es auch nur dem Anhauch krankhafter Selbstpflege gestatten könnte, seiner Atmosphäre nahe zu kommen, welche ein Boden ist, weniger geeignet zur Kultur blasser Seelenblüten, als vielmehr zum selbständigen Entwickeln kraftvoller Gebilde, lebhafter Symbole eines neuen Menschentumes.

Wie steht es nun mit diesem vielgerühmten neuen Menschentum, was ist es, wie verhält es sich mit dieser hoffnungsvollen Redewendung? Es möge erlaubt sein, daß die bezeichnendsten Eigenschaften davon konstatiert werden an einem Repräsentanten, dessen Hauptmerkmale im Vorhergehenden panegyrisch gestreift wurden, an dem dänischen Dichter Johannes V. Jensen.

Es handelt sich indessen um nichts weniger als um einen Literaten; von einem Dichter soll gesprochen werden. (Wer aber des Glaubens ist, daß nunmehr Aesthetika getrieben würde, der lese bitte nicht weiter.) Es ist hier zunächst zu reden von einer Traditionslosigkeit des Gefühls ohnegleichen, einer Unverkümmertheit des ethischen Horizontes, wie sie immer nur gewissen Geistern von mehr universalem Charakter eigen gewesen ist. Dieses Bewußtsein ist so vollkommen rein von belastenden, gewohnheitsmäßig mitgeschleppten guten Lehren, daß es zu einer Allseitigkeit des Blickes gekommen ist, von sich selbst her, ohne besondere Hemmungen, gleichermaßen von Natur aus hingefunden hat zu einer Höhe der Weltbetrachtung, die nichts mehr von dem zuläßt, was wir Stückwerk zu nennen hätten. Dieser Blick in die Welt, dieses übrigens minutiöse Hindurchsehen durch die eigene Individualität in den Reichtum des wirklichen Daseins ist bei diesem Dichter mit solcher Deutlichkeit zu bemerken, daß es als ein grundlegendes Element seines Wesens betrachtet werden kann. Und hinzukommt eine bewunderungswürdige Tragkraft der Phantasie, deren Definition jeder sich selbst aus der Lektüre heraus bilden mag.

So ist Johannes V. Jensen, der Däne. Seine Begeisterungsfähigkeit, die sich an Problemen jeder Art und an Landschaften, Menschen, Maschinen austobt, seine Vorurteilslosigkeit, welche ihm gestattet, alles zu verstehen, alle Dinge mit dem heitern, ungetrübten Empfinden ihrer Existenz zu betrachten, sind geradezu phänomenal. Dabei verfügt er über ein Gefühl der Gegenwart, das von einer unvergleichbaren Intensität ist; er lebt aber wie er lebt, wie er sich seines Daseins bewußt ist und des Daseins von abertausend anderen Wesen bewußt ist, das ist eben das Wunder. Und diese Intensität des Gegenwartgefühles wird ins nicht mehr zu Steigernde gesteigert durch den Gedanken der Entwicklung, welcher ein Bestandteil des Jensenschen Blutes ist und von der Vergangenheit aller Wesen durch das Individuum Jensen zu der Zukunft aller Wesen führt. So erfaßt er das Leben, so tief sieht er und so hoch vermag sein urlebendiger Blick ihn zu tragen.

So tief wurzelt Johannes V. Jensen im Leben und so hoch über diese Wirklichkeit hinaus geleitet ihn sein Dämon, das heißt, seine Gesundheit, die Harmonie, welche seinem Wesen innerst zu eigen ist, daß in ihm das schöpferische Moment ganz von selbst zur besonderen Kraftentfaltung gelangen konnte. Die Lebhaftigkeit des Weltbildes erzeugte naturgemäß die unbändige Lust, das Geschaute nachzubilden, in eigener, neuer, wirklicher Sprache auszusprechen, das Leben, wie es ist, zwischen die Hände zu bekommen und sein Herrscherbewußtsein an ihm auszulassen, vielmehr an sich selbst auszulassen und das Leben durch die eigene Individualität hindurchzuleiten, ohne ihm Gewalt anzutun, ohne ihm eine wesensfremde Tendenz moralischen oder theologischen Charakters aufzukleben. Jensen vermag das, denn

Digitized by Google

er ist freigeboren, er ist ein Aristokrat mit ganz neuen Privilegien; sein Adel besteht nicht in irgendeinem Geschwächtsein des Blutes, sondern in einem unglaublichen Wohlbefinden des Blutes, in dem klaren Bewußtsein eines allgemeinen Gefühles der Welt, in dem Bewußtsein der unzerreißbaren Beziehungen, welche zwischen ihm und dem Dasein des Gesamten von gestern, heute und morgen unverwischbar bestehen. Aber er ist beileibe nicht so etwas wie ein „Naturalist", es ist nicht seine Art, die Transpiration vulgarisierter Laster zum einzigen Gegenstand grimmiger Betrachtungen zu machen. Er liebt vielmehr über alles die Symbole, er tut sich zuweilen etwas zugute darin, sich selber in ein Gewirr von Sinnbildern zu verstricken, je krauser desto besser, und es ist ergötzlich, zu bemerken, wie er schließlich nicht mehr herauskann und eine ganz persönliche Freude an seiner eigenen Hilflosigkeit hat. Vor allen Dingen aber ist er natürlich Erzähler, und er kann glühen, beinahe platzen vor Mitteilsamkeit. Sein Gedächtnis ist ganz überladen mit den Gesichtern des Lebens, die Beweglichkeit seines Blickes verschaffte ihm einen ungeheuren Reichtum an Farben, an Tönen und an Zusammenstellungen beider. Eine fast beispiellose Beherrschung der sprachlichen Mittel gestattet ihm, durch die Auffassung alles Wesentlichen zu einer Bildkraft zu gelangen, die ihresgleichen sucht. Und bei allem fiebert in ihm die Notwendigkeit, der Drang, zu verkünden, kraft seiner Erfahrung von dem unerschöpflichen Werte des Daseins zu reden, sein selbstbewußtes Weltwissen veranlaßt ihn gelegentlich zu didaktischen Erregungen, deren Lehrhaftigkeit ganz verschwindet vor der ihnen innewohnenden Glut, vor diesem Feuer, welches in jedem Worte Jensens mehr oder weniger lebhaft zu bemerken ist.

Es ist nur ein Glück, daß der Wert künstlerischer Hervorbringungen nicht von dem Eindruck abhängig ist, welchen sie auf bourgeoise Gemüter machen; sonst würden solche überragende Werke wie zum Beispiel die beiden amerikanischen Romane J. V. Jensens vergeblich geschrieben sein; aber, wie gesagt, das sind sie glücklicherweise nicht. Vielmehr ist festzustellen, daß es heute kaum einen Autor von so hohem künstlerischen Range gibt, der so gut mit dem gesamten Erfolge seiner Produktion zufrieden sein kann, wie dieser dänische Dichter. Es liegt ja auch schon ein allgemeines Interesse in dem Stofflichen begründet, es ist unumgänglich, daß man sich näher bekannt macht mit einer Aeußerung, welche die ganze Welt in ihrer Lebhaftigkeit spiegelt und aufs getreueste reproduziert, indem sie, vorurteilslos und mit gewissenhafter Verständlichkeit auf die in der Gegenwart wirkenden Kräfte hinweist und aus ihnen und ihren Wurzeln das Zukünftige glaubhaft zu deuten sich unterfängt.

Und dennoch ist hier kein kaltblütiger Materialist am Werke. Hier hat man es mit einem Romantiker zu tun, der ein prächtiges, überall entwickeltes Gehirn hat, zugleich mit einem Giganten des Intellekts, der seine ganze Kraft von nichts anderem in Anspruch nehmen läßt als vom dichterischen, diesem Klotz am Bein des intellektualen Draufgängers, der sich infolgedessen als Dichter so gewaltig austoben muß in seinem dionysischen Weltgefühl. „Bücher sind dazu da, um auf den Reichtum des täglichen Lebens aufmerksam zu machen, auf die Mannigfaltigkeit und den ganzen unerschöpflichen Urwert; und wenn sie das tun, sind sie selbst das Dasein, das wert ist, erlebt zu werden." Wahrhaftig, das tun sie, die Bücher von Johannes Jensen, auf was nicht alles machen sie aufmerksam. Und wie lebendig pulst in ihnen das Dasein, welches „wert ist, erlebt zu werden". Der Dichter beweist, daß dieses Dasein des Erlebens wert ist. Er mag in noch so schmutzigen Löchern gesessen haben, mag sich noch so tief in den Primitivismus der Wilden Indiens versenkt haben — wenn er herauskommt, kommt er immer als der heraus, als welcher er hineingegangen war, nur um vieles reicher — denn er versteht es, das Dasein zu erleben. Die Skrupellosigkeit, mit welcher er an alle Dinge herangeht, ist entzückend, sie weht als ein erfrischender Wind freiheitlich durch das Dickicht seiner Erzählungen und um das Herz des Lesenden, dem er einen neuen Begriff von der Welt und vom Leben bilden hilft. Ja, dieser Dichter ist ein

Digitized by Google

Helfer, ein Mensch voller Einsicht und Güte. Es gibt nichts, was er übersehen könnte, keine Bewegung entzieht sich seinem Blick, und deshalb ist Gerechtigkeit in seinem Wesen und eine seltene menschliche Würde.

Schon die Art, wie er die Dinge nimmt und hinstellt, hat etwas Vertrauenerweckendes, zeugt von gutem Gewissen: so war der Kerl, so hat er gelebt und so hat es um ihn herum ausgesehen. Das ist die einfachste und die vornehmste Formel eines Erzählens, dessen höherer Grad eben in der besonderen individuellen Betrachtungsweise der Gegenstände seinen Ausdruck findet. Und die Jensensche Betrachtungsweise ist nun gerade so ganz außerordentlich, so ganz von allem literarischen Beiwerk sauber, daß ihr ein Prädikat zuerkannt werden muß, welches den Dichter bei seinen eminenten künstlerischen Fähigkeiten ein für allemal als den bezeichnet, der er ist, als einen Klassiker. Das heißt, Jensen ist, neben anderem, in seiner Betrachtungsweise genial.

Und dieser Dichter (dem die Wahrheit immer vor Augen ist, „daß jede Wirklichkeit mit einem Traum beginnt", mit einer Sehnsucht, einem unaussprechlichen Drang zur Wandlung anfängt, daß so sich Traum und Dasein unentwirrbar verweben in einer Weise, die allen Begriffen den Atem nimmt), dieser Dichter ist zugleich, von seiner Erkenntniskraft erhoben, selber der erste neue Mensch. Er, der in seinem „neuen Mythos vom ersten Menschen" sein Kostbarstes gegeben hat, er, der dieses ausspricht: „alles, was neu ist und was besteht, beginnt in Liebe", er, in dessen Erotik mehr Sittlichkeit ist als in der gesellschaftlichen Moral von ganz Europa er ist in seiner Schöpferweisheit und in seiner ganzen erdenhaften Menschlichkeit selber der erste Repräsentant eines neuen Weltbürgertums, eines Kosmopolitismus, welcher der Gegenwart huldigt und der Zukunft Hymnen bringt. Johannes V. Jensen ist Pangermanist κατ'ἐξοχήν, und wenn wir ihn hören, können wir da vielleicht anders als immer von ganzem Herzen zustimmen? Er spricht nicht von Amerika, von den Maschinen, von den neuen Humanisten, er singt von ihnen, er kann gar nicht umhin, und seine Propaganda für die Vereinigten Staaten ist etwas unsagbar Wundervolles, etwas, das jeden mitreißt, der noch Bewegungsfähigkeit im Innern hat. Lebendige Gegenwart sprüht aus jedem Wort, das Jensen sagt, es ist Musik in diesen Sätzen, die so tief bezaubern können. Und über allem hingebreitet ist ein kühnes Lächeln, ein Lichtstrahl von einem nie befleckten Sinn der Schönheit und einer ungetrübten Wissenschaft. Johannes V. Jensen ist ein reiner Heide.

Aus Berliner Theatern.

Meister Anton und Michael Kramer.

Steinern stehen sie beide da, hinter der härtesten Kruste den Kern ihrer fühlenden Seele verborgen. Meister Anton sagt es selbst, daß er die Stacheln, die einst sein Inneres verletzten, alle nach außen gekehrt hat und nun wie ein borstiger Igel dasteht. Und daß Meister Kramer hart ist und schwer zu erreichen, das sagen selbst die, die ihn lieben. Hart sind sie, allzu aufrecht und sicher ihres Weges - und die eigenen Kinder gehen an ihnen zugrunde. Daß Klara an ihrem Vater stirbt, ist gewiß. Stirbt Arnold Kramer an seinem Vater? Vielleicht. Er selber sagt es: „Ich habe diese Pflanze vielleicht erstickt. Vielleicht habe ich ihm seine Sonne verstellt; dann wäre er in meinem Schatten verschmachtet." — Allzu steinern stehen die beiden da; nordische Menschen, die fühlen gelernt haben, daß jenes schöne Sich-gehen-und-treiben-lassen, das den Italiener adeln mag, in ihrer Welt nur das Stichwort einer sehr häßlichen Verlumpung wäre; so haben sie ihre Existenz auf Haltung, wohlverschlossene Festigkeit und unbiegsame Pflichterfüllung eingestellt, und sind zu Menschen geworden, sicher vor allen Gefahren der Auflösung. Aber nicht sicher vor der anderen großen Gefahr, der Gefahr der Verhärtung und Erstarrung. In den so scharf gezogenen Kreis der Persönlichkeit und der Pflichtenerfüllung dringt nicht immer genug vom frischen Quell der Natur, und die gehegten

Digitized by Google

Lebenssäfte drohen in Hochmut und liebloser Gerechtigkeit zu stagnieren.

Meister Antons Schwur, der das eigne Leben als Pfand an die Ehre der Tochter knüpft, jagt die arme Klara auf den Weg des Todes, und Michael Kramer jagt schließlich den Sohn auf den gleichen Pfad. „Geh! Geh! Mich ekelts! Du ekelst mich an!" Freilich, die Unterschiede zwischen diesen beiden nordischen Männern bleiben groß und auffällig. Sie sind schon darin angedeutet, daß der Meister in Hebbels „Maria Magdalena" ein Tischler — Hauptmanns „Michael Kramer" aber ein Maler, ein Künstler ist. Bei aller Verwandtschaft im Lebensgefühl und im Lebensrhythmus trennt sie das Niveau ihrer Bildung, ihrer sozialen und geistigen Uebersicht. Meister Anton ist ganz in den Ehrbegriff seines Bürgerstandes eingebunden und macht sich deshalb „von Leuten abhängig, die schlechter als er" sind. Dem Michael Kramer ist Gott alles, aber der Pastor nichts. Und ist es der letztere Punkt, der ihn so stark von dem Hebbelschen Meister unterscheidet, der, wie für alles, so auch für seine Religion sehr fest geprägte Formen braucht. Es sind deshalb weniger äußerliche, mehr geistige Pflichterfüllungen, die Kramer von seinen Kindern verlangt (mit gleicher unbeugsamer Härte freilich), und deshalb stehen Meister Antons unglückliche Tochter und sein trotziger Sohn in besserem Lichte vor uns, als der verstockte und verbitterte Arnold Kramer, der sich nicht nur den Formen, sondern schon den Elementen eines ehrenvollen Lebens zu entfremden scheint. Deshalb aber kommt Hebbels trotziger Meister nicht weiter wie zum Nichtverstehen der Welt, zu der bitteren, ganz unfruchtbaren Ansicht, daß seine Art, zu leben, doch offenbar als Norm alles Lebens nicht bestehen kann. Meister Kramer aber kommt aus sich hinaus, gewinnt an der Leiche des Sohnes die ganze Gefühlsweite seines Dichters Hauptmann und bekennt sich — obschon auch er die Welt durchaus nicht versteht — zu einer willigen Hingabe an ihre liebevoll treibende, wunderbar ins Ungewisse führende Kraft.

Hebbel ist der Tragiker, für den nur das unlösbare Problem der Beachtung wert ist, dem sich das Weltgesetz erst im Zusammenschlag der ewig unvereinbaren Grundkräfte offenbart und der hier die furchtbare gefährliche Einseitigkeit des Lebens zum erstenmal im Bilde bürgerlicher Gebundenheit auffing. Hauptmann aber ist hier der große Lyriker, der aus dem schwer und schwarz gefühlten Druck unserer Gebundenheit den Aufschwung der freien Seele leuchtend genießen will. Wie dem sterbenden Hannele durch seinen Traum, so baut er dem toten Arnold durch seines Vaters Gefühl noch einen Himmel auf. — Hebbels Natur muß durch geistige Linien sehr scharf begrenzt, Hauptmanns durch Gefühlsströme unendlich erweitert werden.

Unter diesem Gesichtspunkt wünschte man, die beiden bedeutenden Darstellungen, die diese beiden größten Bürgergestalten norddeutscher Dramatik kürzlich in Berlin gefunden haben, vertauschen zu können. Albert Bassermann, der in den „Kammerspielen" den Meister Anton gab, schenkte der Gestalt mehr Natürlichkeit, mehr Leben als sie je gehabt hat aber vielleicht auch mehr als sie vertragen kann. Er hatte zärtliche Anwandlungen und jähzornige Ausbrüche und hundert feine Nuancen. Aber die starre geistige Einheit der Gestalt litt unter soviel Natur, und am Schluß blieb denn auch nicht wie Hebbel es will, der steinerne Riese „sinnend stehen", sondern Bassermanns Meister war dicht an einem sehr gefühlvollen Zusammenbruch. Seine allzu reiche Menschlichkeit verfälschte die Größe der Gestalt. Bassermann hat nie begriffen, daß weniger mehr sein kann, und daß eben ein Mangel an Naturreichtum Vorbedingung einer erschütternden geistigen Größe sein kann. Deshalb war sein Meister Anton sehr wirksam und ziemlich falsch. — Umgekehrt gab Albert Steinrück im „Kleinen Theater" den Michael Kramer prachtvoll in der Schwere und Härte seines verhaltenen Gefühls und in dem Schmerz und Zorn des Mannes, der die eigenen Ideale vom eigenen Blut verraten sieht. Nachher wenn des Dichters Totenklage und Lebensweihe durch Michael Kramers Mund strömen soll, blieb Stein-

Digitized by Google

rück ein prachtvoll schwerer, gütiger alter Mann. Hier sollte die Seele über alle Konturen der Gestalt hinwegfluten, das freie Gefühl des Künstlers in der Natur spielen — aber hier litt unter der strengen physiologischen Einheit der Gestalt die geforderte schrankenlos hinschwärmende Natur. — Wenn wir nicht noch den ganz unvergleichlich wunderbaren Oskar Sauer hätten, dessen Seele alles Körperliche wie Zunder aufzubrennen vermag, so wäre wahrscheinlich heute Bassermann mit seinem verschwenderischen Gefühlsreichtum, mit der wundervoll spielenden Melancholie seines Organs der beste Michael Kramer. Und ganz bestimmt ist neben Friedlich Kayßler etwa Albert Steinrück, dessen schwere, gerade Westfalenart sich am Münchener Hoftheater erst ganz frei gespielt zu haben scheint, heute der denkbar vollkommene Hebbelspieler. Heute aber gab es nur zwei sehr ruhmeswürdige schauspielerische Leistungen, die von einer vollkommenen Darstellung der dichterischen Figur doch entfernt blieben.

Was das übrige der beiden Aufführungen betrifft, so ist zu sagen, daß Barnowski als der künftige Herr des Lessing-Theaters, die Fähigkeit Hauptmann zu spielen durchaus erwiesen hat, und daß Felix Holländer seine Hebbelaufführung mit sehr klugen Nuancen versehen hatte, die die Monologe verdeckten, die Dialoge lebhafter machten, und durch die das Stück entschieden wirksamer — aber keineswegs Hebbelscher wurde. Erwähnt muß dann aber noch werden, daß als Meister Antons Klara nach langem wieder Lucie Höflich auf der Bühne stand — nach ach wie langer Zeit unter den witzigen und graziösen Lemuren der Reinhardtschen Bühne wieder ein weiblicher Mensch, eine Natur. Es soll deshalb nicht davon die Rede sein, daß sie so wenig wie eine ihrer mir bekannten Vorgängerin, den die rechte Klara spielte — die harte Tochter ihres Vaters, die durch eine völlig lieblose Hingabe aus purem Trotz, aus lauter Selbstgerechtigkeit ihr Schicksal herbeiführt — es soll nur dankbar verzeichnet werden, wie erschütternd die stillen und starken Laute aus dieser sanften Seele kamen, und wie glücklich wir waren, solch eine Natur voll Reinheit und Kraft sich wieder in den Zeichen der Schauspielkunst vor uns entfalten zu sehen.

Julius Bab.

Filmzensur.

Die Zensur ist und bleibt eine Tyrannen-institution ohne Sinn und Berechtigung. In politischen Sachen vertritt sie das Interesse der Regierung, in Sachen des guten Geschmackes aber vermag sie mit ihren kleinlichen Verboten den herrschenden Richtungen nicht das Geringste anzutun.

Manchmal ist sie in ihrem „dunklen" Drange auf richtigen Spuren. Aber auch diese Ausnahmefälle sprechen nicht für die Zensur. Die rohe, kunstwidrige Geschmacklosigkeit heißt in ihrer Begründung das eine Mal „Verstoß gegen das religiöse Gefühl", das andere Mal „Verletzung der guten Sitte", das drittemal „Störung der öffentlichen Ordnung".

Doch wäre es ein recht ungeschicktes Manöver, eben mit diesen Ausnahmefällen, in denen die Zensur mit hochtrabender Motivierung haarsträubende Verirrungen des Geschmackes totschlägt, die Zensur totschlagen zu wollen. Sie verbietet fast alltäglich ernste Kunstwerke wegen angeblicher „Unsittlichkeit". Sie wittert in allen von edler Ueberzeugungskraft und gesunder Satire durchdrungenen Dramen eine Gefahr für die Staatsordnung. Haben wir da nötig, sie anzugreifen, wenn sie sich gegen die üblichen Kinodramen ins Zeug legt?

Das „Agitationskomitee der kinematographischen Fachpresse" scheint die Presse zu so einem Angriff mißbrauchen zu wollen. Sie hat jetzt deren Vertreter in einige dieser verbotenen Kinoherrlichkeiten Einsicht nehmen lassen. In letzter Zeit macht der Kino verzweifelte Anstrengungen, sich auch mit der ernsten Presse zu vertragen. Bald belästigt er uns mit „literarischen", bald wieder mit „verbotenen" Presse-Filmvorführungen. Doch ist er mit seinem Versuch, den Haß der liberalen Presse gegen die Zensur für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen, tüchtig reingefallen.

Digitized by Google

Wir kennen die Kinodramen zur Genüge. Sie sind alle zum Verwechseln gleich: sensationslüstern, roh, rührselig und unaussprechlich geschmacklos. Der Menge gruselt es bei ihrem Anblick. Sie windet sich, heult, tobt, ihr ganzes Gefühlsleben kommt in Aufruhr, und sie kann ohne diese Art geistiger Nahrung nicht mehr bestehen. Der reifere Geschmack kann über diese Kientoppdramen nur lachen.

Auch wir haben bei der Pressevorführung „verbotener" Films im Berliner „Unionstheater" gelacht, und auch wir haben uns — entrüstet. Da gab es eine mysteriöse Schloßgeschichte mit Versenkungen und unterirdischen Schauerszenen. Da ist Gottfried Kellers zartsinnige Legende „Die Jungfrau und die Nonne" zu einem abgeschmackten Schundwerk „verfilmt". Gewiß, die Zensur klammerte sich an das Nebensächliche. Bald entdeckt sie ein Skelett, dessen Anblick unserer „Gesundheit" schaden könnte, bald ein Attentat gegen die Religion, bald wieder „unzüchtige" Tendenz.

Es läßt sich nicht leugnen: es war ein bißchen gruselig, es verletzte ein wenig den frommen Glauben und — last not least — auch die gute Sitte. Aber auch der gute E. T. A. Hoffmann jagt uns mitunter Grauen ein. Goethe ist in seinem „Faust" den Pfaffen gegenüber nicht besonders liebenswürdig, und gegen die „gute Sitte" im Sinne der Polizei hat sich schon Altmeister Ovid vergangen. Man hat es diesem Herrn verziehen.

Auch dem Kientopp wollen wir seine kleinen Seitensprünge verzeihen. Denn ausgewachsene Staatsbürger können 'mal eine kleine Lüsternheit, auch etwas Schauern usw. ganz gut vertragen. Aber die Form, die Form. Wie könnten wir dem Kino die von der Polizei nie verbotenen Geschmacklosigkeiten verzeihen?

Wir wollen gegen die Zensur, aber auch gegen die Verirrungen des Kinowesens weiter redlich kämpfen. Und wir sind nicht im mindesten geneigt, mit einem Angriff gegen das Unwesen der Zensur zugleich die unsaubere Spekulation der Filmfabrikanten in Schutz zu nehmen.

Gustav Eréñyi.

Aus der Reichshauptstadt.

Jaurès spricht.

Der Sachverhalt: Jaurès, der französische Parlamentarier und Sozialistenführer, erklärte sich in einer öffentlichen, von Schutzleuten umstellten, von einer unüberschbaren Menge gebildeten Berliner Versammlung für den Weltfrieden. Der Berliner Polizeipräsident, Herr von Jagow, rüstig und rührig — er hat soeben ja sogar den Stuhl mit der weißen Schürze, der bisher vor Berliner Metzgereien das Vorhandensein von Pökelkamm oder frischer Wurst feststellte, als gar zu demonstrativ entfernt —, hatte als Ersatz für diese Maßregel dem französischen Redner einen andern Stuhl vor die Türe gesetzt und ihm verboten, in seiner Landessprache rednerische Ethik zu treiben. So sprach Jaurès deutsch mit seinen Hörern. Und er tat es gründlich . . . . .

Als der Franzose an der rechten Ecke des kleinen Holztischchens sitzt und ab und an das Zuckerwasserglas an die Lippen führt, zeigt seine Erscheinung nach außen hin zunächst ausgesprochen germanische Motive. Ein graubärtiger, schwerer Kopf stützt sich auf dicke, im Genick sich kräuselnde Halsmuskeln: eine wuchtige, untersetzte Gestalt, die der weite, kurz abgeschnittene Cutaway locker umhängt, zeigt in ihren nachdrücklichen, plump robusten Bewegungen (etwa in der Haltung der niedergesenkten Schultern) nichts von dem Gesten-Elan südlicher Rassen. Dann aber, wenn man die Physiognomie beobachtet, wie sie neben den ganz harmonisch beruhigten Gesichtern der deutschen Kameraden auf das rednerische Angriffssignal wartet, sieht man es, spürt man es doch in allen Fibern dieses Antlitzes wetterleuchten. Man wird vom bloßen Zusehen nervös: und es wird zwischen diesem gleich einer Bogensehne straff gespannten Manne und dem Aufpasser im voll gefüllten Saalparkett sogleich ein fester, zitternder Kräftekontakt hergestellt, wenn man in diese Adleraugen sieht, die unter der hoch gewölbten Stirn und der brüsk aufgerichteten, eisgrauen, kurzen Haarbürste dem im Grunde bürgerlichen Gesicht etwas Königliches geben. Diese Augen — ich muß es schon mit den Worten jenes Schiller sagen, dessen Temperamente denen des Jaurès so nahe verwandt sind — fliegen jetzt schon werbekräftig durch die Versammlung, legen jeden, dessen Blick ihnen begegnet, fest an die Kette instinktiven Interesses: und sie haben doch zugleich auf ihrem tiefsten Grunde auch jene Nuance des Prüfenden, Abwägenden, mit

Digitized by Google

der ein edles Pferd vom Start aus die Entfernung abschätzt, die es demnächst ohne jedes Furchtgefühl im rasenden Lauf durchmessen wird. Man spürt: der ganze Gefühlsinhalt dieses Mannes, dessen in langjähriger Praxis erworbene Routine von dem Beben des Moments völlig aus den Angeln gehoben ist, wartet in diesem Augenblick auf den Zeiger der Uhr, der seine Temperamente losbindet: auf die Worte: „Jetzt .... jetzt ... los“: und das mechanische Schlürfen am Wasserglasrande, die kurze, typische Geste des Kopfes oder das lazzaronihafte Schnippen der Finger auf leise Anfragen der Nebensitzer, das alles sind nur Beruhigungsmittel gegen das Andrängen der Leidenschaft, die, von seiner Rasse gezeugt, von seiner Veranlagung vermehrt, diesen gereiften, stämmigen Mann im Moment bis obenhin füllt. .....

Die Entschuldigung Jaurès: „Wenn ich durch einige Fehler die Majestät der deutschen Sprache beleidige, so werden Sie diese Fehler nicht i n m e i n e m Sündenregister anstreichen“, war unnötig. Denn gerade diese Unsicherheit auf einem wohl geistig, nicht aber dialektisch beherrschten Terrain; gerade die gewaltsame Sehnsucht, seinen schlichten Zuhörern über die Schranken sprachlicher Abstände hinwegzuhelfen, brachte in das Gebäude dieser Rede den letzten zündenden Funken; einen Elan, der auch die ungefügsten Worte, Sätze, Konstruktionen, Betonungen glättete, noch bevor sie an das Ohr des atemlos Lauschenden gelangt waren. Jaurès steht vorn an der Rampe, von der man die seine Bewegungswünsche beschränkende Rednertribüne (mit welcher er vielleicht, ganz ohne böse Absicht, im Drange der Leidenschaften doch auf die Gäste der ersten Saalparkettreihe ein Wurfattentat unternommen hätte) vorsorglich entfernt hat. Er ringt zunächst mit der „deutschen Spraak“ wie der Patriarch mit dem Erzengel. Immer wieder muß er zur Unterstützung der gespreizten rechten Hand, mit der er unter die Schlagworte die betonenden Striche setzt, die in der Hosentasche oder auf dem Rücken geballte, rote und kräftige, linke Hand hinzuziehen: immer kommt dann das starke Bild zum Vorschein, in dessen Mitte Jaurès vor seinen Hörern steht (mit von innerer Aufregung leicht gekrümmtem Rücken) und mit den zehn Fingern die Worte wie aus einem unsichtbaren Ton herauszukneten, sie in der Luft plastisch zu formen scheint. Aber bald wird er freier, sicherer. Er fühlt aus tausend Blicken, aus dem Fluidum, das gleich einer Hitzwelle zu ihm emporschlägt, daß man hinter seinem zerklüfteten Deutsch den großen, philantropischen, kulturfreundlichen Sinn seiner Weltanschauung deutlich erkennt. Es ist ihm jetzt ganz egal, wenn er statt Europa „Oeropa“, statt Ereignis „Aerägniß“, statt beschäftigt „beschäftischt“ sagt: und nur zuweilen holt er sich mit einer kurzen, ruckweisen Bewegung nach rückwärts, zum Vorstandstische der Gesinnungsgenossen hin, durch schnelle Anfrage ein fehlendes deutsches Wort, um es aufzunehmen und wie eine Bombe in den Saal zu schleudern. Wie Schmiedehämmer zucken dann zugleich die Arme und Fäuste, die sich eben noch in der Nähe des Bronzeteints der Wangen aufgehalten haben, niederwärts und hämmern Kraftstellen -- „Weder Sie noch wir sind vaterlandslos“; „durch Blut und Kot und Tränen schafft sich die neue Weltordnung Bahn“ -- auf der bedauernswerten Vorstandstischplatte fest. Mit bebenden Lippen kostet Jaurès feinschmeckerisch, die Augen visionär, wie vom Haschischrausch geweitet, den berauschenden Geschmack seiner Worte nach. Ja, hier hat man wieder einmal den Redner ganz großen Stils, dessen Worte und Temperamente, (selbst wenn sie nur halb verstanden werden) Trancezustände verteilen, große Bewegungen emporrauschen und verfluten lassen, Weltenschicksale entscheiden können. .....

Jaurès hört auf und wirft sich, von der Kanonade des Beifalls umdröhnt, in den Holzstuhl, wie ein müder Mann in den Fonds der Equipage: wieder mit einer dieser kurzen, abwehrenden, echt gallischen Gesten. Diese soll wohl sagen: „Ach, es war ja nichts!“ Wir aber haben das Gefühl, als ob ein Gewitter verzuckt ist. U r b a n u s.

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

E d u a r d R o d.

(Fortsetzung.)

Die Stammgäste der Schwurgerichtssitzungen kannten den jungen Advokaten schon. Brévine machte vor allem den Eindruck zäher Kraft. Sein scharfer, gerader Blick traf, wo er treffen wollte. Man erriet in ihm einen geborenen Kämpfer, der nicht allein zur Verteidigung sondern auch zum Angriff stets bereit war. In dem Alter, in dem andere gerade zu beginnen pflegen, war er schon berühmt; er hatte in den fünfzehn Jahren seiner Tätigkeit schon Freisprechungen vor allen Schwurgerichten Frankreichs erzielt. Er war modern und realistisch, lebhaft, geschickt, ironisch, präzis, hatte die früher beliebte Rhetorik abgelegt und die

Digitized by Google

Verteidigung gleichsam zu einer neuen Kunst gemacht. Seine kurz gestellten Fragen, die sich dem Geist der Geschworenen einprägten, genügten manchmal, dem Prozeß eine Wendung zu geben und die Ueberzeugungen zu verschieben. Wenn er dann sein Plaidoyer begann, waren die Hörer schon dermaßen vorbereitet, daß jeder glaubte, er würde an Stelle des Rechtsanwaltes dieselben Worte und dieselben Gründe gebrauchen.

Neben Brévine saß sein Sekretär, Rechtsanwalt Dully, ebenfalls ein kluger und talentierter Mann.

Im Publikum diskutierte man über den Gerichtshof, den Staatsanwalt und den Verteidiger, als Lermantes, von zwei Wächtern geleitet, hereintrat.

Den meisten, die ihn in seinen besten Zeiten gekannt hatten, schien er durch die lange Haft kaum abgemagert. Sein reiches, lockiges, schwarzes Haar war an den Schläfen ein wenig ergraut. Die linke Hälfte seines dichten Bartes war fast weiß. Einige Pockennarben waren auf dem gebräunten Gesicht bemerkbar; es war ein energisches, tatkräftiges Mannesantlitz, aus dem feurige, dunkle, gebieterische Augen blitzten, ein leidenschaftliches, ausdrucksvolles Gesicht, das niemals ruhig blieb, das aus einer Menge heraus zu erkennen war und sich für immer dem Gedächtnis einprägte.

Seine Blicke flogen schnell über die Versammlung und blieben eine Sekunde an seinen Kindern haften. Renée, als ob er sie gerufen hätte, richtete sich mit vorgestreckten Händen auf. Ein Schluchzen erstickend, hatte sie sich so schnell gesetzt, daß ihre Nachbarn die Bewegung kaum bemerkten. Ihre beiden Brüder hatten sich nicht gerührt. Herr Marner, die Hände auf den Stockknopf gestützt, duckte sich, und der Kopf versank noch tiefer zwischen den Schultern. Frau d'Entraque setzte sich etwas weiter zurück, zweifellos weil Herr Marner jetzt den Angeklagten verdeckte. Der Staatsanwalt hatte sich ein wenig vorgeneigt und versuchte den Angeklagten mit den Blicken zu durchdringen; aber bald wandte er sich ab: was kann die Larve eines Menschengesichtes verraten?

Lermantes saß kaum, als die Menge sich halblaut Bemerkungen zurief. Chaussy, der nur durch einen Gendarm und Marius Gland, den berühmten Privatdetektiv, von dem Angeklagten getrennt war, rief Jean Bogis, einem juristischen Berichterstatter, zu:

„Wie er sich ausspielt! Wir wollen das Ende abwarten!"

Lermantes hatte diese Bemerkung vielleicht gehört, denn er richtete die Blicke nach der Seite seines Feindes.

In den Logen wurde es immer lebhafter. Die Leute lachten, lautes Sprechen ertönte, und der Lärm nahm so zu, daß der Präsident ärgerlich rief:

„Ich verlange Ruhe, sonst lasse ich den Saal räumen. Die Türen haben geschlossen zu bleiben."

Das Publikum gehorchte nur halb, die Menge draußen wurde zurückgedrängt und man hörte sie im Vestibüle ärgerlich stampfen.

Lermantes saß da wie eine Bildsäule. Die Hände auf die Knie gestützt, die Augen gesenkt, so bemühte er sich, alle diese Blicke, diese Köpfe, die wie ein brandendes Meer um ihn herumwogten, nicht zu sehen. Die ihn eben noch ganz unverändert gefunden hatten, begannen, mit ihren Lorgnetten und Operngläsern bewaffnet, die Verwüstungen in seinem Gesichte zu entdecken. Unzählige Falten durchfurchten seine hohe Stirn, Schmerz, Seelenqual, vielleicht Gewissensbisse hatten sie geschaffen. Der in vielen Stunden schrecklicher Einsamkeit stumm gewordene Mund hatte einst wohlwollend gelächelt; heute hatten Widerstand und Verzweiflung die Lippen fest zusammengepreßt. Der flatternde Blick wollte vergebens ruhig erscheinen, das Zittern der Wangen und Nasenflügel, die bebenden Hände verrieten ein verlassenes, niedergeschmettertes Wesen, dessen Kräfte und Selbstbewußtsein wie Wachs in einem Brande dahinschmolzen. Lermantes versuchte sich manchmal aufzurichten. Aber wie unter dem Druck einer unsichtbaren Hand, die sich ihm auf den Nacken legte und ihn niederdrückte, fiel er wieder zusammen. Mit gebeugtem Rücken, hängenden Schultern saß er da wie einer, dem man die Seele genommen. Manche, die an den blühenden Mann zurückdachten, hatten Mitleid.

„Was ist aus ihm geworden!" murmelte Lavenne.

„Sieh dir doch die Hände an, die Bewegung der Daumen, die sich reiben und krümmen! Das ist doch prachtvoll! So etwas könnte man garnicht erfinden!"

Als man während des Zeugenaufrufes die matten Zuckungen des seelisch gebrochenen Mannes beobachtete, versuchte das Publikum sich zu erinnern, was es über ihn aus Zeitungen und Klatschgeschichten wußte. Eigentlich sehr wenig. Und auch nichts Bestimmtes. Er war der Schöpfer glänzender Unternehmungen gewesen, die ihm gewiß ein großes Einkommen verschafft haben. Seitdem er sie nicht mehr durch seine Kühnheit und sein Genie stützte, ging es mit einigen davon reißend bergab.

Digitized by Google

Weshalb? Haben sie nur Wert gehabt durch die Großzügigkeit, mit der Lermantes sie in Szene gesetzt hatte? Oder war er, wie es Chaussy seit des Angeklagten Verhaftung beständig wiederholte, ein Mann, der seine Geschäfte tatsächlich nur skrupel- und gewissenlos gemacht hatte?

Alles harrte auf die Erklärung dieser Dinge, so daß die Präliminarien unerträglich lange erschienen. Endlich war man damit fertig, und das Drama begann.

Die Anklage wurde von einem dicken, blassen, bärtigen Aktuar verlesen. Die schläfrige Stimme wiederholte in kahler Amtssprache die tragischen Ereignisse. Der Tod des Generals von Pellice, durch Zufall oder Verbrechen herbeigeführt, bot nur noch geringes Interesse; die Einzelheiten verblaßten. Das Drama wurde bei dem kühlen und geschäftsmäßigen Vortrag fast etwas Alltägliches und begann jenen Schauerstücken zu ähneln, die man in Kinematographentheatern sieht.

Das übrigens trefflich geordnete Aktenmaterial bestand aus drei Teilen: aus der Erzählung des Verbrechens, dem Bericht über die Lage, in der sich Lermantes am Vorabend des verhängnisvollen Tages befunden hatte, und aus einer kurzgedrängten Geschichte seines Vorlebens.

Der General außer Diensten Gustav de Pellice, Witwer ohne Kinder, stammte aus einer alten savoyardischen Familie. Er hatte in der Nähe Chamberys einen nicht allzugroßen Besitz „La Combette". Auf diesem hatte er jedes Jahr die erste Hälfte des Sommers verbracht. Im Herbst pflegte er sich dann zu Kur nach Vichy zu begeben, um nach seiner Rückkehr stets einige Freunde zur Eröffnung der Jagd einzuladen, deren Revier sich schon seit langen Jahren im Wald zu St. Germain befand. Das mit Buchenholz bedeckte Terrain bildete ein Viereck von ungefähr 900 Meter Länge und 800 Meter Breite. Zwei Alleen begrenzten es östlich und westlich. Einige schmale Pfade durchkreuzten es, und an einigen Stellen lichtete sich der Wald.

Im Jahre 1901 lud der General vierzehn Personen ein. Wie immer war auch diesmal Lermantes unter den Gästen gewesen. Zwei Herren waren nicht gekommen, also waren es im ganzen dreizehn Jäger. Elf von ihnen waren auf die Schützenlinie verteilt; Lermantes stand an der äußersten Westseite und hatte die Allee zu seiner Linken. Rechts war sein nächster Nachbar Graf d'Entraque. Trotz seines Alters bestand der General darauf, mit Rückwechsel zu jagen. Es waren fünfzehn Treiber und sechs Jagdaufseher aufgeboten. Einer von ihnen signalisierte ein Rudel Damhirsche. Am vorhergehenden Tage hatte er den Damhirsch mit der Kuh und zwei Spießern gesehen. Der General fragte jetzt seine Gäste, ob sie mit Rehposten versehen wären. Nur Herr Noiremont hatte sechs, er gab zwei davon dem General und zwei andere einem seiner Freunde. Der General bot die seinen Lermantes an, der sie aber mit der Bemerkung ablehnte:

„Ich habe drei Kugeln, zwei genügen mir."

Und er hielt eine d'Entraque hin und fügte hinzu: „Ich schieße nicht in die Linie ab!"

D'Entraque versichert, daß in diesem Augenblicke Lermantes die Ladung des linken Flintenlaufes wechselte und ihn mit der Kugel lud. Lermantes dagegen behauptet, daß dieses erst in dem Augenblicke geschah, als er die Treiber „Hallo" rufen hörte. Wie dem auch sei, das Treiben währte schon eine Weile, und eine Anzahl Wild war bereits gefallen, als dieser Ruf erklang. Die Damhirschkuh und ihre Spießer — denn es waren sicher zwei — verschwanden in östlicher Richtung. Gerade als sie über die Allee liefen, bemerkte sie Herr Noiremont und fehlte sie. Der gehetzte Damhirsch stürzte jetzt westlich durch die Büsche. Herr d'Entraque hatte ihn wohl bemerkt. Da er aber in diesem Augenblick ein ungewöhnliches Geräusch hörte, schoß er nicht. Er wandte sich im Gegenteil nach der Richtung des Angeklagten und rief ihm zu, aufzupassen. Ohne diese Warnung zu beachten, legte Lermantes an, zielte einige Sekunden, richtete plötzlich die Flinte nach links und feuerte die Kugel des rechten Laufes ab. Das Tier war verschwunden.

Während dieser Zeit kam der General die westliche Allee herauf. Bei dem „Hallo" beeilte er sich, und es fiel dem Aufseher Lechaud auf, wie der alte Herr einen für seine Jahre ziemlich raschen Schritt einschlug. Unklugerweise wählte der General einen Pfad, der nach links abging, und die Kugel Lermantes' traf ihn mitten im vollen Laufen. Er stürzte an dem Rand einer Lichtung nieder, an welcher der Damhirsch soeben vorbeigejagt war. Wiederholte Versuche haben bewiesen, daß man den Ort, an dem die Leiche gefunden wurde, sehr gut von dem Platz, auf dem Lermantes stand, übersehen konnte. Aber dieser beharrte darauf, daß der General erst nach dem Schusse an der Lichtung eingetroffen wäre und noch einige Schritte gemacht haben müsse, als ihn die Kugel schon getroffen hatte: eine Ansicht, die d'Entraque zuerst bestätigte, dann aber widerrief. Die anderen Jäger hatten von ihren Plätzen aus nichts sehen können und waren erst auf d'Entraques Rufe herbeigeeilt. Er war auch der einzige gewesen, der den Todesschrei des Generals

Digitized by Google

vernommen hatte. Die Feststellungen ergaben, daß die Kugel in die linke Brustseite gedrungen war und dann durch den ganzen Körper gegangen sein mußte. Sie war nicht gefunden worden.

Lermantes bekundete die tiefste Verzweiflung und niemand vermutete im ersten Augenblick einen Mord, selbst d'Entraque nicht, der später alle diese Tatsachen berichtete, die doch seine Aufmerksamkeit erregt haben mußten. Lermantes wurde aufgefordert, sich zur Verfügung der Staatsanwaltschaft zu halten, die eine Anzeige wegen fahrlässiger Tötung gegen ihn stellte. Das schnell geführte Verfahren schien zu seinen Gunsten zu verlaufen wegen der augenscheinlichen Unklugheit des Generals, da er den Weg in das Gebüsch eingeschlagen hatte. Aber die Eröffnung des Testaments, das bei einem Notar in Chambéry niedergelegt war, verursachte lebhafte Ueberraschung. Der Verstorbene hatte Lermantes zum Universalerben eingesetzt mit der Verpflichtung, Legate auszuzahlen, deren geringe Höhe in keinem Verhältnis zu dem gewonnenen Vermögen stand. So waren die beiden Brüder Chambave, die Neffen des Generals, die in herzlichen Beziehungen zu ihrem Onkel gestanden hatten, zugunsten eines Freundes enterbt, der den Tod ihres Verwandten verschuldet hatte. Man bemerkte, daß das Testament vom 18. Juli des laufenden Jahres datiert war, erst sechs Wochen vor der verhängnisvollen Jagdpartie. Das war um so auffälliger, als das Datum der Urkunde ungefähr in jene Tage fiel, die Lermantes bei dem General auf dem Gute verbracht hatte unter dem Vorwand, von dort aus nach Aix zur Kur zu fahren, ein Projekt, das nicht ausgeführt wurde.

Im Publikum tauchten peinliche Gerüchte auf, die durch die Zeitungen verstärkt wurden. Die Presse erfuhr, daß Lermantes' finanzielle Lage seit einiger Zeit unsicher war. Anfangs unbestimmt, verschärften sich die Angriffe gegen ihn bald mehr und mehr. Der ungünstige Ausgang eines sich schon jahrelang hinziehenden Prozesses gab den beunruhigenden Vermutungen vollends den Stempel der Wahrscheinlichkeit. Die falsch gegangene Kugel schien demnach eine eigentümliche Vorsehung des Schicksals gewesen zu sein. Die Andeutungen wurden immer durchsichtiger. Plötzlich änderte auch Herr d'Entraque seine ersten Aussagen, so daß die Sachlage einen völlig anderen Charakter bekam. Das Gericht entschloß sich, die Anklage zu erheben, und Lermantes wurde verhaftet.

Hier muß gesagt werden, daß das Vorgehen der Presse — hauptsächlich durch François Chaussy — einen großen Anteil an den strengen Maßnahmen hatte: durch die Artikel des mächtigen Pamphletisten erregt, sprach sich ein Teil der öffentlichen Meinung heftig gegen Lermantes aus und betonte, daß geheime Einflüsse ihn beschützten, zweifellos mit Rücksicht auf die Persönlichkeiten, die bei seinen Unternehmungen interessiert waren. Das Publikum zählte „das Geheimnis von St. Germain" zu jenen Fällen, wo Verbrechen und Politik sich kunstvoll mischen, sei es in Wahrheit oder Dichtung. Die Natur der Angelegenheit selbst begünstigte diese schon gebräuchlichen Manipulationen. Wirklich befand man sich einer unbestrittenen Tatsache gegenüber. Die Ungewißheit lag nur darin, ob eine verbrecherische Absicht dieser Tatsache zugrunde lag. Sie ließ sich durch kein äußeres Zeichen feststellen, da doch das Geheimnis selbst in der Seele Lermantes' verschlossen blieb. Die Aufgabe der Untersuchung bestand darin, es aufzuklären, und dies war um so schwerer, als man mit einem Manne von seltener Intelligenz und ungewöhnlicher Energie zu rechnen hatte. Da Lermantes ein Geständnis nicht ablegte, und ihm auch Widersprüche nicht nachzuweisen waren, hatte der Untersuchungsrichter die induktive Methode versucht: er hatte alle früheren Lebensumstände von Lermantes vereinigt. Diese hatten mit dem Verbrechen an sich nichts zu tun, sollten aber beweisen, daß der Angeklagte auf Grund seiner moralischen Qualitäten sehr wohl des Verbrechens fähig wäre. Da lag allerhand Merkwürdiges vor. An seinen Unternehmungen, die unabhängig von ihm bestanden hatten, war er immer nur indirekt beteiligt gewesen. Und wenn auch die sich ergebenden Resultate sehr anfechtbar waren, so bekräftigten sie doch im ganzen die Gerüchte, die eine gewisse Presse schon vorher vorbereitet hatte.

Nachdem die Ergebnisse kurz zusammengefaßt waren, stützte man den eigentlichen Schuldbeweis auf eine zweifelhafte, noch schwebende Spekulation, für die Lermantes nur eine schwache Erklärung fand. Die Aktien der Hochbahn waren seit ihrer Emission 1897 durch eine unmäßige Reklame auf fünf-, sechs-, selbst siebenhundert Franken getrieben worden. Kurze Zeit vor Eröffnung der Ausstellung fielen sie plötzlich. Nun ist richtig, daß der große Erfolg dieser Sehenswürdigkeit sie bald auf den hohen Kurs zurückbrachte. Lermantes hatte aber seine Aktien gerade kurz vor der Baisse verkauft. Er behauptete, in dieser Zeit besonders viel Geld nötig gehabt zu haben wegen des plötzlichen Unfalls bei dem Bau des Hafens von Bonimarca. Der nur vorübergehende Sturz der Aktien, deren er sich zu so auffallend passender Zeit entäußert hatte, be-

Digitized by Google

wies jedenfalls, daß Lermantes, wenn es sich darum handelte in schwierigen Momenten seine Kasse zu füllen, nicht gerade an Skrupeln litt. Nachdem die Anklage von den geschäftlichen Schwierigkeiten gesprochen hatte, welche Lermantes gerade in dem Augenblick bedrohten, da der Tod des Generals das Schiff wieder flott machte, wurde nun die beständige Geldverlegenheit des Verhafteten betont. Schon in seiner Jugend hatte er die Freigebigkeit Herrn de Pellices, seines Vormundes, benutzt, um auf dessen Kosten als reicher Student zu leben. Nach seiner Heirat — er war damals einfacher Beamter der Nordmetallgesellschaft gewesen, und seine Frau hatte ihm ein sehr bescheidenes Vermögen zugebracht — lebte er auf sehr großem Fuß weiter und machte ein großes Haus. Die Ausgaben stiegen mit seinen Einnahmen, ja vielleicht schneller als diese. Man konnte seinen jährlichen Verbrauch auf zweihundertfünfzigtausend bis dreihunderttausend Franken schätzen, trotz pekuniärer Schwierigkeiten und häufiger Verluste. Dazu kamen noch die überaus teuren Käufe, die er im Verlauf der letzten zehn Jahre machte: die Villa d'Etretat; ein Haus in der Rue des Vignes; das Schloß in l'Aveyron, dessen Renovierung fast sechshunderttausend Franken gekostet hatte. Dann Bilder und Kunstwerke. Schließlich erzählte die Anklage noch kurz zusammengedrängt von den Irrungen seines Privatlebens: zwei Verhältnisse mit Halbweltdamen, das eine während seiner Ehe, das andere kurz nach dem Tode seiner Frau. Die Anklageschrift schloß mit folgenden ihn charakterisierenden Sätzen:

„In seinem Privat- und Geschäftsleben hatte er leichte moralische Anschauungen. Er steigerte das Bedürfnis nach Luxus bis zum Prunk. Zweifellos fleißig, aber noch mehr ehrgeizig, sowohl als Geschäftsmann wie als Mensch wenig bedachtsam, gehört er offenbar zu jenen Naturen, welche der Wunsch etwas zu scheinen und das Bedürfnis nach Genuß widerstandslos und leicht zum Verbrecher macht."

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Gerhart Hauptmann, Gesammelte Werke. Volksausgabe in sechs Bänden. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) In Leinen gebunden 20 M.

Zum 50. Geburtstage Gerhart Hauptmanns hat der Verlag eine neue, vollständige Ausgabe des Dichters veranstaltet. Im Gegensatz zu der vor annähernd zehn Jahren erschienenen ersten Ausgabe ist diesesmal die Reihenfolge der Dramen chronologisch angesetzt, daran schließen sich die Novellen, die beiden großen Romane und der „Griechische Frühling". Ueber das Werk des Dichters erübrigt sich jedes Wort, es ist zum Besitz des Volkes geworden wie kein anderes im letzten Menschenalter. Von der Ausgabe ist zu sagen, daß sie in der Vereinigung von Vollständigkeit, Geschmacksicherheit und, was das wichtigste ist, Billigkeit unter den Gesamtausgaben lebender Dichter ihresgleichen in unserem Buchhandel nicht hat.

Simrocks Neue Prachtbände. Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma N. Simrock G. m. b. H. Berlin bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen möchten.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 49 Berlin, den 7. Dezember 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Überspekulation und Bauschwindel.

Von

Johannes Gaulke.

Nach dem Urteil eines Deutsch-Amerikaners, mit dem ich mich kürzlich über die allgemein wirtschaftlichen Zustände beider Hemisphären unterhielt, soll Berlin auf dem besten Wege sein, Amerika zu überamerikanisieren. Der Mann, der fast zwanzig Jahre in den größten Städten der Union tätig gewesen ist, findet sich bei uns nicht mehr aus! Das Geschäftsfieber, das Berlin ergriffen hat, mutet ihn amerikanischer als das Getriebe der neuen Welt an. Aber während man drüben das „plain business" auch in den gewagtesten Spekulationen nicht ganz aus dem Auge verliert, gründet man bei uns planlos darauf los. Wenn ein Konsortium ein größeres Terrain in der Stadt besitzt, so glaubt es dieses am besten durch Errichtung eines Riesen-Etablissements, eines Hotels, Theaters u. dgl. ausnutzen zu können, ohne die Bedürfnisfrage überhaupt ernstlich zu diskutieren. So sind die Theater am Nollendorfplatz, am Schiffbauerdamm und die „Kurfürstenoper", die jede Saison mit einer glatten Pleite abschließen, entstanden. Ihnen schließen sich die drei „Eispaläste" als würdige Spekulationsobjekte an; auch der famose „Boarding-Palast" gehört in die Gruppe der Phantasiebauten, die sich ihre Existenzmöglichkeit erst nach mehrmaligen Pleiten und unvermeidlichem Ausfall der dritten oder „Schornsteinhypotheken" erkämpfen. Der Boardinghouse-Palast — dieses exotische Gebilde mit dem gräßlich verballhornten englisch-deutschen Namen — ist, kaum im Ausbau fertiggestellt, bereits dem Pleitegeier anheim gefallen. Die Leidtragenden sind hier, wie fast überall, die Lieferanten und Handwerker, die aus der Erfahrung nichts lernen. Ihre Lieferungen werden in den meisten Fällen nur zum Teil durch bares Geld gedeckt, die Hauptforderungen bleiben an letzter Stelle stehen oder werden, wenn das Unternehmen als Aktiengesellschaft gegründet wird oder während des Baues in eine solche umgewandelt wird, durch Aktien, die ungefähr den Wert des bedruckten Papiers darstellen, beglichen.

Das Spekulationsfieber hat sich indessen nicht nur auf die Luxusgebäude erstreckt, sondern das gesamte Bauwesen infiziert. Obgleich in Berlin über 60 000 Wohnungen frei sind und ganze Straßenzüge unter Zwangsverwaltung stehen, wird munter weitergebaut. Betrachten wir uns daher diesen, für den Fernstehenden ganz rätselhaften, scheinbar unsinnigen Vorgang etwas näher. Eine Terraingesellschaft hat draußen, weit vor den Toren der Stadt, ein Gelände erworben, das sie nutzbar verwerten will. Der Anbau von Kartoffeln und Kohlrüben dürfte sich zu dem Zweck kaum empfehlen; Mietshäuser sind auf dem sterilen Boden der Mark ein entschieden besseres Nutzungsobjekt. Die „Gründung" kann losgehen. Nachdem die Straßen mit Kanalisations- und Wasserleitungsanschluß angelegt sind, wird das Terrain in Parzellen aufgeteilt. Bald kann man an allen Ecken Plakate mit der verlockenden Aufschrift lesen: „Gut geschnittene Baustellen mit Priorität und Baugeld zu verkaufen." Auf Deutsch: „Hier werden Strohmänner gesucht!" Es ist dies ein Schwindel, dem ein in seiner Art grandioses System zugrunde liegt. Die Terraingesellschaften, die nur verdienen, nichts riskieren wollen, wälzen das ganze Risiko auf den Strohmann ab, der gewöhnlich ein Mann aus dem Arbeiterstande oder ein verkrachter Handwerks-

Digitized by Google

meister ist. Besondere Qualitäten sind zur Ausfüllung dieses Postens nicht erforderlich, die Hauptsache ist, daß der Mann einen „gesunden" Namen hat, das heißt mit dem Strafgesetz wegen „Schiebungen" nicht in Konflikt geraten ist.

Der Strohmann „erwirbt" die Baustelle, ohne auch nur einen Pfennig an die Gesellschaft zu zahlen, und erhält außerdem eine Priorität eingeräumt. Er ist damit zum „Bauherrn" avanciert. Das Baugeld streckt ihm eine mit der Terraingesellschaft lierte Bank vor, außerdem erhält er, da er meistens völlig mittellos ist, die notwendigsten „Bewegungsgelder", das heißt Taschengeld für den eigenen Bedarf, vorgestreckt. In den meisten Fällen reicht das Baugeld gerade für den Rohbau aus, dann beginnt die Pumpwirtschaft. Es finden sich immer noch gutgläubige oder leichtsinnige Lieferanten und Handwerker, die den übelsten Spekulationsbau bei kleinen Abschlagszahlungen, in der Hauptsache aber auf Kredit ausführen. Ist der Bau nach mancherlei Zwischenfällen endlich unter Dach und Fach gebracht, streckt auch schon der Pleitegeier seine Krallen nach ihm aus. Es folgt die übliche Subhastation, der gewöhnlich die Zwangsverwaltung und antichretische Verpfändung vorausgeht. So sind in Steglitz, dem „Kirchhof" des Berliner Bauwesens, von 102 im Jahre 1911 konzessionierten Grundstücken 72 zur Subhastation gekommen! Da die Handwerker die gesicherten Forderungen der Terraingesellschaften und der Baugeldgeber nicht decken können, fällt das Grundstück an diese zurück, während die Handwerkerforderungen einfach ausfallen. Auf diese Weise gehen jahraus, jahrein Millionen von Handwerkerforderungen verloren, wohingegen die Terraingesellschaften ständig an Kapital ohne positive Arbeitsleistung gewinnen. Wir können hier mit Fug und Recht von einem vom Staate geduldeten, höher organisierten Raubsystem reden.

Während einer günstigen Wirtschafts-Konjunktur kommt es vor, daß der „Bauherr" den Bau auch ohne Subhastation unter Dach bringt und einen zufriedenstellenden Hypothekenabschluß erzielt. Bis auf eine Restforderung der Handwerker ist alles gedeckt, das Haus ist vermietet und wirft sogar nach Abzug der Hypothekenzinsen noch einen kleinen Ueberschuß ab. Der Bauherr hat mit einem Wort Glück gehabt, er gilt als eine tüchtige Kraft und kann neue Objekte in Angriff nehmen. Er entwickelt sich zu einem regulären Bauunternehmer, bald ist er Besitzer von einem Dutzend Grundstücken mit mehr oder weniger gut geregelten Hypotheken. Aber er hat inzwischen gelernt, daß man durch geschäftliche Transaktionen alte Forderungen ablösen und sich dadurch neue Kredite verschaffen kann. Er muß daher ohne Unterlaß bauen, damit das Geschäft nicht ins Stocken gerät. Gelingt es ihm, durch günstige Verkäufe Bargeld in die Finger zu bekommen, kann er sein Geschäft auf solider Basis sanieren und sogar zu Wohlstand gelangen.

Dieser Fall ist allerdings selten. Meistens hält der „Bauherr" nur einen Bau aus. Verkracht er nicht schon während der Bauausführung, dann sicherlich nach Vollendung des Baues. Er hat sozusagen seine wirtschaftliche Mission erfüllt und kann abtreten, nachdem er, ohne sich über die Tragweite seiner Handlungsweise recht klar geworden zu sein, etliche Existenzen vernichtet hat. Ein bewußter Schwindler ist er gewöhnlich nicht, die eigentlichen Schuldigen nehmen die hochachtbare Position eines Direktors einer Terraingesellschaft oder Baubank ein. Ihnen ist, solange der Staat nicht dem System, das auf dem Ruin der Lieferanten und Handwerker beruht, ein Ende macht, gar nicht beizukommen. Er könnte es, wenn er nur wollte, aber er wagt es nicht, da das kapitalistische Unternehmertum mit Repressalien droht. Wir haben nämlich ein ausgezeichnetes Bauschutzgesetz, dessen zweiter Teil den Forderungen der Lieferanten und Handwerker einen Vorrang vor den Hypotheken sichert, leider ist es aber bisher nicht in Kraft getreten. Der Minister v. Sydow motiviert die Zurückhaltung der Regierung damit, daß bei einer scharfen Handhabung des Gesetzes die Kapitalbeschaffung für Bauten gefährdet sei. Das mag zum Teil zutreffen. Die Terraingesellschaften, die bei der heutigen

Digitized by Google

Ueberproduktion an Wohnungen ohne Schwindel nicht verdienen könnten, würden, sollte der zweite Teil des Bauschutzgesetzes in Kraft treten, einstweilen das Geschäft überhaupt ruhen lassen. Die weitere Folge wäre, daß eine gänzliche Stockung des Baugeschäfts einträte. Der größte Teil der Arbeiter aller Baubranchen würde brotlos werden, viele Kleinmeister, die sich gerade noch über Wasser halten, würden rettungslos ins Proletariat sinken. Darüber ist man sich an leitender Stelle vollkommen klar. Die Regierung wagt es nicht, weil die Banken drohen! Wäre da nicht ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen? Einmal muß der große Baukrach, auf den die Terraingesellschaften systematisch hinarbeiten, ja doch kommen. Die Taktik des Weiterwurstelns, die die Regierung zurzeit beobachtet, kann die Katastrophe nur hinhalten, nicht aufheben. Hier müssen alle Kräfte zusammenwirken, um den Terraingesellschaften das Handwerk zu legen. Eine großzügige Staats- und Kommunalpolitik müßte vor allem die Bedürfnisfrage regeln, damit nicht ins Gelache hinein gebaut wird. Auf dem Gebiet des Bauwesens hat sich die Gewerbefreiheit nicht bewährt. Darum fort mit ihr. Der Bauunternehmer müßte die Qualifikation des Architekten aufzuweisen haben, damit dieser Beruf von allen unsauberen Elementen, den Strohmännern und Spekulanten, gesäubert würde.

Wie die Gewerbefreiheit, so ist auch die freie Konkurrenz ein Schädling auf dem Baumarkt geworden. Der sinnlose Weltbewerb der Terraingesellschaften hat Zustände gezeitigt, die zum Himmel schreien. Berlin ist, selbst wenn der Bevölkerungszuwachs ein stabiler bleibt, auf Jahre hinaus mit Wohnungen versorgt, es läge also vom Standpunkt einer gesunden Wirtschaftspolitik kein Grund zur „Erschließung" neuer Terrains vor. Um der sinnlosen Spekulation, die immer nur von dem Ruin einer anderen Wirtschaftsgruppe lebt, vorzubeugen, müßte eine Zentralstelle geschaffen werden, die das Verhältnis von Wohnungsangebot und -nachfrage regelt, derart, daß Baukonzessionen immer nur nach Maßgabe des Bedürfnisses erteilt werden. Die Folge wäre, daß Terrains an der Peripherie weniger schnell als bisher die „Baureife" erlangen würden, was im Interesse des ehrlichen Baumarktes nur zu wünschen wäre. Solange diese Angelegenheit aber nicht geregelt ist, können wir von der Regierung fordern, daß sie sich endlich zu einer Aktion gegen das skrupellose Spekulantentum aufschwingt. Tut sie es nicht, macht sie sich mitschuldig an der Korruption und dem Schwindel, unter dem das Baugewerbe seit Jahrzehnten leidet.

Vom Wesen der Zeitung.

Von

David Koigen.

Es ist eine alte Geschichte, die sich stets aufs neue wiederholt. Entsteht eine neue Erscheinung von allgemeiner Bedeutung, so sind es gerade die besten und stärksten Geister, die ihr Opposition bereiten. Der Grund davon ist klar. Wie wären diese Geister die stärksten und besten geworden, hätten sie nicht dem Alten in irgendwelchem Punkte Weihe und Bedeutung zu verschaffen verstanden. Diese sind es daher, die die schwachen Seiten der neuen Lebensmacht zuerst entdecken. Keiner wie Nietzsche und Tolstoi haben in ähnlicher bissiger Weise das Zeitungswesen und seinen Meister, den Journalisten, einer summarischen Kritik unterworfen. Vor ihnen sprachen sich abschätzend Schopenhauer und Carlyle und in mancher Hinsicht der Demokrat Lassalle über diese neue Form der Bildung und Unterhaltung aus. Bei näherer Betrachtung sind es gar nicht der Journalist oder das Tagesschrifttum, dem diese Männer gram sind. Das fieberhafte und vielfach stillose Leben der Demokratie, das sich in diesen Erscheinungen verborgen hält, ist es, das sie zu treffen glaubten. Die soziale Moderne machte diese rigorösen Geister stutzig. Ihnen fiel die soziale Abhängigkeit des Journalisten und die angebliche Verflachung der Volksbildung auf. Und sie übersahen, daß die sozialpolitische Bil-

Digitized by Google

dung der Massen vor der Zeit des Zeitungswesens gleich Null gewesen. Eine Form der Totalitätsbildung großen Stils, befriedigt auch die Zeitung in mancher Hinsicht das gesellschaftliche Totalitätsbedürfnis des Volkes. Der Begabte und Aufwärtsstrebende im Volke wird durch die tausendfachen Ereignisse, von denen ihm die Zeitung erzählt, aufgestachelt und in Bewegung gesetzt, und die Masse beginnt sich vom Gruppengeist, der sie gefangen hält, zu befreien. Sie streift das Lokale, Provinzlerische ab. Weltmännische Eindrücke und Ansichten werden ihr zuteil. Die gesamte historisch lebende Menschheit tritt vor die Augen. Der demokratische Gedanke der Humanität gewinnt dadurch tagtäglich an Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen bietet sicherlich ein Gegenstück zur allgemeinen Spezialisierung, wie sie jetzt gang und gäbe ist. Ein Jahrgang einer beliebigen großen Tageszeitung könnte denn genügen, um nach ihr das gesamte Bild unseres Zeitalters zu entrollen.

Mir liegt jede übertriebene Apologie des Zeitungswesens, als eines der bedeutendsten Bildungsmittel der Neuzeit, ganz und gar fern. Nur die groteske Mißdeutung, die die Presse gerade bei den Neueren erfahren hat, gilt es zu beseitigen. Die Zeitung selbst bedarf noch einer inneren Ausgestaltung. Und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo jede größere Tageszeitung von einer eigenen Wochen- oder Monatsschrift aufs intimste inspiriert wird. Der Leser und der Journalist, beide sollen dadurch gewinnen. Besonders macht sich dieses Bedürfnis nach einem eigenartigen System von Zeitung und Zeitschrift in der sogenannten parteilosen unabhängigen oder in der Fachpresse fühlbar. Die extreme Presse, sowohl die klerikal-konservative wie die sozialistisch-demokratische braucht eine derartige Ausgestaltung in geringerem Maße. Das Dogma der Weltanschauung, das hier bis zur Eintönigkeit das Zeitungswesen durchdringt, hat eher die Freiheit und Entbundenheit nötig, die der Leserschaft mehr konkreten Sinn für die Mannigfaltigkeit des Daseins beizubringen vermögen. Auf solche Weise wird die Zeitung ihrer Bestimmung, die soziale Sprache des Volkes zu sein, sich nähern.

Die Kritiker des Zeitungswesens pflegten an dieses Forderungen zu stellen, die nicht seines Amtes sind. Dadurch artete ihre Polemik in eine negativ-fruchtlose aus, sie selber aber gerieten jenseits der Zeitverfassung. Wer wirklich Abhilfe bringen will, muß sich in den Zeitstrom stellen und erst dort von innen heraus gegen die Zeit ankämpfen. Das Zeitungswesen wegen der Aufgaben schmähen, die es seiner Natur nach nicht erfüllen kann, ist, gelinde gesagt, sehr naiv. Die Zeitung verleite zur Verflachung, sie versperre den Weg zur Bücherkultur, sie setze die solide Bildung bedeutend herab, sie wirke entleerend auf die Seele und noch viele andere Sünden werden ihr von der Kritik zur Last gelegt. Selbstverständlich trifft diese Anklage nur für eine ganz verschwindende Minorität zu, die ohnehin zu blasiert ist, um noch der Wirkung der Außenwelt, woher sie auch käme, ausgesetzt zu sein. Der Majorität eröffnet gerade die Zeitung den Weg zum Buch, sie flößt Achtung vor den autoritativen Geistern ein, sie muntert auf und erfüllt das arme Phantasieleben mit neuem Inhalt und neuen Möglichkeiten. Und obendrein wendet sie den Menschen von den tierisch-erotischen Neigungen etwas ab, mit denen der größte Teil der Mußestunden und der weit größere Teil der Bücher von heute erfüllt sind. Sie impft männlich-politische und allgemein-kulturelle Instinkte ein. Den einzelnen zu konzentrieren und religiös-schöpferisch zu erneuern, ist freilich nicht ihre Sache. Nach ihrer Bestimmung will sie beurteilt werden. Und da muß man gestehen: im Zeitungswesen hat die Demokratie, hat die Gesellschaft überhaupt ein vorzügliches Instrument der sozialen Bildung erfunden; vermöge der Presse ist erst eine soziale Sprache in concreto möglich geworden.*)

*) Aus dem soeben bei Eugen Diederichs, Jena, erschienenen Buche „Die Kultur der Demokratie", dem David Koigen den Untertitel „Vom Geiste des volkstümlichen Humanismus und vom Geiste der Zeit" gegeben hat.

Digitized by Google

Eduard Graf von Keyserling.

Von

Bruno Sielmann.

Keyserling wurde 1858 geboren. In den achtziger Jahren kamen seine ersten Versuche heraus, stille Dramen und novellistische Romane, gesättigt von einem schwingenden Lyrismus und voll merkwürdig verhaltener, nervöser Erregtheit. Aber Keyserling fühlte sich damals als Dichter wohl noch zu jung; ihm fehlte noch das, was Hölderlin mit seinem wundervollen Wort von der „heiligen Nüchternheit" meinte, der richtige Abstand zu sich selbst. Keyserling erkannte das und wurde wieder still, bis dieser Dilettantenrest, zu tragen peinlich, überwunden war. Diese härteste Künstlerprobe, das rechtzeitige Einhalten und Verstummenkönnen, ist schwer zu bestehen. Darin liegt ein Ernst und eine Tapferkeit, vor der das Gros unserer alljährlichen Gewohnheitsbuchschreiber das Erröten lernen könnte. Genug, Keyserling wurde ein „Spätschriftsteller", der erst in voller Reife wieder auftrat, ein Gentlemanvirtuose, der selbstsicher und selbstkritisch sein Instrument erst vollkommen meistern lernte. Das Instrument ist zart und in seinen Möglichkeiten begrenzt. Das Sturmtempo der Leidenschaft liegt ihm nicht, aber es gibt intime Musik von zärtlichem Wohllaut und verdeckter, ganz innerlicher Schönheit. Es ist edelste Essenz der Seele darin. Und immer ein tiefer Unterton voller Schwermut und müden Zuvielwissens. Zu wenig Naivität, zu viel Erkenntnis und eine Resignation, die zu tief ist, um wehmütig — und zu vornehm, um bitter zu sein. Dazu eine Technik, deren Raffiniertheit sich geschickt verbirgt, weil Keyserling, ein souveräner Gestalter, scheinbar mühelos seine glitzernden, scharf geschnittenen Sätze hinwirft.

Wie gesagt, Naivität fehlt ganz. Es ersetzt sie der gute Geschmack, der hier direkt ihr Surrogat wird. Nicht, daß Keyserling zu den „Talenten aus Schwäche" gehörte! Er ist durch und durch Künstler, aber mehr Dichter aus Geschmack, aus ästhetischem Bedürfnis. Gewiß liegt darin eine Grundschwäche der Konstitution; aber noch niemals ist ein Mangel derart zur Stärke gemacht worden.

Nährwurzel seiner Kunst ist eine sensitive Reizbarkeit, die er einem kranken, aus kurländischem Adelsstamm entsprossenen Organismus dankt. Ein solcher Mensch wird groß durch seine Fähigkeit zum Leiden. Ein jeder Eindruck, der von Gesünderen erst gar nicht bemerkt wird, eine leiseste Einwirkung auf das Nervensystem schmerzt, das sie dennoch lebensgierig aufnimmt und verarbeitet. So machte diese körperliche und seelische Not ihn reich, schärfte die Sinne bis zur schmerzhaften Feinheit und machte seinen Intellekt überwach und hellsichtig. Bei solcher inneren Gespanntheit müssen schließlich alle Dinge des Alltags, Begegnisse und Erfahrungen zu Erlebnissen werden, und so oder so wird solcher Mensch zum Künstler.

„Poeta nascitur, orator fit." Aber diese Regel ist etwas beschränkt wie alle Regeln. Keyserling jedenfalls scheint zum rezeptiven Aestheten und passiv genießenden Betrachter weit eher geboren, denn zum tätigen Dichter. Gewiß, die Heftigkeit des Lebensdrangs, die in den Jahren der Jugend jeden zum Stückchen Dichter macht, hat auch dieser Junker an sich erlitten. Aber das war es eben, daß er diesem Lebensdrang nicht dilettantisch freien Lauf ließ! Daß er sich vielmehr erst zum Dichter erzog, in einem ungewöhnlich klaren Bewußtsein seines Gehalts und seines Könnens. So erstand kein überfließender, aber ein sehr feiner Poet, ein Aristokrat der künstlerischen Gestaltung.

Letzten Endes machte ihn zum Schaffenden die Natur seines körperlichen Leidens, die ihn vom lustigen Mittun im bunten Wirbel des Daseins ausschloß und ihn zwang, als Zaungast neben dem Leben einherzugehen. Auf solchen Außenposten summieren sich die Kräfte des Innern, und man verausgabt sich nicht im Genuß. Und am Ende ist alle Kunst nichts anderes als ungelebtes Leben, ein ungelöster Rest, an dem man ersticken müßte, wenn es nicht gelänge, ihn in das neue, reinere Leben des Kunstwerks umzuglühen.

Aber daraus ergibt sich eine scheinbar kühle Distanz zwischen Gestalter und Gestalt. Eine

Digitized by Google

Objektivität entsteht, die der gemütvolle Philister Mangel an Sympathie nennt, weil sie seinen profanen Gefühlsbedürfnissen nicht genugtut. Der Autor soll mit seinen Geschöpfen sichtbar lachen und weinen, die Guten loben und die Bösen strafen. Darum haben die Ganghofer und sonstigen „gemütvollen" Poeten immer die zehnmal größeren Erfolge als Keller oder Fontane.

Das Betrachten des Lebens von außenher, dieses Zuschauertum Keyserlings äußert sich in seinen Dichtungen sehr bezeichnend. Die tiefen Wirrnisse, die er schildert, entwickelt er niemals aus dem ersten Keim heraus. Er stellt quasi zwischen sich und seine Gestalten eine dritte Person als Medium (wenn er nicht selbst im Ichton erzählt), die alle Beobachtungen macht und das etappenweise Aufwachsen der Katastrophe genau verfolgt, aber fast immer mit gebundenen Händen. Keyserling gibt auf diese Art immer fertige seelische Tatsachen, deren Werden im Unbewußten unseziert bleibt. Er verschmäht die psychologische Mosaiksplitterei — wie übrigens jeder gute Erzähler — und überläßt es dem Leser, nachträglich die seelischen Intimitäten durchzukramen. Um so größer die Kunst, die absolut zwingt zu glauben, daß es nur so und niemals hätte anders kommen können.

Es berührt fast wie eine Profanierung, daß ein Dichter dieser Struktur den Weg zur Bühne gesucht hat. „Benignens Erlebnis" und „Frühlingsopfer" übten auf Publikum und Kritik eine feine Wirkung, aber Erfolg hatten sie nicht.

Von den wenigen Dramen abgesehen ist seine Dichtung eine stofflich erweiterte Novelle, die er zuweilen Roman nennt. Vom wirklichen Roman schreckt ihn wohl die demokratische Massigkeit zurück, andererseits geht seine Novelle wieder weit über die kluge Definition Paul Heyses hinaus. Er gibt eine sehr inhaltsweite Geschichte mit groß eingestellter Perspektive, aber er erzählt novellistisch kurz. Nur die Höhepunkte werden berührt und mit schärfster Präzision herausgearbeitet. Auf innere Entwicklungsreihen fällt genau so viel Licht, als zum Verständnis notwendig ist. Die Hintergründe malt er sparsam und vermeidet alle Staffage. Aber unter seiner starren Form wird alles seltsam lebendig. Er kennt keinen toten Punkt, kein retardierendes Moment, in seiner gedrängten Fülle keinen Augenblick der Ruhe, alles vibriert bis in die letzten Nerven.

Keyserlings strenge Konzentrierung würde zu einer Art Kinonovelle führen, wenn dieser widerspruchsvolle Dichter nicht so viel reinste Lyrik, eine bezaubernde Kunst der landschaftlichen Stimmung besäße, und vor allem nicht ein so überaus feines Malerauge. Keiner empfindet so rein in Farbe und Bildwirkung wie er. Allerdings, ihm fehlt Paul Heyses meisterhafte Kunst der lebendigen Linie, ihm fehlt die überhaupt unerreichte Plastik Kellers oder auch Raabes, aber er hat den Reichtum blühender Farbe, die durch wundervoll fein gebrochene Abtönung und Kontrastierung die Schärfe klassischer Reliefs erreicht. Er taucht alles in Farbe unter, die bald böcklinisch satt und schwer aufleuchtet, und bald wie feine Pastelle schimmert. Wo andere erzählen, gibt er ein Bild, und statt zu schildern, findet Keyserling ein impressionistisches Motiv. „Die Sonne hing jetzt, eine himbeerrote Scheibe, über dem Waldsaum. Billy blieb stehen, schaute mit weit offenen Augen die Sonne an. Das dunkle Blau dieser Augen wurde blank von Tränen, zwei kleine rote Sonnen spiegelten sich in ihnen." In der Romannovelle „Dumala" betört er geradezu durch seine Monetsche Lichtmalerei. In breiten, überfließenden Farben malt er wahre Ströme von Licht, im Schnee, in den Föhren, in Frauenhaar, im Mittag, am Abend, Mond- und Sonnenlicht in allen Tönen. Dabei sucht er seine Objekte nicht, er sieht nur ganz alltägliche Dinge. Aber wie er sie sieht! Ein einfacher Sonnenuntergang: „Im fliederfarbenenen Himmel bauten sich große, bunte Wolken auf. Langgestreckt, stachen sie wie goldene Klingen in den Himmel, oder sie rundeten sich wie rosafarbene Nacktheiten, an denen goldene Schleier hingen."

Beim Grafen Keyserling denkt man immer an Ibsens Wort: dichten heißt sehen. Sehen in diesem Sinne ist das Fortlassen alles Unwesentlichen; das Unwesentliche ist vor allem

Digitized by Google

das Sentiment, die Gefahr aller Lyriker. Keyserling und alle seine Menschen sie schaudern vor Gefühlsergüssen zurück und bedienen sich der Worte meistens nur, um eine höfliche Maske vor das Gesicht zu ziehen. Ihre ständige Sorge ist, zu offen und damit banal zu werden. „Ein anständiger Mensch behält neun Zehntel von dem, was ihm durch Kopf und Herz geht, für sich." (Graf Hamilkar in „Bunte Herzen".)

Mit ruhiger Gelassenheit sagt er die bittersten Dinge, die herbsten Resultate seines Lebens. Die lachende Träne ist ihm fremd. Dieser Dichter kann weder lachen noch weinen. Seine Stellung zum Leben ist ein hochmütiges Abseitsstehen, ein ganz sachlich registrierender Pessimismus, der an den Erscheinungen und Dingen nur ästhetisch interessiert ist. Es ist die Ueberzeugung von der vollkommenen Zwecklosigkeit alles aktiven Teilnehmens. Der Pfarrer in „Dumala" sagt: „Was wissen wir voneinander? Was können wir füreinander tun? Wie die Pakete im Güterwagen, so stehen die Menschen nebeneinander. Ein jeder gut verpackt und versiegelt, mit seiner Adresse. Was drin ist, weiß keines von dem andern. Man reist eine Strecke zusammen, das ist alles, was wir wissen."

Eine solche Sachlichkeit des Pessimismus erschüttert nicht, und will es auch nicht. Aber dieses ruhige Waffensenken, diese ganz natürlich sich gebende Resignation des kalten Beiseitetretens hat etwas, das herber und furchtbarer wirkt als der Todesschrei der wunden Kreatur.

Wie Keyserling kein trotziges Lachen und kein Sichauflehnen gegen das Schicksal kennt, so sind ihm auch der Hohn und die Verachtung fremd. Aber über allem liegt wie kühles Schneelicht eine flimmernde Ironie, die sogar vergessen macht, daß sie aus dem Schmerz geboren wurde. Erst diese hohe und von aller Bitterkeit reine Ironie gibt die echte Weltmannsgeste, das sichere, überlegene Abseitsstehen, das nur einen Gegner fürchtet: das zu tiefe Miterleben, das Mitleid. Und doch muß Keyserlings echteste Gestalt, sein Graf Hamilkar, sagen: „Wenn nur das Mitleid nicht so ermüdend wäre, immer das Leben der anderen miterleben, obgleich — Dreiviertel unseres Lebens liegt irgendwo im Leben der anderen." Klingt das nicht wie eine Selbstverteidigung Keyserlings, des Egoisten, der ein Dichter wurde?

Einmal kommt Keyserling nur ironisch. Da hat er das fließende Licht seiner Ironie in einem blitzend geschliffenen Brennglas gesammelt. Ich meine „Seine Liebeserfahrung". Es handelt sich um einen amüsanten Junggesellen, einen homme amoureux, der sich für einen gesiebten Lebenskünstler hält und trotz all seiner vorsichtigen Skepsis verblüffend düpiert wird. Er liebt — oder glaubt zu lieben — eine junge, schöne Frau, die einem kranken, etwas altersmüden Gatten angehört und sich zum Ersatz zwei grundverschiedene Anbeter gefallen läßt, eben den sich und alle ironisierenden Helden, der die ganze Geschichte in Tagebuchnotizen berichtet, den Allerweltskavalier, und einen derberen zweiten mit massiven Gefühlen. Just mit diesem brennt sie ganz überraschend durch und blamiert ihren anderen Seladon, der getreulich alle Erfolgsmomente seines Eroberungszuges aufgezeichnet hat und den Rivalen bis dahin reichlich bespöttelte. Es ist nicht nur die Kunst des Dichters, die es macht, daß dieser betrogene Held nicht lächerlich erscheint. Er ist das Opfer seiner Hamletseele. Denn das Glück, das Ziel erreichen die Skrupellosen, die gedankenlosen Zugreifer. Aber die Ueberlegenden und Nachdenksamen, seien sie nun treuherzig und gewissenhaft oder ironisch, zynisch und gewissenlos, sie erliegen immer und sind gefährlich nur für ihresgleichen. Der Sieg gehört den Unbekümmerten, in der Welt der Tatsachen triumphiert der Ellenbogen über den noch so tiefen und überlegenen Geist. So will es das Leben.

Dreiecksituationen liebt Keyserling überhaupt. Fast immer steht bei ihm ein Mann zwischen zwei Frauen („Beate und Mareile") oder umgekehrt eine Frau zwischen zwei, auch drei Männern. Und zwischen ihnen wächst riesig und ungeheuer das Schicksal auf, unbegreiflich und unwiderstehlich — und doch von vornherein erkannt (Dumala"). „Was wissen wir denn, was in unseren Seelen ist. Etwas Fremdes

Digitized by Google

kommt, herrscht. Wir können nur zusehen." Das alte Motiv: selig sind die Blinden, aber wehe den Wissenden! Denn sie leiden am Leben, das sie geistig beherrschen und dem sie doch nicht mehr sind wie die Wolken dem Wind. Sie erliegen dem Gesetz der Erde — „und die Menschen nennen es Liebe". Aber diese Liebe erinnert in ihrer Blindheit, Härte und grausamen Schönheit an die prachtvoll-schauerliche Vision Ricarda Huchs in der „Triumphgasse", eine Urweltgöttin ohne Herz und ohne Gnade.

Das ungefähr ist der ethische Extrakt aus der Erzählung „Dumala", der reifsten und reichsten Arbeit Keyserlings neben „Bunte Herzen". Vielleicht sind sie beide manchem zu „objektiv", vielleicht zu geistreich; aber sie spiegeln ein so breites und wundersam tiefsinniges Stück Leben wider und sind durchtränkt von einer so herben Süßigkeit und singenden Schönheit wie wenige deutsche Bücher überhaupt.

„Dumala" ist nichts weiter als eine Ehetragödie. Ein kranker Baron Wendland, seine junge Gattin, ein Baron Rast und ein verheirateter Pfarrer, von dem aus der Dichter seine Geschichte sieht. Das Schicksal für die Frau und damit alle anderen ist Rast, ein gewiegter Verführer, der sich sorgsam zu der schillernden Halbdämonie Balzacscher Liebeshelden hinaufposiert hat. Der kranke Gatte und der Pfarrer, dem heimliche Eifersucht die Augen schärft, durchschauen ihn bald. Aber Rast „wirkt auf die Frauen wie ein Fuselschnaps" und gewinnt das lebensgefährliche Spiel gegen den tapferen, prachtvollen Pfarrer, der trotz seiner Kernigkeit eben zu viel Gewissen hat — auch er ist mehr Hamlet als Fortinbras. Die schöne, kluge Baronin flieht mit Rast, Baron Wendland, ihr Gatte, stirbt, ein schmerzvoller Spötter und Dulder, die Baronin kehrt schließlich — ganz wie ihr sterbender Gatte es voraussagte — allein wieder zurück und wohnt auf Schloß Dumala — und Werner, der Pfarrer, erkennt bitter die Tragik aller wirklichen Seelen: das ewige, fürchterliche Einsamsein. „Und dann geht jeder seinen Weg und weiß nicht, was in dem andern vorgegangen ist. Höchstens grüßt einer den andern aus seiner Einsamkeit heraus."

In dieser stillen Geschichte passiert so viel. Haß, bis zur Raserei und Mordsucht gesteigert, Neid, Eifersucht, Jubel und Glück, das ganze Drunter und Drüber blutvoller Herzen. Aber „Dumala" wirkt still und diskret durch die kühle Distanzierung und die ernste Ruhe und Gediegenheit des Vortrags.

Die „bunten Herzen" sind stofflich reicher und darum nicht nachzuerzählen. Der Tenor der Novelle ist der alte Hamilkar Graf von Wandl-Dux, geistvoll, souverän und überlegen, ein Mensch, dem alles Problem ist und der just darum der selbstverständliche Beherrscher aller Zufälle bleibt. Nur einmal kommt er fast aus seiner Sicherheit, als er die Rolle des harten Vaters spielen und seiner Tochter Billy den Verlobungskonsens verweigern muß, aber nicht etwa, weil er hierbei nur grausam erscheinen kann, sondern weil ihm diese Rolle zu bürgerlich und die ganze Situation zu abgeschmackt ist. Es ist einzig, wie er sich mit dieser für ihn unmöglichen Lage abfindet. Er ist in jeder Faser so eigen und so stilecht, wie ihn nur ein sehr starker Intellekt und — sit venia verbo — großer Dichter schaffen kann.

Das äußerliche Hauptereignis ist dann die Entführung Billys, der kleinen achtzehnjährigen Komteß, durch einen schönen und hohlen, mit der Kokottentragik seines Volkes geschickt drapierten Polenjünglings. Sie fliehen und bringen eine schaurige Nacht in einer meisterhaft geschilderten Zigeunerherberge zu. Das Selbstverständliche geschieht, die verschwärmte Billy wird durch die schmutzige Umgebung angewidert, und bei der Zudringlichkeit ihres Verehrers erwachen ihre gesunden Backfischinstinkte wieder; sie stößt den Polen zurück, der sich in der Größe seiner Leidenschaft betrogen fühlt und sich erschießt, ein Gefühlsgigerl noch im Sterben. Billy aber kehrt müde, mühsam und zerschlagen heim; leise begibt sie sich in ihr Zimmerchen zur Schwester Marion, und alles wäre wieder gut, denn kein lauter Tadel, kein stummer Vorwurf erwartet sie, sondern nur die stille Freude glücklichen Wiederhabens. Man beschließt, wie bezeichnend, auch in Zukunft keinerlei Fragen an sie zu richten. Nur Graf Hamilkar, der Vater, ist empört — über Billys Halbheit! Daß sie mit dem albernen Romanhelden durchzu-

Digitized by Google

brennen versuchte, begreift er als eine der üblichen tragischen Banalitäten, an denen ja das Leben so reich ist. Aber daß sie so unversehrt, so völlig unberührt wieder zurückkommt – ja, jede Kuhmagd, sagt er, würde ja in solchem Fall mehr gesunden Lebenssinn beweisen! „Was erziehen wir da für Wesen? Denen kann man ja das Ding, das wir Leben nennen, gar nicht anvertrauen. Die können ja nicht leben. Das sind kleine berauschte Gespenster, die vor Verlangen zittern, draußen umzugehen, und wenn sie hinauskommen, nicht atmen können."

Billy erkrankt nach all den Aufregungen an schwerem Fieber, wird aber wieder, dank ihrer starken Natur, gesund. Und Graf Hamilkar sitzt sinnend im Garten und schaut unter seinen gewöhnlichen scharfen Betrachtungen dem Spiel der Insekten in der Sonne zu. Da sinkt er lautlos zurück. Er stirbt, wie Charaktere seines Schlages sterben, mit einer geistreichen Bemerkung auf den Lippen, still, vornehm, diskret, ohne den geringsten, auch nur instinktiven Versuch, dem Unvermeidlichen zu trotzen. Diese wundersame Szene des Sterbens mitten im gelben Nachmittagslicht des Septembers gehört zu den wenigen unvergeßlichen Dingen unseres gegenwärtigen Schrifttums.

Das sehr gepflegte Gartenland, auf dem diese Früchte reiften, ist freilich schmal und wird sparsam bewirtschaftet. Keyserling ist, Gott sei Dank, nicht fruchtbar. Aber seine wenigen Bücher sind viel. Da sind Dinge, die selten in einem Herzen beieinander wohnen: Schärfe, Raffiniertheit, Kultur, viel Skepsis und viel Güte, Schönheit, Sehnsucht und lächelndes Verzweifeln.

Die Kunst als Erwerb.

Von

Gustav Eréнyi.

Von seiner Kunst zu leben war bis zur neuesten Zeit nur mit Einschränkung möglich. Die bildende Kunst hatte den Vorzug. Ihr stand immerhin der Markt offen, ihre Meisterwerke waren von jeher zum Verkauf bestimmt und durch den Wetteifer der Kunstmäzene auch materiell hoch bewertet.

Dagegen war der Dichter lange Zeit hindurch ein Stiefkind des Schicksals und mußte sich im Sinne von Schillers prächtigem Gedichte mit einem bescheidenen Quartier an Gottes Seite zufrieden geben. Mangels jeder anderen Existenzmöglichkeit war er so ziemlich auf die Protektion eines ihm gnädig gesinnten Kunstfreundes angewiesen. Er hatte die Wahl zwischen Gnadenbrot und Hunger, und nur zu oft ward ihm durch die Laune des Schicksals oder durch einen unbeugsamen Stolz das letztere zuteil. Von Walter von der Vogelweide bis Schiller haben so manche Dichter, gottbegnadete Talente, die Perlen ihrer Kunst im Elend erzeugt und ihren Trost in der Lauterkeit ihres Strebens gefunden.

Hungernde Künstler gibt es leider noch heute in Hülle und Fülle. Aber auch denjenigen Künstlern, denen früher der Weg zum Wohlstand verschlossen war, ist wenigstens die Möglichkeit gegeben, sich zu ernähren, ja sogar üppig. Vergleichen wir beispielsweise die Entlohnung schauspielerischer Leistungen von einst und heute. Der einst verachtete Schauspieler bringt es heute unter Umständen zu hoher Ehre. Bühnenschriftsteller können sich mit einem einzigen Werk ein Vermögen erwerben. Aber die Höhe der Entlohnung ist in erster Reihe durchaus nicht von der künstlerischen Leistung abhängig. Es ist nicht die Elite der Kunstverständigen, sondern der Geschmack des Publikums, der über diese Entlohnung zu entscheiden hat.

Die Kunst als Erwerb. – Vom humanen Standpunkte aus müßten wir uns über diesen Wandel freuen. Jene zimperlich-ideale Auffassung, daß dem geistig-künstlerischen Berufe nur das Schwärmen und Fasten würdig sei, haben wir glücklicherweise überwunden.

Der Kampf um den Erwerb ist auf jedem Gebiete so ziemlich der gleiche. Er beruht auf der Vereinigung von Können und kaufmännischen Fähigkeiten. Also in unserem Falle eine Vereinigung des künstlerischen und kaufmännischen Prinzips! Das wäre nicht so

Digitized by Google

schlimm. Der Künstler kann das Produkt trauten Stunden getrost in reellem Handel zu verwerten suchen. Schlimm ist es aber um den Künstler bestellt, für den das Ringen um die künstlerische Form zugleich den Kampf um die Millionen bedeutet.

Mit den Ansprüchen des Publikums mußte der lebensfähige Künstler auch früher mehr oder weniger rechnen. Heute besteht aber die Gefahr einer Entweihung der Kunst zugunsten des Pöbels um so mehr, weil heute Popularität für den Künstler zugleich Reichtum bedeutet. Geld verdienen und „vorwärts" kommen ist in der Laufbahn eines modernen Künstlers längst dasselbe geworden. Wer sich als Künstler wirklich durchsetzen will, muß neben seiner Kunst vor allem auch das Talent eines pfiffigen Kaufmanns haben. Der Werdegang eines Richard Strauß und anderer zeugen dafür. Der Wettstreit zwischen den Künstlern ist zum Kampf um die Existenz und in weiterer Instanz ein Kampf um irdische Güter geworden. So kommt es zu Kapitalisten und Proletariern der Kunst. Die kaufmännisch schwächer Veranlagten, die oft die künstlerisch Stärkeren sind, werden zurückgedrängt und verharren mit ihrer Begabung und ihrem Streben im namenlosen Dunkel.

Man sollte glauben, jeder rechte Künstler müsse sich mit einem Vermögen begnügen, das ihn von den kleinlichen Sorgen des Tages befreit. Und doch scheinen jene Künstler, denen es einigermaßen gut ergangen ist, mit doppeltem Eifer nach Reichtümern zu streben. Packt sie vielleicht nach den ersten Kostproben das Verlangen nach Genuß und Luxus mit um so größerer Macht? Oder werden sie von der Leidenschaft des eingefleischten Spekulanten ergriffen, der selbst beim größten Gewinn nicht stehen bleiben kann?

Berühmte Maler in den besten Verhältnissen, die ganz für ihre Ideale leben könnten, stellen heute ihre Kunst jedem nach Verewigung lechzenden Geldprotzen zur Verfügung. Bildende Künstler von Namen und Ruf leisten staatlichen oder fürstlichen Bestellungen auch gegen ihr künstlerisches Gewissen Folge, wenn es nur tüchtig bezahlt wird.

In den letzten Jahren mußten wir öfter erleben, daß talentierte Schauspieler die ihrer Fähigkeiten würdige Bühne trotz Popularität und hoher Gagen verlassen haben, um sich — siehe Harry Walden — für das doppelte Gehalt dem Variété zu verpflichten.

Sänger und Sängerinnen verlassen in der Jagd nach dem Dollar die Stätte ihrer Triumphe, eine Schar rühriger Anhänger, die sie versteht und sich für sie begeistert, um einer fernen Einladung zu folgen, die für sie nur in materieller Beziehung von Vorteil sein kann. Eine Frida Hempel, ein Leo Slezak sind an der Berliner und Wiener Hofoper mit der Kleinigkeit von drei- bis viertausend Mark für einmaliges Auftreten nicht mehr zufrieden und kehren einem sie enthusiastisch feiernden Publikum, den amerikanischen Milliardären zulieb, gleichgültig den Rücken.

Einst gab es Volkssänger, die um einen Becher Wein gern alle Herzen durch die Pracht ihrer Kunst erfreuten. Die Kaste der wandernden Sänger ist wieder auferstanden. Ihr würdigster Vertreter, Signor Enrico Caruso, kaiserl. und kgl. Kammersänger, läßt den Klang seines metallenen Tenors um die Minimalsumme von zehntausend Mark allerorten erschallen.

Es gibt heute auffallend viele Künstler, die sich vor allem auf den Erwerb verstehen. Spricht dieser Umstand für unsere Kunst? Die Berliner Grunewaldkolonie gilt bereits für eine „Künstlerkolonie". Im Grunde genommen ist das eine recht erfreuliche Erscheinung. Wenn diese Künstlervillen alle im echt künstlerischen Streben errungen worden sind, befinden wir uns im goldenen Zeitalter deutscher Kunst. Aber in diesem düsteren Kiefernwald, der in seiner uralten, herben Naturschönheit der allgemeinen Bauluft allmählich zum Opfer fällt, deutet nichts auf Unsterblichkeit. —

Digitized by Google

Otto Brahm †.

Von

Julius Bab.

Vom Schauplatz des Berliner, des deutschen Theaterlebens, auf dem er seit einem Vierteljahrhundert als eine wichtige Figur stand, ist Otto Brahm abgetreten. Mit einer plötzlichen energischen Bewegung, ohne alle geräuschvolle Vorverkündigung, ist er abgetreten, ganz wie das seine Art war. Der Zufall hat es gefügt, daß ich an dieser Stelle erst vor wenigen Wochen, als niemand an das nahe Ende des Mannes dachte, hier ein Resümee seiner theatralischen Wirksamkeit gezogen habe, und zwar ein Resümee, in dem der negativ kritische Ton durchaus überwog. Heute ist Otto Brahm ein toter Mann, und wenn es auch durchaus nicht wahr ist, daß der Tod jeden Widerspruch tilgt und man vom Gestorbenen nur Gutes reden müsse, so ist doch zweifellos, daß es nicht etwa nur für unser privates Zartgefühl, sondern gerade für unser sachlichstes Interesse einen großen Unterschied ausmacht, ob ich über einen lebendigen, wirkenden Mann oder über einen Toten, eine abgeschlossene nur noch historisch zu wertende Persönlichkeit spreche. Der Lebende war eine Macht, die noch durch Tat und Beispiel an der Zukunft schuf, und wer für diese Zukunft, die Zukunft der deutschen Theaterkunst, einen leidenschaftlichen und sehr anders gerichteten Anteil hatte, der war gehalten, seinen Widerspruch gegen alles, was ihm an der Wirkung des Mannes beschränkt, falsch und gefährlich schien, in den Vordergrund zu stellen. Von heute an tritt der Wirkung Otto Brahms, die sich nicht mehr ergänzen und erneuern kann, ohnedies die ungeheure Uebermacht der weiter wirkenden Lebendigen entgegen, der Lebendigen, die immer recht behalten. Deshalb ist heute nicht der Kampf die erste Pflicht, sondern Würdigung und Anerkennung alles Dankeswerten.

So ist das Bild, das ich heute von Otto Brahm entfalten möchte, nicht sowohl ein anderes als das hier vor Monatsfrist gegebene (als ich am Leiter von „Hauptmanns Haus“ Kritik übte), es ist nur in einen weiteren Raum, in ein anderes Licht gestellt. Der Unterschied liegt schon darin, daß es damals ausschließlich um den Theaterdirektor ging, heute aber um die ganze wirksame Persönlichkeit Otto Brahms. Und ein Mensch ist immer mehr als selbst seine wichtigste Funktion. Auch Otto Brahm war mehr als ein Theaterdirektor. Ja, wenn dem Worte ein irgendwie typischer Charakter innewohnt, so war er gar kein „Theaterdirektor“ von Geblüt. Ich sagte das und sage es noch als ein Vorwurf. Aber ich sage es heute auch als einen Ruhm, als Kern und Grund seiner positiven Leistung. Otto Brahm war von Hause aus Literat, Germanist, Philologe, Kritiker aus der Schule Wilhelm Scherers. Ich liebe den dürr-korrekten, vernünftigbeflissenen Geist dieser Schule auch heute nicht; ich schätze auch Brahms literarische Produktion, selbst sein berühmtes Kleist-Buch nicht hoch. Die kluge Art dieser Kritiker mißt Poesie allzusehr am vernünftig errechenbaren, am psychologisch wahrscheinlichen weiß allzu wenig von der völligen Eigengesetzlichkeit der poetischen Welt und von dem übervernünftigen Wunder, das künstlerische Leidenschaft jeden Augenblick zu bringen vermag – jenseits alles biographisch Errechenbaren. Aber der Meister Scherer nennt in seiner berühmten „Geschichte der deutschen Literatur“ Kleists „Amphytrion“, dies erschütterndste Mysterium deutscher Poesie, „eine frivole Posse, nicht glücklich in Ernst und Tiefe gewendet“, und der Schüler Brahm zerbricht sich in seiner Biographie den Kopf, wie Kleist zu der „pantheistischen“ Note dieses Dramas gekommen sei und ob sich wohl erweisen ließe, daß Kleist damals Spinoza gelesen habe. Daß die verwirrende Vermählung von Gott und Mensch das tiefste und jederzeit bereite Erlebnis des Künstlers ist, weiß dieser Psychologe nicht, und er offenbart so, bei allem Formsinn, bei allem psychologischen Gefühl, sein Mißverhältnis zum innersten Wesen der Kunst. – Aus dieser Kühle, dieser vernunftmäßigen Oberflächlichkeit, die wohl bis in die Nerven, aber nicht bis in die Seele dringt, erwuchs denn jene Kunstauffassung, die das junge Deutschland, das damals gegen den leblos

Digitized by Google

epigonischen Schlendrian der Literatur revolutionierte, auf die Bahn des Naturalismus führte. Des Naturalismus, der für das Ziel der Kunst hielt, möglichst genau wieder Natur zu werden. Ein verhängnisvoller Irrtum, aber ein Irrtum, der damals Leben und Segen schuf, weil er von der unfruchtbaren Nachahmung überkommener Kunstformen ablenkte und mit dem neuen Stoff, dem neuen Naturinhalt, den modernen Lebensfragen eine neue Kunst herbrachte, von der sich freilich bald genug herausstellte, daß sie nicht Nachahmung der Natur, sondern eine andere von neuen Leidenschaften geprägte Kunstform war!

Der Kritiker Otto Brahm wurde der Führer dieser Bewegung als Redakteur und als Direktor der „Freien Bühne". Er verfocht und er spielte die neuen Dichter, die Tolstoi und Ibsen und Hauptmann. Und als er vom Direktor der „Freien Bühne" zum Leiter des „Deutschen Theaters" geworden war, da spielte er weiter Ibsen und Hauptmann und die in Hauptmanns Gefolge erschienen, die Halbe und Hirschfeld, Hartleben und Schnitzler. (Und dazu freilich die andern, die man so für das tägliche Brot und die Kasse brauchte, von Sudermann bis zu Ernst Hardt.) Er spielte diese Dichter, weil er sie für die Schöpfer seines neuen durchaus vernünftigen Natürlichkeitspiels hielt, und er wurde ihnen deshalb, wo ihre Schöpferkraft allzu deutlich dieser Vorstellung widersprach, nicht einmal immer gerecht. Auch blieb Brahm und sein Haus allem Alten und Neuem, das sich der Brahmschen Vorstellung von Realpsychologie nicht beugen ließ, verschlossen; Shakspeare und Kleist haben so wenig wie Hofmannsthal und Wedekind vom Direktor Brahm eine Förderung erfahren. Also ein Theater des literarischen Fanatismus — eines Fanatismus, der nicht einmal gut und groß gerichtet schien. Und trotzdem nicht nur ein geschichtlich merkwürdiges, sondern auch höchst wertvolles Theater!

Denn von allem „Was" abgesehen, war das „Wie" dieser Direktionsführung bewundernswert: Diese steinharte Energie, mit der das für richtig befundene Repertoire durchgesetzt und sein theatralisches Fundament geschaffen wurde. Daß Brahm ein Jahrzehnt lang die genialen Schauspieler fand, deren großes Naturell über die dürftige Natürlichkeitstheorie hinweg die neuen Dramen mit ihrem ganzen Leben erfüllte, das war sein Glück — aber sein Verdienst war nicht nur, daß er diesen Schauspielern immer wieder Ibsen und Hauptmann zu spielen gab, sondern vor allem, daß er durch rigorose Ausrottung jeder alten pathetischen Theaterkonvention den Grund freigemacht hatte, auf dem diese großen Naturen sich ansiedeln konnten. Reicher, Rittner, Sauer, Bassermann, die Lehmann haben diesem Theater seine Größe gegeben; aber seine Möglichkeit, sein Zusammenhang, seine Kontinuität hat ihm der Direktor gesichert. Und darum ist es mit Recht auf den Namen Otto Brahms getauft, dies Theater, das in der deutschen Theatergeschichte Epoche gemacht und die alten naturalistischen Tendenzen des Schauspiels, die Tendenzen der Einfachheit, der Diskretion, der unverschönerten Elementarlaute zu einer ungeahnten Entfaltung gebracht hat.

Vielleicht ist seit Goethe nie ein literarischer Wille so siegreich über das deutsche Theater gewesen wie der ihm am allermeisten entgegengesetzte von Otto Brahm. So sehr wir die Grenzen dieses Willens erkennen, seine Leistung bleibt groß, seine Stärke bewundernswert. Die Grenzen lagen nicht nur in der Enge seiner literarischen Anschauung, sie lagen im Literarischen selbst.

Denn das Theater braucht als Ergänzung stets die sinnliche Beweglichkeit, die bunte Fülle des Schauspielermenschen; so segensreich ihm die geistige Zucht eines Literaten ist, so gefährlich wird sie ihm auf die Dauer. Pedanterie und Erstarrung, Erlöschen der Phantasie und der Spielfreude droht. Freilich, das Theater hat nur zwischen zwei Gefahren zu wählen, und die entgegengesetzte der sinnlichen Zuchtlosigkeit erleben wir jetzt bei Brahms treulos genialem Schüler, beim Schauspieler Max Reinhardt. Und viele wünschen sich heute wieder einen literarischen Direktor, der freilich andere Anschauungen, aber für seine Anschauung die gleiche Durchschlagskraft haben müßte wie Otto Brahm. — Was

Digitized by Google

über allen Streit der Meinungen hinaus den Wert einer Persönlichkeit entscheidet, das ist schließlich das Verhältnis zwischen Kraft und Willen in einer Lebensleistung. Otto Brahm war ein Mann, der alles, was er gewollt hat, auch vollkommen gekonnt hat. Das bedeutet die Harmonie, den menschlichen Reiz seiner Persönlichkeit und kulturell seine Größe und seinen Ruhm.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.
(Fortsetzung.)

Lermantes hörte diesen Ausführungen mit einem Gesichtsausdruck zu, in dem sich Demütigung und Empörung mischten. Gewiß, das alles beruhte auf Tatsachen. Dieser Art zusammengefaßt, entsprach es doch nicht der Wahrheit. Er erkannte sich in diesem Bild wie in einem Porträt, das nur mit einigen äußeren groben Strichen gezeichnet ist und dem Farbe und Gestaltung fehlt. Das war er, und er war es doch nicht. Ein anderer Lermantes, verschieden von dem, der er sein konnte, ein Lermantes ohne seinen Charakter, ohne jede persönliche Note. Und dies falsche, verzeichnete Bild sollte nun für seine Richter Geltung haben! Seine Handlungen waren ungefähr so, wie sie das gerichtliche Dokument aufgezählt hatte, aber die Berechnungen, die sie so erniedrigten, hatte er niemals hineingelegt. Wie auf viele andere, so hatten auch auf ihn besondere Lebensumstände eingewirkt. Das war alles. Nie hatte er den Wunsch gehabt, sich zu bewundern. Sein maßloser Hochmut! Mein Gott, niemals hatte er seine Fähigkeiten, noch sein Schaffen besonders hoch beurteilt. Seine Wünsche? Ohne Uebertreibung erfreute er sich der Früchte seiner Arbeit als gesunder, temperamentvoller Mann. Seine Verschwendung, seine Prunksucht! Ihm selbst hätte ein Tisch aus Kiefernholz, ein eisernes Bett und die einfachsten Lebensmittel genügt. Seine Skrupellosigkeit! Er war gewissenhafter als andere, die frei waren, ihren Weg ohne Fesseln weiter zu gehen und jeden Tag dieselben zweifelhaften, leichtfertigen Handlungen von neuem begannen. Wie diese Aufeinanderfolge unleugbar entstellter Tatsachen klären, die durch ihre Verkettung und ihre Zahl nun plötzlich einen so ganz anderen Sinn annahmen? Wie konnte er diesen „Doppelmenschen" verleugnen? Konnte er sagen: Sie irren sich. Ich bin jener Mensch gar nicht. Aber das hieße auch leugnen, hieße mit „Nein" antworten, wenn der Präsident ihn fragen würde: „Sie heißen Lionel Henry Lermantes? Sie sind 1856 in Mans geboren, wo Ihr Vater in Garnison stand?" Ach, wie in dem engen Rahmen des Verhörs so viele verwickelte und trotzdem so einfache Dinge erklären! Wie sollte er so viel anfechtbare, doch im Grunde unschuldige Handlungen, so viel falschen Schein, der wie ein Schleier die Wahrheit einhüllte, klären?

Als Lermantes sich zum Verhör erhoben hatte, konnte man das „Ja", mit dem er die erste Frage beantwortete, nur durch die Bewegung der Lippen sehen. Man hörte kaum den Klang seiner Stimme. Man erfuhr, daß er seine Mutter im zehnten Lebensjahre verloren hatte; daß sein Vater 1870 unter dem General, dem damaligen Oberst de Pellice, eine Eskadron befehligt hatte und unter den Augen seines Vorgesetzten bei Gravelotte gefallen war. Nachdem diese Präliminarien erledigt waren, wurde der Präsident, Herr Motiers de Fraisse, eindringlicher.

„Sie blieben mit wenig Hilfsmitteln ohne jede Familie zurück. Außer einem Onkel mütterlicherseits, der schon mit zwanzig Jahren in die Kolonien ging und von dem Sie nichts mehr gehört hatten, hatten Sie keine Verwandten. Der General von Pellice, Ihr Pate, willigte ein, Ihr Vormund zu werden. Er hatte zuerst den Gedanken, Sie die militärische Laufbahn einschlagen zu lassen, um Ihnen anfangs von Nutzen sein zu können. Sie folgten seinem Rat nicht und gaben vor, keine Neigung für den Offiziersstand zu haben?"

„Das ist richtig. Waren meine Mittel auch nur gering, so konnte ich doch das Polytechnikum besuchen."

Er richtete sich einen Augenblick straffer auf, als ob er sich von der Last befreien wollte, die auf ihm ruhte, und erhobenen Hauptes fügte er hinzu:

„Ich glaube bewiesen zu haben, daß ich meinen Beruf nicht verfehlt habe."

Die stolze Geste rief im Saal beifälliges Murmeln hervor. Vielleicht machte sie auf die Geschworenen einen minder günstigen Eindruck; die sind immer geneigt, dem Angeklagten bescheidene Wünsche zu gestatten, und dieser hier schien die Offensive ergreifen zu wollen.

Digitized by Google

„Es ist richtig," pflichtete der Präsident bei. „Mathematik ist Ihnen sehr leicht geworden, und Sie sind mit einem guten Zeugnis abgegangen. Jedoch haben Sie in Ihrer Jugend nicht nur gearbeitet. Sie haben auch dem Vergnügen eine Menge Zeit gewidmet. Vergnügungen kosten viel Geld. Da Ihre Einnahmen mäßig waren, haben Sie die Freigebigkeit des Generals angenommen."

„Ich habe sie niemals gefordert."

„Sind Sie dessen sicher?"

„Vollkommen."

„So haben Sie wohl einen gewissen Zwischenfall aus Ihrem letzten Studienjahr vergessen? Sie hatten in einem Klub einen ziemlich bedeutenden Spielverlust gehabt, nachdem Sie auf Ehrenwort gespielt hatten. Der General bezahlte für Sie. Es handelte sich um zwei- oder dreitausend Franken, glaube ich."

„Ich hatte mich in einen Klub einführen lassen, ohne überhaupt zu wissen, daß man dort spielte. Ich verlor, aber nicht zwei- oder dreitausend Franken, sondern genau achthundert Franken, Herr Präsident."

Da die Verschiedenheit der Zahlen eine gewisse Ueberraschung hervorrief, legte Lermantes Gewicht darauf.

„Die Richtigkeit meiner Behauptung wird ein Brief des Generals beweisen, der den Akten beiliegt. Wenn die Zahl nicht stimmen sollte, ist es leicht, sie zu berichtigen."

Der Präsident sah seine Notizen durch und gab durch eine Geste seinen Irrtum zu erkennen. „Die Summe ist demnach von dem General bezahlt worden."

„Auf folgende Weise: Ich war seit mehreren Wochen großjährig, und der General hatte noch nicht mit mir abgerechnet. So war ich also gezwungen, mich an ihn zu wenden und ihn zu bitten, mir diese Summe vorzustrecken, bis wir die Aufstellung der Beträge geordnet hatten. Er hat mir ungefähr folgendes geantwortet: ‚Nein, mein Junge! Ich möchte nicht, daß deine paar Kröten sich verringern, solange sie in meinen Händen sind. Ich schenke dir die achthundert Franken. Das wird dir etwas peinlich sein, ist dir aber ganz gesund. Die kleine Demütigung, die du durch die Annahme hast, wird dich lehren, was Spielschulden bedeuten.' Wirklich habe ich seit jener Zeit keine Karten mehr berührt."

Das war einfach und offen erzählt, und die kleine Episode wirkte zugunsten von Lermantes. Trotzdem murmelte eine Stimme in der Menge:

„Wie patzig!"

Chaussy zuckte die Achseln und flüsterte Jean Bogis zu:

„Der Präsident behandelt ihn anständig . . . Donnerwetter!"

„Nichts in den Akten widerspricht Ihrer Versicherung," fuhr Herr Motiers de Fraisse fort, „aber Sie blieben bei Ihrem verschwenderischen, leichtsinnigen Leben."

„Ich stürzte mich mit gleichem Eifer auf das Vergnügen wie auf die Arbeit. Ich war sehr gesund. Ich hatte Begeisterung und Kraft. Das habe ich ausgenützt."

„Reichlich und immer mit der pekuniären Unterstützung des Generals."

„Ich wiederhole, daß ich ihn nie um etwas gebeten habe. Der General wünschte, daß ich ihm oft schreibe. Er hat alle meine Briefe aufbewahrt. Noch das letztemal, als ich ihn sprach, erzählte er mir, daß er dabei wäre, sie zu ordnen. Man wird nicht einen darunter finden, der eine Bitte um Geld enthält. Nicht mal eine Anspielung der Bedürfnisse und Wünsche, die ich hatte. Aber weshalb sollte ich seine Freigebigkeit zurückweisen? Hätte ich das überhaupt tun können, ohne ihn zu beleidigen? Er war mein Pate, und ich betrachtete ihn wie meinen zweiten Vater."

„Trotzdem haben sich unangenehme Gerüchte über die Art, mit der Sie für dieses Wohlwollen dankten, verbreitet. Frau de Pellice war bedeutend jünger als ihr Gatte. Ihre häufigen Besuche in seinem Hause haben Veranlassung zu sehr unangenehmen Auslegungen gegeben."

„Diese Verleumdungen erfuhr ich erst nach meiner Verhaftung. Der Herr Untersuchungsrichter hat mir davon Mitteilung gemacht. Ich vermute, daß man vielen Leuten ähnliche Dinge nachsagt, ohne daß sie es ahnen. Frau de Pellice war eine makellose Frau. Sie hat mir stets nur tiefsten Respekt eingeflößt. Es steht mir kein Mittel zur Verfügung, die Unrichtigkeit dieser Gemeinheiten beweisen zu können. Aber ebensowenig wird man deren Richtigkeit aufrecht erhalten, da sie nie bestanden haben. Es ist unmöglich, einen negativen Beweis zu erbringen, wie man glücklicherweise nicht eine Lüge zur Wahrheit stempeln kann."

Die Fragen des Präsidenten über diesen Punkt erregten Mißfallen. Welche Beziehungen konnten zwischen den Tatsachen des Prozesses und der Frage bestehen, ob diese Gerüchte wahr oder falsch seien. Frau de Pellice ruhte seit dreiundzwanzig Jahren im Grabe, und die Menschen, die sich noch im Leben tummeln, lassen die Toten gern ruhen.

Digitized by Google

„Zu geschickt gedreht," flüsterte er seinem Nachbar zu.

„Aber nein," erwiderte Bougis, „er wehrt sich wie ein anständiger Mensch."

Das ihm anfangs mißgünstig gesinnte Publikum nahm jetzt zu seinen Gunsten Partei. Man merkte es in dem zurückgehaltenen Schwirren, das seinen Antworten zustimmte, an der Haltung der Menge, selbst in ihrem Schweigen, in dem Ausdruck der zusammengedrängt sitzenden und stehenden Menge, die wie hypnotisiert lauschte und mit aufgesperrten Augen und offenem Munde gespannt zuhörte. Man fühlte, wie wenig dazu gehöre, ihr diesen Verdächtigen unschuldig, diesen Ausgestoßenen sympathisch erscheinen zu lassen, und wie sie mit ihrer leicht bestimmbaren Meinung sich nun auf des Angeklagten Seite schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Fritz Ernst, ein junger Breslauer Schriftsteller, der mit einem Schauspiel glücklich debutierte, veröffentlicht jetzt im Ostdeutschen Verlag (Breslau VIII) einen Roman „Das Volk steht auf —!" Die Zeit der Freiheitskriege, die das Jubiläum des nächsten Jahres dem allgemeinen Interesse wieder näherrückt, bildet den reich bewegten Hintergrund dieses Buches. In groben Zügen hat der Verfasser ein anschauliches Bild von der großen Volkserhebung von 1813 zu geben verstanden. Alle großen Männer jener Zeit treten uns leibhaftig vor Augen: So der mutige Stein, Lützow mit seiner Freischar, Körner, der Schlachtensänger, schließlich auch Napoleon und viele, viele andere Persönlichkeiten. Im Vordergrunde der Fabel wickelt sich der Film einer — etwas sentimental gehaltenen — Liebesgeschichte ab, deren Helden ein Breslauer Tuchherrentöchterlein und ein junger Lützower, ein Freund Theodor Körners, sind.

Der Roman des Herrn Ernst hat manche Vorzüge. Er vermittelt in guter Sprache und packender Darstellung ein Bild von einem hochbedeutsamen Stücke vaterländischer Geschichte, ohne allzu aufdringlich die Note geschäftlicher Ausnützung einer zufälligen Jubiläumssensation zu tragen. Empfehlen kann man das Buch weniger den Leuten, die ein literarisches, fein durchgefeiltes Kunstwerk genießen wollen, als denen, die sich gern — gewissermaßen spielend — über die Zeit der Befreiungskriege unterrichten lassen und sich gleichzeitig an einem spannend geschriebenen Romane unterhalten wollen. Empfehlen auch als recht geeignete Lektüre für die heranwachsende Jugend.

Richard Rieß (München).

Bei C. F. Amelang in Leipzig erschienen drei kleine, hübsch ausgestattete Bücher zum billigen Preise von je 1 Mark, die für jeden Liebhaber deutscher Lyrik und Novellistik von Interesse sind. Es sind dies eine Auswahl der Gedichte Mörikes und der Droste-Hülshoff und die Novelle „Brigitta" von Adalbert Stifter; diese in der Originalausgabe. Die Bände empfehlen sich sowohl durch ihren Inhalt als durch ihre Ausstattung.

Reichtum

ist Macht, aber Schönheit noch mehr, letztere verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pf. Ferner macht der

Cream „Dada" (Lilienmilch-Cream)

rote und spröde Haut in einer Nacht weiß u. sammetweich. Tube 50 Pf.

Die größte Ausgabe in ihrem Leben machen die meisten Menschen dann, wenn sie ihre Möbel bei der Heirat bestellen, und dieser Einkauf hat Bedeutung für das ganze Leben. Die hierbei erworbenen Sachen spielen immerwährend eine Rolle im persönlichen Behagen des Besitzers und dem der besuchenden Freunde. Sie sind dem fremden Besucher ein Maßstab in der Beurteilung des Wohnenden, und den Kindern des Hauses bedeuten sie in den ersten Jahren die Welt, in den späteren sind sie wesentlich für deren Anschauungsbildung und die Geschmacksbildung. Scheinmöbel sollte man nicht kaufen. Möbel sollten nicht Scheinsäulen und scheinbar tragende Stützen haben, die sich beim Oeffnen der Türen mitherausdrehen. Möbel, die mit Reichtum überladen sind, gehören unter Umständen in ein Schloß, weil man dort nicht in den Gästeempfangszimmern zu wohnen braucht. Mit einfachfeinen Möbeln von guten Formen und Verhältnissen und sorgfältig abgestimmten Farben kann man heut die Bürgerwohnung vornehmer ausstatten als mit überladenen Möbeln und vergoldeten Tapeten. Muster für eine gute Art des Ausstattens sind für jedermann zu sehen in der Ausstellung vollständiger Wohnungen der Möbelfabrik W. Dittmar, Berlin W, Tauentzienstraße 10. Diese Ausstellung hat neuerdings eine Erweiterung erfahren. Die Schrift „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten" versendet W. Dittmar von seinem Hauptgeschäft, Berlin C., Molkenmarkt 6, kostenfrei auf Wunsch. Auch das Hauptgeschäft, das feine Bürgermöbel in großer Auswahl darbietet, ist zur Besichtigung frei.

Digitized by Google

Prüfen Sie unbedingt Bilz Nährsalz-Cacao

damit Sie die **Vorzüglichkeit** dieses gesündesten und wohlschmeckendsten. **Obstnährsalze** enthaltenden Cacaos kennen lernen. Sehr wohltuend bei **Blutarmut, Nervosität,** bei allen **Schwächezuständen** und **chronischen Leiden.** Besonders wertvoll bei **Kindern,** die in der **Ernährung** und **Entwicklung zurückgeblieben** sind.

Ueberall zu haben, sonst durch die Fabrik **ILTZ & KLUDT, Dresden.**

Fiedler-Farben

Feine Künstler-Oel- u. Gouache-Tempera-Farben

In grossen Füllungen: Feine Münchener Studien- u. Skizzen-Farben Akademie-Tempera für dekorative Kunst

Erfüllen d. Anforderungen d. mod. Malerei: Pigmentreichtum / Modellierfähigkeit / Reiches Oberflächenlicht bei den Deckfarben Von Münchener Künstlern bevorzugt! Seit Jahren erprobt und im Gebrauch!

Wegen Proben wende man sich unter Bezugnahme auf diese Anzeige an die

Münchener Künstlerfarben-Fabrik Dr. Karl Fiedler und Ilgenstein

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardt Cairo-Bremen **Cigaretten**

Leopold Engelhardt GmbH
Hoflieferant Sr. H. d. Khediven, Cairo-Bremen

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf
Hator	10 Pf

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 50 — Berlin, den 14. Dezember 1912. — 41. Jahrgang Band 82.

Der Friede des Privatlebens.

Von

Otto Corbach.

Die Strafrechtskommission, die das Strafgesetzbuch und die Strafprozeßordnung der Neuzeit gemäß umgestalten soll, hat, wie im „Reichsanzeiger" verkündet wurde, beschlossen, folgende Bestimmung als Strafgesetz vorzuschlagen: „Mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 5000 M. wird bedroht, wer vorsätzlich den Frieden des Privatlebens eines anderen dadurch stört, daß er böswillig über dessen häusliches und Familienleben öffentlich ehrenrührige Mitteilungen macht, die das öffentliche Interesse nicht berühren". Natürlich richtet sich diese Neuerung gegen die Presse, denn sie ist in der Regel das Mittel, durch das Mitteilungen, wie über allerhand andere Dinge, so auch über häusliches und Familienleben „öffentlich" gemacht werden.

Es ließe sich vielleicht über eine solche Bestimmung reden, wenn nicht schon durch die vorhandenen Beleidigungsparagraphen, die übrigens auch noch verschärft werden sollen, das Privatleben vor der kritischen Wachsamkeit der Presse mehr als genug geschützt wäre. Die Art und Weise, wie diese Paragraphen auf die Presse angewandt zu werden pflegen, charakterisierte die vornehme „Kölnische Zeitung" einmal so: „Eine Zeitung mag noch so segensreich damit gewirkt haben, daß sie eine Angelegenheit zur öffentlichen Erörterung gestellt hat: irgend jemand wird sich immer finden, der sich durch die Kritik beleidigt fühlt. Und bei der oft allzu weitherzigen Auslegung des Begriffs der Beleidigung findet er auch leicht einen Richter. Kann der Angeklagte dann beweisen, daß er zu $^{99}/_{100}$ wahre Behauptungen aufgestellt hat, so muß er doch wegen des fehlenden $^{1}/_{100}$ verurteilt werden; denn er ist für alles beweispflichtig. Aeußerst selten aber nur wird er begreiflicherweise imstande sein, unter dem Kreuzfeuer des offiziellen Beweisapparats, der ihm ja vorher als Privatmann gar nicht zur Verfügung stand, alle seine Behauptungen im vollen Umfange aufrechtzuerhalten." Man sollte meinen, unter solchen Umständen brauchte die Strafrechtskommission wirklich keine weiteren Fußangeln für kritiklüsterne Journalisten zu schaffen.

Wenn heute Denunzianten den „Frieden des Privatlebens" stören wollen, dann erreichen sie ihren Zweck am leichtesten, wenn sie sich an den Staatsanwalt statt an die Presse wenden. Wie mancher hat nur deswegen schon viele Monate Untersuchungshaft verbüßen müssen, weil die Organe der Staatsanwaltschaft leichtfertig einem Denunzianten Gehör schenkten! Man erinnere sich doch, wie die Berliner Kriminalpolizei den Krankenpfleger Edmund Griehl, einen Mann, der dreißig Jahre lang in seinem Berufe aufs treueste seine Pflicht erfüllt, sich als ein liebevoller Ehemann, ein fürsorglicher Familienvater, als vornehm denkender und handelnder Mensch bewährt hatte, für den Mörder der Witwe Hoffmann in der Blumenthalstraße hielt und mit Hilfe der gleichgesinnten Staatsanwaltschaft drei Monate und eine Woche in Untersuchungshaft sitzen ließ, nur weil irgendeine minderwertige Frau aus dem Volke gesehen haben wollte, wie Griehl zurzeit der Mordtat die Treppe des Hauses, das die Ermordete bewohnte, herunterkam. Vor einiger Zeit erstattete in Berlin N. ein Schneidermeister gegen einen Friseurgehilfen, namens Pietowsky, der bei ihm ge-

Digitized by Google

wohnt hatte, aber infolge eines Streites mit ihm fortgezogen war, Anzeige wegen Vergehens wider den § 175 des Strafgesetzbuches. Der Friseurgehilfe saß sieben Wochen in Untersuchungshaft, verlor währenddessen Stellung und Brot, worauf sich im Gerichtssaal herausstellte, daß der Schneidermeister sich seine Anzeige aus den Fingern gesogen hatte, daß er selbst in Kreisen verkehrte, die mit dem § 175 zu tun haben, und daß die Nichtigkeit seiner Anzeige im Handumdrehen hätte festgestellt werden können. Man stelle sich einmal vor, Kriminalisten, Staatsanwälte, Untersuchungsrichter, die derartigen Denunziationen leichtfertig Glauben schenken, würden plötzlich zu verantwortlichen Redakteuren größerer Zeitungen gemacht und ließen es sich dort beifallen, auf Grund lächerlich armseliger Indizien unbescholtene Personen ehrenrühriger Handlungen öffentlich zu beschuldigen, sei es auch in Fällen, wo es wirklich im Interesse der Allgemeinheit läge, daß ein hinreichend Verdächtiger öffentlich gebrandmarkt würde: Sie würden sich erstens durch ihre Leichtfertigkeit als Journalisten unmöglich machen, zweitens vor Gericht rasch wegen verleumderischer Beleidigung zu langen Gefängnisstrafen verurteilt werden.

In der Schweiz, in England, Amerika und anderwärts gibt es längst wirksame gesetzliche Schutzvorkehrungen gegenüber der Gefahr ungerechtfertigter Freiheitsberaubung durch den Untersuchungsrichter, und dem Angeschuldigten wird dort kein Mittel versagt, seine Unschuld rasch klarzustellen. Ihm steht während der Voruntersuchung ein Anwalt zur Seite, der auf ihren Verlauf ebensoviel Einfluß ausüben kann als der Staatsanwalt. Umstände, die zur sofortigen Entlastung angeführt werden, müssen unverzüglich erforscht werden. Bei uns aber können immer noch wegen der lächerlichsten Bagatellen bisher unbescholtene Menschen von Untersuchungsrichtern, die sich über die mögliche Wirkung aus Unerfahrenheit mit dem täglichen Leben keine richtige Vorstellung machen, ins Gefängnis gesteckt werden. Der Assessor wütet hier wie ein Feind im Feindesland. Kein Haus, keine Familie ist vor ihm sicher.

Vor der Presse dagegen kann jeder halbwegs ehrliche Bürger ruhig schlafen. Dem Journalisten wird ja als öffentlichem Ankläger vor Gericht in der Regel nicht einmal der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches zugebilligt. Um so höher ist es der Presse anzurechnen, wenn sie entgegen einer in bestimmten Kreisen bestehenden Neigung, jede von ihr erhobene Anklage als unbefugte Einmischung in die Angelegenheiten einer allein zuständigen hohen Staatsregierung abzutun, den Mut bei ihrer notwendigen kritischen Wachsamkeit nicht verliert. Sie erfüllt auch unter Umständen nur ihre Pflicht, wenn sie sich mit dem Privatleben eines Bürgers näher befaßt; denn man braucht nur an die sich häufenden Fälle von Kinderquälereien, Familientragödien aller Art, Morden aus sexuellen Motiven usw. zu denken, um zu begreifen, daß es nur kulturfördernd wirken könnte, wenn das Dunkel im sogenannten Privatleben künftig an manchen Stellen dem Lichte der Oeffentlichkeit weichen würde.

Die Arbeitsschule.

Von

Professor Dr. Budde, Hannover.

Es machen sich in der Gegenwart eine Reihe von pädagogischen Forderungen geltend, die in früheren Jahrhunderten bereits verwirklicht gewesen, dann vergessen worden sind, die aber, wie der Münchener Stadtschulrat Kerschensteiner sehr schön und treffend in einem Vortrage sagte, wie Geister der Vergangenheit umherirren und nicht eher zur Ruhe kommen zu können scheinen, als bis die Gegenwart sie durch ihre Anerkennung erlöst. Zu diesen Forderungen gehört auch die der Arbeitsschule, d. h. die Forderung, daß in den Schulen auch die praktische Arbeit, und zwar in den Knabenschulen die Knabenhandarbeit und in den Mädchenschulen vor allem die Haushaltsarbeit gepflegt werden soll.

Die Vertreter der Arbeitsschule machen mit Recht geltend, daß fast alle großen Pädagogen

Digitized by Google

der Vergangenheit für den Arbeitsunterricht eingetreten sind und ihn auch vielfach praktisch durchgeführt haben. Comenius rechnet die Ausbildung der Hand zu den „primären Studien", d. h. zu denen, „die Wesen, Kern und Inhalt der Bildung umfassen". Locke verlangt sogar für seinen „galant homme" die Erlernung eines Gewerbes. Rousseau sagt in seinem „Emile" u. a.: „Wenn ich ein Kind, anstatt es an Bücher zu fesseln, in einer Werkstatt beschäftige, so arbeiten seine Hände zum Nutzen des Geistes. Damit der Zögling die Abhängigkeit der Menschen voneinander kennen lerne, führe ihn der Erzieher in die Werkstätten, leide aber nie, daß er irgendeine Arbeit sehe, ohne selbst Hand ans Werk zu legen. Der Erzieher bedenke stets, daß eine Stunde Arbeit den Zögling mehr Dinge lehren werde, als er aus einer tagelangen Auseinandersetzung im Gedächtnis behalten kann." August Hermann Francke ließ in dem von ihm begründeten Pädagogium in Halle die Zöglinge, die Söhne vornehmer Familien waren, durch Meister im Drechseln, Pappen und Glasschleifen unterrichten und zur Anfertigung allerlei nützlicher Sachen anleiten, weil er die Handarbeiten als ein vortreffliches Erziehungsmittel ansah. In den Philanthropinen wurde ebenfalls die Handarbeit systematisch betrieben. Basedow vertritt in seinem „Methodenbuch" die Ansicht, daß am Tage neben sechs Stunden Unterricht zwei Stunden Handarbeit nötig seien, und zwar sollen die Knaben im Sommer mit Gartenarbeit, im Winter mit der Herstellung von Spielsachen usw. beschäftigt werden. Und so waren denn auch tatsächlich im Lehrplan des Dessauer Philanthropins für die älteren Schüler Stunden im Drechseln und Tischlerarbeit und späterhin auch solche für Pappearbeit und Lackieren angesetzt. Salzmann hielt die Handarbeit für ein unentbehrliches Erziehungsmittel. „Sind denn nicht", so ruft er aus, „die vornehmsten Werkzeuge des Menschen seine Hände? Kann man wohl glauben, daß sein Geist vermögend sei, seine mannigfaltigen Kräfte zu äußern, wenn seine besten Instrumente verrostet, wenn seine Hände unbrauchbar sind?" In Salzmanns Anstalt in Schnepfenthal fertigten die Zöglinge Spielzeug aus Papier an und betrieben Holzschnitzen, Netzstricken, Korbflechten, Papparbeiten, Lackieren, Schreinern und Drechseln. Wie Pestalozzi die Handarbeit einschätzte, weiß jeder, der „Lienhard und Gertrud" gelesen hat. Und daß Herbart ihre pädagogische Bedeutung klar erkannte und würdigte, erhellt aus seiner Forderung, daß jeder Knabe und Jüngling mit den bekannten Werkzeugen der Tischler umgehen lerne. „In Bürgerschulen . gehören Werkschulen", bemerkte er.

In der Gegenwart treten besonders Kerschensteiner und der Leipziger Seminardirektor Pabst für die Arbeitsschule, d. h. für eine Schule ein, in der neben dem Lernen auch Handarbeit gepflegt wird, und sie machen für den Handarbeitsunterricht pädagogische und soziale Gründe geltend, die nicht von der Hand zu weisen sind. Ihre pädagogische Bedeutung faßt Pabst dahin zusammen, daß sie die Initiative weckt, die wesentlichsten Tätigkeiten des Geistes, Aufmerksamkeit und Wollen, in Bewegung setzt und die regelrechte Aeußerung des Willens befördert. Aehnliche Vorzüge haben auch die angeführten Pädagogen der Vergangenheit dem Handarbeitsunterricht zuerkannt. Die soziale Bedeutung des Handarbeitsunterrichts liegt darin, daß er die Kluft überbrücken kann, die jetzt zwischen körperlicher und geistiger Arbeit besteht und die, wie Dr. Lietz, der Begründer der Landerziehungsheime, in denen in bestimmten Stunden Handarbeitsunterricht in besonderen Werkstätten erteilt wird, mit Recht hervorhebt, mehr als alles andere die Volks- und Menschheitsgenossen voneinander trennt. Sicherlich ist es doch auch symptomatisch und bedeutsam, daß Friedrich Paulsen in seinem „System der Ethik" für die Idee der Arbeitsschule in dem oben bezeichneten Sinne warm eintritt. Paulsen bemerkt hier u. a.: „Eine geschickte Hand ist an sich eine schöne Sache; ich bin überzeugt, daß unter hundert jungen Leuten, die unsere höheren Schulen besuchen, mindestens neunzig mehr Freude an Werken der Hand als an Exerzitien und Extemporalien hätten. Hat doch die Natur, da sie Auge und Hand bildete, ihr

Digitized by Google

Absehen offenbar nicht auf den Gebrauch gerichtet, der unsern Schülern fast als der einzige gelassen wird, Lesen und Schreiben." Und Paulsen fährt dann fort: „Es gab noch vor 100 Jahren Gegenden in Deutschland, wo der Schiffer und der Bauer in Mußestunden das Schnitzmesser zur Hand nahm; jetzt ist Feder und Zigarre, nebst Messer und Gabel, das einzige Ding, das mancher zu handhaben versteht. Sollte nicht auch hier eine Rückkehr zur alten Liebe möglich sein? Und wenn damit zugleich die neumodische Verachtung der Handarbeit abkäme, so wäre auch das ein höchst wünschenswerter Erfolg, und sollte darüber selbst ein Stück des antikisierenden Idealismus und seiner Geringschätzung der banausischen Arbeit mit dahingehen. Ich habe ohnehin einige Furcht, daß es mit der Hellenisierung unseres Volkes nicht recht vorwärts will; vielleicht haben wir auch nicht so viel Ursache zu bedauern, ehrliche Deutsche zu bleiben, als uns alte und neue Humanisten glauben machen wollen."

So vereinigen sich hervorragende Pädagogen der Vergangenheit und Gegenwart in der hohen pädagogischen und sozialen Schätzung des Handarbeitsunterrichts. Und nun lese man einmal in der vorzüglich über die ganze Frage orientierenden Schrift des erwähnten Seminardirektors Pabst über „Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung" (in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt") nach, in welchem Umfange andere Kulturstaaten den Handarbeitsunterricht in ihren Schulen, und zwar Volks- und höheren Schulen, eingeführt haben; dann muß man sich sagen, daß es bedauerlich ist, daß wir im Vergleich mit jenen noch immer so wenig für den Handarbeitsunterricht tun. Es sollte mit jeder deutschen Knabenschule eine Werkstatt verbunden sein, in der wöchentlich alle Schüler abwechselnd einige Stunden praktisch arbeiten, wie es in den Landerziehungsheimen des Dr. Lietz geschieht, die überhaupt wertvolle pädagogische Pionierarbeit leisten.

Aber woher die Zeit nehmen? There's the rub! Ich antworte: Aus dem jetzigen theoretischen Unterricht der bloßen Lernschule. Welche Fächer dafür in der Volksschule in Frage kommen könnten, soll hier unentschieden bleiben, nur lasse man das Deutsche unangetastet. In den höheren Schulen muß, wenn diese und noch manche andere dringende pädagogische Forderung unserer Zeit erfüllt werden soll, erst einmal rücksichtslos mit dem Vorurteil gebrochen werden, daß vor allem die fremden Sprachen und die Mathematik die Scheide seien, in denen das Schwert des Geistes steckt, und daß deshalb ihnen eine alle Sachgebiete an die Peripherie drängende Zentralstellung eingeräumt werden müsse. Solange man nicht dieses Vorurteil aufgibt, werden Philosophie, Biologie, Staatsbürgerkunde usw. vergebens an die Tore unserer höheren Schulen klopfen, solange werden diese nicht breit und tief in Natur und Kultur und zwar vor allem in die vaterländische Kultur einführen, sondern eine einseitige formalistische Bildung gewähren, die inhaltsarm ist an ethischen, ästhetischen und Gemütswerten, solange werden sie deshalb gerade bedeutenderen Köpfen keine zusagende Nahrung bieten und sie fesseln, wofür das jüngst erschienene Buch von Graf über „Schülerjahre" schlagende Beweise erbringt, solange wird auch der Wahlspruch der Leipziger Schülerwerkstatt kein Wahlspruch werden für unsere höheren Schulen, der lautet:

Bilde das Auge, übe die Hand!
Fest wird der Wille, scharf der Verstand.

Die Krankheit Loyolas.*)

Von

Dr. Georg Lomer.

Das brennende Interesse, mit welchem Freund wie Feind seit nunmehr Jahresfrist die Entwicklung des Jesuitenstreites verfolgt, läßt es schwer verständlich erscheinen, daß in der Presse zwar

*) Aus dem Inhalt meines soeben bei Joh. Ambr. Barth-Leipzig erscheinenden Buches „Ignatius von Loyola. Vom Erotiker zum Heiligen". Preis 2,80 M.

Digitized by Google

immer wieder auf den Orden, seine Geschichte und seine Bestrebungen zurückgegriffen wird, daß jedoch der Mann fast ganz im Dunkel bleibt, der noch heute die wahre Seele, der eigentliche Leiter des Ordens ist – sein Stifter Loyola. Modeln sich doch nach seinem Vorbilde bewußt oder unbewußt die mehr als 16 000 Glaubenskrieger, welche heute den stets wachsenden Ordensbestand bilden. So ist es denn gewiß lohnend, einmal auf die lateinisch geschriebenen und darum nicht jedermann zugänglichen jesuitischen Quellen zurückzugehen, die uns über die Person und das Menschlich-Allzumenschliche Loyolas ergiebige Auskunft geben – ich meine vor allem die „Acta Sanctorum".

Loyola war der Sohn eines unbegüterten spanischen Edelmanns, verlebte am Hofe Ferdinands des Katholischen eine leichtsinnige Jugend und trat schließlich als Offizier ins Heer. Ueber die ersten Jahrzehnte seines Lebens finden sich bei den Biographen nur spärliche Angaben, insbesondere fehlen in dem Berichte seines Hauptbiographen Gonzalez die entsprechenden Abschnitte vollständig, obwohl nach seinem eigenen Worte feststeht, daß Loyola sie ihm in die Feder diktiert hat. Man geht also in der Annahme schwerlich fehl, daß der Orden diese für ihn peinlichen, wenig „erbaulichen" Jugendtaten seines geistigen Vaters zurückgehalten oder sagen wir ehrlich: der Oeffentlichkeit unterschlagen hat und zu Rom in seinem Archiv sicher verwahrt. Immerhin steht die durchaus „weltliche" Jugend Loyolas, dank anderen Berichterstattern, unbestritten fest: er war ein großer Don Juan vor dem Herrn, und erst seine „Bekehrung" schuf da einigermaßen Wandel. Mit dieser Bekehrung hat es freilich seine besondere Bewandtnis.

Bei der Belagerung Pamplonas durch die Franzosen im Jahre 1521 wurde der tapfere Hidalgo durch eine Kanonenkugel schwer am Beine verletzt und hatte in fast zehnmonatigem Krankenlager Zeit genug, sich mit dem Unvermeidlichen abzufinden. Dieses Unvermeidliche aber hieß: Aufgabe des militärischen Berufes, Verzicht auf Frauengunst, die ihm bisher so viel gewesen, und Wahl eines neuen Lebenszieles. Allerlei geistliche Lektüre, die der Zufall dem Krüppel in die Hände spielte, gab seinen Gedanken endlich die entscheidende Richtung. Nach schweren inneren Kämpfen beschloß er, das Dasein eines weltlichen Ritters fortan mit dem eines geistlichen zu vertauschen und es den vorbildlichen Heiligen nachzutun, deren Wundertaten und asketische Werke seine Phantasie füllten. Auch hier, das wußte er sicher, war Ruhm und Ehre zu erwerben. Also weniger innere, moralische, als vielmehr äußerliche Beweggründe waren es, die ihn auf die neue Bahn führten.

Vergebens von seiner Familie gewarnt, machte er eines Tages Ernst, schwor sich vor einem wundertätigen Marienbilde auf dem Montserrat zum geistlichen Ritter und ergab sich in Manresa nun fast ein Jahr lang einem exaltierten Büßerleben, das den körperlich nicht sehr kräftigen Mann auf das Schwerste mitnahm. Er kleidete sich in einen Sack, wurde überzeugter Vegetarianer, fastete, geißelte sich dreimal täglich bis aufs Blut und betete sieben Stunden. Haare und Nägel ließ er wild wachsen, trug um den Leib einen Bußgürtel, schlief nachts, wenn überhaupt, auf bloßer Erde und schwelgte in schmerzlich-wollüstiger Betrachtung der eigenen Sünden. Ja, der stolze Ritter teilte das Leben der Tagediebe und Bettler und lebte von Almosen, die ihm das Mitleid schenkte. Aber Frieden fand er nicht. Das Bewußtsein seines ausschweifenden Jugendlebens peinigte ihn Tag und Nacht und jagte ihn aus einer Verzweiflung in die andere. Das asketische Ziel der „Indifferenz", d. h. der völligen Gelassenheit, des Unberührtseins von allen irdisch-menschlichen Leidenschaften und Regungen, blieb ihm unerreichbar.

Statt dessen ging seine so wie so schwache Gesundheit vollends in die Brüche. Er fiel von einem Stimmungsextrem ins andere, ging das eine Mal mit Selbstmordgedanken um und erlebte ein andermal die wunderbarsten Ekstasen, in denen er wie außer sich war und einmal sogar ganz den Eindruck eines Scheintoten gemacht haben soll. Der Arzt würde heute von Katalepsie sprechen.

Digitized by Google

Häufig kam es zu richtigen Sinnestäuschungen. Er sah allerlei merkwürdige Lichterscheinungen, eine Schlange mit funkelnden Augen, eine feurige Kugel, eine Flamme und dergleichen mehr. In mittelalterlicher Anschauung befangen, deutete er sich diese in Wahrheit höchst krankhaften Halluzinationen als den Teufel, den heiligen Geist, die Dreieinigkeit usw. Mit dem Teufel hatte er, ähnlich wie sein Zeitgenosse Luther, regelrechte Kämpfe, aus denen er nicht immer als Sieger hervorging.

Körperlich gelangte er in dieser kritischen Zeit geradezu an den Rand des Grabes, ohne doch das erstrebte Ziel, die absolute Selbstheiligung, je zu erreichen; ja erreichen zu können. Denn solange der Mensch einen Körper hat, wird er auch von körperlichen Wünschen und Bedürfnissen geplagt werden müssen, und den Selbstmord, als letzte Konsequenz dieses asketisch gerichteten Willens, wird kein Gesunder gutheißen wollen.

Loyola war also, das liegt auf der Hand, in jener Uebergangszeit krank, schwer nerven- oder richtiger gesagt: geisteskrank und würde heutigentags, unter gleichen Umständen, ohne Zweifel sehr bald dem Frieden einer Heilanstalt überantwortet werden, als der einzig angemessenen Pflegestätte. Es war für ihn ein Glück, als er schließlich das asketische Ideal, soweit es zu unpraktischen Konsequenzen führte, beiseite warf und an Stelle der Selbstheiligung die praktische Arbeit an anderen Seelen setzte, die ihn weiterhin zu so bedeutenden Erfolgen führen sollte. Die Gründung der „Gesellschaft Jesu", die organisatorisch ein Meisterwerk ersten Grades darstellt, wäre ihm gewiß nicht möglich gewesen ohne diesen abermaligen Wechsel des Zieles.

Das Ziel also ward ein anderes, nähergerücktes; die Methode aber blieb bis zu gewissem Grade dieselbe. Loyola hielt nämlich darauf, daß die Seinen einen ganz ähnlichen Kursus der Selbsterkenntnis und seelischen Zerknirschung durchmachten wie er selber. Das Hauptbearbeitungsmittel, dessen er sich zu diesem Zwecke bediente, die heute vielgenannten geistlichen Exerzitien, sind im Grunde und Kerne nichts anderes als eine gedrängte Wiederholung des von ihm damals in Manresa durchgemachten kritischen Prozesses, der die Seele durch Himmel und Hölle jagt, um sie am Ende zur absoluten Opferung ihrer selbst im Dienste der Kirche oder besser: des Ordens gefügig zu machen. Und wie diese Gewaltkur bei Loyola selbst tiefgehende geistige Zerrüttung vorübergehend zur Folge hatte, so wurde (und wird noch jetzt) auch die seelische Gesundheit seiner Jünger durch dieses Bekehrungsraffinement aufs äußerste gefährdet, und mehr als einer von ihnen hat sein Streben, dem Meister gleich oder ähnlich zu werden, in der Gefangenschaft einer Anstalt büßen müssen. Ist doch der Orden heute, wie nur je, weit davon entfernt, die Krankheit seines Gründers richtig einzuschätzen, sondern hält vielmehr, wie u. a. auch das neue Buch von Meschler ausweist, für ein erstrebenswertes Hochziel christlicher Mystik, was doch nur Ausgeburt und Beweis eines krankhaft gereizten Gemütes ist.

Peter Altenberg.

Von

Dr. Hans Wantoch.

Die Kindheit und die ersten Knabenjahre meines Freundes waren von einem der hellsten und herrlichsten Menschen, seinem Oheim, betreut. Dann rief ihn sein Beruf nach Berlin, und mein Freund, zehnjährig, stand von Tränen überströmt auf dem Perron. Der Onkel trocknete sie mit seinem Taschentuch, da pfiff der Zug aus der Halle und das Taschentuch blieb in den Händen des Kindes. Es hat durch ein volles Jahr, bis es ganz morsch, löcherig und unbrauchbar war, nur dieses Taschentuch benützt, hat es jede Nacht von dem Stubenmädchen waschen und plätten lassen und das kleine Memento an den ersten großen Kinderschmerz seines Lebens wie ein teueres Vermächtnis ständig mit sich geführt.

Diese kleine Geschichte ist nicht von Peter Altenberg, sondern vom Leben selber gedichtet

Digitized by Google

worden, aber sie könnte in ihrer verblüffenden Schlichtheit, könnte in ihrer anspruchslosen und naheliegenden Entrücktheit von diesem edelsten und durchseeltesten Künstler stammen, denn es ist seine schöpferische Mission, die handgreiflich nahen Ungewöhnlichkeiten, die von der Rohheit des Lebens verschüttet sind, einfach aufzudecken, es ist sein Werk, aufzuzeigen, wie durch ein Nichts jede Daseinsminute geadelt und durchseelt sein könnte und wie (er hat das selber einmal als Wunschziel hingesetzt) die Seele an Terrain gewönne. Immer hat Peter Altenberg nur solche alltägliche Außerordentlichkeiten niedergeschrieben, hat sie auf der Straße, auf einem Jour, in den Nachtlokalen und Freudenhäusern der verfliehenden Wirklichkeit entrissen, wenn eine besorgte Hand einen Schal um fröstelnde Schultern schmiegte, wenn ein Erwachsener eine Siebenjährige nicht mit der schäbig überlegenen Herablassung des Großen behandelte oder eine Dirne sich und ihren Jammerlohn an ihren Zuhälter fürstlich verschenkte. Es kommt ja wirklich vor, daß eine Seele ab und zu in irgendeiner ganz gewöhnlichen Gebärde Ausdruck gewinnt, und Altenberg hat diese seltenen Einzelfälle in seinen Büchern einfach aufgesummt. Nichts weiter. Und man könnte sagen, die Gegenwart ist ihm ein Quidproquo einer edleren und durchseelteren Hinkunft. Er liebt dieses brutale, niederträchtige und schnöde Leben, weil es die Möglichkeit zu seiner eigenen Vollendung, zu seiner „Endentwicklung" in sich birgt. Wie er den Leib liebt als Quidproquo einer künftigen Durchgeistigung, und die Dirnen, die Pferde und Blumen, immer und alles als Quidproquo einer möglichen Erfüllung.

Ein adeliger Mensch, und er darf über Dinge reden, von denen sich sonst nur schweigen läßt, weil in seinem Tonfall, weil in seiner ekstatischen Verkündergebärde die tiefe Ergriffenheit künftiger Möglichkeiten liegt. Es ist richtig, daß nur die Besten und Edelsten so weit sind, das inbrünstig durchseelende Gefühl aus den Mißklängen seiner Worte herauszuhören. Aber man kann es immer wieder beim Vortrag seiner kurzen Exklamationen, seiner Ansprachen an das Leben mitansehen, wie an irgendeiner Wendung die grinsende Philisterfratze sich plötzlich in ein scheues, beschämtes und hilfloses Lächeln auflockert, wie plötzlich in den Leuten das Erinnern an irgendeinen frommen Augenblick ihres eigenen Daseins wachgerufen wird, und eine kleine, beklommene Nachdenklichkeit in ihren Gesichtern aufkommt. Und dann hat die Seele vielleicht wirklich an Terrain gewonnen. Dann probiert es so ein bequem gewordener, seelisch verfetteter Fobber, seiner Frau beim Nachtmahl eine aufmerksame Handreichung zu tun, dann nimmt ein junger Mensch die Dirne von der Straße nicht wie ein wildes Tier, und in zänkischen und verlakkten Frauen blüht die Anmut ihrer Mädchenzeit wiederum auf. Denn die Menschen haben ja alle einmal im Leben eine gute, edle und hilfbereite Stunde gehabt. Nur vergessen sie daran. Aber Altenberg kommt ihrer Vergeßlichkeit zu Hilfe und erinnert sie. Ganz einfach und im Grund genommen selbstverständlich sind die Dinge, die er ausspricht. Aber das Prophetenpathos, mit dem sie Altenberg sagt, machen sie zum Unerhörten. Wir wissen, daß eine gute Verdauung unsere ganze Leiblichkeit beschwingt, wissen, daß frische Luft unsere geistigen Kräfte befördert, es leuchtet uns auf der Stelle ein, daß die Krankenpflege, die sich ein Gesunder gönnt, ihn in seiner Gesundheit bestärken müßte. Und die Leute sagen dann: ich bitte, Sie, der Altenberg . . ., das wissen wir ja eh. Aber sie richten sich nicht darnach, und „man muß es immer wieder sagen mit Millionen Wörtern, mit Wortschrapnells, mit Wortdynamitbomben in diesen Feind Stupidität hineinkartätscht!!! Und wirklich dringen sie einem ins Herz. Man blutet an den Wunden seiner eigenen Unvollkommenheit und fühlt auf einmal die Schmerzen seiner häßlichen Tage. Es ist so einfach, was er mit einem ungeheuren Aufwand an Worten und Gebärden predigt, aber es ist so unendlich viel, was er von den Menschen verlangt: in jedem Augenblick seelisch auf dem Gipfel der eigenen Möglichkeit zu stehen.

Wie oft ist er enttäuscht, in seinen besten Absichten und seinen vornehmsten Handlungen betrogen worden! Und er hat dann die Selbst-

Digitized by Google

ironie der ganz Großen, er reagiert es in einer köstlich kleinen Skizze ab, wenn er einem Mädchen einen adorierenden Brief geschrieben hat und das Mädchen nun sein Schreiben als Lockmittel verwendet: „Glaubs mers vielleicht net, kommts z' Haus, ich zeig Euch den Brief." Diese Ironie ist sein Panzer und Schild, er kann vom Leben nicht beleidigt werden, weil er es als eine vorläufige Durchgangsstation einer besseren Zukunft hinnimmt und diese Zukunft und was von ihr in den Menschen ist, liebt er. An einem einzigen, unscheinbaren Teilchen dieser kommenden Erfüllung, an einer einzigen heute schon sichtbaren Knospenspitze dieses weit ins Kommende hinausgerückten Blühens kann er sich pars pro toto — bis zur Schwärmerei, bis zur Derwischbegeisterung entzünden. Vor einem vollendet geformten kleinen Finger bricht seine Ekstase los: es gibt absolut keinen vollkommeneren Frauenleib „pars pro toto". Denn Altenberg ist eben ein Dichter. Von ihm gilt, was er einmal von den Japanern gesagt hat: sie malen einen einzigen Zweig, und es ist der ganze Frühling darin. Auch Altenberg malt so. „Station Unterpurkersdorf: kleines, braunes Holzhäuschen. Daneben eine Bank. Kleines Beet von Sonnenblumen." Und es ist die ganze spätsommerlich durchsonnte Idyllität solch einer niederösterreichischen Provinzlandschaft restlos in uns beschworen. Zwei, drei winzig kleine Erinnerungszeichen sind vor uns hingestellt, anspruchslos, ohne Schnörkel, aber von einer unheimlichen Eindringlichkeit. „Alles andere ist Bücherwurmismus!?!" Altenberg malt wie die Japaner. Ein Mehr würde er für eine geistige Beschwernis, würde er für eine intellektuelle Zufuhr von Unverdaulichem, von Ueberflüssigem halten. Er ist auch als Schriftsteller Diätetiker, gibt Dichtungspräparate ein, Stimmungssomatosen, und erreicht mit einem Mindestmaß von Mitteln das Höchstmaß von Wirkung. Er dichtet Seelenkondensationen wie er Nahrungskondensationen anpreist, wie er sich umgekehrt an der edlen Haltung eines Menschen für diesen ganzen Menschen berauscht. Pars pro toto. „Was eine Mama in ihrem Kindlein zu erblicken die Liebesgenialität hat, an Merkwürdigem und Wunderbarem, das hat der Künstler in bezug auf alle Menschen! Sie sind seine, ihm ans Herz gewachsenen Kindlein! Er erzählt von ihnen, er erlebt an ihnen minutiöse, nichtssagende, vielsagende Ereignisse, wie eine Mama an ihrem Baby. Eine liebevolle Mama macht sich oft lächerlich, weiß die seelische Fassungskraft der Fremden nicht zu taxieren. Desgleichen der Künstler. Er weiß die seelische Fassungskraft der Fremden nicht zu taxieren — — —" Aus dieser Idee vom Japonismus erklärt sich der ganze Altenberg, erklärt sich die Art seines Schaffens, erklärt sich sein Verhältnis zum Leben, erklärt sich sein ganzes Werk, das ohne Vorgänger, ohne Schule einfach da war, mit dreißig Jahren fertig und vollendet mit dem ersten Buch, ohne irgendwie aufzeigbare Entwicklung und in einer einzigen Skizze, 20, 30 Zeilen lang, ist sein ganzes Wesen, seine ganze künstlerische und menschliche Art auszuschöpfen.

Es erklärt sich daraus aber noch etwas anderes: sein Aristokratismus der Fünfguldenmänner, der Leute, die in Oesterreich fünf Gulden Einkommensteuer zahlen und demgemäß einen Jahreserwerb von 2—3tausend Kronen haben. Für die grandseigneurale Lebenshaltung dieser Nichtshaber ist seine adelige Lebensverschönerung bemessen. Das Wort billigst kehrt bei ihm immer wieder. Er singt Hymnen auf ein Paar Stitzerl, Pulswärmer, dem Stadtpelz der Armen. Und er hat den unendlichen Wahrheitsmut, neben Seele und Leib das Geld „als dritte lebenspendende Kraft unseres Organismus" hinzustellen. Das gemeine, schnöde, materialistische und höchst unpoetische Geld besingt er hymnisch, wie ja überhaupt dieser Dichter stets nur das an sich Undichterische motivisch verwertet und so wirklich der Kunst neues Terrain abgewinnt, wie er Selbstverständlichkeiten predigt, weil sie mißachtet sind und in Superlativen schwelgt, weil er sonst ein armer Teufel ist. Eine Privatangelegenheit? Er gibt sie selber preis. Er erwirbt ein Hausierpatent im Handelsministerium und zieht von Kaffeehaus zu Kaffeehaus mit den selbsterfundenen Glas- und Edelstein-

Digitized by Google

ketten. Und er ist einfach erbost darüber, daß der Artikel, die P. A. Kolliers nicht einschlagen wollen. „Soll denn die tiefe Idee, daß man von der Dichtkunst allein nicht leben kann, gar nicht belohnt werden?" Und er trinkt schwarzen Kaffee aus hohen, wundervoll geschliffenen Champagnerkelchen. Pars pro toto. Das Leben Peter Altenbergs ist eine erschütternde Skizze von P. A., wie das Leben Strindbergs eine aufwühlend grausige Tragikomödie von Strindberg war, und wahrscheinlich immer und überall bei den ganz Großen und Besonderen ihre Menschlichkeit als Voraussetzung ihres Werkes erscheint. Kaffeehausjesus hat ihn einmal einer seiner Freunde genannt, und der Dichter Friedrich Freksa hat einmal in der Fackel des Eros das wundervolle Gesicht geschildert, wie sich einem Künstler plötzlich ein Boulevard-Tingeltangel visionär zum Erostempel verschiebt, wie die Lasterbude ein Luftschloß, die verkümmerten Dirnen hellenisch heitere Hetären, die vollgesoffenen Männer griechisch grandiose Götterjünglinge werden, wie durch die Stickluft lüsterner Ausschweifung der reine Hauch des Eros weht. Es ist die Legende vom Leben Peter Altenbergs.

Bilderbogen des kleinen Lebens.

Von

Peter Altenberg.

Die Slovakei.

An Victora Kirinovicz!

Ich kam zum erstenmal im Frühling auf ein Gut in die Slovakei. Es gefiel mir sehr gut, diese weiten Felder mit dünnem Anflug von Gesätem; Weizen, der noch kein Weizen ist, Rübe, die noch keine Rübe ist, Gerste, die noch keine Gerste ist, und sogar Gras, das noch kein Gras ist. Nur auf feuchten Wiesen blühte es besser, und um schlängelnde Bäche waren Tausende goldgelber niedriger Blumen. Hie und da Waldbestände mit braunen Gebüschen vom Vorjahre und kahlen Bäumen. Abends sahen wir darin Fasanen. Alle Tiere waren friedlich, denn es war Schonzeit für alle. Sie befreundeten sich für wenige Wochen mit ihrem Mörder „Mensch". Am Abend vorher sprachen wir beim Nachtmahle viel über die jungen Schönen in den slovakischen Dörfern mit dem Herrn Rentmeister Fried.

Dieser war so liebenswürdig, am nächsten Morgen, einem Sonntage, in die Dörfer Pudmericz und Stefansdorf zu telephonieren, es mögen einige Dorfschönen im Sonntagsstaate in das Herrschaftshaus, Meierhof „Hundegebell", kommen, um photographiert zu werden. Es kamen vier Mädchen in weißen, wunderbar gestickten Hemden, dunkeln weiten Röcken, mit lila Seide bestickt, ein dunkelseidenes Band um den Kopf und mit Röhrenstiefeln. Sie sahen sehr apart aus. Aber ich erblickte eigentlich nur die wunderbaren Augen der Jüngsten, der dreizehnjährigen Victora Kirinovicz, im Dienste bei einem Beamten in Pudmericz. Ich hatte nur mehr Interesse für sie, ich war sogleich besorgt, daß sie fröre in ihrem leichten Stickereihemde, hätte ihr gerne einen Pelz gebracht. Ich ließ mich mit ihr zusammen photographieren. Sie machte dabei ein süßes, herziges Gesichterl. Alle spürten es, daß sie die „Auserkorene" war, nämlich nur so.

Aber dennoch machte man sie sogleich daher unwillkürlich zu einer kleinen „Königsgeliebten". Alle sagten: „Victora, he, Victora – –" und lachten oder machten sonstige, vielleicht sogar nicht ganz passende Bemerkungen. Aber Victora Kirinovicz behielt ihre Würde und lächelte nur wie ein Kind und wie ein Weib zugleich – –. Abends fuhren wir wieder über die Felder, es kam Gebirgswind und Schneewind, zwischen den braunen Gebüschen trippelten Fasane. Weit und breit Felder, „Tafeln" genannt, die im Sommer unerhörten Reichtum bringen sollten. Meierhöfe lagen verstreut, mit riesigen Strohhügeln. Irgendwo tauchte das schwarze Gespenst „Dampfpflug" auf. Ich dachte: „Victora, du wirst in wenigen Jahren die Dorfschönste sein, deine weiten Röcke ohne Unterhöschen werden beim Tanze sich um dich verbreiten, und du wirst mit einem geschickten Ruck sie wieder um deinen jungen nackten Leib legen, du wirst Abenteuer erleben, erleiden,

Digitized by Google

oder das ganz Gewöhnliche. Da gedenke, Victora, daß ich auf einer abendlichen Fahrt über die Felder einst in Wehmut und Freundschaft mit deinem ungewissen Schicksal mich beschäftigte !

Diesen Brief wird dir Herr Rentmeister Fried vielleicht so liebenswürdig sein, ins Slovakische zu übersetzen. Solltest du nicht alles darin verstehen, so ziehe dir daraus nur das heraus, daß ich dich sehr lieb habe .

Die Grade der Hysterie.

Vier Mädchen aus guten Bürgerhäusern lasen in der Zeitung eine Notiz über einen schrecklichen Fall von Kindermißhandlung durch die eigene Mutter. Man hatte dem dreijährigen Mädel mit einem eisernen Löffel die Lippe gespalten und später die kaum verheilende Wunde neuerdings aufgeschlagen, das Kind durch Eindrücken in Polster am lauten Weinen verhindert !

Das erste junge Mädchen sagte: „Schrecklich. Aber wo läme man denn hin, wenn man sich um das Leid der Welt bekümmerte!? Man würde krank, und nützte dennoch niemandem."

Das zweite junge Mädchen wurde ein wenig bleich und stille.

Das dritte junge Mädchen erbrach eine Stunde später das Souper, und begann zu weinen .

Das vierte junge Mädchen fuhr am nächsten Tage in die Vorstadt hinaus, läutete an, fragte: „Sind Sie die arme Frau, die man so unschuldig zu acht Tagen Arrest verurteilt hat wegen Kindermißhandlung?!?"

Und dann schlug sie ihr mit den Fäusten ins Gesicht.

Siehe, die Hysterie, diese Ueberempfindlichkeit der Nerven, diese erhöhte Reizbarkeit gegen Eindrücke, hat verschiedene Grade, und daher auch verschiedene Folgen. Jeanne d'Arc hatte wahrscheinlich die ärgsten Grade. Auch Dichter pflegen an dieser Krankheit der übergroßen Reaktion auf Reize zu leiden! Der Frühling, der Herbst erregt sie so hysterisch, daß sie ihn in exaltierter Art besingen. Auch kostet es sie oft ihre Ruhe, Frieden und Lebensglück. Aber es kommt im ganzen der Menschheit zugute.

Man könnte also einfach sagen: „Hysterie bei wirklich Kultivierten ist ein „Zustand reizbarer Schwäche", der der Gesamtheit zugute kommt, obzwar es den einzelnen, den Patienten, schädigt und in seinem Lebensglücke empfindlich stört!"

Die Abrechnung.

Ein sehr eleganter fremder Herr trat auf der Straße an eine sehr elegant gekleidete junge schöne Dame heran, grüßte ehrerbietig und sagte:

„Dieses Kleid ist sehr schön, das ich Ihnen geschenkt habe — ."

„Das ist eine gemeine Frechheit! Wie können Sie mit mir so sprechen?!?"

„Regen Sie sich nicht auf, süße Gnädigste. Es ist so, wie ich es Ihnen sage. Aber ich gönne es Ihnen ja von ganzem Herzen. Ihr Gatte ist mir nämlich Geld schuldig; und wenn er mir korrekterweise dieses Geld, das ich dringendst brauche, und ihm liebenswürdigsterweise geliehen habe, zurückgegeben hätte, hätte er Ihnen jedenfalls dieses herrliche Kleid nicht kaufen können! Also ist dieses Kleid von meinem Gelde bezahlt worden. Nur einen Rat erlaube ich mir Ihnen zu geben: Sie sind schön genug, um auf diese prächtigen Hüllen verzichten zu können! Ihr Triumph sollte es sein, mit einem Nichts von einem Nichts noch wirken zu können! Verzeihen Sie, Adieu."

Die Dame kam nach Hause, zerschnitt ihr Kleid, machte sich selbst ein ganz einfaches, merkwürdig wunderbares und apartes, wie noch niemand es je gesehen hatte.

Ihr Gatte sagte: „Wo ist das neue Kleid, das ich dir gekauft habe?!?"

„Es ist mir Tinte darüber gekommen, verzeihe, es ist gänzlich unbrauchbar geworden für mich ."*)

*) Als Probe für Peter Altenbergs Kunst seinen „Bilderbogen des kleinen Lebens" (Erich Reiß, Berlin W.) entnommen.

Digitized by Google

Aus Berliner Theatern.

Schnitzler, ein Agitator?

Arthur Schnitzler, ein Agitator, – die Themastellung ist so sinnvoll, wie jene, die Lessing einst mit der Aufschrift „Pope, ein Metaphysiker" verhöhnte. Aber man tut mit ihr dem Wiener Dichter doch kein Unrecht, denn er hat es selbst gewollt! Er, der Schöpfer und Bruder des „leichtsinnigen Melancholikers" Anatol, der wienerisch nachgiebige, skeptisch resignierte, nihilistisch spielerische Zuschauer im Lebenszirkus, er steigt plötzlich in die Arena und gürtet den Leib – nun, nicht gerade in Eisen, aber doch in das dröhnende Blech eines Tendenzstückes. Die freie Wissenschaft steht gegen den finsteren Aberglauben der Kirche, fühlende Menschlichkeit gegen dumpfes Dogma, schlichte Herzenseinfalt gegen Heuchelei und Intrige – ha! walle Männerbrust! – Und alle Tantiemen des mannesstolzen „Probekandidaten" winken von fern dem „Professor Bernhardi" zu. Denn wie Dreyers Held für seine Ueberzeugung, daß Primaner darwinistisch aufgeklärt werden müssen, alles Ungemach erleidet, so Schnitzlers Arzt für die betätigte Meinung, daß man die durch „Euphorie" glücklichen letzten Stunden einer Sterbenden nicht durch den Tod bedeutenden Eintritt eines Priesters verstören dürfe. Die Schurken, die Neider die Feiglinge, Konventionslügner, Streber und Heuchler benutzen die Gelegenheit, um im Bunde mit Politikern und klerikalen Hetzern den selbstlos stolzen Professor Bernhardi aus seiner Klinik zu jagen und sogar ins Gefängnis wegen „Religionsstörung" zu bringen. Zwar er könnte das Schicksal wohl wenden, wenn er den Intriganten den Gefallen täte, den erledigten Posten an seiner Klinik statt mit dem verdienten jüdischen Assistenten mit dem unfähigen arischen Professor aus Graz zu besetzen – aber o wie edlen Zornes voll weist der Professor den schmählichen Handel von sich. Nun gerade wird der jüdische Assistent gewählt und das Verhängnis nimmt seinen Lauf, und die Bösen triumphieren, die Gerechten aber leiden.

Soweit wäre alles gut. Aber leider hat Schnitzler nicht des Kandidatendichters Dreyer frischfröhliches Gemüt und seinen handfesten Intellekt. Plötzlich tritt er aus dem gesinnungsvollen, schwarzweiß gestreiften, tantiemenschwangeren Parteispiel zurück und schaut zu mit seinem alten skeptisch-melancholischen, spielerisch-resignierten Blick. Und da bekommt die Blechrüstung ein Loch, und die Sache geht schief. – Wenn es nun so aussieht, als wäre dieser Bernhardi ein Held und Märtyrer, ist er nicht vielleicht bloß ein Narr auf eigene Faust, ein Don Quixote? oder ist er nicht einfach der sachlich berufstreue Arzt, der zu seinem Staunen und Entsetzen zwischen die Räder der politisch Ehrgeizigen gerät? Das alles fällt dem klugen Schnitzler ein, und solange es ihn reizt, schreibt er sein Stück lang und breit durch viele witzige Dialoge ist es ohnedies ein bißchen nach dieser Seite hin. Der Schluß zum Beispiel, wo eine neue Wendung dem Professor Aufnahmeverfahren und Sieg verheißt und die Politiker sich wieder in umgekehrter Richtung auf seine Sache stürzen, während er nun endlich seine Ruhe haben will, dieser Schluß stammt plötzlich aus der Komödie des ahnungslosen Arztes, des Politikers wider Willen. Vor allem aber entgeht der Schnitzlerschen Skepsis auf die Dauer auch nicht, daß etwa auch die anderen Recht haben könnten, und so stellt er in einem großen, allzu pointierten Dialog den Priester und sein Recht gegen den hier wieder höchst prinzipiell freidenkenden Professor und sein Recht. Eine Situation, gespannt und gleichgerichtet wie eine Tragödie – aber weil sie nur gedacht und geredet, nicht gelebt und gestaltet ist, nur wirksam wie ein Feuilleton: auf den Kopf, nicht aufs Herz. Und vor allem zerstören die klugen und gerechten Abschweifungen, auch die feinen Schnitzlerschen Psychologien, die natürlich hier und da auftauchen, auch die klugen Witze über Judentum, Medizin, Bureaukratie und Politik, am Ende nur den ganzen Elan des biderben Tendenzstückes.

Man könnte ja nun sagen, es gereiche Schnitzler zum Ruhm, daß er solch erfolgreichen Reißer nicht schreiben könne. Ich finde das nicht; nichtkönnen ist nie ein Ruhm. Daß er den Reißer schreiben wollte, ist vielleicht un-

Digitized by Google

rühmlich; daß er dann nicht Ueberlegenheit, Stilklarheit, Zynismus meinetwegen genug aufbrachte, um wenigstens einen erfolgreichen Reißer zu schreiben, scheint mir eine Verstärkung des Blamablen. Er mußte doch wissen, daß alle Feinheiten und Klugheiten, in diesen Rahmen gestellt, nie reinen Eigenwert gewinnen, sondern nur das eigentliche Oeldruck-Bild diskreditieren. Nein: Schnitzler, der ein Poet des melancholischen Zuschauertums ist, konnte die Laune, als liberaler Agitationsschriftsteller glänzen zu wollen, nur mit einer Blamage zahlen.

Denn ich glaube auch nicht an die äußere Bühnenkraft des stilistisch-buntscheckigen, schwunglos breiten, redselig witzelnden Stückes, obwohl es jetzt im „Kleinen Theater" viel Beifall hat. Dort werden die 18 Männer (es ist fast frauenlos dies Stück!) durchweg so amüsant gespielt, daß man sich nie langweilt aber wieviel Bühnen können das noch? Uebrigens amüsant gespielt, aber nicht immer richtig. Dieser Minister z. B. ist einer jener gefährlichen Impressionisten, die stets für „ihre heilige Sache" aber viertelstündlich für eine andere entbrannt sind, und er wurde in Ton und Tempo eines blasierten Weltmanns gegeben. Und hätte die ganze Aufführung nicht vielleicht einen brutalen Versuch machen sollen, das ganze Stück rein auf die agitatorisch scharfe oder auf die komödienhaft ironische Note zu bringen? Aber vielleicht ist das zuviel verlangt vielleicht ist der Regisseur doch nicht dazu da, dem unwissenden Dichter zu sagen, was er eigentlich gewollt hat!

Julius Bab.

Lia Rosen

Sie las gut gewählte Stücke aus dem Kreise des alten und neuen Testaments. (Dies wird wohl der einzige Betracht sein, darin ihre Kö.perlichkeit keine populäre Erwähnung findet...) Vom ersten Ton bis zum letzten ist ihre Hingebung an den Vortrag märchenhaft gesteigert, grenzenlos, wild bis zur Selbstzerstörung. Die Stimme scheint den Saal zu vergessen und im Gesang der Goethischen Erzengel die Welt durchdringen zu wollen. Sie wirft die Vokale mit fanatischer Charakteristik als helle Pfeile, heulende Kugeln, dumpfe Blöcke, schneidende Speere durch den Sturm der Konsonanten. Und kriecht plötzlich zu unruhigen Klagen zusammen, die wie eintöniges Winseln des Käuzchens klingen. Und erhebt sich plötzlich zu nüchtern hartem Sprechton.

Aber . . diese Plötzlichkeiten . . hängt es mit ihnen zusammen, daß man am Ende fast so kalt wie vor dem Anfang ist? Man fühlt, wie an den Worten gerissen, gerüttelt, bittend gepocht wird — und hört doch mehr diese Geräusche als die Musik der Dichtung. Nicht der Seele des Ganzen widmet sich die Sprechende, sondern eher der zerstückten Körperlichkeit der einzelnen Perioden, ja der Silben und Buchstaben. Für die etwas äußerliche (sehr weibliche!) Auffassung ist bezeichnend eine gewisse ungeistige „direkte" Wortmalerei. Wenn sie zu sagen hat: „die Stimme schwoll an — so schwillt ihre Stimme an; „ungeheurer Sturm" wird mit ungeheurem Atem gesprochen. Erschütterndes wird leicht durch gewaltsamen, Sehnsüchtiges durch gedehnten Ton, der Ausdruck „weinen" durch Schluchzen vermittelt. Reiner Rezitationskunst steht diese bedeutende Schauspielerin heute fern.

So mißlang es ihr besonders, die wollüstig ätherhafte Intellektualität Rilkes, dieses geistigsten Mannes, zu geben. Sehr wirkungsvoll aber stellte sie „Belsazar" und Altes Testament dar und Valentins feine Osterskizze hüllte sie in herzlichere Töne.

Alfred Wolfenstein.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.
(Fortsetzung.)

Jetzt begann Herr Motiers de Fraisse ein anderes Kapitel aus dem Leben Lermantes'. Er hatte die Absicht, Schritt für Schritt dieser ereignisreichen Existenz zu folgen. Ja, dieses Leben war mehr bewegt als vorsichtig gewesen,

Digitized by Google

manchmal wild, oft sogar stürmisch. Der Angeklagte gab eine übersichtliche Schilderung seiner zahlreichen Handlungen. Aber schon ihre große Menge verwirrte. Sei unsere Existenz von Glanz oder Dunkelheit umhüllt, Gutes und Schlechtes ist immer darin vermischt. Alle dunklen Fäden waren aus der verschiedenfarbigen Strähne, aus der sein Leben bestand, herausgezogen worden, und zwar waren sie derartig herausgelesen, daß ungewisse neutrale Dinge einen anderen Schein annahmen und gegen ihn zeugten. Das Böse überwog demnach reichlich, und das Gute zählte nicht mehr. Gewisse Tatsachen veränderten sich schon dadurch, daß sie hier verhandelt und unter der Lupe des Gerichtshofes betrachtet wurden. So mußte er bei seiner Verheiratung Beziehungen zu einer Frau aufgeben, von der ihm die Trennung nicht leicht geworden war. Jetzt folgerte man daraus, daß seine Eheschließung auf Berechnung oder Interesse beruht hatte. Er aber erinnerte sich seines Entzückens bei dem ersten Zusammentreffen mit seiner Braut, seiner Erregung bei dem Nahen wahrer Liebe, seines Rausches, sich dem sanften, starken Gefühl zu überlassen, das seinen Lebensweg erhellte. Die schönen Jahre neben der teuren Gefährtin, die seine Sorgen und Hoffnungen teilte, ihn in traurigen Stunden aufrecht erhielt und mit zärtlichem Stolz seinen Stern sich erheben sah. Aber sollte er vor den Richtern, vor der Menge das friedliche Idyll eines stark beschäftigten Mannes erzählen, der sich seiner Arbeit entriß und sein Heim wie eine kostbare Erfrischung genoß, von dem jeder Zug seine Kraft hob. Er schrie auf:

„Man kann alles herabziehen! Es ist so leicht, wenn es sich um einen Mann handelt, der auf dieser Bank sitzt. Aber wenigstens meine Kinder wissen, daß ich ihre Mutter geliebt habe."

Worte, die aus vollem Herzen hervorsprudeln, verfehlen nie ihre Wirkung. Durch das Auditorium ging zitternde Erregung. Gleichgültige Lippen murmelten: „Sehr gut gesagt!"

Aber der Präsident unterbrach ihn hart: „Wir werden nachher darauf zurückkommen."

Dann begann er Lermantes über seine Ausgaben und geschäftlichen Angelegenheiten zu befragen.

„Gleich zu Beginn Ihrer Ehe haben Sie sich luxuriös eingerichtet. Weder Ihr eigenes Vermögen noch die Mitgift Ihrer Frau berechtigten Sie zu dieser Eleganz. Es war die Folge Ihrer Verschwendung von Jugend an. Uebrigens sind Sie diesen Weg immer weiter gegangen."

„Ich verdiente viel Geld. Mein Heim war mein Glück. Es ist richtig, daß ich es schmückte, so gut ich konnte. Ich versuchte es derer würdig zu machen, die es verschönte."

„Sie mußten immer etwas Neues haben. Sie hatten Ihr Haus Rue des Vignes noch nicht ganz bezahlt und schon kauften Sie sich eine Villa in Etretat und ein Schloß in l'Aveyron."

„Die Summe, die ich auf mein Haus schuldig blieb, betrug kaum ein Drittel seines Wertes. Meine beiden anderen Besitzungen sind sogleich bar bezahlt worden."

„Sie sind Ihren Architekten und Ihren Bauunternehmern noch Geld schuldig?"

„Ich stehe in Verrechnung mit ihnen."

„Sie sagten vorhin, daß Sie nach Ihrem Mißgeschick im Klub nicht mehr spielten. Aber dafür haben Sie beim Rennen gewettet und hohe Summen verloren."

„War ich der Einzige?"

Auf der Geschworenenbank machte Doktor Buthier eine kleine Bewegung, die Nachsicht bedeuten sollte. Als er noch praktizierte, warfen ihm seine Patienten schon seine Vorliebe für diesen Sport vor, und seitdem er keine Beschäftigung mehr hatte, huldigte er ihm noch mehr. Durnant und Pillon tauschten über Conthey hinweg, der nie seinen Laden verließ, ein Lächeln aus: die Strenge des Präsidenten überschritt wirklich die Grenze des Erlaubten. Klocsterli, der die ganze Woche über seinen Arbeitstisch gebeugt saß, fehlte am Sonntag weder in Auteuil noch in Longchamps beim Rennen. Gewöhnlich verlor er zehn oder zwanzig Franken; wenn er „Tips" erhalten hatte, noch mehr. Aber er hatte vor sich selbst die Entschuldigung, daß er nach den sechs arbeitsreichen Tagen der Woche den Sonntag brauchte, um den Nerven wieder Spannung zu geben; das hinderte ihn jedoch nicht, andere, die sich beim Wetten ruinierten, streng zu verurteilen.

„Sie gaben glänzende Feste. Ich weiß, daß Ihre Einladungen sehr begehrt waren . . ."

Herr Motiers de Fraisse ließ einen raschen Blick über den Saal gleiten: Frau de Lusenay, Proz, Lavancher, Lavenne und noch manche andere waren Gäste von Lermantes gewesen. Würde man ihnen das vielleicht vorwerfen? Tout Paris war in der Rue des Vignes zu treffen gewesen, man war Ministern begegnet, Mitgliedern des Instituts, Diplomaten, Botschaftern und Generälen.

„Zu einem Ihrer Feste ließen Sie den Tenor Bellincione aus Rom kommen . . ."

„Er hat eine Arie von Perosi herrlich gesungen," flüsterte Lavancher.

Digitized by Google

„Zu einer anderen Gelegenheit eine berühmte Sängerin aus Wien. Die Zeitungen nannten geradezu fabelhafte Summen."

Das ging über Kloesterlis Horizont. Daß man beim Wetten große Summen verspielt, geht noch. Man kann gewinnen; aber weshalb für schweres Geld aus Rom oder Wien Künstler kommen lassen, da es doch so viele in Paris gibt? Derselbe Gedanke überflog die sorgenschwere Stirn Herrn Mijour': um sich solche Launen zu gestatten, muß man ein Verschwender sein.

Der Ton des Präsidenten wurde strenger.

„Auf einer Ihrer Gesellschaften ließen Sie eine Sängerin der Opera-Comique singen, mit der Sie eine Liebschaft hatten."

Es handelte sich um eine Tändelei, zur Zeit, da Frau Lermantes sich langsam von ihrem letzten Wochenbett erholte, ein Streich, wie er bei temperamentvollen Männern vorkommt und ebenso schnell vorbeigeht, wie er gekommen war. Aber wenn man so seine Fehler vereint aufgezählt hört, empfinden auch die Nachsichtigsten für ihre eigenen Schwächen eine merkwürdige Sittenstrenge und richten sich unbarmherzig selbst. Hier wog jedes Wort wie ein Urteil. Lermantes fühlte, daß er mit einem Schlage das gewonnene Terrain verlor. Auch das einzige Glück, das er noch hatte, das Vertrauen seiner Kinder, welches er vorhin erst mit einer pathetischen Geste angerufen hatte, stand jetzt auf dem Spiele. Er stotterte:

„Diese Liebelei hat so kurze Zeit gedauert, Herr Präsident!"

Seine Niederlage rief Lächeln hervor.

„Das ist gleichgültig," sagte Herr Motiers de Fraisse. Ich gebe die Tatsache nur an, um auf Ihren Ausruf von vorhin zu antworten. Ich will gleich noch etwas Aehnliches anführen. Beim Tode Ihrer Frau bezeigten Sie sehr großen Schmerz. Ich will glauben, daß er aufrichtig war. Aber kurze Zeit nach diesem Verlust knüpften Sie mit einer sehr bekannten Person dauerhafte Beziehungen an."

„Ich war einundeinhalbes Jahr Witwer, als ich dieser Frau begegnete."

„Ich will sie nicht nennen, so wenig ihr Ruf auch zu bedeuten hat. Denn für die Angelegenheit selbst kommt das nicht in Betracht. Ihr Verhältnis mit ihr hat vier oder fünf Jahre gedauert. Nach den zwischen Ihren Papieren gefundenen Rechnungen war die Liebschaft für diese Person recht einträglich. Die Zahlen, die ich hier gerade vor mir habe, belaufen sich auf fünfzigtausend Franken. Unter anderen möchte ich einige ihrer Ausgaben nennen: ein englischer Spitzenhut mit Rosen zwölfhundert Franken, ein Libertykleid mit Brüsseler Spitzen zweitausend Franken, ein Kostüm aus weicher Seide mit antiker Silberborte vierzehnhundert Franken, ein gestickter Abendmantel elfhundert Franken, ein Dutzend Batisthemden mit Valenciennes garniert, achtzehnhundert Franken, zwölf Paar Batistbeinkleider neunhundertsechzig Franken, zehn Batistkombinationen zweitausendeinhundert Franken, eine Zobelstola sechstausend Franken, ein Hermelintoque mit Reiher fünfzehnhundert Franken. Das sind doch ganz nette Zahlen."

Murmeln und ironisches Gelächter begleitete die Aufzählung.

„Da alles doch im Verhältnis zu einander stehen mußte," fuhr der Präsident fort, „welche Geschäfte mußten Sie vornehmen, um solche Launen befriedigen zu können..."

Lermantes dachte an einige, die er im Saal bemerkt hatte: an den Bankier Crevola, von dem man nie wußte, ob er Ultimo seinen Verpflichtungen noch nachkommen würde; an Jean Toma, bei dem sich niemand klar war, wovon er lebte; an den alten Baron Valens, den Artikelschreiber, einem Faß ohne Boden, das beständig von verdächtigen Händen gefüllt wurde, und an so viele andere, die nicht wie er eifrig gearbeitet hatten und Werke geschaffen, von denen Tausende lebten.

„Es ist richtig, daß ich keine Ersparnisse gemacht habe," gestand er ein, „aber auch niemals Schulden. Meine Geschäfte gediehen, meine Unternehmungen schlugen alle zum Glück aus. Ich rechnete auf ihre zunehmende Entwicklung, um so mir und meinen Kindern Wohlstand zu sichern."

„Das war sehr unklug gedacht."

„Ich hatte mehrere Lebensversicherungspolicen von zusammen fünfhunderttausend Franken. Die Prämien sind immer regelmäßig bezahlt worden."

„Sie dachten an den Tod und nicht an schwere Zeiten. Sie sind gekommen. Eben haben Sie die gerichtlichen Bücherrevisoren über den Stand Ihrer Geschäfte sprechen hören. Wenn ihre Berechnungen stimmen, so ist Ihr Verdienst immer gleich verbraucht worden."

„Ich bin bereit, über jede ihrer Berechnungen zu diskutieren. Sie stimmen nur scheinbar. Wie kann man ein Unternehmen richtig beurteilen, das mitten in seiner Entwicklung aufgehalten worden ist! Mehrere meiner Geschäfte bedurften noch meiner Leitung. Durch meine Verhaftung sind sie zugrunde gegangen."

„Diese Fragen werden später erörtert werden. Sie können sich mit den Sachverständigen darüber auseinandersetzen. Ich bin gezwungen, mich nur an Tatsachen zu halten. Nun, die

Digitized by Google

Tatsache ist, daß die Stunde der Liquidation da ist - - oh, ich weiß, daß Sie sie nicht gewählt haben — aber Ihre unsicheren Geschäfte hielten sich nicht länger, und alles bricht jetzt zusammen. Sie geben Ihrer Verhaftung die Schuld. Aber Sie befinden sich doch schon lange in geradezu gewaltigen pekuniären Schwierigkeiten, die ebensowohl mit Ihren Geschäften wie Ihren Ausgaben zusammenhängen. Haben Sie nie daran gedacht, Ihre Lebensweise zu vereinfachen?"

„Konnte ich das? . . . Hätte ich meine Ausgaben verringert, so hätte ich meinen Kredit, den ich nötig brauchte, so geschädigt, daß ich für ruiniert gegolten hätte."

„Sie hätten für ruiniert gegolten . . . Hm! Es ist besser, dafür zu gelten, als alles zu tun, um es zu werden."

„In den Kreisen, in denen wir leben, zieht eins das andere nach sich."

Der Präsident schüttelte mißbilligend den Kopf, strich sich mit der gewohnten Bewegung durch den Bart und verbesserte mit verächtlicher Ironie:

„In den Kreisen, in denen Sie leben, vielleicht. Sie faßten Ihre Schwierigkeiten mit eigentümlichem Leichtsinn auf. Sie riefen Geschäfte ins Leben, die tausend Wagnisse herausforderten, und Sie rechneten immer auf einen günstigen Zufall. In den letzten Jahren ist Ihnen das Glück nicht hold gewesen, Sie hatten Verlust und mußten die Rückwirkungen von anderen Bankerotten ertragen. Sie befanden sich in einer schwierigen, unentwirrbaren Situation."

Wie Samson, da er seine Fesseln zerbrechen wollte, holte Lermantes jetzt seine ganze Kraft zusammen.

„Herr Präsident, ich versichere Ihnen, daß meine Lage durchaus nicht verzweifelt war und ich nicht zum Verbrechen greifen brauchte, um herauszukommen."

Er sprach das mit einem solchen Vertrauen, so viel Kraft, daß er sich einen Teil des Publikums zurückeroberte. Er hatte doch schließlich große Dinge geleistet. Weshalb sollte man an seiner Macht zweifeln? Jedermann weiß, daß es in jedem Geschäftsleben ein Hinauf und Hinunter gibt.

„Dieser Präsident ist ein Kamel," flüsterte Crevola Valens ins Ohr. „Man gewinnt, man verliert, und alles arrangiert sich schließlich doch."

„Ja, ja," sagte Motiers de Fraisse. „Sie dachten, es wäre eine momentane Verlegenheit, wie die Spieler, die immer glauben, das Pech müsse sich doch einmal wenden. Und wenn das nicht geschieht? . . . Aber Sie können das mit den Sachverständigen abmachen. Ich will Ihre Einwände nicht beurteilen, das ist Sache der Herren Geschworenen."

Er sah auf seine Uhr, die viertel auf vier zeigte.

„Vielleicht fühlen Sie sich erschöpft?" fragte er mit jenem Wohlwollen, das ihm den Ruf der Unparteilichkeit verschafft hatte. „Wir können einen Augenblick aussetzen."

Lermantes zeigte durch eine Bewegung, daß er keine Ruhe nötig habe. Die Erregung hatte ihm die Kräfte wiedergegeben; die Schneidigkeit, die Elastizität früherer Tage war ihm zurückgekehrt. Aber Herr Rudrit verlangte eine Pause. Er wischte sich die Stirn. Die Hitze war fürchterlich. Die matten Glasfenster der Decke hielten die Sonnenhitze schlecht ab, ein Strahl hatte die ganze Zeit gerade sein Barett getroffen. Herr Perron pflichtete ihm bei.

„Gut," sagte der Präsident, „wir wollen eine viertelstündige Pause eintreten lassen."

Er befahl, während dieser Zeit Türen und Fenster zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Franziska Mann: Frau Sophie und ihre Kinder. Frankfurt a. M. Rütten-Löning.

Wie das Schaffen der zeitgenössischen Romanciers deutlich in zwei Gruppen zerfällt, als deren Führer Heinrich und Thomas Mann, die ungleichen Brüder, aufgipfeln — Paul Scheerbart steht ja ganz, ganz einsam —, so lassen sich auch die Dichterinnen in die Erregt-Lebensvollen und die Sanft-Abgekehrten scheiden; dort große Horizonte, martige Handlung, hier behagliche Milieu- und Zustandsbeschreibung, dort die flackernden Lebenstriebe einer Selma Lagerlöf und Else Lasker-Schüler, hier die milde Ueberlegenheit der Marie v. Ebner-Eschenbach. Dieser großen Könnerin Erbe scheint Franziska Mann antreten zu wollen, die uns den wundervoll-ergreifenden Roman der Großmutter mit reifer Kunst schrieb. Ein Werk herbstlicher Resignation, doch keiner skeptisch-müden, sondern einer im Verzichten starken und bewußt-gütevollen. Eine Alltagstragödie zu symbolkräftiger Höhe zu adeln, ist nach den Tagen des konsequenten und inkonsequenten Naturalismus eine seltene Tat. Mit den einfachsten Mitteln ist sie hier getan. Tiefes Verständnis menschlicher Charaktere, liebevolles Eindringen vor allem in die so vielfach mißdeutete kindliche Psyche, plastische Schilderung in einer kristallklaren, der Schlichtheit des äußeren Geschehens trefflich ang-

Digitized by Google

paßten Sprache sind die besten Vorzüge des Werkes, das ein echtes Hausbuch zu werden verdient und dem ein erfolgreiches Schwimmen von Herzen zu wünschen ist. F. G.

Frank Wedekind als Mensch und Künstler. Studie von Hans Kempner. Bei Oskar Linser, Pankow. 2. Auflage.

Kein ganz schlechtes, aber, was vielleicht noch ärger ist, ein völlig überflüssiges Buch. Ueberflüssig, weil es dem Bilde Wedekinds, das durch Essays von Harden, Kerr und Jacobsohn in scharfen Konturen festgehalten ist, keinen neuen Zug abgewinnen kann. Kempner versucht anfangs, wie mir scheint, mit Unrecht, den Charakterkopf des Dichters von einer originellen Seite zu betrachten, indem er ihn nämlich als kosmischen, an den menschlichen Verhältnissen nur zu kleinem Teile interessierten Philosophen erklärt; daraus hätte viel Gutes erwachsen können, wenn der Verfasser die notwendige Konsequenz gezogen hätte, von dieser Auffassung ausgehend, um dem kosmischen Pessimisten Wedekind den kosmischen sieghaften Ironiker Scheerbart, vielleicht sogar noch Franz Evers und Alfred Mombert gegenüberzustellen und die auf gleichem Grunde aufragenden verschiedenen Weltanschauungen so auszudeuten und zu analysieren, daß der Leser, von Wedekinds Größe überzeugt, zu ihm sich bekehren müßte. Scheerbart und Wedekind gegeneinander ausspielen, zwei titanische Antipoden, zwei Opfer der Erotik, zwei Dichter, die, seit Shakespeare als erste, wieder über alle Requisiten der Tragik und des Humors gebieten, aneinander zu messen — wahrlich, eine Aufgabe, an der ein Könner sich hätte bewähren können.

Kempner hat es leider vorgezogen, seine analytische Unfähigkeit durch einen mißverstandenen Impressionismus verbergen zu wollen, Behauptungen aufzustellen, wo Beweise angebracht wären. Er ist gewiß von aufrichtiger Liebe für den Dichter erfüllt, hätte aber Jahre warten müssen, um seine Gedanken reifen zu lassen und vor allem einigermaßen den Sprachgebrauch zu erlernen, der Satzbildungen, wie sie Kempner beliebt, und Worte wie „explosivartig" verbietet. Und in der Bibliographie auf ein weit höherstehendes, philologisch wie stilistisch unanfechtbares Werk Raimund Pissins spöttisch hinzuweisen, hätte Herr Dr. Kempner sich ersparen können, selbst wenn er Worte Wedekinds für die Berechtigung seines scharfen Urteiles anführen zu dürfen glaubt; weiß er denn nicht, daß große Dichter nicht stets große Kritiker sind, daß z. B. Detlev v. Liliencron einmal an öffentlichem Orte Georg Engel als einen großen und echten Humoristen bezeichnete?

Mit diesem Buche hat Kempner dem Wissenden keine neuen Perspektiven eröffnen können, hat er in Wedekinds Werk keinen neuen Einblick tun lassen, hat er für sein eigenes Schaffen nur erwiesen, daß er sich von seinem älteren Bruder Alfred (Kerr) unterscheidet, und das vorläufig nicht zu seinem Vorteile. Franz Graetzer.

Prüfen Sie unbedingt Bilz Nährsalz-Cacao

damit Sie die **Vorzüglichkeit** dieses gesündesten und wohlschmeckendsten, **Obstnährsalze** enthaltenden Cacaos kennen lernen. Sehr wohltuend bei **Blutarmut, Nervosität,** bei allen **Schwächezuständen** und **chronischen Leiden.** Besonders wertvoll bei **Kindern,** die in der **Ernährung** und **Entwicklung zurückgeblieben** sind.

Ueberall zu haben, sonst durch die Fabrik **ILTZ & KLUDT, Dresden.**

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardt

Cairo-Bremen

Cigaretten

Leopold Engelhardt, GmbH

Hoflieferant Sr. H. d. Khediven, Cairo-Bremen

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf
Hator	10 Pf

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Lohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I., Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 51 Berlin, den 21. Dezember 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Friede auf Erden.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Es klingt immer wieder als die süßeste aller Lockungen an unser Ohr. Nie ward der Menschen berechtigte Sehnsucht nach einem glücklichen Diesseits auf eine schönere, schlichtere Formel gebracht. Aber nichts lehrt uns so den Bankrott des mißverstandenen Christentums wie die Tatsache, daß dies „Friede auf Erden" auch noch heute, nach bald zweitausendjährigem Staatskirchentum wie der Wunsch von weltfremden Phantasten dasteht.

Friede auf Erden. Ob es nun wirklich einmal eine Weihnacht im Sinne biblischer Ueberlieferung gab oder nicht, hier liegt der Weg zum höhern Menschentum. Aber es scheint das Schicksal dieses Weihnachtsgedankens zu sein, daß er über den freundlichen Kerzenzauber im Schoße der Familien nicht hinwegkommt. Friede auf Erden ... Die Erwachsenen aller Christenländer sind so gerührt, wenn die lieben Kinderchen das Evangelium des Friedens so gläubig wie eine Offenbarung ihnen vorsingen. Aber die erwachsene Christenheit lächelt dabei. Heute mehr denn je. Sie weiß, daß vielleicht schon morgen ein möglichst massenhaftes Menschentöten des christlichen Staatsbürgers hehrste Pflicht sein kann. Weiß, daß sie am Ende des Jahres 1912 nur deshalb noch das „Friede auf Erden" feiern kann, weil die Bajonette so schön geschliffen und auch sonst alles zum Kriege bereit ist.

Rom, jahrhundertelang die Allbeherrscherin der Welt, ist unschuldig daran, wenn wenigstens der kultivierteste Teil der Menschheit allmählich anfängt, in dem Massenmorden der Kriege etwas Menschenunwürdiges zu sehen. Und das ist es, was dem Weihnachtszauber in so mancher katholischen Kirche diesmal ein fast groteskes Gesicht gibt. Die Friedensliebe, die nur im Falle äußerster nationaler Not von dem schrecklichen Mittel des Krieges etwas wissen will, wohnt außerhalb gewisser politisch höchst einflußreicher Gotteshäuser, da, wo diejenigen wandeln, die im Sinne Roms „Abtrünnige" und „Ketzer" sind.

Es kann der politisierenden Klerisei in Oesterreich nicht offen genug ins Gesicht geschleudert werden: Der Weihnachtslichterglanz, der die Tonsuren der Wiener Priesterschaft bescheint, umstrahlt das Haupt von Kriegshetzern, wie sie die an solchen Gestalten wahrlich nicht arme Geschichte des Papsttums von so imponierender Offenheit noch kaum gesehen. Wenn die politischen Verhältnisse Oesterreich-Ungarn zum Kriege zwingen sollten, so können und müssen wir ihnen die Bundestreue halten. Aber die Wiener Klerisei hetzt zu diesem Kriege. Hetzt, weil sie, wie sie selbst es öffentlich kund getan, die nicht gerade kirchenfreundliche zeitgemäßere Menschenkultur in dem Elend des ersehnten Europabrandes zu ersticken oder mindestens für lange Zeit zu schwächen hofft.

Friede auf Erden ... Wir wollen uns, so schön das Weihnachtsfest ist, von der Kirche und insonders von Rom nichts weismachen lassen. Wenn der Friedensgedanke wirklich einst von der Gesamtheit Besitz ergreifen sollte, so kann das nur auf dem Boden einer Freiheitskultur geschehen, die jenseits alles politischen und kirchlichen Fanatismus steht. Die Friedensfreunde gelten heute in Wien, allwo man jetzt den Schlüssel zum Weltfrieden in Gewahrsam hat, als die ausgemachtesten — Kirchenfeinde. Und wenn man von einer er-

Digitized by Google

klärten Kriegspartei an der Donau spricht, meint man die hohe Klerisei, welche die Kirchenfreundlichkeit des Erzherzog Thronfolgers zur Kriegshetze mißbraucht.

Auch an der Newa, wo man in kirchlichen Weihnachtsfesten nicht weniger stark ist als an der Donau, soll es eine Kriegspartei geben. Deshalb heißt es auf der Hut sein. Das russische Barbarentum darf nimmermehr an deutschen Kulturwunden erstarken. Nur auf das Weihnachtsgeläute der heute politisch so hochangesehenen Stephanskirche fallt, bitte, nicht hinein! Wenn es nach dem Herzen dieser Wiener Erzpriester und Thronfolgerfreunde ginge, sie, die sich schon so lange nach zündenden Kriegsfackeln umsehen, rissen am liebsten die Weihnachtskerzen vom Altar, um der Sünde „Kultur" durch einen solennen Europabrand den kirchenfeindlichen Stachel zu nehmen.

Fleischnot und Eiweißverarmung.

Von

Dr. med. F. Spier.

Der Staat, welcher nicht für eine ausreichende Ernährung seiner Untertanen das tut, was er kann, treibt Raubbau an seinem besten Gut: er hat gar keine Entschuldigung für sein sinnloses Verfahren; er schneidet sich ins eigene Leben; es bleibt dabei die Politik vorerst ganz aus dem Spiele; ob man die Agrarier und viehzüchtende geringe Minderheit zugunsten einer Millionenmenschheit mit verkehrten Maßregeln schützt oder nicht, sei außerhalb der Diskussion. Der Staat kann aber trotzdem mit den gewundensten Erklärungsversuchen nicht seine heilige Pflicht von sich hinwegschieben, für eine gute Ernährung seiner Bürger soweit Sorge zu tragen, daß diese sie erschwingen können.

Wo die Gründe der Teuerung auch liegen mögen, die Regierung muß Fleisch selbst oder durch andere ins Land schaffen lassen; sie muß einen Modus finden, wie das Sinken der Preise erreicht wird. Warum, wird leicht ersichtlich sein.

Die Ernährungsphysiologie, von Professor Voit erst klassisch ausgebildet, fordert für einen Erwachsenen, der arbeitet, ca. 500 Gramm Kohlehydrate, 116 Gramm Eiweiß und 54 Gramm Fett; seitdem haben neuere Forscher an diesen Zahlen zu modeln gesucht, besonders Haig, Hindhede und Chittenden; letzterer kam zu einem Eiweißstandard von 50 bis 60 Gramm. Das ist aber ein Minimum, welches zu verkleinern Lebensgefahr bedeutet. Nun sind die Beobachtungen derer, welche bis auf 60 Gramm Eiweiß herabgehen, noch nicht so durch Nachprüfende erhärtet, wie die mit einer übermenschlichen Exaktheit und deshalb auch vollster Vertrauenswürdigkeit ausgeführten Voitschen Versuche, so daß wir uns deshalb, um einen festen Boden unter den Füßen zu haben, an letztere halten müssen. 116 Gramm Eiweiß sind keine 116 Gramm Fleisch, sondern durchschnittlich fünfmal soviel Gewicht und Substanz, da Rindfleisch, Hammelfleisch, Kalbfleisch, Schweinefleisch durchschnittlich nur 18 bis 20 Prozent Eiweiß enthalten. Dann steckt in ihnen noch etwas Fett und sonst nur Wasser.

Man sieht also, daß ein arbeitender Mensch, der nach Voit 116 Gramm Eiweiß nötig hat, wenn er rein durch Fleisch seinen Bedarf decken wollte, ca. 60 Gramm davon genießen müßte.

Die Kohlehydrate würde er in Gemüsen, Brot usw. ausreichend geliefert erhalten; um nun 500 Gramm Kohlehydrate zu bekommen, müßte er aber mindestens zwei Pfund Brot pro Tag essen, da in ihm nur ca. 50 Prozent Kohlehydrate stecken; Kartoffel enthalten ca. 20 Prozent Kohlehydrate, sonst meistens Wasser, Zucker ca. 90 Prozent, Erbsen ca. 52 Prozent, Reis ca. 76 Prozent; aber diesen Bedarf kann der Mensch leichter decken.

Den Fettstandard von 54 Gramm kann man ohne Schwierigkeiten befriedigen. Fleisch enthält 5 bis 7 bis 14 Prozent, Butter 83 Prozent u. dgl. Man sieht, daß die wichtigste und schwierigste Frage die Beschaffung des Eiweißes bleibt.

Pflanzen und Käse enthalten auch Eiweiß; Käse bis 37 Prozent, Erbsen bis 22 Prozent; von daher ist etwas Hilfe zu erwarten. Es

Digitized by Google

ist aber noch nicht klar festgestellt, daß Pflanzeneiweiß genau so zur Ernährung dienlich ist, wie tierisches, daß es also ganz und gar seinen Platz einnehmen kann; chemisch mögen ja die Eiweißformeln sich decken, aber trotzdem bleiben biologische Unterschiede.

Die Vegetarianer besagen wenig, und daß Völker in den Tropen und südlichen Ländern viel von Pflanzen leben, hat für unsere Zonen kaum Beweiskraft, da klimatische Verschiedenheiten auch besondere Berücksichtigung verlangen; warum man in der Hitze und in heißen Ländern wenig Fleisch ißt, kann hier nicht weiter auseinandergesetzt werden.

Es sind von Rubner Versuche angestellt worden, wie wenig reines Eiweiß im Mindestfalle ein Mensch braucht; Horace Fletcher lebte z. B. nur von Kartoffeln und Fett; diese für Ausnahmefälle und Ausnahmemenschen berechneten Zahlen haben keinen allgemein gültigen Wert, weil sich die arbeitende Menschheit nicht in Laboratoriums- und Rentierverhältnissen befindet.

Professor Hofrat Hueppe ist zu dem Ergebnis gelangt, „daß eine eiweißarme Nahrung selbst bei großer Kalorienzahl eine Art langsamen Hungertodes mit bedeutender Herabsetzung der Leistungsfähigkeit“ ist.

Es ist stets verkehrt, mit gekünstelten Hypothesen Naturinstinkte wie das Nahrungsbedürfnis leiten zu wollen.

Es ist gar nicht möglich, hier alle Punkte für den Wert einer eiweißreichen Kost anzuführen, z. B. steigt die Körpergröße bei ihr, die Abwehrstoffe bei Infektionskrankheiten bilden sich leichter u. dergl. Ich befinde mich in Uebereinstimmung mit Voit, Hueppe und anderen, wenn ich zu folgenden Schlüssen komme.

„Ein Arbeitender braucht ca. 300 Gramm Fleisch täglich, um nur die Hälfte seines Eiweißbedarfes zu decken.

Den Rest kann er durch Brot, Käse, Gemüse ausgleichen; er müßte dann 100 Gramm Käse, 500 Gramm Erbsen, 500 Gramm Brot, 50 Gramm Ei essen.

Wir geben aber den gemäßigten Anschauungen derer Raum, die den Eiweißbedarf zur Hälfte durch Pflanzennahrung decken wollen; obgleich es bei der oft schlecht entwickelten Kochkunst der unteren Klassen nicht so einfach ist, diese Speisen so herzurichten, daß der Körper sie auch gut ausnützt.

Die folgende Tabelle gibt eine Uebersicht dessen, was ein Arbeitender täglich genießen könnte:

	Eiweiß zirka g	Fett zirka g	Kohlehydrate zirka g
300 g Fleisch enthalten	57	21	—
100 „ Käse „	28	31	—
500 „ Erbsen „	20	2	—
500 „ Brot „	7	1	250
50 „ Ei „	6	6	—
	118 g	61 g	250 g

Den Rest des Kohlehydratbedarfes soll er nebenbei durch Trinken von Bier usw. befriedigen dürfen, außerdem können sich Fett und Kohlehydrate gegenseitig vertreten.

Nun ist der Körper keine Maschine, die regelmäßig alles verarbeitet, was sie eingeführt erhält; vieles kann die Verdauung nicht gut aufschließen; deshalb muß man immer zirka ein Drittel mehr einführen, als diese Tabelle annimmt, so daß sich das Minimum schon wieder erhöht. Man hat auch Seefische zur Deckung des Eiweißbedarfes vorgeschlagen; zweifellos sind sie gut; aber viel wasserreicher als gewöhnliches Fleisch, weshalb sie in größeren Quantitäten genommen werden müssen. Außerdem lieben viele Menschen nur Fleisch vom Säuger oder ähnlichem. Dann kann der homo sapiens nicht wie ein Tier, immer dasselbe genießen; es ist ein heikler Punkt der Ernährungsphysiologie, daß nämlich die Schemata alle ungenügend werden, wenn sie eine fixe Kost vorschreiben. Der menschliche Magen revoltiert, wenn er ewig dasselbe erhält; Fleisch, Kartoffeln und Brot nimmt er dauernd an; auch da muß die Art gewechselt werden; aber Fleisch bleibt der „ruhende Punkt“.

So muß also stets Abwechslung im Speisezettel herrschen und bald dieses, bald jenes eingekauft werden, sonst leiden Verdauung und Leistungsfähigkeit.

Man sieht jetzt, daß an unserem Volk gesündigt wird, weil ihm die Möglichkeit, soviel

Digitized by Google

Fleisch zu essen als notwendig ist, genommen ist. Die mittleren und Arbeiterkreise können sich nicht pro Tag - - eine Familie zu fünf Köpfen gerechnet - - einen Minimalfleischeinkauf von eineinhalb Pfund leisten, ganz gleich, ob in roher oder Wurst- und ähnlicher Form; dieser Standard von eineinhalb Pfund Fleisch für fünf Leute pro Tag ist, wenn wir Erwachsene und Halberwachsene zusammenrechnen, die niederste Grenze; meistens aber sind die Arbeiterfamilien größer als fünf Köpfe. Man kann sich denken, wie es dann in Wirklichkeit mit dem Fleischeiweißgenuß aussieht, dabei sind alle anderen Nahrungsmittel auch so im Preise gestiegen, daß tatsächlich die Leute hungern, im wissenschaftlichen Sinne. Denn jeder, der seinen Eiweißbedarf nicht deckt, läßt seine Zellen hungern und schwächt sie; was sind die Folgen?

Die Rasse sinkt in ihrer Güte; es entstehen Keimschädigungen und die von dieser Rasse stammenden Nachkommen degenerieren, weil sie von schlechten oder momentan in einem Zellhunger befindlichen Eltern gezeugt worden sind, und weil sie selbst nicht genügend und richtig ernährt werden. Ein bedeutender Hygieniker plädierte letzthin ernsthaft für die Einschränkung der Kinderzahl bei den Arbeitern, da höchstens im Durchschnitt – die ersten zwei gut und halbwegs richtig ernährt seien, die darnach gezeugten erhalten, weil dann das Geld fehlt, nicht die natürlichen Quantitäten und Qualitäten, werden rhachitisch, skrofulös, tuberkulös usw., also gebrechlich und nicht voll brauchbar.

Dazu kommen noch eine Menge Mißstände. Der nicht genügend gesättigte Leib verfällt leichter dem Alkoholismus und anderen Schädigungen, kurz, das Niveau der großen Gesamtheit wird niedergedrückt, und die Nation durch und durch in ihrem Körper zermürbt.

Es ließe sich noch vieles dazu sagen, aber auch dieses genüge.

Wenn also der Staat etwas Einsicht hat, in seinem Tun nicht vom Grundsatz gelenkt wird, après nous le déluge, so muß er, um dem körperlichen Ruin seiner Untertanen vorzubeugen, energisch eingreifen. Er muß, wenn er für die Zukunft seines Bestandes bangt und sorgt, für die ausreichende leibliche Gesunderhaltung des Volkes alles was möglich ist, tun; er muß, weil die Praxis einwandsfrei beweist, daß der Standard des Fleischbedarfs beim Gros der Nation nicht eingehalten werden kann, von der Erkenntnis der Tragweite dieser erschütternden Konstatierung durchdrungen, einen Weg finden, wie man radikal diesem Notstand abhilft.

Wilhelm Wundts Philosophie der Humanität.

Von
Dr. Conrad, Charlottenburg.

Der Philosoph der klassischen Literaturperiode war Herder. In seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" entrollt er ein großartiges Gemälde der Natur und Menschheit, indem er den Gedanken einer durchgehenden Gesetzmäßigkeit durchführt. Ueber der ganzen Entwicklung schwebt als höchste Bestimmung die Humanität: „Humanität ist der Zweck der Menschennatur, und Gott hat unserm Geschlechte mit diesem Zwecke sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben; betrachten wir die Menschheit nach den Gesetzen, die in ihr liegen, so kennen wir nichts Höheres als Humanität im Menschen." Die Idee der Humanität ist dem deutschen Idealismus von Comenius bis Goethe und über ihn hinaus gemeinsam. In der Gegenwart tritt sie besonders wieder hervor in der Philosophie Wilhelm Wundts.

Wundt, der am 16. August 1912 seinen 80. Geburtstag feierte, ist der Altmeister der deutschen Psychologie. In ihm sehen wir den Begründer der modernen empirischen Psychologie, die mit exakten Forschungsmethoden arbeitet. Er schuf in Leipzig das Psychologische Institut, das erste in seiner Art. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er niedergelegt in den „Grund-

Digitized by Google

zügen der physiologischen Psychologie" und in seinem weitverbreiteten „Grundriß der Psychologie."

Die Psychologie verfügt, ähnlich wie die Naturwissenschaft, über zwei exakte Methoden: Die erste, die experimentelle Methode, dient der Analyse der einfachen psychischen Vorgänge; die zweite, die Beobachtung der allgemeinen Geisteserzeugnisse, dient der Untersuchung der höheren psychischen Vorgänge und Entwicklungen. Die Aufgabe der Psychologie ist eine dreifache: sie hat erstens die Bewußtseinsvorgänge zu analysieren und auf ihre Elemente zurückzuführen; sie hat zweitens die Verbindungen nachzuweisen, die die durch die Analyse aufgefundenen Elemente miteinander eingehen; sie hat drittens die psychologischen Grundgesetze zu erforschen. Zu den Untersuchungen der dritten Gruppe gehört nun besonders der Begriff der Seele. Er bildet selbstverständlich das Fundament jeder Psychologie, und hier stellt sich Wundt in den schärfsten Gegensatz zu der herrschenden spekulativen Auffassung. Diese ging von der Existenz der Seele aus., Gibt es eine solche Seelensubstanz? Mit Recht macht Wundt darauf aufmerksam, daß uns die unmittelbare Erfahrung nur ein beständig fließendes Geschehen zeige, nirgends aber ein beharrendes Sein. Das Wort Heraklits „Alles fließt" gilt im besonderen in der Psychologie. Deshalb hat es diese, mindestens soweit sie empirisch ist, nur mit seelischen Zuständen und Ereignissen zu tun, nicht aber mit einer „Seele". Der Begriff der substantiellen Seele ist nichts als ein Schemen, ein fehlerhaftes Analogon zu dem naturwissenschaftlichen Begriff der Materie. So ist der Spiritualismus im Grunde ein verkappter Materialismus.

An Stelle des substantiellen setzt Wundt den aktuellen Seelenbegriff. Hiernach ist die Seele nicht etwas Dingliches oder Gegenständliches, an dem die Vorgänge sich abspielen, sondern der Inbegriff dieser Vorgänge selbst, der „stetige Zusammenhang des psychischen Geschehens". Wundt stellt den Satz auf: so viel Aktualität, so viel Realität. Die Aktualität der Seele besteht eben in den Bewußtseinsvorgängen. Wir brauchen nichts Substantielles hinter den Erscheinungen zu suchen: „alle psychischen Tatsachen sind Ereignisse, nicht Gegenstände; sie verlaufen wie alle Ereignisse in der Zeit und sind in keinem folgenden Momente die nämlichen, wie sie in einem vorangegangenen waren." Dieses Aktualitätsprinzip ist für die Gestaltung der Wundtschen Psychologie von entscheidender Bedeutung; denn hier wird die Grundverschiedenheit des Materiellen und des Geistigen deutlich. In der physischen Welt gibt es kein Entstehen und Vergehen, aller Wechsel betrifft nur die äußeren Beziehungen der Dinge, während diese selbst unabänderlich beharren; dagegen zeigt das psychische Geschehen nirgends Stillstand und Ruhe, sondern ein ununterbrochen wechselndes Erleben. Infolgedessen herrscht dort mechanische Gleichförmigkeit, hier dagegen Neubildung, Fortschritt. Wundt unterscheidet so zwei Arten von Kausalität: im Gebiete der mechanischen Kausalität gilt das Gesetz der Aequivalenz von Ursache und Wirkung, im Gebiete des psychischen Geschehens dagegen das Gesetz des geistigen Wachstums.

Soviel an der allgemeinen Psychologie, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Bis jetzt war nur von dem individuellen Bewußtsein die Rede gewesen. Nun reichen aber fast alle seelischen Vorgänge über die Erfahrung des einzelnen hinaus. Denn die genaue Beobachtung der Wirklichkeit zeigt uns nirgends das Bild eines völlig isolierten Einzelbewußtseins, sondern überall finden wir das Individuum als Glied eines Gesamtorganismus vor. Solche Gemeinschaften beruhen auf der Wechselwirkung des individuellen und des allgemeinen Geistes. Der konkrete Niederschlag dieser umfassenden psychischen Tätigkeit sind Sprache, Religion, Recht, Sitte und Kunst, die man deshalb als sozialpsychische Schöpfungen bezeichnen muß. Sie zu untersuchen ist Sache der Völkerpsychologie. Diese Disziplin ist die ureigenste Schöpfung Wundts. Gewiß gab es schon vor ihm Ansätze dazu, und auch der Name stammt nicht von ihm, sondern von den beiden Forschern Steinthal und Lazarus, doch eine systematische Darstellung

Digitized by Google

dieses Gebiets hat erst Wundt in Angriff genommen. In seiner „Völkerpsychologie" mit dem Untertitel „Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Religion" behandelten Band 1 und 2 die Sprache, 3 die Kunst, 4—6 Mythus und Religion. Die Völkerpsychologie betrachtet die verschiedenen Stufen der geistigen Entwicklung, die die Menschheit in der Geschichte gegangen ist, und führt uns so den Weg einer wahren Psychogenese.

Eine solche Geschichte des Völkerbewußtseins zeichnet Wundt in den „Elementen der Völkerpsychologie, Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit". Wundt unterscheidet hier vier Perioden der Kulturentwicklung. Die erste zeigt uns den primitiven Menschen. Wundt setzt sich hier mit Hobbes und Rousseau auseinander. Jener stellt den primitiven Menschen als einen Wilden dar, der wie ein Tier unter Tieren mit seinesgleichen fortdauernd um seine Existenz kämpfen muß; dieser preist den Naturzustand als einen Zustand des Friedens, wo Mensch und Mensch, in Liebe sich verbindend, ein freies, bedürfnisloses Dasein führen. Wundt nimmt etwa die Mitte zwischen beiden Anschauungen ein. Die zweite Periode der Kulturentwicklung nennt Wundt das totemistische Zeitalter. Hier ersteht eine beinahe versunkene Welt vor unseren Augen, die erst die neuere Völkerkunde an das Licht der Wissenschaft gefördert hat. Der Begriff des Totemismus läßt sich kurz dahin erklären, daß in dieser Zeit nicht der Mensch über das Tier, sondern das Tier über den Menschen herrscht. Das Tier erregt durch sein Tun und Treiben Erstaunen, Furcht und Verehrung. Die Seelen Verstorbener wohnen in ihm: so wird es zum Ahnen des Menschen. An die totemistische Kultur schließt sich in allmählichem Uebergange eine dritte Periode: das Zeitalter der Götter und Helden, wie es sich etwa in den homerschen Gedichten spiegelt. Auf dieser Stufe tritt die menschliche Persönlichkeit in den Vordergrund. Das geschieht noch mehr in der vierten Periode der Humanität, in der wir stehen. Hier leuchtet die eminente Bedeutung des Humanitätsgedankens für die Wundtsche Philosophie ohne weiteres ein.

Wundt stellt die Frage: Leben wir in einem humanen Zeitalter? Als Kant für seine Zeit die Frage aufwarf: Leben wir in einem aufgeklärten Zeitalter? hat er mit Nein geantwortet, aber, so fügte er hinzu: wohl leben wir in einem „Zeitalter der Aufklärung". In ähnlicher Weise, meint Wundt, könnte man die oben aufgeworfene Frage beantworten: „Wir befinden uns auf dem Wege zur Humanität, wir sind aber vorläufig noch weit davon entfernt, das Ziel wirklich erreicht zu haben, und es kann bezweifelt werden, ob es in Anbetracht der menschlichen Unvollkommenheiten jemals erreichbar ist, es sei denn, daß man diese Unvollkommenheit selbst mit zur Humanität rechnet." Hat doch schon Herder gesagt, die Geschichte zeige uns nur ein unablässiges Streben nach wahrer Humanität, das Ziel selbst aber liege jenseits aller Geschichte.

Der Humanitätsgedanke ist nun auch von größter Bedeutung für Wundts „Ethik". Diese stellt in mancher Beziehung den Höhepunkt der Wundtschen Philosophie dar. Die Ethik ist durch und durch idealistisch; denn sie betrachtet das sittliche Ideal als letztes Ziel des sittlichen Handelns. Das zeigt sich am deutlichsten in der Bestimmung der sittlichen Zwecke. Diese bilden den Lebens- und Kernpunkt jeder Ethik; denn von ihnen wesentlich ist die Frage abhängig, nach der der Wert jeder Ethik bemessen werden muß, die praktische Frage: was sollen wir tun? Die ethischen Zweckgebiete lassen sich als drei konzentrische Kreise darstellen, je nachdem das sittliche Handeln auf die einzelne Persönlichkeit oder auf die soziale Gemeinschaft oder auf die allumfassende Einheit des geistigen Lebens sich bezieht. Daraus ergeben sich die drei Gruppen der individuellen, sozialen und humanen Zwecke. Individuelle Zwecke sind die Selbsterhaltung und die Selbstvervollkommnung, die aber nur unter der Bedingung sittlich wertvoll sind, daß sie allgemeinen Zwecken dienen. Als soziale Zwecke nennt Wundt die öffentliche Wohlfahrt und

Digitized by Google

den algemeinen Fortschritt. Diese dienen wieder den humanen Zwecken, in die alle andere Zweckgebiete aufgehen. Alle diese Zwecke aber sind nicht subjektive Lustwerte, sondern „objektive geistige Werte, die aus dem gemeinsamen Geistesleben der Menschheit hervorgehen, um dann wieder auf das Einzelleben zurückzuwirken, nicht damit sie hier in eine wertlose Summe von Einzelglück sich verlieren, sondern damit aus der schöpferischen Kraft individuellen Geisteslebens neue Werte von noch reicherem Inhalte entstehen." Als solche objektiven geistigen Güter bezeichnet Wundt einerseits Staat, Kunst, Wissenschaft und allgemeine Kultur, andererseits die fortschreitende sittliche Vervollkommnung der Menschheit.

So beherrscht der Humanitätsgedanke die Ethik Wundts. Er tritt auch hervor in der Festsetzung der sittlichen Normen. Sie gliedern sich den Zweckgebieten entsprechend in die drei Gruppen der individuellen, sozialen und humanen Normen. In jedem dieser Gebiete kann wieder eine subjektive und eine objektive Norm unterschieden werden: Die erste bezieht sich auf das Motiv oder die Gesinnung, die andere auf den Zweck oder die Handlung. Im Gebiete der humanen Zwecke findet Wundt als subjektive Tugend die Demut, als objektive die Selbsthingabe. Ihnen entsprechen die humanen Normen: Fühle dich als Werkzeug im Dienste des sittlichen Ideals, und: Du sollst dich selbst dahingeben für den Zweck, den du als deine ideale Aufgabe erkannt hast.

So gipfelt die Philosophie Wundts in dem Humanitätsgedanken. Er ist kein fertiger, sondern ein werdender; er ist ein gegenwärtiger und zugleich ein zukünftiger. Er gibt Kraft zu sittlicher Betätigung, er tröstet uns über die Unvollkommenheit und Vergänglichkeit des Einzeldaseins hinweg: „Darum richten wir überall, wo dem Einzeldasein Grenzen gezogen sind, unsere Blicke über dieses hinaus und erfreuen uns an der Hoffnung auf die großen sozialen Gemeinschaften, denen wir angehören und mit denen wir an bleibenden sittlichen Zwecken arbeiten; und wo auch diese Gemeinschaften unserm Blick entschwinden, da leben wir der Zuversicht, daß die humanen sittlichen Zwecke, in die endlich alles einzelne aufgeht, niemals verschwinden werden" (Ethik II. 115). So führt die Humanitätsphilosophie zum Optimismus. Denn wir sind gewiß, daß die sittliche Entwicklung trotz aller Widerstände doch siegreich vorwärts gehen wird, und wir hoffen mit aller Zuversicht auf die Macht des Guten und den Sieg der Wahrheit!

Der neueste Gerhart Hauptmann.

Von

Gustav Erényi.

Mit „Atlantis" schenkt uns Gerhart Hauptmann sein zweites großes Prosawerk.

Dieser Roman mit seinen stillen Tiefen und dem oft ungereimten Durcheinander berührt uns wie die Frucht trauter Erholungsstunden. Eine Erholung in der Tiefe und im Chaos!

Im „Atlantis" wird vielfach von Träumen gesprochen. Und der ganze Roman hat etwas von der Natur des Traumes. Der Held, Friedrich von Kammacher, grübelt nach einer Schiffskatastrophe und nachdem er in schwerem Ringen einen sinnlichen Taumel niedergekämpft und eine erlösende Krankheit durchgemacht hat, darüber nach, ob dies alles Traum oder Wirklichkeit war? Vielleicht legte sich der Dichter, von dessen Wesen, wie in allen Schöpfungen des Sinnens und Grübelns, auch in diesem Fall gewiß so manches auf seinen Helden überging, nach Vollendung seines Werkes die gleiche Frage vor. Denn „Atlantis" erinnert an Träume, die — blasse, phantastische Widerspieglungen von intensiv erlebten Wirklichkeiten — zu keinem einheitlich-künstlerischen Erlebnis zusammenschmelzen konnten. Anmutige, tiefempfundene und tiefdurchdachte Stellen, aber keine Einheitlichkeit, keine Konsequenz! Der Dichter kann oder will sich in diesem Falle nicht bis zur Einheitlich-

Digitized by Google

keit emporarbeiten. Er scheint sich dadurch erholen zu wollen, daß er sich auf Kosten eines geschlossenen Ganzen in allerhand nur allzu lose Einzelheiten verliert.

Man ist gewohnt, Gerhart Hauptmann als einen Dramatiker in specie zu verehren. Aber das ist er gar nicht, ebenso wie Goethe keiner war. Die einzelnen poetischen Kategorien sind sozusagen von ihren Repräsentanten geschaffen worden. Sophokles, Shakespeare das waren Dramendichter „in specie". In ihrer Wirksamkeit spielt das dramatische Steigern und Sich-Entwickeln jene Hauptrolle, der alle Einzelheiten Einfälle und Ideen gehorchen müssen. Seitdem wurden viele gute Dramen geschrieben und aufgeführt, die im üblichen Sinne keine „echten Dramen" waren. Der künstlerische Genuß klammert sich im Theater nicht ausschließlich an das rein dramatische Moment. Oft bleibt er an Farben, oft an lyrischen, oft wieder an reflektiven Stellen haften.

Gerhart Hauptmann ist Universaldichter, der sich zur Form seiner Offenbarung das Drama erwählte. Die hervorragendsten Dichter der Neuzeit schrieben fast alle Dramen. Es ist etwas Verlockendes darin, sich der Bühne als Vermittlerin zu bedienen. Hauptmann ist Problematiker, Reformator und vor allem Gefühlsmensch, doch dramatische Kraft war nie seine höchste Tugend. Selbst in den „Webern" in diesem sozialen Drama der Wut und Verzweiflung tritt die Idee kraß und gewaltsam hervor. Er ist nicht geeignet, einen „Othello" oder „Macbeth" zu schaffen. Er hat zu viel Feingefühl und zu wenig derbe Kraft, um das bloße Problem der Eifersucht oder des schlechten Gewissens dramatisch zu verwerten. Bei ihm verzwicken sich Empfindungen und Beobachtungen, Erlebnis und Phantasie in ein viel zu kompliziertes Gewebe, als daß er beim rein dramatischen Stoffe bleiben könnte. Er liebt das Detail und die Episode, er liebt den Schmerz und die Freude als Schmerz und Freude und nicht als bloße farbige Glieder im dramatischen Zusammenhange. Vielleicht hat man ihn deshalb – ungerechterweise – zum eingefleischten Naturalisten gestempelt.

Er schrieb mit wenigen Ausnahmen Dramen und seine Werke erschienen in raschem Nacheinander. „Gabriel Schillings Flucht", „Griselda" und „Die Ratten" folgten in den letzten Jahren. Besonders in den beiden letzten waren Spuren der Erschöpfung bemerkbar. Die dramatische Idee wollte nicht mehr kräftig hervorbrechen. Für eine Weile scheint er von diesen „dramatischen Ideen" genug zu haben. Das Streben nach Einheitlichkeit aufgeben, sich aller künstlerischen Selbstdisziplin entledigen, Probleme, Erinnerungen und Vorstellungen im Rahmen einer losen Handlung frei ineinander und auseinander fließen zu lassen, muß nach langen Jahren dramatischer Tätigkeit und vielleicht auch dramatischen Zwanges für unseren Dichter eine Erholung bedeuten. Jetzt hat er sich in der „Atlantis" eingeschifft, durchquert den Ozean, seine erregten Nerven jagen Katastrophen und Schreckbildern nach -- um, aller Fesseln frei, dichterisch fühlen und denken zu können.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen Hauptmannscher Poesie gehört also „Atlantis" nicht. Dazu ist dieser Roman technisch zu unvollkommen. Von einer folgerichtigen Handlung oder markanten Charakteristik ist kaum etwas zu spüren. Friedrich, ein Arzt und Denker, geht verdrossen, den Spuren einer hysterischen Tänzerin folgend, über den Ozean und kehrt geheilt und lebensfroh zurück. Wie vollzog sich dieser Wandel? Schiffbruch, Selbstbeherrschung und Arbeit konnten seiner Melancholie keine Schranken setzen. In anregendem Künstlerkreise, in der ländlichen Stille fand sein Gemüt keine Ruhe. Im Gegenteil, sein Uebel verschärft sich. Er leidet an Traumvorstellungen und Halluzinationen. Dann überfällt ihn als deus ex machina eine tückische Krankheit, und als er genesen – wir sind bereits am Ende des Buches – ist er nicht nur körperlich, sondern auch seelisch ein anderer. Gewiß, im Leben kommt so etwas vor: — die Krankheit steckte schon längst vorher in ihm, würden die Aerzte sagen. Aber seelische Konflikte durch eine Krankheit zu lösen, das ist in der Kunst nur — Notbehelf.

Digitized by Google

Als „Läuterungsroman" erinnert er mit seinen Reflexionen und Debatten des öfteren an Goethes „Wilhelm Meister". Das Wandern in der Ferne, sinnliche und ideale Liebe, Kunst und Beruf sind auch hier Leitmotive. Aber Originalfiguren, die sich wie Mignon oder Laertes dauernd im Gedächtnis festsetzen, gibt es hier keine. Ingerged, die alle Männer, mit denen sie in Berührung kommt, in ihr Netz lockt, ist in ihrer Koketterie und Launenhaftigkeit farblos wie die Nacht. Die übrigen Hauptpersonen, Aerzte, Gelehrte, Künstler und Schiffsleute von Beruf, sind in ihrem Charakter recht indifferent und leben nur im Meinungsaustausch sichtbar auf. Da ist noch Arthur Stoß, der armlose Artist, die entschieden originellste Person, schon deshalb, weil sie keine Arme hat und allerlei kleine „Handfertigkeiten" vom Essen bis zum Violinspiel mit ihren Füßen erledigt. Auch das Poltern einer jungen russischen Anarchistin bringt in den Strudel der Ereignisse mehr Persönlichkeit.

Die Stärke des Romans ist anderswo zu suchen. Einzelne Schilderungen können sich mit den schönsten Stellen der „Versunkenen Glocke" messen. Der erste Teil, der weitaus bessere, ist eine Dithyrambe der stürmischen See. Das Leben und Treiben auf einem Schnelldampfer ist mit überraschend glücklichen Farben geschildert, die gelungene Gegenüberstellung von erster Klasse und Zwischendeck ist ein Blick in die Welt der sozialen Unterschiede, auf die Hauptmann in fast allen seinen Werken hinweist. Und nun der große Untergang, der in seinen Einzelheiten so lebhaft an die Titanic-Katastrophe erinnert. Auch hier ein heroischer Kapitän, Todesmusik und ein bestialischer Kampf um die Rettungsboote. Der Dichter hat noch vor dem Unglück des englischen Riesendampfers, ohne durch die Sensation gestachelt zu werden, das grandiose Bild dieses furchtbaren Massentodes mit lebhaftem Wahrheitssinn empfunden. In der zweiten Hälfte des Romans folgen kräftige Szenen aus dem amerikanischen Leben, an dem der Dichter anscheinlich keinen besonderen Gefallen findet. Im Wetteifer von Impresarios und Agenten kommt die Jagd nach dem Dollar in grellen Farben zum Ausdruck, und mit dem Held gibt auch der Verfasser europäischen Verhältnissen den Vorzug.

In kleinen, eingeflochtenen Dialogen wird Hauptmann subjektiv wie nie zuvor. Doch hat seine Subjektivität die Sturm- und Drangzeit längst überwunden. Wir stehen einer reiferen, wenn auch zeitweise unausgeglichenen und grüblerischen Weisheit durchaus sympathisch gegenüber. Besonders der Fortschrittsgedanke macht dem Dichter Sorgen. Hoffnung und Zweifel, der Glaube an der Allmacht der Wissenschaft und „Faust"sche Depressionen kämpfen in seiner Seele miteinander. Brutalität und Gemeinheit der Menge bringen ihn zum Verzagen. Aber schließlich ertönen Laute eines echten, unbeugsamen Idealismus.

Das größte Paradoxon in der Kunstgeschichte war wohl, daß sich der energisch verkündete „Naturalismus" schließlich als verschleierter Idealismus entpuppte. Denn echte Kunst ist unter allen Umständen ideal. Heute dürfen wir schon Männer wie Zola und Gerhart Hauptmann getrost als Idealisten betrachten. Sie berauschten sich an kleinen Rohheiten des realen Lebens, hinter denen sich eine schöpferische Großzügigkeit verbarg. Für den neuesten Gerhart Hauptmann ist selbst der Scheinnaturalismus des „Vor Sonnenaufgang" oder der „Weber" kein Lebensbedürfnis mehr. Mit seiner scharfen Beobachtung und mit seinen tiefen Gedanken findet er sich auch ohne kleinliches Rohmaterial zurecht. Als Entwürfe und Andeutungen für sein künftiges Lebenswerk nehmen wir die einzelnen wertvollen Brocken, die in diesem unausgeglichenen „Erholungsromane" zerstreut sind, freudig in uns auf. —

Die Weihnachtsbücher.

Von

Julius Bab.

Wieder gilt es, aus der unübersehbaren Schar der weihnachtlichen Bücherproduktion einige wenige Werke herauszunehmen, die man vor allen anderen den Lesern ans Herz legen möchte, um der Bücher willen, die es

Digitized by Google

verdienen, und um der Leser willen, denen man das Beste gönnt. Die Verantwortung ist allzu groß, um durch Wägen und Zweifeln gelöst zu werden. Nur ein kecker Mut, der in die Fülle des hier gedruckten Menschenlebens hineinzugreifen wagt und der vertraut, daß das, was ihn selber packt, auch für andere interessant sein werde, nur solcher Mut kann zum Ziele führen. Und so bitte ich denn den Leser, mir zu folgen auf meinem Schlenderweg durch den großen Irrgarten der neuesten deutschen Bücher und mit mir vor den Werken stehen zu bleiben, die mir besonders schön und verlockend scheinen für solche Leute, die ihren Freunden ein Weihnachtsgeschenk geistiger Art machen wollen.

I.

Zuerst muß im jubiläenreichen Jahr 1912 auf die wunderschöne Ausgabe hingewiesen werden, mit der der Verlag Fischer den weitaus wichtigsten und größten dieser Jubilare in der Gesamtheit seines Werkes dem deutschen Volke anbietet. In sechs Leinenbänden, die zusammen weit über dreitausend Seiten enthalten, finden sich sämtliche Hauptmannschen Dramen, Novellen und Romane und diese sechs Bände kosten 20 Mark. Das ist genau soviel, wie heute in der vollständigen und billigen Ausgabe von Hermann Hesse z. B. der Schiller kostet. Und obwohl der Waschzettel des Verlegers es selber sagt und Waschzettel sonst berufsmäßige Lügner sind, wird man beistimmen: in solcher Weise ist durch Billigkeit und Vollständigkeit noch nie das Werk eines lebendigen Dichters den Zeitgenossen zugänglich gemacht worden. Man braucht nicht anzunehmen, daß hier eine verlegerische Opfertat vorliegt, die Sache wird schon so kalkuliert sein, daß sie bei dem mit Recht erwarteten Massenabsatz sich rentiert. Aber es ist eine schöne, großzügige und preisenswerte Art Geschäfte zu machen, wenn dabei das große Geschäft deutscher Kultur so wesentlich gefördert wird. Denn es ist etwas Wesentliches, daß die Möglichkeit, den ganzen Hauptmann zu besitzen, sich durch diese Ausgabe für viele Tausende mehr bietet als bisher. Denn es ist in diesem tendenzlosen Dichter und seinen nie ideell zu erklärenden Werken eine große erzieherische Macht: Erziehung zu einem Gefühl, das unserer Zeit heut mehr nottut als irgend ein anderes — ein Gefühl von der Unverletzlichkeit, der Heiligkeit der Menschenseele, die in dem schwärzesten Druck des Elends und der Leiden ihre göttliche Freiheit in wunderbaren Zeichen verrät.

II.

Ein ähnliches verdienstliches Verlagsunternehmen ist dem großen hundertjährigen Jubilar dieses Winters gewidmet. Zwar eine wirklich vollständige Ausgabe der Werke Friedrich Hebbels zu einem so billigen Preise wie Fischers Hauptmannausgabe gibt es einstweilen nicht. Die billigen sind unvollständig, und die vollständigen fast doppelt so teuer wie jene Hauptmannausgabe. Aber der Behrsche Verlag, der die wissenschaftlich so sehr verdienstliche große Hebbelausgabe R. M. Werners gebracht hat, veröffentlicht jetzt für den möglichen Preis von 6 Mark einen gewaltigen Lexikonband von 640 sehr eng gedruckten Seiten mit dem Titel „Friedrich Hebbel. Ein Lebensbuch." Der Herausgeber Walter Bloch-Wunschmann stellt hier aus den Briefen und Tagebüchern Hebbels, indem er etwa ein Sechstel dieses riesigen Materials benutzt, eine Selbstbiographie des Dichters zusammen. Für den Anfang müssen natürlich auch die herrlichen Kapitel „Aus meiner Kindheit" herhalten. — Es ist nicht nur die Fülle des dargebotenen Materials, es ist vor allen Dingen die würdige, ganz zurückhaltende Sachlichkeit der Darbietung, durch die das Buch ähnliche vorausgegangene, aber lyrisch sentimental gefärbte Versuche bei weitem übertrifft. Es wird wirklich für viele den Dienst einer großen Selbstbiographie leisten können, und es scheint mir wichtig, daß so ein Interesse geweckt und gepflegt wird für den Menschen Hebbel. Denn es möchte sein, daß das Leben dieses Mannes noch größer ist als all seine Werke, und daß dieser blutig erkämpfte Aufstieg eines ehern zielklaren Willens aus dem tiefsten inneren und äußeren Elend zu einer sicheren und klaren Beherrschung der materiellen und geistigen Welt unserer Zeit ein Beispiel gibt, das ihr

Digitized by Google

ähnlich und doch noch anders nottut als Hauptmanns Werke.

III.

Wir wollen aber nicht vergessen, daß für die Majorität unserer Mitbürger auch 20 Mark und selbst 6 Mark noch Summen sind, die sie für rein geistige Zwecke nicht aufbringen können. Aber auch für sie ist auf dem literarischen Weihnachtsmarkt dieses Jahres gesorgt, und zwar durch die prächtige neue Unternehmung des Inselverlags in Leipzig „Die Inselbücherei". Das erste Dutzend dieser kleinen Bände, die, sehr hübsch gedruckt in einem ansehnlichen und festen Pappband, das Stück 50 Pfennige kosten, habe ich hier schon einmal angezeigt. Inzwischen sind 15 neue Bändchen erschienen; und die Gediegenheit und Umsicht der Auswahl hält nach wie vor mit den außerordentlichen sozialen Qualitäten des Unternehmens Schritt. Zu den schon vertretenen Politikern, dem großen Friedrich und Bismarck, gesellt sich jetzt Heinrich von Treitschke mit seinem großzügigen Essay über die Freiheit, zu Erzählern wie Jacobsen und Flaubert und Cervantes treten jetzt mit kleinen Meisterstücken Balzac, Gogol und Boccacio, und die ebenso seltsame wie reizende Liederzählung von „Aucasin und Nicolete" aus dem Altfranzösischen, in der ein gesprochener Text eine Kette von Arien verbindet. Zu Emile Verhaerens „Hymnen an das Leben", die in der ersten Serie enthalten waren, bilden jetzt Novalis' „Hymnen an die Nacht" ein bedeutsames Gegenstück: Der Begründer der romantischen, Wirklichkeit fliehenden Gefühlsdichtung und ihr großer Ueberwinder sind gleich schön vertreten. Wenn ich nun noch erwähne, daß die Liebesgedichte der Ricarda Huch, die zur Naturalistenzeit einst berühmten und noch heute nicht uninteressanten Idyllen „In Dingsda" von Johannes Schlaf, ein Ibsenessay von Walzel, die plattdeutschen Predigten des alten Jobst Sackmann, das Tagebuch der Leipziger Schlacht von Rochlitz und eine schöne Uebersetzung der sophokleischen „Antigone" zu den neuen Darbietungen der Inselbücherei gehören, so sieht ein jeder, welch Reichtum an wirklich wertvollen Dingen hier in einer vorher unbekannten Gediegenheit der äußeren Form auch den am wenigsten Zahlungsfähigen unter unseren Bildungsbeflissenen und Kunstfrohen geboten wird.

IV.

Eines der merkwürdigsten und schönsten Bücher des letzten deutschen Literaturjahres scheint mir dieses zu sein: „Der letzte Tod des Gautama Buddha" von Fritz Mauthner, Georg Müllers Verlag, München. Fritz Mauthner war einmal ein keineswegs erfolgloser belletristischer Autor. Mit allen anderen Eitelkeiten schien dieser seltene Mann auch den poetischen Ehrgeiz seinem großen philosophischen Werke geopfert zu haben. Seit er, als Kritiker des Tageblatts ein bedeutender Faktor des großstädtischen Theaterlebens, aus Berlin schied, hat er in Deutschlands Südwestecke nur noch seinem großen philosophischen Werke gelebt: Der „Kritik der Sprache", die er dann in dem großen Wörterbuch der Philosophie fortbaute. Ein mächtiger Aufruhr in der geistigen Welt, eine gewitterhafte Reinigung naiven Wortaberglaubens auf allen Gebieten war, ist und wird vor allem der Erfolg dieses Schaffens sein. — Jetzt kehrt überraschend der Philosoph zu einer künstlerischen Arbeit zurück — aber freilich, man steigt nicht zweimal in den gleichen Fluß! Es ist nicht der Belletrist von einst, der großzügig über die Grenzen seiner Gestaltungskraft hinaus großzügig — moderne und historische Stoffe aufgriff. Die zehn Jahre des Philosophen haben die Form und den Gehalt der Mauthnerschen Poesie umgebildet — und sehr zum Gewinn. Denn an Stelle der früheren, in einem unfreiwilligen Sinne des Wortes halbkünstlerischen Produktion tritt jetzt ein bewußtes und völlig geglücktes Halbkunstwerk. Ein Meisterwerk — denn die in weiser Beschränkung gesetzte Aufgabe ist vollkommen erfüllt. In der Sprache und im Geist unserer Zeit ist die indische Tradition von den letzten Lebenstagen und dem Ende des großen Gautama Buddha nachgebildet, umgebildet, zum Leben fortgebildet. Sie wird so eine Dichtung von reinster und klarster Schönheit, die Dich-

Digitized by Google

tung von einem großen Menschen, der die Welt überwunden hat · und selbst als die Kraft dieser Weltüberwindung im tiefsten Kern eine große Liebe zur Welt verrät. Die zerstörende, die gnadelos auflösende Philosophie Mauthners verrät hier in all der Zurückhaltung, in all der ironischen Umpanzerung, mit der starke Menschen ihre Gefühle zeigen, ihren letzten melancholisch seeligen Glauben.

V.

Und nun, am Freudentag der europäischen Menschheit, zurück aus der erhabenen Welt indischer Ueberwindung in die hellere Sphäre germanischer Weltfreude. Da ist von einem sehr zu Unrecht vergessenen deutschen Dichter ein entzückendes Buch erschienen. August Kopisch. Wer in der großen Masse der Gebildeten weiß von ihm mehr, als daß in seinem Lesebuch das lange Gedicht von den Heinzelmännchen stand; und das haben die meisten auch nicht einmal in liebevoller Erinnerung, weil der sinnige Lehrer die zahllos kribbelnden Verben, in denen die Tätigkeit der Zwerglein beschrieben wird, zu grammatischen Uebungen benutzte. Wer aber soll sich der Zwerge im Küferkeller etwa noch erfreuen, wenn ihm bei dem Verse

Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten,
Und gossen und pantschten
Und mengten und mantschten.

immer nur einfällt: schwefeln - - schwefelte -- geschwefelt, gießen · goß gegossen, manschen -- manschte -- gemanscht, et cetera ad infinitum. - Dabei ist gerade die sprudelnde Verbfülle, die man uns so verekelt hat, ein Musterbeispiel von der Kunst dieses Dichters, die den lustigsten, hellsten, liebenswürdigsten Klang der deutschen Romantik bedeutet, die im klirrenden, kichernden Uebermut, in einem Strudel ureigener Rhythmen und Reimbildungen die ganze Geisterwelt vor uns tanzen läßt. Aus einer unerschöpflich lustigen Phantasie, die in kindlichem Behagen der alten deutschen Märchenwelt hundert neue Reize abgewann, ist hier ein Schlag von komischen Balladen entstanden, der in der Geschichte der deutschen Dichtung eine ganz einzige Stellung einnimmt. Eine Auswahl dieser Dichtungen zusammen mit einigen ebenso heiteren und leichten Novellen aus der italienischen Zeit des Dichters (der vor seinen Potsdamer Würdentagen auch ein Maler, ein altdeutscher Italienfahrer und der Entdecker der Blauen Grotte von Capri war!), ist jetzt von Leo Greiner unter dem Titel „Allerlei Geister" mit Schattenbildern von Hörschelmann, in Martin Moerickes Verlag in München erschienen. Ein lustiges, schönes und wertvolles Buch, ein Buch für Kinder und für die Erwachsenen, die jung geblieben sind — ein Weihnachtsbuch par excellence!

VI.

Und zum Schluß nach dieser Heiterkeit der guten alten traumseligen Zeit, ein weltgläubig frohes und ernstes Buch aus unseren wachwirklichen Tagen, nicht weniger ein rechtes Weihnachtsbuch. Der ganze Titel muß hier stehen: „Familienszenen. Vierzehn Geschichten von Weib und Kindern, von Dienstboten und von der Weltseele." Das Buch ist bei Fleischel & Co. in Berlin erschienen und der Verfasser ist Walter Harlan. Walter Harlan ist ein Dichter, dem der reine künstlerische Ausdruck zuweilen mißlingt, weil es ihm zu ernst und zu eilig mit der geistigen Quintessenz, mit der pädagogischen Absicht seines Werkes ist. Aber hier in den kleinen Skizzen reicht der Lebensstoff ganz aus, um die Blößen der abstrakten Idee zu bedecken. Harlans gutprotestantische, charakterstolze, schaffensfrohe Weltfrömmigkeit spricht hier aus Lebensbildern von einer tiefen, herzlichen Heiterkeit. Einer Heiterkeit, die mit gütiger Ironie durch die kleinen Eitelkeiten des menschlichen Bewußtseins den großen Geist der Menschheit hindurchgreifen sieht, einer Heiterkeit, die das Dunkle und Drückende der Welt nicht ruchlos verschweigt und verschleiert, sondern im ehrlichen Kampf überwindet, mit der

Digitized by Google

Kraft einer stolzen Lebensfreude. Diese drolligen Familienszenen handeln wirklich von der Weltseele, nicht weil sie nach Art pastoraler Allegorien darin beschwatzt würde, sondern weil sie durch Künstlers Gnaden in ihnen sichtbarlich lebt. Es ist eines der ganz seltenen deutschen Bücher, die eine ganz leichte, ganz lustige Lektüre sind, und die doch einen ernsten, seelischen und geistigen Wert haben. Der Erfolg, den eine mehr materialistisch-resigniert-bequeme Generation einst Heinrich Seidels bescheidenem „Lebrecht Hühnchen" bereitet hat, gebührt diesen Harlanschen Familienszenen, diesen Idyllen aus einem wacheren und stolzeren Geschlecht zum mindesten. Das Buch sollte auf vielen deutschen Weihnachtstischen zu finden sein!

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.
(Fortsetzung.)

Als die Sitzung wieder eröffnet wurde, setzte Herr Motiers de Fraisse das Verhör fort.

„Im letzten Sommer verbrachten Sie drei Tage in Savoyen beim General. Wann war es?"

„Vom fünften bis achten Juli."

„Sie besuchten ihn unter dem Vorwand, nachher zum Kurgebrauch nach Aix zu gehen. Sie unternahmen diese Kur dann nicht. Können Sie uns eine Erklärung dafür geben?"

„Ich hatte keinen Vorwand nötig, um den General zu besuchen. Jedes Jahr war ich einige Tage bei ihm in La Combette. Im letzten Sommer litt ich an Rheumatismus und wollte deshalb nach Aix gehen. Ich hatte dort sogar schon eine Wohnung gemietet. Aber meine Arbeit zwang mich, diese Absicht aufzugeben, und ich bin direkt nach Paris zurückgefahren."

„Was hat sich zwischen Ihnen und dem General während der drei Tage ereignet?"

„Nichts Besonderes."

„Hatten Sie mit Ihrem Gastgeber irgendwelche ernstere Unterhaltung?"

„Nein, Herr Präsident."

„Wie können Sie also erklären, daß zehn Tage nach Ihrem Besuch der General die Idee hatte, Ihnen sein ganzes Vermögen zu vermachen? Sie standen doch in keinerlei Beziehung zu ihm und ohne jeden Grund hat er seine Neffen zu Ihren Gunsten enterbt."

„Das kann ich nicht erklären. Wie sollte ich es können, da der General mir nie von seinen Absichten gesprochen hat. Selbst heute verstehe ich die Gründe noch nicht, die ihn dazu bestimmt haben. Ich sehe keine anderen als die der Zuneigung, die er mir immer bezeugte."

„Schien Ihnen der General in La Combette schwach oder leidend?"

„Es ging ihm vorzüglich."

„Jedoch hat Doktor Finge, den wir gleich verhören werden, erklärt, daß der General ihn am Morgen seiner Ankunft in La Combette, am 16. Juni rufen ließ. Er klagte über Schwindel."

„Davon hat er mir nichts gesagt. Er war auch während meines Besuches nicht leidend."

„Dachte er an Krankheit oder Tod?"

„Ich weiß nicht, ob er daran dachte. Gesprochen hat er nicht davon. Im Gegenteil, er machte auf längere Zeit hinaus Pläne, er wollte einen Flügel seines Hauses renovieren lassen. Er erzählte mir, er beabsichtige, am 1. September nach Paris zu reisen, drei oder vier Tage dort zu bleiben und bis zum Ende des Monats nach Vichy zu gehen. Er hat mich nach dem Bahnhof in Chambéry begleitet, mir bis an den Zug das Geleit gegeben und mich beim Abschied noch einmal erinnert, daß er mich wie immer zur Eröffnung der Jagd erwarte."

„Hat er Ihnen in der Zwischenzeit geschrieben?"

„Einen kurzen Brief, um mir mitzuteilen, daß er am 31. August morgens ankäme und den Nachmittag bei mir bleiben wolle. Der General schrieb wenig."

„Sie sahen ihn also am 31. August wieder."

„Er kam um 5 Uhr zu mir. Er hatte mit seinen Freunden im Klub Mittag gegessen. Ich wollte ihn zum Abendbrot bei mir behalten, aber er zog es vor, nach Saint Germain zu fahren, um sich zeitig schlafen zu legen. Die Reise hatte ihn angestrengt."

„Ist er an jenem Tage lange bei Ihnen geblieben?"

„Kaum einige Minuten."

„Sie haben nichts Wichtiges geschrieben? . . . wie in La Combette?"

„Nichts, Herr Präsident."

„Und am Morgen darauf?"

„Am Morgen darauf bin ich zu gleicher Zeit mit den anderen Jägern angekommen. Ich traf niemand bei der Abreise und fuhr allein

Digitized by Google

in meinem Abteil. Der General erwartete uns sehr vergnügt und munter. Er erzählte, daß er zeitig aufgestanden sei und diese Gewohnheit, bei der er sich stets wohlbefunden, schon sein ganzes Leben habe. Dann fuhren wir mit dem Wagen in den Wald."

„Nun erzählen Sie uns, was sich dort ereignet hat."

Der Bericht über die Vorbereitungen zur Jagd stimmte, abgesehen derjenigen Punkte, in denen Herr d'Entraque Lermantes widersprach, mit der Anklageschrift überein.

„Der General wollte durchaus im Rückwechsel jagen?" fragte der Präsident. „Nicht wahr, er bestand darauf?"

„Das tat er. Er setzte eine gewisse Koketterie darein, seine Widerstandskraft und Frische zu zeigen. Er erzählte mit Vorliebe, daß er seine Muskeln noch mit denen junger Leute messen könne."

„Da Sie doch so gut mit ihm standen, hätten Sie ihm vorstellen können, daß diese Rolle gewöhnlich von jüngeren Jägern ausgeübt wird. Weshalb taten Sie es nicht?"

„Ach, Herr Präsident, ich hätte nicht gewagt, den General an sein Alter zu erinnern. Nichts war ihm unangenehmer, als sich als Greis behandelt zu sehen. Uebrigens war er sehr autoritativ und erlaubte keinen Widerspruch."

Die Antworten wurden schnell und flott, ohne Zögern gegeben. Lermantes drückte sich mit vollkommener Ungezwungenheit aus. Ganz seiner Unschuld sicher, verblüffte ihn kein noch so eigentümliches Zusammentreffen. Aus seiner Stimme klang vollkommene Aufrichtigkeit. Er sprach wie jemand, der auf die Wahrheit baute, und entglitt ohne Anstrengung dem Netz des Verhörs. Eine ziemlich lebhafte Diskussion erhob sich über die Verteilung der Plätze. Hatte sich Lermantes selbst den Platz am äußersten Ende der Schützenlinie gewählt, um die Allee zu überwachen, durch welche der General kam, oder hatte dieser, wie der Angeklagte versicherte, ihm seinen Stand angewiesen? Der Punkt blieb zweifelhaft.

„Wir wollen die Zeugen darüber hören," beschloß der Präsident, „in einem Punkt sind sie jedenfalls nicht mit Ihnen einig. Herr d'Entraque behauptet, daß er Sie die Ladung Ihres linken Laufes nach der Verteilung der Plätze wechseln sah; Sie dagegen sagen aus, daß Sie es erst taten, nachdem Sie „Hallo" schreien hörten."

„Ich behaupte es, weil es wahr ist. Uebrigens, wenn ich es selbst vorher getan hätte, was würde das beweisen? Mein zweiter Schuß ist oft scharf geladen. Manchmal hat es mir Spaß gemacht, auf einfache Kaninchen scharf zu schießen. Das ist Jagdliebhaberei."

Der Präsident ließ die Hand durch den Bart gleiten, schüttelte den Kopf und bemerkte ironisch:

„Auf dieser Jagd sind viele Liebhabereien ausgeübt worden. Trotz seiner 75 Jahre muß der General im Rückwechsel jagen: Greisenliebhaberei! Sie nehmen Kugeln anstatt Schrot: Jägerliebhaberei!"

Der Ton von Herrn Motiers de Fraisse genügte, um belanglosen unwillkürlichen Handlungen einen verdächtigen Anstrich zu geben. Dem Publikum waren solch kleine Intermezzi sehr erwünscht. Sie schienen es zu erheitern. Lermantes war verwirrt und wußte nichts zu antworten; wirkte die Wahrheit nicht durch die Kraft, genügte eine geschickte Vereinigung von Worten, sie umzustoßen? . . .

„Also Sie standen jetzt auf dem Terrain," fuhr der Präsident fort. „Sie hatten den Platz eingenommen, den Sie wählten oder auch nicht wählten, die Treiber versahen ihren Dienst, und das Wild bot sich Ihren Flinten. Fahren Sie fort."

Lermantes warf einen qualvollen Blick um sich, einen jener weiten Blicke, die sich über das Reich der sichtbaren Dinge in rätselhafte Fernen verlieren. Der Blick schien jenes Wesen anzuflehen, das vielleicht die Mysterien kennt, in die kein Menschenauge je eindringt. Aber dieser Blick traf nur die undurchdringlichen Gesichter der Geschworenen, den roten Talar des Staatsanwalts, der sich über sein Pult neigte, das strenge Antlitz des Präsidenten, der wartend verharrte. Endlich begann Lermantes mit schwacher Stimme, die nach und nach kräftiger wurde, zu erzählen:

„Ich hatte schon einige Fasane geschossen, als die Treiber das Rudel ankündigten. Zu gleicher Zeit hörte ich Zweige knacken, welche die Tiere auf ihrer Flucht zerbrachen. Da wechselte ich die Ladung meines zweiten Schusses, um bereit zu sein. Ich glaubte durch das Geräusch wahrgenommen zu haben, daß die Hirsche sich rechts nach der Schützenlinie gewandt hatten. Mechanisch drehte ich mich dieser Seite zu. Das Geräusch entfernte sich. In dem Augenblick, als ich mich wunderte, daß niemand feuerte, fiel ein Schuß. Dann hörte ich den Damhirsch sich mir wieder nähern. Dies alles spielte sich natürlich sehr rasch ab. Ich vermutete den General in der Allee, nicht einen Moment kam mir der Gedanke, daß er in das Gehölz eintreten könne. Das war von seiner Seite auch eine offenbare Unklugheit, jeder er-

Digitized by Google

fahrene Jäger wird zugeben, daß sie nicht vorauszusehen war . . .“

Plötzlich dachte er daran, daß die Geschworenen, ohne Jäger zu sein, ihn nicht verstehen konnten, und er wandte sich ihnen erklärend zu:

„Die Gefahr lag darin, daß der General in die Schußlinie zwischen die Treiber und unsere Flinten kam.“

In diesem Moment begegnete sein Blick demjenigen Durants, und er glaubte eine Zustimmung darin zu lesen. Er sah ihn weiter an, als ob er das Wort nur an ihn richte.

„Der Damhirsch näherte sich jetzt, ich hörte ihn, ich sah ihn in der Lichtung auftauchen, fast mir gegenüber, und ich schoß sofort. Er sprang nach der Allee zu, ich feuerte eine zweite Kugel ab. Ich glaubte ihn getroffen zu haben, aber er verschwand. Wenn der General aufgeschrien hat, habe ich ihn nicht gehört . . .“

Seine Stimme klang hohl, auf seinem Gesicht lag ein herzzerreißender, qualvoller Ausdruck, mit nervösen, heftigen Gesten fuhr er fort:

„. . . . Mit unsagbarem Entsetzen sah ich ihn aus dem Gebüsch herauskommen . . . schwankend . . . wie ein Brett hinfallen . . . die Arme vorgestreckt . . . ich begriff sogleich . . ., ich warf meine Flinte fort, ich eilte hin zu ihm . . . ich erinnere mich nicht mehr, ob ich geschrien habe . . . weiß nicht mehr, was vorgegangen ist . . . ich weiß nicht mehr, wer bei ihm war . . . wer ihm helfen wollte . . . ob es d'Entraque oder ein anderer war, er gab kein Lebenszeichen mehr von sich . . . ich wiederholte mir: Er ist tot . . . er ist tot . . . ich habe ihn getötet . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Gaston Maspero, Geschichte der Kunst in Aegypten. Deutsch von Dr. Adolf Rusch. Mit 565 Abbildungen und 4 Farbentafeln. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart.

Ein Wunderland, voll von Geheimnissen und Rätseln, so erschien Aegypten dem griechischen Reisenden, und so mancher kann sich auch heute noch von diesem mysteriösen Gefühl nicht freimachen. Da wird nun diese kurzgefaßte ägyptische Kunstgeschichte von Gaston Maspero ein Lehrer und Leiter zum richtigen Verständnis der ägyptischen Kunst werden. Maspero behandelt die ägyptische Kunst von den spärlichen Anfängen in der archaischen Zeit an bis zu ihrem Ende in griechisch-römischer Zeit, in jedem Abschnitt zunächst die vornehmste der ägyptischen Künste, die Architektur, fügt daran Bildhauerkunst und Malerei, mit besonders feinen Bemerkungen über Technik und Entwicklung des ägyptischen Reliefs, um mit einer Uebersicht über die Entwicklung des Kunstgewerbes die Betrachtung der Epoche abzuschließen. Ein nahezu vollständiges Literaturverzeichnis jeder Epoche, eine große Zahl gut gewählter und vorzüglich gedruckter Abbildungen kommen noch zu den sonstigen Vorzügen dieser neuen ägyptischen Kunstgeschichte hinzu.

„**Professor Bernhardi**“, die neue fünfaktige Komödie von Arthur Schnitzler, ist bei S. Fischer, Verlag, Berlin, soeben als Buch erschienen.

Nie wieder

wird eine Dame eine andere als die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pf., kaufen, sobald sie sich von deren Güte überzeugt hat, denn diese Seife erzeugt ein zartes, jugendfrisches Gesicht und blendend schönen Teint. Ferner macht

Cream „Dada“ (Lilienmilch-Cream)

rote und spröde Haut in einer Nacht weiß und sammetweich. Tube 50 Pf.

Wenn er früher einen Stuhl machen wollte, dann wollte der Entwerfende in erster Linie einen schönen Gegenstand machen. Heute will er in erster Linie einen Stuhl machen, auf dem man bequem sitzt. Deshalb finden wir bei alten Stühlen hindernde Zierate und bei den modernen (den guten) nicht. Gute, moderne Stühle sind für die Benutzung ganz bequem. — Nutzkunst, Zweckkunst ohne Schönheit nannten Anhänger des Alten das Neue. Jedoch mit unrecht, denn ein Prachtkern steckt in dem Neuen und eine herrliche Schönheit, die allerdings von der bisherigen ganz verschieden ist. Die bisherige Schönheit war von außen auf die Gegenstände aufgeheftet, die neue wird von innen heraus wachstümlich, wie die Schönheit eines Lebenswesens, eines Menschen, entwickelt. Die neue Schönheit hat immer einen aus dem Gegenstand und seinem Zweck hervorgegangenen Charakter, und daß die Möglichkeit besteht, diesen Charakter in Formen von außerordentlicher Schönheit zu kleiden, davon haben wir viele Beweise während des zehnjährigen Bestehens der neuen Richtung schon bekommen. Nach Aussprüchen berufener Beurteiler kommt vorbildlicher Möbelbau und vorbildliches Einrichten in neuem guten Sinne in der Tauentzienstraße 10 zum Ausdruck (geöffnet von 9 bis 7 Uhr); aber auch im Hauptgeschäft von W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin C, Molkenmarkt 6. — Die Schrift „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten“, in welcher über die neue Art näheres gesagt wird, steht den Lesern kostenfrei auf Wunsch gern zu Gebote.

Digitized by Google

Prüfen Sie unbedingt Bilz Nährsalz-Cacao

damit Sie die **Vorzüglichkeit** dieses gesündesten und wohlschmeckendsten. **Obstnährsalze** enthaltenden Cacaos kennen lernen. Sehr wohltuend bei **Blutarmut, Nervosität,** bei allen **Schwächezuständen** und **chronischen Leiden.** Besonders wertvoll bei **Kindern,** die in der **Ernährung** und **Entwicklung zurückgeblieben** sind.

Ueberall zu haben, sonst durch die Fabrik **ILTZ & KLUDT, Dresden.**

Fiedler-Farben

Feine Künstler-Oel- u. Gouache-Tempera-Farben

In grossen Füllungen: Feine Münchener Studien- u. Skizzen-Farben Akademie-Tempera für dekorative Kunst

Erfüllen d. Anforderungen d. mod. Malerei: Pigmentreichtum / Modellierfähigkeit / Reiches Oberflächenlicht bei den Deckfarben Von Münchener Künstlern bevorzugt! Seit Jahren erprobt und im Gebrauch!

Wegen Proben wende man sich unter Bezugnahme auf diese Anzeige an die

Münchener Künstlerfarben-Fabrik Dr. Karl Fiedler und Ilgenstein

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardt

Cairo-Bremen

Cigaretten

Leopold Engelhardt GmbH
Hoflieferant Sr. H. d. Khediven, Cairo-Bremen

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf
Hator	10 Pf

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 52 Berlin, den 28. Dezember 1912. 41. Jahrgang Band 82.

Menschliche Dummheit.

Von

Johannes Gaulke.

Wenn man in dem Buche der Geschichte blättert, kann man in seinem Glauben an die menschliche Intelligenz gründlich erschüttert werden. Es sind fast immer dieselben Dummheiten, die die Menschheit in den verschiedenen Zeitaltern stets von neuem begeht, dieselben fixen Ideen, die sich bei allen Völkern mit derselben Hartnäckigkeit Ausdruck verschaffen.

Die fixe Idee, oder auf deutsch: der Sparren ist etwas spezifisch Menschliches, eine Besonderheit, die jedem anhaftet, die sich bei den verschiedenen Individuen immer nur anders bemerkbar macht. Die Menschheit als Ganzes hat ihren Sparren, der sich zunächst als blinder Glaube an eine hinter den Dingen steckende persönliche Intelligenz äußert. In den heiligen Büchern ist ausführlich darüber berichtet.

Aber auch jedes Zeitalter und jedes Land hat seinen bevorzugten Sparren. Das griechische Altertum krankte insonderheit an dem Autoritätssparren. Die Griechen hielten sich für so vollkommene Geschöpfe, daß sie auf alle anderen Völker mitleidig herabblickten. Diesen Sparren hatten sie übrigens mit dem Volke Israel gemeinsam, das von dem Wahn befangen war, das auserwählte Volk zu sein. Die praktischen Römer hielten sich mit derartigen müßigen Streitfragen völkischer Etikette nicht auf, dafür haben sie aber den Rechtssparren zur höchsten Vollendung gebracht. Wir haben von ihnen als verhängnisvolles Erbteil das corpus juris übernommen. Das Mittelalter war vom religiösen Sparren durchseucht, und am Anfang der Neuzeit, als das honorige Bürgertum zu Macht und Ansehen gelangte, stand der Sittlichkeitssparren in schönster Blüte. Unsere Zeit hat sich eine ganze Kollektion von Sparren ohne Unterschied ihrer Herkunft und Beschaffenheit zu eigen gemacht. Wir haben uns mit himmlischen und irdischen Dingen derart belastet, daß wir nicht mehr ein noch aus wissen. Unsere Entwicklungslinie bewegt sich zwischen Gott und Gold, das heißt wir haben uns mit großem Bemühen von Gottesanbetern zu Goldanbetern umgemausert. Der Sparren wechselt seinen Ausdruck im Laufe der Entwicklung, aber er geht darüber niemals verloren.

Fast immer waren es Priester, die die allgemein menschliche Dummheit benutzt haben, um sich Macht und Einfluß zu verschaffen; ja, sie haben die Dummheit sogar in ein System gebracht, das jeden freien Gedanken im Keim erstickte und während langer Zeiträume den geistigen Fortschritt unterband. Die Voraussetzung, die Völker in der Dummheit zu erhalten, ist der blinde Bibelglaube oder die Anerkennung der Bibel als höchste Autorität in allen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten. Da aber die Vernunft, wenn sie nicht ganz und gar von der Dummheit überwuchert ist, immer wieder mit dem Glauben in Widerstreit gerät, haben es sich die „Philosophen" unter den Priestern zur Aufgabe gestellt, beide in Einklang zueinander zu bringen. Zu den hervorragendsten Leistungen haben es in dieser Beziehung die Scholastiker gebracht. In einem Buche von Max Kemmerich*), dem ein vorzügliches Material aus der Kulturgeschichte zugrunde liegt, finden wir zahlreiche, auf frommer Dummheit berechnende scholastische Spitzfindigkeiten angeführt. So beschäftigten sich die berühmten Scholastiker Scotus, Lombardus,

*) Dr. Max Kemmerich: Aus der Geschichte der menschlichen Dummheit. Albert Langen Verlag. München.

Digitized by Google

Thomas von Aquino sehr ernsthaft mit der Frage: ob Gottes Sohn sich auch in einen Ochsen, Esel, Kürbis oder Teufel verwandeln könne. Andere Fragen, an denen die Scholastiker ihren „Geist" verschwendet haben, sind: „Kann Gott ein Kind schaffen ohne Vater? Eine Hure wieder zur Jungfrau machen? Tanzen die Engel Menuett oder Langaus? War es Luzifer, der den ersten Purzelbaum schlug?" Ihren ganzen Scharfsinn haben die Scholastiker auch an Fragen, die sich auf die Sakramente beziehen, verschwendet, so in bezug auf die Taufe: „Ist ihr Wesen das Wort oder das Wasser? Kann man auch mit Erde, Luft, Feuer, Wein oder Bier taufen?"

Die Spitzfindigkeiten der Scholastiker, die für uns nur als Aeußerungen einer phänomenalen Dummheit in Betracht kommen, haben dennoch einen unheilvollen Einfluß auf die geistige Verfassung des mittelalterlichen Menschen ausgeübt. Sie haben den Aberglauben in jeder Form gefördert und den religiösen Sparren gefestigt, dadurch, daß sie keine naturgesetzliche Kausalität anerkannten und je nach Bedarf mit außer- oder übernatürlichen Kräften operierten. Alle Erscheinungen, für die es nach dem damaligen Stande der Naturerkenntnis keine Erklärung gab, führte man auf das persönliche Eingreifen Gottes oder seines Gegners, des Teufels, zurück. Dem lieben Gott standen als Handlanger oder Helfershelfer die Engel und Heiligen zur Verfügung, dem Teufel die Zauberer und Hexen. Der Teufels- und Hexenglaube ist zwar allen primitiven Völkern eigentümlich, die Kirche kann aber das zweifelhafte Verdienst für sich beanspruchen, ihn, wie so manchen anderen Unsinn, in ein System gebracht zu haben. Davon zeugt neben anderen Dokumenten die fluchwürdige Hexenbulle Innozenz VIII. vom Jahre 1484, in der ausführlich die Folgen des geschlechtlichen Umgangs mit Teufeln in Manns- oder Weibsgestalt (cum daemonibus incubis et succubis) geschildert sind. Von diesem Schriftstück sagt Kemmerich, daß es in seinen Konsequenzen mehr Kummer und Not über die Christenheit gebracht habe als irgendein Krieg oder die schlimmste Seuche.

Dem Teufelsglauben hat die Reformation kaum wesentlichen Abbruch getan, glaubte doch Luther selbst noch an den personifizierten Teufel. Auf der Wartburg wurde er fürchterlich vom Satan heimgesucht und warf sogar — wenn die Legende stimmt — mit dem Tintenfaß nach ihm. In einigen protestantischen Ländern wurden noch im 17. und 18. Jahrhundert Hexen verbrannt. So wurden in England unter der Herrschaft Cromwells, der an Gott und den Teufel glaubte, in einem Jahre 60 Personen wegen Hexerei und Zauberei zu Tode befördert. Schlimmer noch hausten die Teufelsgläubigen in Schottland, wo noch im Jahre 1727 eine Frau als Hexe verbrannt wurde.

Heute errichtet man keine Scheiterhaufen mehr, aber der religiöse Sparren ist noch lange nicht überwunden. Die römisch-katholische Kirche hält nach wie vor an der Teufelslehre fest, wenn sie sich auch hütet, die vom Teufel Besessenen nach altem Brauch bei langsamem Feuer in die Ewigkeit zu befördern. Ihr Standpunkt ist in dieser Beziehung durchaus konsequent. Denn wenn man als die Ursache des Weltgeschehens eine persönliche Intelligenz, den lieben Gott, annimmt, kann man nicht ohne weiteres seinen Gegenpartner, den Teufel, ablehnen. Das Kausalitätsbedürfnis der Denkunfähigen fordert beides, das Prinzip des Guten und das des Bösen, das doch unmöglich in einer Person vereinigt sein kann. Ist Gott das Gute schlechthin, so bleibt nichts weiter übrig, als das Böse, als die Emanation des Teufels mit in den Kauf zu nehmen!

Die Hexenprozesse des Mittelalters nötigen uns nur noch ein Lächeln, vielleicht auch Mitleid mit den vom Aberglauben Befangenen ab, dafür hat der Aberglaube in unserer Zeit andere Formen angenommen. Die Dummheit scheint ein unveräußerliches, von vielen sorgsam behütetes Besitztum der Menschheit zu sein. Wer auf die Dummheit der Menschen spekuliert, verrechnet sich selten. Die Kirche lebt immer noch von den Zuwendungen der Dummen. Die Pfaffen von Lourdes verdienen jährlich 3½ Millionen Franken durch Verkauf des wundertätigen Wassers, das noch keinem Menschen den geringsten Dienst erwiesen hat. Der

Digitized by Google

heilige Rock von Trier und andere Reliquien, denen samt und sonders wundertätige Kräfte nachgerühmt werden, bewähren sich noch immer als ausgezeichnete Einnahmequellen für ihre Besitzer. Was in einer so erleuchteten Stadt wie Berlin durch die Kartenschlägerei der Nachfolgerinnen der Madame Lenormand an Geld umgesetzt wird, entzieht sich unserer Berechnung. Nur was der preußische Staat aus der Dummheit der Menschen herausschlägt, läßt sich ziffernmäßig feststellen. Es sind rund 20 Millionen Mark pro Jahr, die die preußische Klassenlotterie dem Staatssäckel einverleibt, also um ein erkleckliches mehr als das Wunderwasser von Lourdes seinen Besitzern einbringt. Das Glücksspiel gehört allerdings nicht in die Kategorie des religiösen Aberglaubens, aber doch hängt es auf das engste mit abergläubischen Vorstellungen zusammen.

„Irgendwo sitzt ein Sparren zu fest oder zu locker", heißt es im Volksmund, wenn man sich über die Verschrobenheit, die Dummheit oder den Aberglauben eines lieben Mitmenschen äußern will. Irgendwo haftet einem jeden die spezifisch menschliche Dummheit an. Das wissen wir alle. Man muß aber auch den Mut zur Selbsterkenntnis haben. Denn nur das, was man als Dummheit erkannt hat, kann man abstreifen und für die Zukunft vermeiden.

Die südslawische Revolution.

Von

Dr. Max Adler.

Aus dem trüben Chaos des Balkanumsturzes, das in seinem wirren Durcheinander von diplomatischer Intrigue und ehrlichem Chauvinismus, von wirtschaftlicher Expansionsgier und religiöser Wut, von modernen Strategenbluffs und mittelalterlichen Völkerwanderungsmotiven jeglicher Reduktion auf präzise Formulierungen und Fragestellungen widerstrebt, löst sich in blendender Klarheit ein vereinzeltes Problem los, das, insofern es weltpolitischer Natur und für die Beantwortung durch den unaufhaltsamen nationalpolitischen Abklärungsprozeß der gegenwärtigen Geschichtsphase nachgerade überreif geworden ist, gebieterisch nach einer eindeutigen Entscheidung hinzudrängen scheint: das österreichisch-ungarische Südslawenproblem.

Den Süden des Donaureichs richtig und ohne nationalen Anstoß zu verwalten, ist heute — dies sei ohne weiteres zugestanden — ein administratives Kunststück. Es gehört dazu nicht nur ein erhebliches Maß von Einsicht in das Wesen und die berechtigten Forderungen der nationalkulturellen Kräfte, aus denen sich jede einzelne dieser „historisch-politischen Individualitäten" zusammensetzt: die noch viel schwierigere Aufgabe besteht darin, der natürlichen Anziehungskraft, die von den geschlossenen Nationalitätenstaaten jenseits der Grenze auf diese Völkerfragmente ausgeübt wird, von innen her entgegenzuwirken. Mit einer Expropriationspolitik, wie sie neuestens in Preußen versucht wird, wäre da drunten verteufelt wenig auszurichten. Die Grenze trägt hier keinen Stacheldraht .... Serbien ist, man mag seine Praxis noch so ungeheuerlich finden, in der Theorie ein Verfassungsstaat. Es kennt kein Standrecht, keine Ausnahmegesetze, kein Versammlungsverbot. Als im Dezember 1906, zur Zeit des Zollkriegs mit Oesterreich, Klagen gegen die Belgrader Regierung laut wurden, daß sie verschiedene gegen die bosnische Verwaltung gerichtete Demonstrationsmeetings durch Tolerierung unterstützt habe, da konnte Peters Pressebureau den unwilligen Nachbarn mit dem höhnischen Kommentar dienen, daß die Vorschriften des serbischen Versammlungsrechts der Regierung zwar ein Recht gäben, Versammlungen unter offenem Himmel, nicht aber solche in geschlossenen Räumen zu verbieten. Jene Demonstrationen aber fanden sämtlich — da der Winter auch in Serbien ziemlich streng ist — in geschlossenen Räumen statt! Wer kann für die Liberalität des serbischen Versammlungsgesetzes? ....

Derlei Parallelen gaben der serbischen Agitation erst das nötige Rückgrat. Die kostspielige Propaganda, die Herr Pašic, der Menager des großserbischen Traums, in Bosnien, Kroatien, Mazedonien und Montenegro

Digitized by Google

eingeleitet hatte, machte sich auf diese Weise bezahlt, ja, sie erwies sich sogar zum Schluß als ein ganz gutes Geschäft; denn die südslawischen Agitatoren begann von da ab das großserbische Projekt dermaßen zu interessieren, daß sie sich sogar für seine Finanzierung einsetzten.

Man gehe auf die Zeit kurz vor der Annexionskrise zurück. Bis nach der Südsteiermark fluteten die Wellen der nationalistischen Bewegung. Die Slowenen Krains - das in einer Broschüre des serbischen Hetzers Naslitsch nie anders als „Slowenien" genannt wird warteten auf das Signal zur Deutschenhetze. Man ging planmäßig vor. Zunächst berief man für den 13. September 1908 eine Versammlung des Zyrill-Methud-Vereins nach dem steirischen Pettau. Man hoffte auf Abwehrdemonstrationen der dortigen Deutschen: dann sollte es in Laibach losgehen. Die Rechnung stimmte. Die Deutschen Pettaus ließen sich provozieren, und am 18. desselben Monats folgten prompt die slowenischen Ausschreitungen. Nach einer Protestversammlung zog der slowenische Mob, geführt von Studenten, Journalisten und jungen Kaufleuten, durch die Straßen der krainischen Hauptstadt und bombardierte die Sparkasse, das Kasino, die Oberrealschule und mehrere Kaufläden der Deutschen. Die Demonstrationen wiederholten sich in den nächsten Tagen, und als schließlich, bei einem unvermeidlichen Zusammenstoß mit dem Militär, zwei slowenische „Märtyrer" erzielt wurden, erscholl in Laibach der revolutionäre Schlachtruf der südslawischen Separatisten: „Zivio Serbia!" . . .

Dann begann man die praktische Seite des nationalen Zwists in Behandlung zu nehmen. Die deutschen Firmenschilder wurden heruntergeholt oder überklebt: binnen 48 Stunden war, wie Dr. Majoran im Gemeinderat strahlend mitteilen konnte, das Antlitz des „slowenischen Mütterchens" von sämtlichen Buchstaben des deutschen Alphabets gereinigt. Alle deutschen Geschäfte im Lande wurden boykottiert. Und schließlich organisierte man im Sinne der panslawistischen Beschlüsse, die unter Teilnahme und Billigung slowenischer und tschechischer Delegierter in Moskau und Belgrad zustande gekommen waren, einen regelrechten Run auf das bedeutendste und solideste Geldinstitut im Lande, die „Krainische Sparkasse"; selbst deutsche Sparer hatten sich durch die verlogenen Alarmnachrichten der Hetzer bewegen lassen, ihre Gelder zurückzufordern. Die Millionen aber, die man herausnahm, kamen zum größten Teil den slowenischen Instituten: der Kmetska posajlinica, der Laibacher Kreditbank und der städtischen Sparkasse zugute. Wohin sie schließlich gekommen sind? — Man vermutet, daß dafür serbische Kanonen gegossen wurden . . . . Für die Beurteilung des Stärkeverhältnisses zwischen den beharrenden und den zentrifugalen Kräften ist es freilich von Wichtigkeit, zu wissen, daß sich an all diesen Hetzereien und vornehmlich an der Aufbringung des „serbischen Darlehns" fast nur die radikalen Slowenen beteiligten; die klerikalen Slowenen und die Christlich-Sozialen — denen die weitaus überwiegende Majorität im Lande angehört suchten mäßigend einzuwirken, ja, der Bischof Jeglic nahm sogar in einem Hirtenbriefe Gelegenheit, vor der Verfolgung der deutschen Mitbürger ausdrücklich zu warnen.

Heute erklingt das „Zivio Serbia!" vor der Wiener Universität und dem Wiener Parlament. Der junge akademische Nachwuchs des slawischen Südösterreich, auf die Hochschulen von Agram, Graz, Wien und Prag verteilt, ohne ständigen Bildungsmittelpunkt, auf fremdem Boden einem nicht immer leichten Existenzkampf ausgesetzt, fühlt sich jenem nihilistischen Pathos nahe, das ungestüm dorthin drängt, wo es Märtyrerkronen zu erkämpfen gibt. Daß die Passanten auf der Wiener Ringstraße, wenn sie (zur kritischen Zeit der antiserbischen Mobilisierungsorders!) 150 junge Leute „Hoch Serbien!" schreien hören, von ihren Spazierstöcken Gebrauch machen, ist selbstverständlich — aber nicht minder selbstverständlich ist die Märtyrerlust jener Demonstranten. Wer je den privilegierten Hochmut zisleithanischer Teutonen und ihrer professoralen Beschützerklique aus unmittelbarer Nähe sich entfalten sah, dies organisierte Schnappen, Kriechen, Feilschen und Hauen um Beamtenstellen, das sich nationalen

Digitized by Google

Minoritäten und sogar wehrlosen Eingängern gegenüber als germanische Rasseschneidigkeit aufspielt, wird die aus Mißachtung, Hohn und Verzweiflung gemischten Empfindungen derer, die sich durch die kompakte Majorität brutal an die Wand gedrückt fühlen, nicht unbegreiflich finden. Längst hätte man jenen nationalen Minderheiten, die sich heute noch wegen einer Fakultät in Laibach oder Triest totschießen lassen, die restlose Befriedigung ihrer Kulturwünsche gewährleisten müssen. Die richtig gestellte Aufgabe mußte von Anfang an darin gesucht werden, dasjenige, was einseitig als „nationale Konzession" angesprochen wird, mit bereitwilliger Bewußtheit als kulturpolitische Notwendigkeit zu gewähren. In erster Linie gilt dies natürlich von den Forderungen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens. Eine Politik, die berechtigten Kulturbestrebungen, mögen sie von welcher Seite immer ausgehen, nichts weiter als Machtargumente entgegenzusetzen hat, kann unmöglich Vertrauen beanspruchen. Nicht einmal in dem Falle, wenn sie gelegentlich — wie etwa im Küstenlande seit der Aera Hohenlohe — „mildere Saiten" aufzieht: es handelt sich dann eben in der Regel um berechnete Nachgiebigkeit und ähnliche passive Tugenden, die als solche leicht erkannt werden und von spontaner Kultursittlichkeit noch himmelweit entfernt sind.

Die Natur des österreichisch-ungarischen Dualismus bringt es mit sich, daß ein Teil des südslawischen Schuldkontos, und zwar der bei weitem größere, auf das ungarische Gewaltregime entfällt. Es mag ja übertrieben und ein grotesker politischer Scherz sein, wenn der dalmatinische Abgeordnete Biankini die Suspendierung der kroatischen Verfassung zur Katastrophe der „Titanic" in eine Parallele stellte; sicherlich aber ist der Streich, den hier die magyarische Oligarchie gegen ein ganzes, staatsrechtlich übelgestelltes Land geführt hat, so ziemlich der schlechteste Dienst, der im gegenwärtigen Augenblick dem österreichisch-ungarischen Reichsgedanken erwiesen werden konnte: mindestens bereitet er den Boden vor für eine endgültige Verständigung der serbischen und kroatischen Elemente im Lande, von deren nationalen und politischen Differenzen die dortige Staatskunst bis heute im wesentlichen ihr Dasein gefristet hat. Auch in Ungarn selbst wäre unter normalen Verhältnissen eine nationale Eroberungspolitik des Serbentums so gut wie unmöglich. Außer den Magyaren und Ruthenen haben hier nur noch die Serben andauernde Rückgänge ihres nationalen Besitzstandes zu verzeichnen gehabt: von den zweihundert Ortschaften, die dem Magyarentum, aller Gewaltpolitik zum Trotz, in den letzten sechzig Jahren verloren gegangen sind, fiel etwa die Hälfte an die Rumänen und mehr als ein Viertel an die Deutschen. Für Serbien ist also hier in nationalpolitischer Beziehung nichts zu holen. Gleichwohl konnten es ganz kürzlich ein paar großserbische Schwärmer in Belgrad wagen, sich den drangsalierten Banatserben gegenüber als Befreier aufzuspielen, indem sie ihnen die von den Albanern „gesäuberten" türkischen Landstriche als künftigen Wohnsitz „anboten". So lächerlich diese Idee eines Völkerumzugs auch sein mag, die das Fell des Löwen verhandelt, ehe er noch erlegt ist, so klar auch daraus die Unfähigkeit des offiziellen Serbentums hervorgeht, sich jemals staatsrechtlich mit dem Dreimillionenvolk der Albanesen auseinandersetzen zu können: sie dokumentiert immerhin, was möglich ist. Und sie beweist vor allem, daß die Politik des Donaureiches fortab nur diese eine dringliche Aufgabe kennen darf: den an der Peripherie wirkenden zentrifugalen Kräften von innen her noch stärker wirkende Anziehungskräfte entgegenzusetzen.

Diese Politik aber ist gleichbedeutend mit einem ehrlichen, rückhaltlosen Bekenntnis zum Föderalismus. Der zentralistische Wahn, daß es genüge, in die Verwaltungsstellen der verschiedenen „Königreiche und Länder" deutsch-österreichische Bureaukraten zu entsenden, die gegebenenfalls von Uskoken und Morlaken in völlig würdiger Weise zu ersetzen wären, muß endgültig abgetan werden. Nichts spricht heute noch dafür, daß die südslawischen Nationen als Trabanten Rußlands und als Vorhut der moskowitischen Territorial- und Wirtschafts-

Digitized by Google

expansion größere Existenzsicherheit genießen würden als im Rahmen eines mitteleuropäischen Völkerbundes, dessen Adern und Konturen durch die staatsrechtliche Staubkruste, die sich über das alte Oesterreich gelagert hat, bereits deutlich hervorschimmern. Und die schwere Krise, die heute zu bewältigen ist, wird das Verjüngungs- und Reinigungswerk beschleunigen helfen. Die herrschenden Mächte haben den Völkern das nationalpolitische Ideal, das sich jetzt wider ihren Willen durchzusetzen beginnt, verkümmern wollen: hätten sie sich rechtzeitig auf moralische Eroberungen verstanden — sie brauchten sich heute nicht mehr auf die politische und wirtschaftliche Defensive zu beschränken.

Das ironische Fatum will, daß Oesterreich-Ungarn heute für die Autonomie Albaniens kämpfen muß; weiter droben an der Adriaküste, im Spalato, Sebenico und Zara, haben sich Kroaten und Italiener gegen die Spender der Autonomie erhoben. Diese Gleichzeitigkeit des Widerstandes gibt zu denken. Sonst waren die dalmatinischen Italiener mit den Slawen selten eines Sinnes. Jetzt scheint die traditionelle Politik der Ideallosigkeit alle Gegner des Reichsgedankens in einer Frontrichtung zu vereinigen: wie denn auch Eduard Cuvaj in Agram das Kunststück geglückt ist, Serben und Kroaten aneinanderzukitten. Man wende nicht ein, daß Oesterreich Bosnien pazifiziert und kulturell gefördert hat. Was hier geschaffen wurde, verdankt sein Entstehen allzu offensichtlich der nackten Nützlichkeitserwägung. In diesem verhältnismäßig wohlhabenden Lande, das schon als Absatzmarkt zur Besitzergreifung lockte, bedeutete die Investierung von Verkehrs- und Industriekapitalien kein Risiko. Dalmatien, Istrien und Kroatien ließ man links liegen: hier fehlte es eben von Haus aus an der Möglichkeit leichter und lohnender Industrialisierung, und auch die hilfsbedürftige Agrikultur dieser verarmten Karstländer, die bisher nicht einmal den eigenen Brotbedarf zu decken vermochte, schien keinen besonderen Anreiz zu bieten. Reiches, bewegtes Leben zeigt nur der Küstenhandel nach der Levante und dem Orient und das Hafenbild von Triest und Fiume; das Landinnere ist Trostlosigkeit. Eine buntsprachige Volksmasse ohne Bildung und Regsamkeit, durch die steilen Karstwände vom belebenden Hauch der See getrennt, bedrückt von Aberglauben und den Schrecknissen endemischer Krankheiten, unvertraut mit den Errungenschaften und Erleichterungen der landwirtschaftlichen Technik, dürftige Gemüse- und Obstgärtner, die schon heute unter der italienischen Konkurrenz seufzen und durch das Vordringen Serbiens, des Schrittmachers der kommenden panslawistischen Wirtschaftsunion, dem völligen Ruin überliefert wären — solange sie sich nämlich nicht dem gleichen Wirtschaftssystem anschlössen .... (Dies, nebst der Furcht vor protektionistischen Einfuhr- und Durchgangszöllen, der eigentliche Sinn der österreichischen Forderung nach einer Zollunion mit Serbien!) In Istrien die verwahrlosten Plantagen der italienischen „Possidenti", die irgendwo im Auslande, in Venedig, Nizza oder Monte Carlo, die Pachtzinsen ihrer slawischen „Colonni" durchbringen. Im ganzen Küstengebiet ein erschreckender Perzentsatz Auswanderer. Hier scheint alles nach Kulturbringern, nach Opferwilligkeit der Herrschenden zu rufen; gleichwohl beschränkten sich deren Maßnahmen bisher im wesentlichen aufs Regieren und Steuereinheben ....

Ein Völkerstaat kann aber auf die Dauer ohne moralische Eroberungen nicht bestehen. Dieser Kampf wird der Großmachtsbureaukratie das Existenzrecht der Völkerideale in geneigte Erinnerung bringen ....

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Wie die Fixsterne am Himmel Sonnen fernster Weltensysteme sind, so kann auch die Sonne, der Zentralkörper unseres Planetensystems, aus unendlicher Ferne betrachtet, als Fixstern aufgefaßt werden. In der Tat hat die Astronomie bereits bei

Digitized by Google

zwei hellen Fixsternen, Sirius und Prokyon, Hauptsternen in den Konstellationen des großen und kleinen Hundes, dunkle Begleiter aufgefunden, die nach Art von Planeten ihre betreffenden Sonnen umkreisen. Ferner haben neuere Untersuchungen über die Spektren der Sterne gezeigt, daß es eine große Zahl von Fixsternen am Himmel gibt, die ihrer Zusammensetzung, Größe und Leuchtkraft nach unserer Sonne gleichen. Endlich lehrten ganz neue Studien über die Veränderlichkeit der Sonnenstrahlung, daß auf unserem Zentralgestirn schon in kürzeren Zeitintervallen beträchtliche Aenderungen der Lichtintensität vor sich gehen, eine Erscheinung, die man auch bei vielen Fixsternen beobachtet hat. So ist unsere Sonne, deren Temperatur neuerdings sehr genau zu etwa 6300 Grad C ermittelt werden konnte, auch ein „veränderlicher Stern", und damit wird ein neues Band zwischen Sonne und Fixsternen geknüpft.

In die unendlich große Welt der Fixsterne, von denen vor über zweitausend Jahren zuerst Hipparch einen wichtigen, aber bescheidenen Katalog, tausend Sterne enthaltend, entwarf und von denen uns jetzt schon viele Millionen bekannt sind, dringt die astronomische Wissenschaft immer tiefer ein. Ein gewaltiges internationales Unternehmen, das vor etwas über zwanzig Jahren begründet wurde und die Herstellung einer photographischen Himmelskarte, auf 16 Sternwarten der Erde zonenweise verteilt, sich zur Aufgabe stellte, ist nunmehr fast beendet, wenn auch noch einige Sternwarten mit den betreffenden Arbeiten im Rückstande sind. Diese gewaltigste und umfangreichste Durchmusterung des gesamten Fixsternhimmels der nördlichen und südlichen Halbkugel wird auf photographischen Platten über 30 Millionen Sterne bis zur 15. Größenklasse enthalten, während ein besonderer Katalog, der auf Ausmessungen der photographierten Sterne bis zur 11. Helligkeitsstufe beruht, die beträchtliche Anzahl von 3 Millionen Sterne mit ziemlich genauen Positionen bringen wird.

Welch gewaltiger Fortschritt! Vor etwas über zweitausend Jahren ohne Fernrohr tausend der hellsten Sterne zur Zeit der alten Griechen in einem Fixsternkatalog vereinigt, und jetzt schon 3 Millionen Sterne bis zur 11. Größenklasse mit genauen Positionen nach photographischen Aufnahmen in großen Fernrohren katalogisiert! Noch gewaltiger mutet uns der Fortschritt der Wissenschaft im Kampfe des Menschengeistes mit der Sphinx des Universums an, wenn man bedenkt, daß seit Einführung der Spektralanalyse in die Astronomie sich sogar Bewegungen der Fixsterne in der Gesichtslinie, also für das Auge im Fernrohr nicht direkt wahrnehmbare Ortsveränderungen der Sterne mit Sicherheit auffinden ließen. Die Möglichkeit dieser Feststellung beruht auf dem sogenannten Dopplerschen Prinzip, nach dem die Spektrallinien eines von uns sich fortbewegenden Gestirns nach dem roten Teile und die Spektrallinien eines auf uns zu sich bewegenden Gestirns nach dem blauen Teile des Spektrums verschoben werden. Dasselbe Prinzip gilt auch in der Schallehre, und ist daselbst jedem in der bekannten Erscheinung geläufig, daß der Ton einer auf uns zufahrenden Lokomotive höher und einer von uns wegfahrenden tiefer wird.

Aber nicht nur im Reiche des Sternenhimmels, sondern auch im Bereiche unseres eigenen Sonnensystems, das im Vergleich zum Universum nur von bescheidener Größe ist, erweitern sich unsere astronomischen Kenntnisse mehr und mehr. Kein trostloses „Ignorabimus", sondern nur ein jeweiliges „Ignoramus" gilt hier, wie in allen exakten Naturwissenschaften. Zumeist zwischen den beiden großen Planeten Mars und Jupiter liegen die Bahnen der sogenannten kleinen Planeten oder Planetoiden, die die kleinsten permanenten Himmelskörper mit Bahnbewegungen um die Sonne darstellen. Vor 112 Jahren wurde der erste dieser kleinen Planeten entdeckt, und schon jetzt kennen wir über 735 Planetoiden, von denen allein in Deutschland mehr als 300, zumeist auf photographischem Wege, entdeckt worden sind. Man nimmt an, daß bei der Bildung des Sonnensystems die Nähe des riesigen Planeten Jupiter, bei dem die Bahnen fast aller kleinen Planeten vorbeigehen, ein Zusammenballen der kosmischen Nebelmassen zu

Digitized by Google

einem größeren Himmelskörper dort verhindert hat, und deshalb so viele kleinste Planeten, deren Anzahl vermutlich über 1000 betragen wird, sich in jener Gegend unseres Sonnensystems bewegen.

Von der Erde sei diesmal einiges Neue über unsere Lufthülle mitgeteilt, die nicht nur meteorologisch, sondern auch astronomisch von Interesse ist. Diesmal soll über die Bedeutung der Wetterkunde für die Kriegführung die Rede sein, also in gewissem Sinne von einer militärischen Meteorologie. Das Studium der Kriegsgeschichte aller Zeiten weist zahlreiche Fälle auf, wo der Einfluß meteorologischer Faktoren (Klima, Wetter, Temperatur, Wind, Niederschlag usw.) auf militärische Operationen außerordentlich groß gewesen ist. Ein kriegerisches Ereignis aus dem Jahre 1845, nämlich der Verlust eines großen französischen Kriegsschiffs vor Sebastopol durch einen unvorhergesehenen Sturm, hat den jetzt ganz unentbehrlichen telegraphischen Wetterdienst überhaupt erst ins Leben gerufen. Aus Dankbarkeit für diesen mächtigen Impuls hat sich dann später die Wetterkunde auch der Kriegskunst erkenntlich gezeigt. Gerade bei der steten Kriegsbereitschaft in Europa und speziell notwendigerweise auch bei uns, muß in weiten Kreisen auf die Wichtigkeit der meteorologischen Erscheinungen unserer Atmosphäre für die Kriegführung aufmerksam gemacht werden. Der Erfolg mancher strategischer Operationen ist sogar direkt abhängig von gewissen Wettererscheinungen, und diejenige Armee, deren Oberkommando die besten meteorologischen Kenntnisse und Informationen besitzt, wird bei sonst gleicher Bewaffnungsart und Tüchtigkeit oft im Vorteil sein. Besonders seit der neueren Entwicklung der Kriegsluftschiffahrt ist die Bedeutung richtiger und schneller Wetterprognosen für die Strategie erheblich gestiegen. Es wird deshalb schon bei den Manövern in Verbindung mit der Luftschiffertruppe ein ständiger meteorologischer Dienst eingerichtet, der großen Nutzen gestiftet hat. Interessant würde im Ernstfalle die Aufgabe für die deutsche Meteorologie sein, beim Fehlen der telegraphischen Wetternachrichten aus Frankreich, England, Holland und vielleicht auch Belgien dennoch ausreichend gute Prognosen des kommenden Wetters zu stellen. Bei dieser ziemlich schwierigen Aufgabe würden funkentelegraphische Wetternachrichten aus Island, Spitzbergen und von neutralen Schiffen auf dem Atlantischen Ozean wesentliche Hilfe leisten können. —

Der Präsident.

Von

Julius Bab.

Seine Geschichte, wie man Präsident wird, ist es, die man augenblicklich in allen den Kreisen Deutschlands, die für die Entwicklung künstlerischen Lebens Interesse haben, leidenschaftlich diskutiert. Eigentlich die lokale Angelegenheit eines Berliner Malerverbandes, aber doch von einer symptomatischen, weit über den Fall herausreichenden Bedeutung. Die Berliner Sezession hat Herrn Paul Cassirer zum Präsidenten gewählt. Was will das besagen? Es besagt zunächst das in der Geschichte künstlerischer Verbände absolut neue Faktum, daß eine Künstlervereinigung einen Nichtkünstler, nämlich einen Kunsthändler, zu ihrem Führer nimmt.

Paul Cassirer ist weder an sich, noch in der Geschichte der Berliner Sezession unbekannt. Fast gleichzeitig mit der Sezession der Modernen aus dem allgemeinen Berliner Künstlerbund war vor 15 Jahren der kleine Kunstsalon Cassirer in der Viktoriastraße eröffnet worden, der sich vor allem um die Einführung der französischen Impressionisten, der großen Vorbilder dieser Entwicklung in Deutschland, bemühte. (Mit solchem Erfolg übrigens, daß die vor einigen Jahren entstandene Bewegung der Deutschtümlichen sich ja ganz wesentlich gegen die von Cassirer lancierten, marktbeherrschenden Franzosen richtete.) Die Ausstellungen Cassirers bildeten gleichsam einen Kommentar, eine fortlaufende, spezialisierende Ergänzung zu den Ausstellungen der Sezession, und dies innere Verhältnis fand

Digitized by Google

auch seinen äußeren Ausdruck darin, daß Paul Cassirer zugleich als eine Art Geschäftsführer mit im Vorstand der Sezession saß. Hier scheint nun die gewiß außerordentlich tüchtige, aber in der Durchsetzung ihres persönlichen Geschmacks — sagen wir — sehr energische Art dieses Mannes sehr bald Schwierigkeiten verursacht zu haben. Schon im zweiten Jahre erfolgte ein Auszug aus der neuen Sezession: Einige sehr angesehene Künstler (O. H. Engel, Uth, Julie Wolfthorn u. a. m.) kehrten, zunächst als geschlossene Sondergruppe, in den Schoß der Allgemeinen Großen Kunstausstellung zurück, und als der Grund jenes Austritts wurde ziemlich deutlich der Einfluß genannt, den Paul Cassirer auf die Leitung der Sezession hatte. Bald darauf auftauchende Gerüchte von einem Rücktritt Cassirers bewahrheiteten sich nicht, vielmehr waltete Cassirer in allen folgenden Jahren unter Max Liebermanns Präsidium weiter seines Amtes, bis dann vor zwei Jahren der große Zwist in der Sezession entstand, der noch als der Streit der Jungen und der Alten im allgemeinen Gedächtnis sein wird, und der mit dem Rücktritt Liebermanns und Cassirers aus dem Vorstand der Sezession endete. Also auch damals scheint die Opposition zum guten Teil der Persönlichkeit Cassirers gegolten zu haben.

Er ging also — aber auch ein Teil seiner Gegner (vor allem der Führer der Jungen, Leo von König) bedeckte das Schlachtfeld. Louis Corinth wurde Präsident der Sezession. Es scheint aber, daß unter seinem Regime die Ausstellungen der Sezession nicht den gewohnten und gewünschten Erfolg hatten, daß man die kaufmännischen, organisatorischen Talente Cassirers an allen möglichen Punkten vermißte (es scheint, sage ich, denn diese Interna sind natürlich der Oeffentlichkeit nicht unterbreitet worden.) Kurz, bei Beginn dieses Winters tauchte plötzlich die Nachricht auf, die Mitglieder der Sezession beabsichtigten Herrn Paul Cassirer zum Vorsitzenden zu wählen. Lovis Corinth legte sein Amt nieder und begründete das mit dringenden künstlerischen Arbeiten — eine Begründung, die verzweifelte Aehnlichkeit mit den plötzlichen Gesundheitsrücksichten gestürzter Minister hat. Als ob ein Künstler, den eine Genossenschaft wegen seines Ranges und Rufes zum Führer wählt, nicht selbstverständlich immer dringende künstlerische Arbeiten zu erledigen hätte! Und dann geschah das Erstaunliche: der Kunsthändler Paul Cassirer wurde zum Präsidenten gewählt, sogar einstimmig.

Nun liegt es nahe, zu sagen: Was geht's euch an? Mag sich doch jeder Verband denjenigen zum Leiter wählen, den er für den Tüchtigsten hält, und wenn sich diese Maler einig sind, daß Herr Cassirer ihre Geschäfte am besten wahrnehmen wird, warum sollen sie ihn da nicht berufen!? Selbst, wenn ich mich ganz auf diesen Standpunkt stelle, erscheint es mir etwas bedenklich, einem Direktor unumschränkte Vollmacht zu geben, dessen rigoros subjektives Auftreten schon zweimal zu einer bedenklichen Spaltung unter den Aktionären geführt hat. So mancher, der heute in der Hoffnung einer glänzenden Wahrnehmung seiner Interessen für Herrn Cassirer gestimmt hat, könnte eines Tages, wenn seine Kunst oder seine Person diesem Manne mißliebig wird, Ursache bekommen, seinen Entschluß zu bereuen. Indessen, auch der hätte sich dann sein Geschick im vollen Umfange selber zuzuschreiben, und auch in diesem Sinne ginge uns die ganze Frage wirklich sehr wenig an.

Indessen, das ganze geschäftliche Bild stimmt nicht. Ist denn ein Kunsthändler, einer, der selbst eine der mächtigsten Bilderhandlungen Deutschlands hat, so ganz einfach der Interessenvertreter der Künstler, derjenige, der ihre Geschäfte wahrnimmt? Ist er nicht viel ähnlicher dem Kapitalisten, der durch seine Räume, sein Renommee, seine Beziehungen, sein Geld es in der Hand hat, zu entscheiden, ob die Arbeitskraft eines Künstlers überhaupt zur wirtschaftlichen Verwertung gelangt, ob seine Produktion zum Publikum kommt, Marktwert erhält oder nicht? Ist es nicht des Kunsthändlers legitimer Beruf, aus dieser Vermittlung einen Unternehmergewinn zu ziehen? Und hat dieser Gewinn bei den großen Händlern nicht schon bedeutend mehr Aehnlichkeit mit dem mehrwertschluckenden Ertrag des Kapitals als mit einer harmlosen Agentenprovision?

Digitized by Google

Jedenfalls ist es unmöglich, daß ein Kunsthändler, mögen ihn auch in seinem Beruf ideale und humane Prinzipien leiten, schlechthin als Interessenvertreter der Maler aufgefaßt werde. Jedenfalls ist der Schein nicht zu vermeiden, als ob die Sezessionsausstellung künftig einfach eine Filiale des Cassirerschen Salons werden könnte, geleitet nach Prinzipien, an denen die geschäftlichen Absichten des Kunsthändlers mindestens mitgebildet haben. Und mag man auch Herrn Cassirer zugeben, daß ihm solche Absichten fernliegen, daß er gewillt ist, nach künstlerisch-sachlichen Gesichtspunkten zu wirken – hier werden Komplikationen auftreten, in denen Wille und Absicht gar nicht entscheiden, wo die verschiedenen Interessen aufeinander abfärben und der Kunsthandel ganz unwillkürlich und ganz unabsichtlich bestimmend auf die Kunstausstellung einwirken muß.

Kunstausstellungen galten bisher als eine freie genossenschaftliche Betätigung, als der Weg, auf dem die Künstler eben selbst ohne anderen Mittler zu ihrem Publikum gelangen, als das Gegengewicht, das sich die Maler gerade gegen den Kunsthandel, von dem sie sonst in einem erheblichen Grade abhängig sind, geschaffen haben. Hier aber ist eine bedenkliche Verquickung der beiden entgegengesetzten Elemente eingetreten. Mag ein Unternehmer noch so sachkundig, so wohlwollend, so mächtig sein, es ist nicht nur falsch, sondern vor allem unwürdig, wenn die Arbeiter ihr Schicksal auf Gnade und Ungnade in seine Patriarchenhände legen. Haben die Herren Maler in ihren offenbar sehr weltfremden Ateliers vielleicht einmal etwas von den „Gelben Gewerkschaften" gehört und von der tiefen Geringschätzung, deren sich die Mitglieder dieser Gewerkschaften nicht nur bei den katholisch, evangelisch, liberal oder sozialdemokratisch organisierten Arbeitern, sondern bei allen freiheitlich denkenden Menschen erfreuen? In den gelben Gewerkschaften nämlich hat sich der Arbeiter gegen gewisse materielle Sicherungen seiner Zukunft seiner wichtigsten Freiheitsrechte begeben, er hat den Fabrikanten zum Mitglied und zum Leiter seiner Korporation gemacht — er hat sozusagen den Kapitalisten, den Unternehmer zum Präsidenten gewählt! Und das gilt nicht ohne Grund als ein Mangel an Stolz, an Selbstgefühl, an Freiheitslust, an Solidaritätsempfinden — ja, auch an einer tieferen, über den Augenblick hinwegdenkenden Klugheit.

Indessen — und damit kommen wir erst zu dem entscheidenden und dem für die Allgemeinheit wichtigsten Teile des Problems — ist es denn überhaupt zulässig, die Vertretung einer Künstlergenossenschaft unter so rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu sehen? Es ist, wie ich gezeigt zu haben glaube, vom Standpunkte der wirtschaftlichen Praxis und Moral nicht gut, einen Kunsthändler zum Chef der organisierten Kunstarbeiter zu machen. Aber wenn nun Paul Cassirer nicht Kunsthändler wäre, sondern eine ganz neutrale Persönlichkeit, nur etwa ein Kenner oder Mäzen, wäre damit der Fall erledigt? Sind die Maler denn wirklich nur Kunstarbeiter, die ihr tägliches Brot dadurch haben wollen, daß sie die mit Farben bedeckten Leinewände möglichst gut verkaufen? Sind denn Künstler nicht Menschen, die ihre innerste Leidenschaft, ihre Art, die Welt zu sehen und zu fühlen, in sichtbare Form bringen, und sie der Nation als Abbild und Vorbild menschlichen Wesens hinhalten? Und ist eine Vereinigung von Künstlern nicht also in einem höheren als in dem wirtschaftlichen Sinne geweiht — geweiht der Seelengemeinschaft freier, schöpferischer, vorbildlich kühner Menschen. Hier soll der Mut, das innere Gesicht, die persönliche Wahrheit gegen alle gesellschaftliche Konvention wagen, lachend und stolz gegen alle Zweckbünde der Philister dastehen. Und sollte der Führer solcher, für das Geistesleben einer Nation ganz unentbehrlichen Gemeinschaft nicht der Freiste, der Kühnste, der Mächtigste der Sehenden und Schaffenden sein? Der weithin sichtbare Repräsentant aller im Künstlervolk gesammelten Freiheitskraft? Ist es also ein erträglicher Gedanke, daß ein (kenntnisreicher und tüchtiger) Kunsthändler eine Gemeinschaft führen und repräsentieren wird, der doch eine Wahl der besten deutschen Künstler in direkter, und beinahe alles, was im malenden Deutschland überhaupt zählt, in

Digitized by Google

außerordentlicher Mitgliedschaft verbunden ist? Ist Paul Cassirer wirklich der Präsidierende in der Versammlung der Liebermann und Slevogt, Gaul und Tuaillon, Kalkreuth, Habermann und Thoma?

Daß Künstler, die aus der Mitte der konventionellen, marktgierigen Massenproduzenten auszogen, um ihre freieren und stolzeren Instinkte auszuleben, heute einen Präsidenten wählen, der ihnen nichts garantiert als zunächst sicher geschickt arrangierte und für den Markt wirksame Ausstellungen; daß eine Versammlung von Malern und Bildhauern, die Ehre, sie zu repräsentieren, lediglich nach wirtschaftlichen (und noch dazu nach falschen und schwachen wirtschaftlichen) Gesichtspunkten vergibt, das ist zweifellos ein für das ganze deutsche Kunstleben betrübender Fall, denn es handelt sich um eine der wichtigsten Künstlergruppen Deutschlands, um die wichtigste Vereinigung der Reichshauptstadt. Aber vielleicht ist eben diese allzu praktische, mit kurzsichtiger Energie auf den nächsten Vorteil gerichtete Tätigkeit ein gutes Stück neuberlinischen Charakters. Vielleicht zeigen sich in dieser kulturellen Blamage die Schattenseiten dieser jungen, allzu realistischen Riesenstadt mit besonderer Deutlichkeit. Vielleicht wäre diese Wahl in Wien und in München doch unmöglich, weil dort von einer alten und doch nicht eben in allem schlechten Zeit her, dem Künstler noch ein gut Teil Libertinismus, trotzig übermütigen Hochflugs im Blute sitzt. In Berlin hat man erkannt, daß man mit Moral keine Eisenbahnen baut, und daß auch ein Künstler nicht von seiner Ueberzeugung leben kann; man hat seinen eminenten Sinn für das Wirkliche entdeckt. Man ist aber noch in den ersten Anfängen der entscheidenden Erkenntnis, daß auch dies Wirkliche nur um eines Geistigen willen lebenswert und lebensmöglich ist, und daß es sich gar nicht lohnt, für einen Künstler Brot zu schaffen, der in erster Linie ein Brotverdiener sein will. In unserem Leben präsidiert einstweilen wirklich noch der Händler

wir werden wieder ein Kulturvolk sein, wenn wir begriffen haben, daß alles Handeln nur deshalb einen Sinn hat, weil es Raum und Luft schaffen soll zu einem Leben, dessen Vorsitz der Priester seines Glaubens führt — beispielsweise ein Künstler.

Randbemerkungen.

Am Sylvesterabend.

Scheidendes Jahr — zum letzten Male laß dich grüßen.

Zum Abschiednehmen komme ich zu dir, du Begleiter meines Lebens durch viele Tage hindurch. —

Eine Stunde ist diese, wie andere Stunden. Wie sonst tickt die Uhr, und droben am Himmel stehen die Sterne wie gestern und ehegestern; der Regen rieselt und die Lampe flackert, die Menschen lachen und weinen — alles wie sonst . . . .

Und doch ist es, als stehe einen Augenblick still das verwirrende Rädergetriebe des Geschehens — einen kurzen Augenblick nur, als wolle es tief Atem schöpfen, um dann, sobald du hinabgestiegen bist in die Ewigkeit, scheidendes Jahr, mit neuer Wucht ruhelos zu schwingen. —

Als Fremdling tratest du zu mir vor Jahresfrist, umhüllt vom wallenden Nebel, der aus dem flutenden Zeitenmeer emporbrodelte, daß ich vergebens versuchte, dein Auge zu erschauen, ob es freundlich blicke dem Erwartungsvollen, und deinen Sinn zu ergründen, was du bringen würdest dem Harrenden.

Wohl sprach zu mir deine Stimme. Ob gütig, ob strenge? Nicht vermochte ich es zu erlauschen. Denn das Branden des Meeres der Ewigkeit übertönte alles.

Bange schaut' ich zu dir empor, und meines Herzens Schlag wollte stocken, als du an mich herantratest.

Da botest du mir deine feste Hand. Ich schlug ein, herzensbang und zukunftsfroh zugleich. Und ließ mich von dir führen, scheidendes Jahr.

Und nun, da du von hinnen ziehest, trägt Leid um dich mein Herz. Denn aus dem Fremdling war mir ein vertrauter Freund ge-

Digitized by Google

worden. Freilich war nicht eitel Süße und Weichheit deine Freundschaft. Nein, herbe war deine Liebe und gar rauh oftmals deine Hand, selbst wenn sie mich koste.

Manchen Traum hast du mir zerstört, und manche Nacht ließest du mich durchwachen in tiefster Sorge und namenlosem Elend, trauernd ob der Schwäche des Körpers, ob eigenen Fehls und fremden, ob eigener und fremder Lieblosigkeit, klagend ob mancher Niederlage, die ich erlitten durch eigene Schuld und durch anderer Tücke.

Doch den Niedergeschlagenen hobst du mit der starken Hand deiner tragenden Liebe und hießest mich standhalten Menschen und dem Geschicke, führtest mich durch meine Tiefen hindurch und lehrtest mich voller Geduld, daß ich, wenn es auch schwer war, immer besser lernte die göttliche Kunst: in allem zu sehen den Weg zum inneren Frieden und alles umzuwandeln zu lachender Freude.

Darum sei dir vieltausendmal gedankt für alles. Ja, für alles, was du mir gebracht hast. Für Leid und Freud, für äußeren Gewinn und Verlust, für Sieg und für Niederlage, für Irrtümer und für Sünden, für Krankheit, Sorgen und Särge.

Denn alles lehrtest du mich ansehen als des Schicksals Geschenk, dadurch ich mich selber finden sollte, mich und mein stilles Glück — mein tiefes Glück durch Tränen.

Und auch jetzt, da du klaglos zurücksinkst in die dunkle Ewigkeit, der du entstiegen bist, fühle ich deine Segenshand ruhen auf meinem Haupte, mich mahnend: mutig weiter zu schreiten und vertrauensvoll zu ergreifen auch die Hand deines Bruders, der dir nachfolget; mich führen zu lassen vom neuen Jahre, hindurch durch Fröhlichkeit und Trübsal; willig auszubreiten vor ihm meine Hände, um zu empfangen, was auch immer an Gaben es mir bescheren will, in der festen Gewißheit, daß alle seine Gaben mir dazu dienen können, höhere Stege der Vollkommenheit zu erklimmen und glücklicher und besser zu werden in der Schule des Lebens und des Leids, bis ich dir in die Ewigkeit folge, klagelos dahingehend wie du, scheidendes Jahr, mit Segenswünschen im Herzen für die, die noch weiter weilen in der Schule des ewigen Lebens ....

Zwölf schlägt es vom Turme.

So leb' denn wohl, mein Freund. Auf immer.

Du aber, neues Jahr, sei mir gegrüßt. Führe mich, daß ich glaubensvoll weiterwandle und nicht abgehe vom glückschaffenden Wege der Hoffnung und der Liebe.

Pastor Emil Felden, Bremen.

Parlament und internationale Verständigung.

Die Herstellung eines für beide Teile ehrenvollen, dauernden freundschaftlichen Verhältnisses zwischen England und Deutschland bleibt für die nächsten Jahre schlechthin „das große Problem".

Wir haben uns allmählich daran gewöhnt, die Preßrenomistereien und Reizungen als Exzesse eines mutwillig gezüchteten Chauvinismus aufzufassen und darnach einzuschätzen. Die kleinen und großen Mittel dieses ungesunden Hypernationalismus bis zu dem wehmütigen, theatralischen Mienenspiel einer leibhaftigen Großfürstin, das die Chauvinisten jenseits der Vogesen in Verzückung versetzt, legen den Freunden einer ehrenhaften Verständigung um so dringender die Verpflichtung auf, außer den „großen Mitteln" auch auf kleine zu sinnen, um in zäher, geduldiger Alltagsarbeit die Vernunft der durch eine gemeingefährliche Presse und Hetze verseuchten Völker wieder in normale Bahnen zu lenken.

Gewiß sind die Versuche der interparlamentarischen Konferenzen für die Entwicklung des internationalen Völkerrechts wertvoll; auch der persönliche Konnex zwischen den offiziellen Volksvertretern der Nationen ist nicht ohne Bedeutung. Trotzdem macht es mir oft den Eindruck, als wenn diese Zusammenkünfte von Angehörigen aller möglichen, kulturell und politisch ganz heterogenen Parteien aus aller Herren Länder nicht so enge zusammenführen und naturgemäß zusammenführen können als die Fühlungnahme von Mitgliedern spezieller, einzelner Parlamente untereinander oder von Angehörigen innerlich verwandter Parteien ver-

Digitized by Google

schiedener Parlamente. Die bereits angebahnte Spezialkonferenz liberal-demokratischer Parteien der verschiedenen Kulturländer erscheint mir persönlich z. B. für eine Verständigungsaktion größere Vorteile zu bieten als die allgemeine Aktion der Interparlamentarischen Union, da der Kitt der inneren Ueberzeugung und gegenseitigen Sympathie ein stärkerer sein muß als jene allgemeine und gerade in ihrer Allgemeinheit viele wichtigen Elemente abschreckende und zurückstoßende Form der Konferenz. Verwandtschaft der kulturellen und politischen Weltanschauung garantiert eher ein Entgegenkommen und einen Verzicht auf nationale Voreingenommenheit und Vorurteile, macht eine praktische propagandistische Verständigungsarbeit leichter, weist unerreichbare und daher schädliche Utopien erfolgreicher zurück. Aus solchen Konferenzen mehr homogener Elemente -- meine ich — müßten sich auch am besten die nötigen persönlichen Verbindungen zwischen Mitgliedern der einzelnen Parlamente — vor allem als wichtigstes der Parlamente Englands und Deutschlands -- herstellen lassen.

Neben der großen diplomatischen Aktion der akkuraten Applanierung der deutschen und englischen Einflußsphäre, dem großen Zukunftswerke des Nachfolgers des leider so rasch dahingeschiedenen „großen Botschafters", nehmen sich freilich diese kleinen Mittel, wie ich gerne zugebe, recht bescheiden aus: Aber so viel Wert wie die so viel beschriebenen Königs- und Kaiserzusammenkünfte, die sehr häufig die darauf vergeudete Druckerschwärze nicht wert sind und oft geradezu die öffentliche Meinung irreführen, werden solche Parlaments-Zusammenkünfte und Konferenzen zu praktischer propagandistischer Bekämpfung des beiderseitigen Chauvinismus schließlich auch noch besitzen. Sie geben vor allem die bessere Möglichkeit gegenseitigen Studierens der Eigentümlichkeiten, Anschauungen, Einrichtungen des betreffenden Landes und wachsenden Verständnisses der Völker unter sich, der ersten Voraussetzung jeder ernstlichen Verständigungsaktion. Wir können heutzutage der zünftigen Diplomatie, die leider gerade bei uns wenig Fühlung mit dem Volksdenken und -fühlen hat, diese größte Aufgabe so wenig überlassen wie den Fürsten, die bei bestem Willen und friedlichsten Absichten großen Massenwirkungen nicht mehr gewachsen sind. In dem Mosaik der Wirkungen sind auch diese „kleinen Mittel" nicht zu verachten. Nur der erste Schritt ist auch hier schwer! Aber er muß einmal getan werden.

Dr. Müller, Meiningen.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.
(Fortsetzung.)

In der kurzen Stille, die nun folgte, murmelte Chaussy:

„Er hat seine Lektion fein gelernt!"

Vielleicht drückte diese Bemerkung die allgemeine Ueberzeugung aus. Die momentane Stummheit Lermantes' vor seinem Bericht, sein anfängliches Zögern, seine Stimme, die vergebens nach Sicherheit rang, hatten einen Eindruck auf das Publikum gemacht. Es sah aus, als ob er sich mit Gewalt aufmuntern wollte. Und dann, nachdem er zu lange gezögert hatte, schien er seines Gedächtnisses zu sicher. Er hätte nach Worten, nach Erinnerungen suchen müssen . . .

„Das ist Ihre Darstellung," sagte schließlich Herr Motiers de Fraisse. „Also Sie behaupten immer noch, daß der General nicht an der Stelle, an der ihn die Kugel traf, gefallen ist, sondern, daß er noch mehrere Schritte machte, um erst in der Lichtung niederzusinken?"

„Ich bin dessen sicher. Wäre der General in dem Moment, in dem ich schoß, in der Lichtung gewesen, so hätte er dem Damhirsch gegenüber stehen müssen, der den Rand des Gebüsches streifte."

„Wir werden gleich einen Zeugen behaupten hören, daß er den General in der Lichtung stehen sah, bevor er Ihre Kugel abschießen hörte. Sie werden sich mit ihm auseinandersetzen. Wieviel Schritte war der General vom Rand entfernt, als Ihre Kugel traf?"

„Wie kann ich das wissen? Ich hätte ihn doch dann sehen müssen und hätte nicht geschossen."

„Wir wollen feststellen: hat der Damhirsch die Lichtung vor oder nach Ihrem ersten Schuß überschritten?"

Digitized by Google

„Ich habe nach ihm geschossen, als ich ihn gesehen habe, das heißt im Augenblick, als er die Lichtung verließ."

„Ihnen gegenüber?"

„Ein wenig links."

„Sie sagten, daß Sie ihn von der entgegengesetzten Seite kommen hörten?"

„Gewiß. Er war von Herrn Noirmont gestreift worden, blieb einen Augenblick im Gebüsch und kam dann zurück. Er hat meiner Flinte fast gegenüber gestanden, floh nach rechts und verschwand."

„Herr d'Entraque versichert, daß sie zwei oder drei Sekunden gezielt haben."

„Herr d'Entraque sagt nicht die Wahrheit."

„Sie haben also nach Abschätzung geschossen?"

„Nicht ganz, denn ich sah das Tier."

„Ueber diesen Punkt werden Sie sich ebenfalls mit Herrn d'Entraque auseinandersetzen. Wir wollen vom zweiten Schuß sprechen. Der Damhirsch durcheilte die Lichtung und zeigte sich von der Seite. So ist es doch, nicht wahr? ... Schön! ... Wollen Sie mir erklären, wieso ein geschickter Jäger wie Sie, der nach Kaninchen scharf schießt, eine solche Zielscheibe verfehlen kann, wenn er Rehposten nimmt?"

„Aber ich hatte keine Rehposten, Herr Präsident! ... Als Herr d'Erstfeld sie verteilte, ließ ich mir keine geben! ... Ich hatte nur Kugeln, der Damhirsch kann davon gestreift worden sein, ohne seine Flucht verlangsamt zu haben."

„Das ist möglich, falls Sie nicht aufgeregt oder außer Fassung über das waren, was Sie eben getan hatten ..."

„Was ich getan hatte? Davon hatte ich keine Ahnung. Ich glaubte nur das Tier verfehlt, meine Kugel nutzlos verfeuert zu haben. Das war alles!"

„Nutzlos verfeuert war sie sicher nicht!"

Das Auditorium geriet in Aufregung. Es erregt sich immer über Worte, die es brutal zu seiner etwas abgelenkten Aufmerksamkeit auf die Tatsache zurückzuführen. Lermantes' klare Versicherungen genügten nicht mehr, Glaubwürdigkeit hervorzurufen. Er wußte auf alles zu gute Antworten zu geben. Man hatte ihn im Verdacht, die strittigen Fragen gewittert und über seine Auseinandersetzungen reiflich nachgedacht zu haben. Aber wie viele Dinge blieben doch noch unverständlich?

„Wenn Sie den Damhirsch gestreift hätten, würden sich Blutspuren gefunden haben."

„Ein fürchterliches Gewitter ist fast sofort gekommen, der Regen fiel in Strömen."

Unabsichtlich murmelte der Staatsanwalt:

„Gerade zur Zeit."

Brévine, der niemals einen Angriff der Anklage durchgehen ließ, erwiderte:

„Behaupten Sie, daß mein Mandant über die Elemente verfügte, Herr Staatsanwalt?"

„Aber, Herr Rechtsanwalt Brévine!"

Herr Motiers de Fraisse beeilte sich, den Zwischenfall zu beenden und fragte Lermantes:

„Sagen Sie uns jetzt, was Sie nach dem Umsinken des Generals taten?"

„Ich weiß nichts ... ich war wie wahnsinnig ... ich hatte vollkommen den Begriff verloren, was geschehen war ... alles drängte sich nach der Leiche ... ich mit den anderen ... die Wagen eilten nach Hilfe ... Aerzte kamen ... die Polizei ... man verhörte mich ..."

Lermantes' Lippen zuckten. Er mußte eine gewaltige Anstrengung machen, um das Schluchzen zurückzudrängen, das ihn erstickte. Dann nahm er sich zusammen und, sich zu den Geschworenen wendend, sagte er mit lauter Stimme, die manchmal zitterte:

„Ich galt immer für einen energischen Mann, meine Herren! ... Zweimal war ich bei Katastrophen zugegen, in denen meine Gefährten den Tod fanden und ich seinen Hauch schon verspürte. Nicht einen Augenblick habe ich meine Kaltblütigkeit verloren ... Aber als ich jenen Mann, der mich mit Wohltaten überhäuft hatte, durch mich getötet sah ... ihn, dem ich meine schönsten Erinnerungen verdanke ... den ich wie einen Vater liebte ... ach, meine Herren, ich konnte mein ganzes Unglück nicht ermessen, aber ich begriff, was Verzweiflung ist ...!"

Von neuem erklang beifälliges Murmeln, als Lermantes so seine Gefühle offenbarte. Er gewann die durch die Diskussion verlorene Sympathie wieder zurück.

„Fein gesagt!" spöttelte Chaussy.

Das Verhör war so geführt worden, daß weder der Staatsanwalt noch der Verteidiger eine Frage zu stellen hatten.

Herr Motiers de Fraisse ließ sich nicht durch den Zufall bei den von ihm geführten Verhandlungen leiten. Seine Pläne waren bis in die kleinsten Einzelheiten vorbereitet. Sie stützten sich auf ein sorgfältiges Aktenstudium. Wie ein Künstler, der das Ineinandergreifen der Vorgänge kennt und danach die Exposition macht, die Effekte berechnet und die Verhältnisse abmißt, so arbeitete er. Er verhörte höflich und wohlwollend, seine loyalen Fragen stellten keine geheimen Fallen. Aber er wußte den Gang des Prozesses derartig zu regeln, daß der Schluß jeder Sitzung der Anklage günstig war. Diese den Rechtsanwälten schon bekannte Taktik war das einzige Zeichen seines persön-

Digitized by Google

lichen Gefühls. Sagte man ihm, daß dieses Vorgehen die Verteidigung schädige, antwortete er, daß ihr schon auf andere Art genützt worden war und sie eigentlich schon zu viele Vorteile hatte. Diesesmal rechnete er auf drei Sitzungen und wollte die erste durch die Aussage Herrn d'Entraques beenden, welche zweifellos einen starken Eindruck hinterlassen würde. Das zweite Mal sollte die Verhandlung bis zum Antrag des Staatsanwaltes dauern; die Geschworenen hatten also eine Nacht, um über das belastende Zeugnis nachzudenken, eine andere, um ihrem Geist die Beweggründe des Staatsanwalts einzuprägen. Brévine hatte in seinem Plaidoyer über schon gefestigte Ueberzeugungen anzukämpfen, und die kurze Zeit würde kaum genügen, sie umzustoßen. Aber etwas Unvorhergesehenes änderte dieses Programm.

Als Lermantes wieder auf seinem Platze war, ließ man zuerst diejenigen Zeugen vortreten, die sich gleich nach ihrer Aussage entfernen mußten. Ein Arzt, Doktor Amadour, wurde vernommen. Kahl und wohlbeleibt, nervös und schwerfällig, verwirrte er seine Aussagen durch Zweifel. Er hatte den Toten aufgehoben; die Lage des Körpers, der Tote war mit vorgestreckten Armen auf das Gesicht gefallen, schloß die Hypothese nicht aus, daß der General, nachdem die Kugel ihn erreichte, noch einige Schritte getan hatte. Der Zeuge hütete sich aber, diese Ansicht zu bestätigen. Er hatte seine Aussage aus Furcht, irgend etwas zu vergessen, auswendig gelernt und sagte sie klar hintereinander auf. Aber er verlor den Kopf, als Herr Rutor ihn fragte:

„Sie sind ungefähr eine halbe Stunde nach der Katastrophe gekommen. Sie sahen den Angeklagten; war er verwirrt, fassungslos . . . Welchen Eindruck hatte er auf Sie gemacht?"

Der Doktor rollte seine runden Augen mit fast komischem Schreck.

„Was für einen Eindruck? . . . Was für einen Eindruck? . . . Das weiß ich nicht! . . . Ueberhaupt keinen!!"

Man lachte ein wenig, mehr über seine Mimik als über seine Worte. Da wandte er sich halb dem Saal zu und sagte, rot, starr und zornig:

„Ich habe schon genug Mühe, zu wissen, was in den Körpern vorgeht, und kann mich nicht noch damit befassen, in den Seelen zu lesen. Solche Dinge muß man mich nicht fragen. Nein, meiner Treu, ich haben keinen Eindruck gehabt."

Viele stimmten dem bei: Zeugen waren dazu da, um über Tatsachen auszusagen. Frau Aurora Winkelmatten flüsterte ihrem Nachbar zu:

„Solch ein Arzt würde mir gefallen."

Worauf sie als Antwort empfing:

„Sie haben also viel zu verbergen!"

Die Aerzte Bully und Montbrun, die dann vernommen wurden, hatten die Leiche seziert. Sie beschrieben den Lauf der Kugel, aber über die unmittelbaren Folgen waren sie sich nicht einig. Der erste erklärte, der General „hätte sofort wie ein Brett hinfallen müssen", und sein sicherer Ton, seine termini technici, seine Beschreibung der Umwälzung des Organismus riefen eine gewisse Bewegung hervor; aber der zweite Arzt zitierte außergewöhnliche Beispiele Verwundeter, welche die angefangene Bewegung fortgesetzt hatten.

„St. Denis trug selber seinen Kopf", brummte Chaussy.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Marx Möller: Im lachenden Land. Roman. Im Verlage Paul Oestergaard. 1912.

Marx Möller, bisher bekannt als unser naivster und darum bester Kinderdichter und als ein Balladensänger, der sein weiches Naturell oft sehr glücklich dem herben Stoffe dieser zurzeit so vernachlässigten Dichtungsart anzupassen weiß, hat seinen ersten Roman veröffentlicht und damit ein Werk gegeben, das befähigt und berufen erscheint, als echtes Volksbuch die weitesten Kreise des Leserpublikums zu erfreuen. Der Dichter, ein echter Sohn der niederdeutschen Erde, hat sich sogleich in die vorderste Reihe der guten Heimatkünstler gestellt und zwingt, zumal im Kreise seiner engeren Landsleute, häufig genug zu Vergleichen mit den Besten, mit Reuter, Storm und Frenssen, zu Vergleichen, die niemals ungünstig für ihn ausfallen. Marx Möller bringt für die Heimatkunst nicht jenen überflüssigen, ja schädlichen Ballast mit, der manchen anderen dem echtkünstlerischen Erfolg dauernd fernhält: er geht nicht, wie andere, mit verbrauchten Kolportagekniffen an die Vervielfältigung uralter, ganghofereskter Achleitneriaden, er schwingt nicht, wie Thoma jetzt so sehr tut, die Pritsche des bewußten Narrentums, um das Lachen betroffener Philisterbäuche zu erpressen, er trägt auch nicht, wie sein Stammesgenosse Dreyer, Nietzsche und Ibsen im Hirne und Blumenthal im Handgelenke — was ihn zur heimat-künstlerischen Epik führt, ist allein eine in der Großstadt bewahrte treue Liebe zur alten Scholle, eine verstehende, verzeihende Güte und Nachsicht für die Schwächen mecklen-

Digitized by Google

burgischer Kleinbürger und ein behaglich-behäbiger Humor, der das freundlich-biedere Menschentum des Dichters in allen seinen Gestalten widerspiegelt. Ganz gering ist die Handlung, die in 400 Seiten vor sich geht: der blinde Großherzog (eine wundervolle Greisengestalt) besucht die Stadt, zwei Schüler machen erfolgreich ihre Aufnahmeprüfung für — Tertia, zwei Lehrer feiern Dienstjubiläen, zwei Liebende finden sich und — einzige Schwäche des prächtigen Werkes — ein romanhafter, nein, der romanhafte „Amerikaner" kehrt höchst romanhaft zurück, um romanhaft in der Heimat zu sterben. Was aber will solche Kleinigkeit besagen neben den vielerlei Vorzügen des Romans, der, von überzeugtem Konservativismus getragen, in sympathischer Weise die gute alte Zeit der hastenden Gegenwart mit ihrem industriellen Materialismus gegenüberstellt! Plastisch stehen sie vor unserem Auge, die glücklichen Pfahlbürger, denen ein Straßendurchbruch und ein Fürstenbesuch alles und ein Schlagwort nichts bedeutet, die demokratische Vereine gründen und in ihrem Zeichen dem Fürsten huldigen, die eine Sehnsucht nach dem alten Obotritenlande erwecken, daß der Großstädter die Feder hinlegt, in die Ferne träumt und beim Klange der ersten Autohupe tief aufseufzt, weil er jähe aus dem lachenden Lande Marx Möllerschen Humors vertrieben ist . . . Und der Dichter weiß so anschaulich zu beschreiben, so köstlich zu plaudern und seine Sprache dem Stoffe so gewandt anzugleichen — „spielig" ist bezeichnenderweise ein Lieblingsausdruck Möllers —, daß das Buch einen durchaus liebenswürdigen Eindruck hinterläßt und zu Hoffnungen auf weitere Erzählungswerke des Autors Anlaß gibt.

Franz Grätzer.

Die Inselbücherei. Die Inselbücherei des „Inselverlages" ist bereits bei ihrem siebenundzwanzigsten Bändchen angelangt. Sie verfolgt die Absicht, in vorzüglichem Druck auf gutem Papier und zu dem billigen Preise von 0,50 M. bedeutende Leistungen deutscher und fremder Literaturen ihrem Publikum in geschmackvollem Gewande zu bieten. Unter den letzthin erschienenen verdienen besonders erwähnt zu werden: Eine hübsche Ausgabe von „Fünf sehr anmutigen Geschichten des vielgelästerten Giovanni di Boccaccio aus Certaldo" mit altitalienischen Holzschnitten reizvoll geschmückt, eine vortreffliche Monographie Ibsens von dem bekannten Dresdner Gelehrten Oskar Walzel und Novalis' großartige „Hymnen an die Nacht". Literarischen Feinschmeckern wird die Geschichte von Aucasin und Nicolette, die so auch einem größeren Publikum bekannt gemacht wird, willkommen sein. Von anderen letzthin erschienenen Bänden seien kurz erwähnt: Ernst Hardt „An den Toren des Lebens", Johannes Schlaf „In Dingsda", Heinrich von Treitschke „Die Freiheit", Nicolaus Gogol „Der Mantel", eine Novelle H. de Balzac „Facino Cane Sarrasine" und Ricarda Huch „Liebesgedichte".

Prüfen Sie unbedingt Bilz Nährsalz-Cacao

damit Sie die **Vorzüglichkeit** dieses gesündesten und wohlschmeckendsten. **Obst**nährsalze enthaltenden Cacaos kennen lernen. Sehr wohltuend bei **Blutarmut, Nervosität,** bei allen **Schwächezuständen** und **chronischen Leiden.** Besonders wertvoll bei **Kindern,** die in der **Ernährung** und **Entwicklung zurückgeblieben** sind.

Ueberall zu haben, sonst durch die Fabrik

ILTZ & KLUDT, Dresden.

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardt

Cigaretten

Cairo-Bremen

Leopold Engelhardt, GmbH

Hoflieferant Sr. H. d. Khediven, Cairo-Bremen

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf
Hator	10 Pf

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmut Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Insera[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google